Die Musen.

Eine norddeutsche Zeitschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué

und

Wilhelm Neumann.

Erstes Quartal.

Berlin,
in der Salfeldschen Buchhandlung.
1812.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN
Universitäts-Bibliothek München

Inhalt

des ersten Heftes.

Zueignung von S. S. Siebmann . . . 1

Ueber den Mythos der Sündfluth, von Philipp Buttmann 3

Ueber den Einfluß der den Juden in Spanien im Mittelalter bewilligten Vorrechte auf die Staatsverfassung und das öffentliche Wohl, von Friedrich Rühs 60

Ueber den Lebensmagnetismus, vom Dr. und Prof. Wolfart 84

Zauber und Liebe, eine nordische Sage von Friedrich Baron de la Motte Fouqué 106

Das warnende Gespenst, von K. A. Varnhagen von Ense 129

Eine altitaliänische Geschichte, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué . 154
Herkules Torelli, eine Erzählung von Wilhelm Neumann 145
Belohnter Fürstenmuth, eine geschichtliche Begebenheit, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué . . . 158
Vetter Rameau, von K. A. Varnhagen von Ense 161
Hülsen, von demselben 170
Bruchstücke und Umrisse, von J. G. S. . 173
An die Königin Louise von Preußen, Gedicht von Heinrich von Kleist . 177
Ritterssitte, Romanze von Ludwig Robat . 179
Die Harfe, schottische Sage von Fried. Rühs 186
An J. W. Göthe, Gedicht v. J. G. S. . 191
Ein Wort über F. Schlegels gesammelte Gedichte, von Fried. Baron de la Motte Fouqué 196

Zueignung.

Melete.

Nehmt gütig auf, was aus dem tiefſten Buſen
Ein ernſt Gemüth gedankenvoll wird bringen.
Flieht nicht vor mir, gleich gräßlichen Meduſen,
Dann mögt Ihr goldne Früchte leicht erringen.
Und ſchnell trägt Euch die ernſteſte der Muſen,
Empor auf des Gedankens Aetherſchwingen.
Nicht unwerth Eurer wollen wir erſcheinen,
Doch müſſen ſich die Schweſtern mir vereinen.

Aoide.

Wollt Ihr, ob tiefern Sinnens, uns erkalten,
Dann laſſe ich die Lyra ſchnell ertönen,

Die bunten Flügel Fantaſus entfalten,
Und bald ſtellt ſich das Schroffe zu dem Schönen,
Die Pſyche ſich zum Schmetterling geſtalten,
Melete's Felſen Myrt' und Lorbeer krönen.
Sind die Geſäng' in Eurer Bruſt erklungen,
Dann iſt Aeide's ſchönſtes Ziel errungen!

Mneme.

Was aus des Chaos Nacht der Geiſt gerufen,
Und hingeſtellt in freudige Sonnenhelle —
Was üppig blühende Fantaſien ſchufen,
Und kräftige Hand gewirkt an wüſter Stelle —
Ich leit' es zu des Nachruhms ſichern Stufen,
Es rettend vor der Zeit gewaltiger Welle.
Doch — eh ich dieſen Blättern Schutz verleihe,
Bedürfen ſie erſt Eures Urtheils Weihe!

F. S. Siebmann.

Ueber den Mythos der Sündflut.

Vorgelesen
in der öffentlichen Sitzung der Kön. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, den 30. Januar 1812,
von
Philipp Buttmann.

Eine der fruchtbarsten Entdeckungen, welche die neuere Kritik in der Bearbeitung der mosaischen Monumente gemacht hat, ist die, welche die Abwechselung der Namen Jehova und Elohim in der Genesis betrifft *). In den einzelen Theilen derselben kommt nehmlich immer entweder dieser oder jener Name Gottes

*) Luther setzte, nach dem Vorgang der alten Uebersetzungen, bekanntlich für Elohim Gott, für Jehova der Herr.

ganz oder beinah ausschließend vor; und immer stellen die auf solche Art abgesonderten Theile auch in ihrem Inhalte sich theils als selbständige Erzählungen dar, theils doch als sehr merklich geschiedne Abtheilungen solcher, die oft mitten in der Erzählung eine jener Ueberschriften tragen, wie „dies ist das Buch" — „dies ist das Geschlecht" —, und die sich von den daran stoßenden, auch durch Verschiedenheit des Vortrags, und selbst zuweilen durch Abweichungen in gewissen Umständen unterscheiden. Wäre diese Bemerkung in etwas älteren Zeiten gemacht worden, oder hat sie wirklich ein aufmerksamer Bibelleser schon früher gemacht, so konnte sie wol nur irgend eine mystische Deutung begründen: in unsern Tagen, wo jedem Gebrauche der heil. Bücher sein eigenthümliches Gebiet angewiesen ist, dient sie dem Kritiker, ohne Gefährdung der Religion, zum unleugbaren Beweis, daß die Genesis das Werk eines Schriftstellers ist, der mehrere alte selbst schon ordentlich abgefaßte Ueberlieferungen in ein zusammenhangendes Ganzes kunstlos zu vereinigen suchte. Ja schriftlich abgefaßt müssen jene uralten Geschichtbücher gewesen sein, da Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks und der Benennung nur entweder durch Metrum, dergleichen hier nicht statt findet, oder durch Schrift sich erhalten können.

Die lose Verbindung dieser Theile in der Genesis kann uns nicht befremden, weil die schriftstellerische Kunst, die auf solche Gegenstände ihre Sorgfalt erstreckt, in jene Zeiten nicht gehört; und auch jene Abweichungen dürfen uns nicht irren, weil wir dem Abfasser keinen Zweck unterlegen dürfen, wie ihn ein späterer Schriftsteller bei ähnlicher Arbeit etwa gehabt haben würde. Es läßt sich ein Zweck denken, dem die ausdrückliche Beibehaltung der verschiedenen Darstellung aus verschiedenen Sagen völlig entspricht; obgleich folgende Generationen ihn früh verkannten.

Von selbst müssen wir, bei dieser Ansicht von der Entstehung dieses Buches, erwarten, daß jene einzelen Theile von sehr verschiedenem poetischen Werthe seien. Die Lesung bestätigt dies bald. Ohne noch zu ahnen, was hieraus für die weitern Untersuchungen in diesem Felde hervorgehen mag, glaube ich bemerkt zu haben, daß die Jehova-Urkunden in dieser Hinsicht weit vorangehn denen mit dem Namen Elohim; obgleich auch diesen eine älteste Poesie zum Grunde liegt, welcher nur spätere Behandlung ihren Glanz scheint benommen zu haben. Gleich der Schöpfungs-Mythos gehört zu diesen, deren poetisches Verdienst, wie ich in einer frühern

Arbeit *) zu zeigen mich bemüht habe, erst dem kritischen Blicke sich vollständig entwickelt. Aber gleich auf diesen folgt die schönste Perle in dieser Schnur, der Paradies-Mythos, und gerade dieser ist ausgezeichnet durch eine ihm ausschließend angehörige durch und durch herrschende Benennung der Gottheit, durch die verbundenen Namen Jehova Elohim **). Wobei jedoch angemerkt zu werden verdient, daß diese feierlichere Benennung Gottes nur in dem eignen Vortrag des Erzählers herrschet, dahingegen in den eingeführten Reden der Schlange und des Weibes, (Kap. 3, 1—5.) nur der einfache Name Elohim — und zwar viermal hintereinander, also ohne Zufall — erscheinet. Der darauf folgende schöne Mythos von Kain und Abel, der, wie ich in meiner letzten Vorlesung ***) gezeigt habe, bestimmt zwar an jenen sich anzuschließen, aber von einem andern Verfasser zu sein scheint, hat durchweg den Namen Jehova; und auf ihn folgt, mit dem Namen Elohim das

*) Ueber die beiden ersten Mythen der mosaischen Urgeschichte; in der Berlinischen Monatschrift 1804. März. April.

**) Bei Luther Gott der Herr.

***) Ueber die mythische Periode von Kain bis zur Sündflut; in der Berlinischen Monatschrift 1811. März.

dürftige Gerippe der mythischen Periode von Kain bis zur Flut.

Die Erzählung von der Sündflut selbst, zu welcher ich nun übergehe, ist mit sichtbaren losen Fugen zusammengesetzt aus einer Reihe von Bruchstücken beiderlei Art. In dreien von diesen, Kap. 6, 1—8. 7, 1—10. und in den letzten Versen des 8ten Kapitels, herrschet der Name Jehova *). Man darf nur zu Anfang des zweiten von diesen Fragmenten statt „geh in den Kasten" setzen „baue dir einen Kasten und geh hinein" u. s. w. sodann das dritte (dessen Anfang mit dem Schluß des vorhergehenden Elo-

*) In dem vorletzten Verse des 8ten dieser Fragmente (K. 7, 9.) steht zwar in unserer hebräischen Bibel der Name Elohim. Allein obgleich Vater sehr richtig bemerkt, daß solche einzele Erscheinungen, gegen die überwiegenden Uebereinstimmungen im Ganzen, gar nicht zu beachten sind; so ist doch die Variante Jehova nicht zu verschmähen, welche einer der Kennikottischen Codd. und einige der alten Uebersetzungen, namentlich die Vulgata (dominus), darbieten. Ich führe dies nur an wegen des nicht uninteressanten Umstandes, daß auch Luther hier sich der Benennung der Herr bedient. Er der keine Ahnung haben konnte von dem kritischen Gebrauche den diese Namens-Abwechselung gewährt, wie kommt er dazu, gerade hier seine steten Führer, den hebräischen Text und die Siebzig, zu verlassen? — Sollte nicht sein anerkanntes poetisches Gefühl den Mann gelehrt haben, welche Theile eine poetische Einheit in sich haben? und da von dem

hlm-Fragmentes unmerklich verfließt) mit dem Ausgange Noachs aus dem Kasten beginnen; so fehlt uns nur wenig, um die ganze Geschichte in dem edeln Stile der Jehova-Urkunde vor uns zu haben. Das erste Elohim-Fragment dazwischen enthält die Anweisung zum Bau der Arche schon ziemlich im Geist der späteren levitischen Kleinlichkeit, mit Angabe der Maaße und der Einrichtung, welches alles die ältere Sage unstreitig der Einbildungskraft überließ. Dann folgt der Befehl zum Hineingehn und zur Aufnahme aller Landthiere, welches beides unmittelbar darauf in der Jehova-Urkunde eben so vollständig noch einmal vorkommt, nur bekanntlich mit der merklichen Abweichung, daß in dieser von den reinen Thieren je sieben Paare von den andern je ein Paar mitzunehmen geboten wird, da in der Elohim-Urkunde von allen Thieren ohne Unterschied nur von je einem Paare die Rede ist. Das zweite Elohim-Fragment schil-

---

wörtlich genauen Uebersezer das Vorherrschen des einen oder andern Namens in den verschiedenen Theilen nicht unbemerkt bleiben konnte, dürfen wir nicht glauben, daß er selbst den Nennung des Namens Elohim gegen den vorherigen Zusammenhang mit Jehova fühlte, und daher das besser stimmende wählte, welches ihm eine ehrwürdige alte Uebersezung, die Vulgata, darbot?

dert das Kommen und die Dauer der Flut in lauter Wiederholungen, und dabei mit genauen chronologischen Angaben, die das sichere Gepräg späterer Ausführung alter poetischer Sagen sind: dann eben so die Abnahme, nebst der Erzählung von den Vögeln, die Noach zur Erkundung ausgeschickt. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß dieser naivschöne Umstand, zu dem ursprünglichen Mythos mitgehörte; aber in dieser Urkunde hat er eine Erweiterung erhalten, die ihn verdunkelt. Den Raben der zuerst ausfliegt, und der, obgleich die Erde noch einige Wochen ganz bedeckt bleibt, nicht wiederkehret, sondern stets hin und her fliegt, kann ich mir poetisch noch weniger begründen als physisch. Das frisch abgebrochene *) Oelblatt, das die zweite Taube bringt, stimmt, auch für einen naiven Dichter, zu wenig mit den Zeitbestimmungen derselben Urkunde, nach welcher die Erde in den niedern Gegenden damal schon drei Vierteljahre lang mit Wasser bedeckt war. In den verwandten Sagen anderer Nationen, die ich nachher berühren werde, dauert die Flut nur wenig Wochen. Der ursprüngliche Mythos

*) Die Sprachforscher sind bloß darüber streitig, ob das Beiwort im Grundtext abgebrochen oder frisch heiße.

braucht gar keine Zeit bestimmt zu haben: wir brauchen ihm also das Oelblatt, worin Fantasie ist und Zweck, nicht abzusprechen. Dann folgt der Ausgang aus dem Kasten, an welchen sich, im dritten Jehova-Fragment, das Dankopfer anschließt. Zuletzt folgt im dritten Elohim-Fragment, abermals mit vielen Wiederholungen, der Bund Gottes und der Regenbogen, welche letzten Umstand wir dem ursprünglichen Mythos wohl auch zueignen dürfen.

Demzufolge trage ich nun aus den Jehova-Fragmenten, mit schicklichen Einschaltungen aus den andern, den Mythos also vor:

Da die Menschen sehr zunahmen auf Erden, da begannen die Söhne Gottes nach ihren Lüsten zu freien und nahmen zu Weibern die Töchter der Menschen. Da sprach Jehova: Mein Geist wird nicht walten unter den Menschen auf immer bei ihren Vergehungen; denn sie sind Fleisch. Doch will ich ihnen noch Frist geben hundert und zwanzig Jahr. Aber aus der Vermischung der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen entstanden Räuber und Gewaltthätige; und die Bosheit der Menschen nahm zu auf Erden. Da reuete es Jehova, daß er die Menschen gemacht hatte; und er beschloß zu vertilgen alles auf Erden, sowohl Menschen als Thiere bis auf das Gewürm. Aber Noach al-

lein fand Gnade vor Jehova. Da sprach Jehova zu Noach: baue dir einen großen Kasten und gehe in denselben, du und dein Haus, und nim mit dir von allen reinen Thieren je sieben Paare, von den unreinen aber je ein Paar; auf daß Same lebendig bleibe auf Erden. Denn ich will regnen lassen und vertilgen von dem Erdboden alles was Leben hat. Und Noach that wie ihm Jehova geboten hatte. Und als die Zeit heran kam, thaten sich auf alle Brunnen der Tiefe und alle Fenster des Himmels. Und das Gewässer verbreitete sich und bedeckte die ganze Erde bis funfzehn Ellen über die höchsten Berge. Aber der Kasten fuhr auf dem Wasser. Da ging alles Fleisch unter auf Erden, was einen lebendigen Odem hatte auf dem Trocknen, und nur Noach blieb über und was mit ihm im Kasten war. Da gedachte Jehova an Noach; und er wehrte dem Regen, und das Gewässer fing an sich zu verlaufen. Da ließ der Kasten sich nieder auf dem Gebirge des Landes Ararat. Und nach einiger Zeit ließ Noach eine Taube ausfliegen, damit er erführe, ob das Gewässer gefallen wäre auf Erden. Da aber die Taube nicht fand, da ihr Fuß ruhen konnte, kehrte sie wieder in den Kasten. Und nach sieben Tagen ließ Noach abermal eine Taube fliegen, die kam zurück gegen Abend, und siehe ein abgebrochenes

Oelblatt war in ihrem Munde. Und wieder nach sieben Tagen ließ er eine Taube fliegen, die kehrte nicht zurück. Da erkannte Noach daß die Erde trocken war. Und er ging heraus mit seinem Hause und allen Thieren. Da bauete Noach dem Jehova einen Altar, und brachte ihm Opfer von allerlei reinen Thieren: und Jehova roch den lieblichen Geruch und ward versöhnet. Da gab Jehova ein Gebot, daß wer Menschenblut fürder vergösse auf Erden, deß Blut solle wieder durch Menschen vergossen werden. Und Jehova schloß einen Bund mit den Menschen und allen auf Erden lebenden Thieren, und sprach: Es soll hinfort keine Flut mehr kommen, die die Erde verderbe. Und zum Zeichen meines Bundes habe ich meinen Bogen in die Wolken gesetzt; damit, wenn es kommt, daß ich Wolken führe über die Erde, ich ansehe meinen Bogen, und gedenke meines Bundes, und lasse keine Sündflut kommen, die alles Fleisch auf Erden verderbe.

Der Eingang zu dieser Erzählung hat Dunkelheiten, die von den Abkürzungen der älteren Sage herrühren, dergleichen sichtbar die ganze Periode von Kain bis zur Flut erfahren hat. Wer in jenen Zeiten einen kurzen Begriff der alten Sagen verfaßte, hatte die Gesetze eines solchen Auszuges nicht vor Augen. Er setzte

eine Menge Begriffe und Notizen als bekannt voraus, ohne zu ahnen, daß eine Zeit kommen würde, wo man nichts mehr davon wissen würde. Nur durch Vergleichung der Analogie aller ältesten Sagen, ist es uns möglich einige Zwischenbegriffe zu ergänzen.

Die Ungleichheit der Stände ist so alt als alle unsere historische Kenntniß, die Sagen mit eingeschlossen. Bei allen Völkern ist wenigstens ein Königlicher oder Heldenstamm, der alsdann den Priesterstand gewöhnlich mit in sich begreift, im Gegensatz des gemeinen Volkes. Was jener ältesten Zeit edel und trefflich, was ihr Tugend ist, ist wirklich diesem Heldenstamm fast ausschließlich eigen: der große Haufen ist nicht bloß niedrig sondern schlecht: oder vielmehr schlecht und niedrig ist einerlei. Mit jenen verbindet sich bald der Begriff einer ausgezeichneten göttlichen Abstammung. In der vielgöttischen Sage, die der mosaischen Religion vorausging, war ein solcher Heroenstamm von Abkömmlingen der Götter wie in der griechischen Sage und allen übrigen. Sie hießen die Söhne der Elohim oder der Götter, im Gegensatz der Söhne der Menschen oder des Volkes. Sehr begreiflich daß ein uralter Gebrauch bei den Völkern die Gemeinschaft der Ehen zwischen beiden Ständen verwehrte; sehr begreiflich daß man sich die Ver-

derbtheit der Vorwelt und die allmähliche Entartung des Menschengeschlechts aus solcher Vermischung erklärte. Dies war der Sinn der vormosaischen Sage, die mit der mosaischen Religion nicht in allen Begriffen harmonirte. Der Gesetzgeber behielt sie jedoch bei; aber mit dem seiner Lehre eigenthümlichen Begriffe der Einheit im Namen Elohim. Es sind also nun nicht mehr die Söhne der Götter, sondern die Söhne Gottes. Hiemit verband sich nun noch der Begriff des göttlichen Hauches, der einst den Menschen beseelt hatte. In dem Stamme der Edeln glaubte man habe sich der Hauch oder der Geist Gottes am unverfälschtesten erhalten. Wer wollte über den materialistischen Begriff sich wundern, daß bei allgemeiner Vermischung der großen Menschengeschlechts auf Erden dieser Götterhauch sich immer mehr und mehr verschwächet, und zuletzt fast ganz verloren habe? So lange ein ansehnliches Geschlecht jener Edeln unvermischt auf Erden wohnte, so lange konnte der Geist Gottes in ihnen, und sie selbst durch ihre Herrschaft unter den übrigen Menschen, Recht und Ordnung erhalten. Aber nun nach jener Vermischung sah Gott voraus, daß sein Geist aufhören werde wirksam zu sein unter den Menschen. Dies ist der wahre Sinn der Worte Kap. 6, 3. den die natürlichste

Bedeutung der hebräischen Ausdrücke und unbefangene Beachtung des Zusammenhanges darbieten, und welchem Luther am nächsten gekommen ist, während die gelehrtesten Ausleger hier unnöthige Zwangsmittel angewandt haben *).

Ganz in dem Sinne jener Zeit, wo Gott noch Reue über seine Handlungen empfindet, ist denn auch die Frist, welche er, einem gerechten irdischen Herrscher gleich, den Menschen noch gibt, so sicher er auch vorhersieht, daß die Wirkung seines Geistes unter ihnen bald aufhören wird. Aber daß diese Frist nur in Gottes Gedanken erwähnt und daß ihre Verlaufung nachher stillschweigend vorausgesetzt wird, dies

*) Luthers Uebersetzung ist: „die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch.“ Er durfte nur noch wörtlicher übersetzen: „die Menschen werden sich meinen Geist nicht immer strafen lassen.‘ — Uebrigens ist Vaters Urtheil, daß diese ganze Stelle (Kap. 6, 1—4) „ohne irgend einen ersichtlichen Zusammenhang“ mit der Erzählung von der Sündflut stehe, gewiß eine zu starke Behauptung. Vielmehr würde die große Bosheit der Menschen V. 5. ohne eine solche begründende Einleitung schwerlich erwähnt worden sein. Daß die Nefilim und die Eroberer nachtheilig erwähnt werden, ist klar durch eben diesen Zusammenhang, und stimmt recht gut mit der mosaischen Religion, welche durchaus nur die Eroberungen, die von dem Gesammtvolke Israel geschahen, heiligte.

ist offenbar nur noch Rest einer ursprünglichen vollständigern Erzählung. Zuverlässig ließ diese Gottes Mißfallen, sein bevorstehendes Gericht, und diese Frist den Menschen ankündigen. Und hiemit stimmen vortrefflich überein die in meiner letzten Vorlesung angeführten nichtmosaischen Sagen von Henoch. Der phrygische Annakos, nachdem den Menschen vorhergesagt worden, daß sie nach dessen Tod umkommen würden, versammelt sie zu flehentlichem Gebet. Die Araber lassen ausdrücklich den Henoch von Gott an die Kainiten gesandt werden, um sie zu bekehren. Wer sieht also nicht daß in der mosaischen Erzählung die in dem vorhergehenden trocknen Geschlechtsregister erwähnte Frömmigkeit des Henoch und seine Entrückung, und die hier gegebene Frist, Bruchstücke eines eben solchen Zusammenhanges sind? Henoch war es, der den Menschen diese Frist verkündete, und vergeblich bemühte sich eben derselbe sie zur Erkenntniß und Buße zu bringen. Er wird von Gott zu höherer Seligkeit von der sündigen Erde weggenommen; und nach Verlauf der Frist ergeht das Gericht über alle Menschen, mit einziger Ausnahme von Henochs gottesfürchtigem Nachkommen Noach. Freilich die mosaische Chronologie stimmt mit dieser Annahme nicht; denn, rechnen wir nach dieser, so fällt Henochs Entrückung sogar

gar mehre hundert Jahre vor Anfang der Frist. Allein dies wäre nur dann ein Widerspruch, wenn der mosaische Mythos Henochs Vermittelung wirklich erwähnte. Daß die vorsündflutischen Alters-Angaben durchaus unmythisch sind, das heißt, daß sie durch weit spätere prosaische Behandlung erst hineingekommen sind, versteht sich von selbst. Die Angabe der hundert und zwanzigjährigen Frist hingegen lautet mythisch genug. Es ist die Dauer eines alten orientalischen Säkulum *). Wer nun diese, wie man muß, ganz unabhängig von jener chronologischen Liste betrachtet, der wird es gewiß nicht unpassend finden, wenn 120 Jahre vor der Flut Noachs Urgroßvater sie verkündet und die Menschen zur Buße ermahnet.

In der phrygischen Sage vom Annakes wird ausdrücklich und zwar offenbar als Auszeichnung angeführt, daß er **über dreihundert Jahre** gelebt habe. Merkwürdig ist daß grade dies mit der mosaischen Sage übereinkommt, in welcher Henochs Erdenwandel 365 Jahre dauert, während die übrigen aus derselben Linie bis zu ihrem natürlichen Tod ein weit höheres Alter erreichen. Mit dem Bewußtsein freilich daß

*) S. Scaliger de Em. Temp. lib. 4. p. 293—98.

Uebereinſtimmung in Zahlen etwas ſehr unzuverläſſiges iſt, möchte ich mich von dieſer hier verführen laſſen ſie als einen Wink anzunehmen, daß dieſes Alter Henochs wirklich ſo beſtimmt in der alten Sage geweſen ſei. Durch dieſe Vorausſetzung rundet ſich nehmlich der alte Mythos aufs vortrefflichſte. Es iſt begreiflich, daß in demſelben den Menſchen der älteſten Zeit ein hohes Alter zugeſchrieben ward: aber jeder alte Mythos bleibt einfach und natürlich auch wo er Verwunderung erregen will. Irre ich, ſo irre ich nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, wenn ich annehme, daß als gewöhnliches Alter der Menſchen jener Zeit das Säkulum von 120 Jahren angenommen, und von Henoch geſagt war, ihn habe die Gottheit ſeines frommen Wandels wegen, und damit er ſeiner Mitwelt lange zum Vorbild diene, drei jener Menſchenalter leben laſſen. Von dieſen war die von ihm feierlich endlich auf göttlichen Befehl verkündete Friſt das letzte. Die Zeit des Gerichts war nun da. Henoch, der Sohn und Enkel überlebt hatte, ward hinweggenommen, ſein Urenkel aber zu Erneuerung des Menſchengeſchlechts in der allgemeinen Flut durch göttliche Vorſehung erhalten. Die hebräiſche Tradition, welche, wie wir ſehen, von jener älteſten Periode nur die Stammtafel erhalten hatte, verlor dieſe

Motivirung von Henochs hohem Alter aus den Augen, und gefiel sich nun in der wunderbaren Ausdehnung desselben in beinah dreifachem Maaße auf die ganze Generation, indem sie sich begnügte, den frommen Henoch durch seine Verseligung auszuzeichnen.

Die ganze übrige Erzählung von der Flut selbst ist einfach und durch sich selbst klar. Der Bund den Gott mit den Menschen schließet hat den ethischen Zweck, auch in dem Herzen des sündigen Menschen das Zutrauen zu Gott, das durch die Kunde von diesem Strafgericht vernichtet werden konnte, zu erhalten. Die schöne Dichtung von dem Regenbogen, als Zeichen dieses Bundes, hat ihren Grund in dem Anblick den diese Erscheinung gewährt. Fest aufstehend auf der Erde wölbt er sich hinauf in den Himmel, und scheint so ein Band zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und den Menschen. Eine Idee, die wenig verschieden, aber herzlicher ist, als die griechische, nach welcher der Regenbogen der Weg ist, auf welchem die Verkündungen und Befehle Zeus auf die Erde gelangen, oder personifizirt, die Botin selbst des Zeus.

Die physische und historische Begründung des Sündflut-Mythos bedarf keiner weitern Unter-

ſuchung. Die Geſtalt aller Küſten ſind das dauernde Dokument alter Waſſerverwüſtungen. Jedes noch ſo hohe Alter, das man Gründe haben kann dieſen Ereigniſſen zu ſetzen, kann nicht zu alt ſein, um eine ſolche Sage begründet zu haben. Die Kunde ſolcher Zerſtörung, die in jedem Lande, das ſie traf, als eine Weltzerſtörung den Gemüthern ſich einprägte, kann nie untergehen. Ueberall mußte die Sage davon ſich bilden unabhängig von der jedes andern Landes. Aber die ſo, wie wir ſie hier vor uns haben, geſtaltete Sage geht von Einer Gegend aus. Das Anziehende in ihrer Erfindung konnte ſie von Volk auf Volk, von Zeit auf Zeit verpflanzen; aber überall ward ſie nothwendig die Sage von derjenigen Flut, welche die daſige Gegend betroffen hatte. Aus Gründen, die ich früher entwickelt habe, ſuche ich die Bildung dieſer Sage, wie der übrigen älteſten in der Geneſis, in den ſüdlichen Gegenden Aſiens. Verpflanzt an den Eufrat, läßt ſie den Kaſten auf den Gebirgen Ararats, worin ich mit den Erklärern aller Zeiten Armenien erkenne, ſich niederlaſſen *). Von den Ueberlieferungen

*) S. m. Aelteſte Erdkunde des Morgenlandes S. 60, 563.

anderer Völker jener Gegend, haben Josephus *), Eusebius **), Cyrillus ***) und Syncellus ****) uns einige Bruchstücke aus den Werken griechisch schreibender Historiker vor unserer Zeitrechnung erhalten, worin ich, wie Eusebius, von der mosaischen Erzählung unabhängige Uebereinstimmungen mit derselben erkenne. Am merkwürdigsten ist die assyrische Tradition aus den historischen Werken des Abydenus und Alexander Polyhistor geschöpft; in welcher, statt des mosaischen Noach, ein Sisuthros oder Xisuthros †) eingeführt wird, welchem ein Gott, den der Grieche Kronos nennt, große Regengüsse auf den 15ten des Monats Däsios ankündigt. Auf seinen Befehl vergrub Sisuthros schriftliche Nachrichten von der Vorwelt in der Sonnenstadt Sippara, baute dann ein großes Schiff, in welches er mit seiner Familie und Freunden und mit allen Arten vierfüßigen, fliegenden und kriechenden Thie-

*) c. Apion. 1, 19.

**) Praep. Evang. 9. 11. 12.

***) Contra Julian. 1.

****) Ed. Paris. p. 30 et 33.

†) Alexander scheint Xisuthros geschrieben zu haben, aber Abydenus Sisuthros.

ren ging, und nach Armenien hinaufschiffte. Drei Tage nachdem der Regen aufgehört ſing er an durch ausgeſchickte Vögel die Erde zu erkunden. Zweimal kamen ſie zurückgeflogen; aber das zweitemal hatten ſie Schlamm an ihren Füßen. Zum drittenmal blieben ſie aus. Hierauf verließ zuerſt Siſuthros bloß mit ſeinem Weibe, ſeiner Tochter und dem Steuermanne das Schiff. Sie beteten die Erde an, errichteten einen Altar und opferten den Göttern. Aber plötzlich verſchwanden ſie. Die im Schiffe zurückgebliebenen gingen nun ebenfalls heraus, ſuchten und riefen vergebens, bis Siſuthros Stimme aus dem Aether, nachdem er ſie zu einem frommen Leben ermahnt, ihnen ſagte, ſie ſeien ihrer Gottesfurcht wegen zu den Göttern genommen, um bei dieſen zu wohnen. Auf ſeine fernere Anweiſung kehrten jene nun zurück, gruben die geretteten Bücher aus und wohnten wieder in Babylon. Das Fahrzeug aber blieb bis in ſpäte Zeiten auf Armeniens Gebirgen liegen.

In dieſer Sage iſt eine Vermengung mit der Sage von Henoch unverkennbar; denn nach andern blieb Siſuthros auch nach der Flut noch auf Erden. In dem Lucianiſchen Buche de Dea Syria (Kap. 12. 13.) wird dieſes aſſyriſchen Noachs auch erwähnt. Von dem heiligen Tempel zu Hierapolis in Syrien heißt es

dort, die Menge sage, Deukalion der Skythe habe ihn errichtet, derselbe zu dessen Zeit die große Flut eingefallen sei. In ihrem Lande nehmlich habe damals die Erde sich aufgethan und habe das gesamte Gewässer aufgenommen. Deukalion aber habe Altäre und über dem Erdspalt einen Tempel der syrischen Göttin errichtet, auch ein Gesetz gegeben, daß dieser Tempel ein Denkmal der Heimsuchung und der Wohlthat sein solle. In dieser Erzählung befremdet die Erklärer mit Recht der Beiname des Skythen den Deukalion führt, nicht daß Abweichungen dieser Art überhaupt befremden könnten, sondern weil diese von allen andern so sehr abgehende Angabe so beiläufig als etwas bekanntes angeführt wird. Und wie kommt es daß grade dieser südliche Deukalion ein Skythe sein soll, da nichts natürlicher ist, als daß jedes Volk den in der Sündflut geretteten als einen seines Stammes angibt? wie denn auch wirklich die assyrischen uralten Chronologien den Sisuthros als den zehnten König von Chaldäa aufführen. Unstreitig hatte der griechische Schriftsteller hier dem Namen aus der griechischen Mythologie, Deukalion, dessen er sich der griechischen Sitte gemäß wie der Namen Hera, Dionyses u. a. bedient, den einheimischen beigefügt, und ein kleiner Schreibfehler hat ihn uns

wieder verhüllt. Man darf in jenem Beinamen in griechischer Schrift nur das κ in seine zwei Grundzüge, die dem ι und c gleich sind, zertheilen, so haben wir den Deukalion Sisythes oder Sisuthes *); eine einfachere griechische Formation desselben Namens, den jene Schriftsteller Sisuthros oder Xisuthros schreiben.

Die Kenntniß einer durch ihre Uebereinstimmung mit der mosaischen Erzählung höchst merkwürdigen Sage eines vom Eufrat entfernteren Landes, der phrygischen, verdanken wir der Wissenschaft die uns so vieles, das sonst mit der Spur verloren wäre, erhalten hat, der Münzen-Kunde. Und ich verdanke wieder die Zuverlässigkeit, mit welcher ich davon sprechen kann, oder vielmehr alles, was ich davon anzuführen habe, jenem gründlichen Gelehrten, jenem ruhigen und sichern Forscher, dessen Meisterwerk diese Wissenschaft auf einen Fuß gesetzt hat, dessen sich wenig andre zu erfreuen haben, Eckhel in Wien **). Von der an den Flüssen Mäandros und Marsyas belegnen berühmten Stadt Apamea in Phrygien, gibt es eine

*) Διονυσίου τοῦ CKYΘEA l. CICYΘEA.

**) Doctrina Num. Vet. to. 3. p. 132. 199.

Anzahl Münzen aus den Zeiten des Septimius Severus und folgender Kaiser — sieben bis acht Exemplare, durch die sichersten Münzkenner für echt erklärt, sind bekannt — welche einen auf den Fluten schwimmenden Kasten darstellen, worin ein Mann und eine Frau zu sehen. Auf dem Kasten sitzt ein Vogel, und ein anderer fliegt heran, einen Zweig mit den Füßen haltend. Dicht dabei steht dasselbe Menschenpaar, mit aufgehobener Rechte, auf festem Lande. Was aber das allermerkwürdigste ist, auf dem Kasten sind auf drei Exemplaren deutlich zu lesen die Buchstaben NΩ, wovon auf andern bloß noch das N zu erkennen ist. Aeltere Gelehrte, namentlich Octavius Falconerius, von welchem wir eine Abhandlung über diese Münzen haben, versicherten deutlich ΝΩΕ zu lesen, welches noch auffallender, aber auch eben dadurch verdächtig wäre, da dies genau die Schreibart ist, mit welcher die griechische Bibel die hebräische Namensform ausdrückt. Allein durch Eckhels sichere Kritik ist es nun wol ausgemacht, daß nirgend mehr als jene zwei Buchstaben erscheinen. Mit Recht wird mit dieser Münze die Aussage eines sonst sehr bedenklichen Zeugen, der sogenannten sibyllinischen Bücher verbunden, welche nach Er-

mähnung der Sündflut in ſchlechten Verſen fol-
gendes erzählen *):

In Phrygien — — — — — lieget
Steil, fern ſichtbar ein Berg, mit Namen
Ararat heißt er.
— — — — — —
Aus ihm quellen hervor des Stromes Mar-
ſyas Adern:
Aber auf ſeinem Gipfel ſich ſenkend ruhte
der Kaſten (κιβωτός),
Als ſich der Regen gelegt.

So plump auch hier der chriſtliche Verfaſſer den bibliſchen Namen Ararat nach Phrygien trägt, ſo ſieht doch jedermann, daß er gerade auf dieſen Gedanken nie gekommen wäre, wenn er nicht eine mit der bibliſchen Geſchichte übereinſtimmende phrygiſche Sage vorgefunden hätte. Endlich tritt hinzu der wichtige Umſtand, daß eben dies Apamea, wie mir aus Plinius, Strabo und andern Quellen wiſſen, von andern gleichnamigen Städten ſich unterſchied durch den nirgend erklärten Beinamen Κιβωτός der Kaſten, welcher auch auf einer Münze dieſer Stadt, von Hadrian, zu leſen iſt **). Mir iſt kein Zweifel, daß dieſer Beiname ſeinen einzigen Grund hatte in jener alten Sage, daß der

*) Ed. Gallaei p. 152 — 160.
**) Eckhel a. a. O. S. 142.

Kaſten des aus der großen Flut geretteten Stammvaters auf dem Berge hinter dieſer Stadt ſich niedergelaſſen habe. Denn an einen jüdiſch-chriſtlichen Urſprung der ſo geſtalteten Sage, welche auf die Münzen dieſer Stadt hätten Einfluß haben können, iſt unter jenen Kaiſern nicht zu denken. Die Silbe ΝΩ in ΝΩΕ zu ergänzen veranlaßt uns nichts. Warum ſollte nicht dieſer Name, den die Araber Nuh ausſprechen, in Kleinaſien No gelautet haben? doch kann es etwas gräziſirt geſprochen worden ſein ΝΩΣ. Die geſamte Uebereinſtimmung aber des Mythos und des Namens mit der moſaiſchen Sage, kann uns nicht mehr befremden, nachdem wir den Henoch oder nach der arabiſchen Ausſprache Achnoch ſo deutlich erkannt haben in dem ebenfalls phrygiſchen Annakos. Daß übrigens auf jenen Münzen, ſowohl in als außer dem Kaſten nur Noach und ſeine Frau geſehen werden, darin erkenne ich den Uebergang zu dem griechiſchen Mythos von Deukalion und Pyrrha, die ganz allein auf der Erde bleiben.

Denn die mythiſche Einerleiheit des griechiſchen Deukalion mit Noach und Siſuthros, das heißt, daß der griechiſche Mythos mit jenen orientaliſchen Sagen aus gemeinſamer

Quelle ausgeht, dies sage ich ist so gewiß als wenig Fakta dieser Art sein können. Hier ist nicht von der historischen oder chronologischen Einerleiheit der Ueberschwemmungen in Indien, in Westasien, in Thessalien die Rede. Ueber diese bleibt dem Geologen so wie dem Historiker, wenn er es in sein Feld glaubt ziehen zu können, freie Untersuchung. Auch die strenge Einerleiheit der mythischen Personen, womit die verschiedenen Sagen belebt sind, kann nicht gemeint werden. Denn diese, so wie andere Nebenumstände, mandeln sich bei jeder Nation aufs mannigfaltigste; und Lokalsagen, wie wir ein Beispiel in der Tradition von Hierapolis gesehen haben, verschmelzen sich überall in die empfangenen Ueberlieferungen. Die Erfindung und die Hauptgestalt des Mythos ist es, welche allen diesen Nationen gemein ist. Schade nur daß wir den griechischen Mythos von Deukalion nirgend in einiger Vollständigkeit finden. Im Apollodor finden wir ihn in folgendem Auszug.

„Als Zeus beschlossen hatte das eherne Geschlecht zu vertilgen, verfertigte Deukalion auf Prometheus Angabe einen Kasten, versah ihn mit Lebensmitteln und ging mit Pyrrha seinem Weibe hinein. Zeus aber schickte vielen Regen vom Himmel, welcher den größten Theil von

Hellas überschwemmte, so daß alle Menschen umkamen bis auf wenige, die sich auf die höchsten Gebirge flüchteten. Deukalion fuhr in dem Kasten neun Tage und neun Nächte umher und landete endlich auf dem Parnaß, wo er, nachdem der Regen aufgehört hatte, aus dem Kasten ging und Zeus dem Erretter opferte." — Hierauf folgt die eigenthümliche Sage von der Erneuerung des Menschengeschlechts aus Steinen.

Man vergesse nicht daß wir hier keinen eigentlichen Mythographen sondern nur einen Mythologen vor uns haben, das heißt einen, der als Gelehrter die Mythen sammelt, und zwar zu einer Zeit, als die Historiker schon längst mancherlei in die Erzählungen aus der mythischen Zeit hatten einfließen lassen, was diese Nachrichten historischer gestalten sollte. Dahin gehört die Einschränkung der Flut auf Hellas, womit man vergleiche Aristoteles Meteorol. 1, 14., wo die überschwemmte Gegend noch genauer bestimmt wird. Dem Geiste des alten Mythos, der dieses Ereigniß mit der Folge der verschiedenen Weltalter in Verbindung setzte, und den Deukalion zu aller Menschen Urheber machte, wie jedermann aus den unzähligen Stellen weiß, die den Deukalion mythisch erwähnen, war diese Beschränkung, so wie die Rettung auch noch anderer Menschen, fremd. — Eine andere Abfas-

sung des griechischen Mythos finden wir in der bereits angeführten Stelle des Lucian, wo er der Erzählung der Syrier eine andere ausdrücklich als die griechische entgegenstellt, deren Uebereinstimmung in Nebenumständen mit der mosaischen ich mich jedoch nicht bedienen will, weil sie in dem Munde des syrisch-griechischen Schriftstellers verdächtig ist; wie denn wirklich der Umstand Bedenken erregt, daß er, abweichend von der gewöhnlichen Vorstellung, und ziemlich asiatisch, den Deukalion mit seinen Kindern nicht nur, sondern auch mit seinen Weibern in den Kasten gehen läßt. — Zuverlässiger ist uns der echte Grieche Plutarch, der *) als Beispiel der genaueren Kenntniß, welche Thiere von Naturerscheinungen haben, dieses anführt. „Die Mythologen erzählen, daß dem Deukalion eine Taube, die er aus dem Kasten gelassen, zur Kundschaft gedient habe des Sturmes, wenn sie wieder zurückkam, des heitern Wetters, wenn sie wegflog." Offenbar abermals eine Deutung der einfachen mythischen Erfindung, die also der griechischen Sage mit der asiatischen gemein war, und die Einerleiheit beider bestätigt.

*) de Sollert. Animal. p. 968. f.

Es fragt sich nun ob die Person des Noach oder Sisuthros bloß diesem Mythos ihr Dasein zu verdanken hat, oder ob, wie sehr gewöhnlich ist, ein schon vorhandenes mythisches Wesen in diese Dichtung hineingezogen worden. Was insbesondre den Sisuthros betrifft, so gestehe ich, daß dieser Name es war, der verbunden mit dem Umstande, daß er in der alten Sage in der Reihe der chaldäischen Könige aufgeführt ist, die Ahnung in mir entstehen ließ, ob vielleicht von ihm her einiger Aufschluß uns werden könnte, über die so sehr räthselhafte historische Person des egiptischen Sesostris. Schon die Fassung dieses Gedankens muß zwar vielen eitel erscheinen: aber man vergönne, ehe ein solches Urtheil gefällt wird, eine nähere Erklärung. Sesostris Geschichte, sein Eroberungszug aus Egipten durch Asien bis an die Donau und nach Thrazien, ist durchaus fabelhafter Natur, und alle Versuche diesen Eroberer einigermaßen chronologisch zu machen, sind bei den mancherlei Widersprüchen, die sich entgegenstellen, bisher vergeblich gewesen, wie der Anblick der verschiedenen chronologischen Systeme zeigt *).

*) S. Beck Welt- und Völkergeschichte. S. 101. Simson. Chron. ad a. m. 2532.

Freilich bei der seltsamen Art Geschichte hervorzubringen, deren sich viele bedienen, indem sie aus fabelhaften Erzählungen nur die unglaublichen und übernatürlichen Umstände, und von den widersprechenden Thatsachen die, welche am entbehrlichsten scheinen, streichen oder umformen; bei dieser Methode, sage ich, kommt freilich die Fabel zu kurz, während die Geschichte sich der seligsten Räume und einer wahrhaften Unschuld erfreut. Aber wo ist der Roman, der nicht, wenn er aus seinem litterarischen Zusammenhang gerissen, einst auf die Nachwelt kommen sollte, auf diesem Wege die ernsthafteste Geschichte würde? Vor der wahrhaften historischen Kritik gehört jeder Theil der alten Ueberlieferung, der durch die Natur seines Vortrags, durch die Gestaltung seiner Thaten, durch die Zeit und Umgebung, worin er erscheint, fabelhaft ist, ganz in die Mythologie, mit der Gefahr selbst einzelnes historische, was die Dichtung benutzt haben könnte, das aber mit Sicherheit nicht mehr ausgesondert werden kann, zu entbehren. Allein schon in den Zeiten der Entstehung der Wissenschaft — im Grunde auch damals begreiflicher als jetzt — galt jene Methode; und indem durch sie uralte Dichtungen prosaisch gemodelt stillschweigend in die Geschichte traten, die Urkunden aber verloren gingen, entstanden jene räthselhaften

haften Theile der Geſchichte, die den Kritiker verwirren. Hier iſt für dieſen kein anderer Rath als ſolche Erzählungen auf der unentſchiedenen Grenze zu laſſen, bis entweder poſitive Spuren eine hiſtoriſche Grundlage herausfördern helfen, oder Kombinazionen anderer Art eine poetiſche. So iſt es mit Seſoſtris. Wahrhaft hiſtoriſche Spuren haben ſich noch nicht gezeigt. Denn hoffentlich wird man jene ſeltſamen Monumente, die das Alterthum von ihm in Paläſtina und bei den Skythen ſah, und deren Exiſtenz ein Augenzeuge wie Herodot *) allerdings vollkommen ſichert, nicht eher dafür erklären, bis auch vor unſere Augen einige davon gebracht werden, damit auch unſere Kritik zu entſcheiden verſuche, ob ſie wirklich beweiſende Denkmäler ſind, oder ob die unbefangenen Betrachter jener Zeit, Deutungen, welche eine alte Sage gewiſſen Hieroglyphen gab, oder auch Inſchriften, welche die Nachwelt erſt einem mythiſchen Faktum ſetzte, ſo nahmen wie ſie ſie empfingen. Finden ſich etwa nicht auch Nachrichten im Alterthum von Denkmälern der Züge eines Herakles und Dionyſos?

*) 2, 102.

Die Analogie dieſer beiden Eroberer mag uns einen Wink gewähren auch über Seſoſtris. Mythiſche Perſonen rein poetiſchen Urſprungs leben in allen Ländern, worin verwandte Völkerſtämme wohnen. Ueberall bezeugen Denkmäler und Sagen ihre ehemalige Anweſenheit. Erſt glaubt ihn jedes Land ſein eigen, ſeinen ehemaligen Herſcher. Aber ſobald die Erd- und Völkerkunde ſich erweitert, dann kann eine ſolche Allgegenwart nicht anders erklärt werden als durch einen erobernden Zug über alle dieſe Länder. An der Richtigkeit dieſer Erklärung für die Züge des Dionyſos und Herakles wird niemand zweifeln. Wer den Seſoſtris für zu hiſtoriſch halten wollte, um ihn eben ſo zu behandeln, der denke doch an Memnon, deſſen Landsmann, und der, wenn man mit ernſthafter Miene ſeinen Zug nach Troja erzählen, und den Danaos für Seſoſtris Bruder erklären kann, weit jünger iſt als dieſer *). Verweigere

*) Der alexandrinische Schriftsteller Manetho erzählt in einem Fragment, das uns Josephus (c. Apionem 1, 15.) erhalten hat, die Geschichte des Seſoſtris (den er Sethosis, Diodor Seſoosis nennt) und seines Bruders (Armais) ganz übereinstimmend mit Herodot und Diodor, und erklärt daher beide Brüder für den Aegyptos und Danaos der griechischen Mythologie. Ueberhaupt sind die Ar-

ſich wer kann der Evidenz der Zuſammenſtellungen, wodurch Jacobs *) gezeigt hat, daß der berühmte Zug dieſes Helden nur der Mehrzahl der Memnonien oder angeblichen Begräbniſſe deſſelben, die man in Egipten und Perſien, in Kleinaſien und Cyprus und an andern Orten fand, ſeine Entſtehung verdankt, und er ſelbſt ein uraltes allegoriſches Weſen, eine Gottheit war, dem jene Denkmäler überall urſprünglich in ganz anderem Sinne geſetzt waren. Wer es alſo verträgt, den Memnon ſo zu betrachten, der berechtigt uns zu einem Verſuche wenigſtens eines gleichen Verfahrens mit Seſoſtris. Wer aber hiſtoriſche Thaten in den Zügen des Dionyſos und Herakles und Memnon findet, nur der darf unſre Anſicht des Seſoſtris ohne weiters verwerfen.

Alſo inkonſequent wenigſtens und thöricht kann es nach dieſen Vorausſchickungen nicht er-

---

ten einſtimmig über das hohe Alter des Seſoſtris, welches nach Herodot und Diodor über das hinausgeht, was man als trojaniſches Zeitalter annimmt, und wovon Ariſtoteles (Polit. 7, 10.) ſagt, es ſtehe weit über dem des Minos. Kann die Geſchichte eines Königs deutlicher für mythiſch erklärt werden?

*) „Ueber die Gräber des Memnon und die Inſchriften an der Bildſäule deſſelben," in den „Denkſchriften der k. Ak. der Wiſſ. zu München für 1809 und 1810."

schelnen, wenn ich eine Ahnung faßte in den Königen zweier ganz verschiedenen Länder, und wovon der eine durch die egiptische Sage schon in Zeiten einer bedeutenden Kultur, der andre durch die chaldäische in die Zeiten der Sündflut gelegt wird, Eine Person zu entdecken. Was mir gelang ist indessen nur ein Wink, dessen Werth von künftigen Versuchen ihn zu verfolgen abhangen mag. Von dem Standpunkt einer Ueberschwemmung die Augen auf die egiptischen Sagen gerichtet, bot sich mir sogleich der Sothis oder die Gottheit des Hundsternes dar. Es sei mir vergönnt, meiner Hypothese den Ausdruck der Bestimmtheit bloß zu Gunsten des Vortrags zu leihen. Die Namen Sisuthros und Sesostris sind nichts als reduplikative Formen des Namens Sothis. Dies Gestirn war für Egipten der Vorbote seiner Ueberschwemmungen. Kein Wunder, wenn das Symbol dieses Gestirns, personifizirt, und wie gewöhnlich als mythischer König des Landes auftretend, einer der mächtigsten und herrlichsten der ganzen Reihe ward. Und war er einmal ein solcher König, so ging natürlich der physische Zusammenhang des Gestirns und der Ueberschwemmung in die Gestalt menschlicher Einrichtungen über. Sesostris war es, dem die spätere Priestergeschichte die Anlegung aller der Kanäle

durch das ganze Land zuſchrieb, wodurch dieſe Ueberſchwemmungen erſt ein ſo geregeltes und ſegensvolles Ereigniß wurden. Dem See Möris und dem Flutenſender Sothis verdankte Egipten ſeine Exiſtenz; die Symbole beider ſtellte daher die Geſchichte, als zwei unmittelbar auf einander folgende Könige, welche den See und die Ueberſchwemmung durch ihre Anſtalten ſo eingerichtet hätten, vor die Augen einer dankenden Nachwelt *).

Aber nicht bloß in Egipten, ſondern auch in den benachbarten Ländern Aſiens ward der Hundsſtern göttlich verehrt; und wer uns den Namen Sothis durch Hülfe des Koptiſchen zu einem

*) Daß der Name Sothis bei den griechiſchen Schriftſtellern femininiſch erſcheint, iſt nur eine griechiſche Formation. In dem noch ungedruckten griechiſchen aſtrologiſchen Werke des Vettius Valens, welches Auszüge aus dem uralten egiptiſchen Aſtrologen Petoſiris enthält, heißt der Stern maſkuliniſch ὁ Σώθ, Seth. C. Scalig. Canon. Isagog. p. 275 u. Salmas. de Ann. Climact. p. 113. Und wenn die ſpätere egiptiſche Deuterei den Stern Sothis für die Iſis erklärt haben ſoll (nach Damaſcius ap. Photium p. 554. Hoeschel.), ſo iſt dies genauer nach Plutarch (de Is. et Osir. p. 365. extr. u. 376. extr.) ſo zu faſſen, daß er der Iſis Stern geweſen. Ueberhaupt können dieſe Träume der ſpäteren egiptiſchen Unwiſſenheit keinen Einfluß haben auf unſere Unterſuchungen eines Alterthums das ſie um Jahrtauſende überſteigt.

altegiptiſchen Appellativum und folglich zu einem von dort allein ausgehenden Namen dieſes Sternes macht, den wollen wir dann anhören, wenn uns die Namen Herakles und Deukalion aus der Sprache der Mainoten werden deutlich geworden ſein. In Aſien war dieſer Stern ebenfalls ein Vorbote der großen Regenzeit, die mit Ueberſchwemmungen häufig begleitet alljährlich mit Ausgang des Sommers eintreten. Weiter bedarf es nichts um es wahrſcheinlich genug zu finden, daß das Symbol dieſes Sterns zugleich Symbol aller Regenfluten und Ueberſchwemmungen, und namentlich alſo auch jener größeſten ward, von welcher die uralte Sage erzählte, und daß es endlich in der alle alte Symbole zu Menſchen machenden Mythologie jene beſtimmte Rolle übernahm. Wer es nun nicht gern ſieht, daß einer ſchönen und erhabnen Dichtung der Werth der Erfindung geſchmälert werde, kann ohne weiters einen der Weiſen jener Zeit hinzutreten laſſen, der die alte Sage in die vor uns liegende Form einkleidete. In mir aber hat vergleichende Beobachtung aller alten Mythen und Lehren die Ueberzeuzung hervorgebracht, daß auch in dieſem Felde alles allmählich aus kleinen Anfängen und zufälligen Verbindungen entſtanden iſt, in welche aber allerdings dort und da ein vorzüglicher Genius

eingriff und ſeine Spuren hinterließ. Das Große der Erfindung, das wir auf dieſe Art den Individuen rauben, wird ſo zum Eigenthum eines Geſchlechtes, eines Volkes, und um ſo herrlicher und lieblicher erſcheint es mir. Dieſe Anſicht wird es entſchuldigen, wenn ich der Entſtehung unſers Mythes durch folgende Darſtellung noch näher zu kommen ſuche.

Zu den Zeiten wo das Volk ſeinen Kalender durchaus nur in den Geſtirnen hatte, da war der Sirius ein wohlthätiger Genius, der den Landmann ermahnte, ſich ſelbſt, ſein Vieh und ſeine ganze Habe gegen die verderbliche Näſſe und gegen mögliche Ueberſchwemmungen zu ſchützen. Dieſe Ermahnung kleidete ſich ein in ein naives Symbol, oder, wenn eine in jenen Zeiten beſſer als wir Beſcheid wiſſende Kunſtgeſchichte es uns verſtattet, die rohen in Holz ſchnitzenden Anfänge der Kunſt dort hinauf zu verſetzen, in ein Kalenderbild, worauf ein Mann in einem auf den Fluten ſchwimmenden Kaſten ſich und die Seinen und ſein durch die Fenſter ſchauendes Vieh geborgen hatte. Dieſem Symbol, das den Namen Siſuthes trug, ging es wie den tauſend andern: eine Nachwelt die der Ermahnung nicht mehr bedurfte, verlor den Sinn aus den Augen und faßte es hiſtoriſch. Sobald es

dies war, schloß es sich natürlich an die überall vorhandenen Sagen einer alten allgemeinen Ueberschwemmung; und Sisuthes oder Sisuthres ward der allein durch Hülfe der Gottheit von den Fluten verschonte Stammvater des neuen Menschengeschlechts *).

Aber wenn Sisuthres der Hundstern ist, so folgt daraus keineswegs dasselbe für Deukalion und Noach. Nichts gewöhnlicher in der Mythologie, als daß ein Mythos zwar übergeht

*) Höchstwahrscheinlich war nehmlich Seth oder Sorh der uranfängliche Name des Hundsternes bei dem ganzen Volksstamm, wozu die Euroter und die westasiatischen Nationen gehören. Seine Personifikazionen Sothis oder Sothoris, Sisuthes oder Sisuthros, kleideten sich natürlich am Nil und am Euphrat in ziemlich verschiedne Mythen ein, da die Gewässer, die er sandte, dort und da so verschieden in ihren Folgen waren. In der hebräischen Sage erscheint er, wie wir gleich sehen werden, zwar nicht an dieser Stelle, wie in der ägyptischen; aber bei der vollkommenen Nothwendigkeit die Adamiten vor der Flut für antediluvianische Wesen zu nehmen, wer hindert uns den Seth an der Spitze derselben, für das zu nehmen, was sein Name anderwärts ist? Das hohe Alter des mit dem heliakischen Aufgang des Sirius beginnenden Sonnenjahres ist bekannt. Seth oder Sothis war die Anfangsepoche aller Perioden; das Symbol alles Anfangs. So beginnt er also in diesem mythologischen System die Geschlechtsfolge nach Adam, der natürlich ganz für sich steht.

von einem Stamme und einem Lande auf das andre, dabei aber durch Modifikation der Personen und Umstände sich anschließt an einen andern Mythenkreis. Die gänzliche Verschiedenheit der Namen Sisuthros, Noach und Deukalion läßt schon erwarten, daß wir hier auch verschiedene mythologische Personen vor uns haben. Den Deukalion, der uns in einen ganz andern Zusammenhang ziehen würde, müssen wir itzt entfernen; nur über Noach, von dessen Mythos wir ausgingen, muß ich noch beibringen, worauf meine Untersuchungen mich geführt haben. Aber wer wird mir glauben? Noach, den ich als den Nysos oder Dionysos schon dargestellt habe *), Noach der den Wein erfand, er ist das Symbol des Wassers. Aus dem Begriffe des Wassers erklären sich mir am natürlichsten alle Geschäfte und Attribute des Noach; und zunächst an das Wasser erinnert auch sein Name. Na oder Nach ist in der ganzen anerkannten Sprachverwandtschaft von Indien bis zu uns einer der Grundlaute, womit das Wasser und eine Menge davon ausgehender Begriffe bezeichnet werden. Ich erinnere nur an die griechischen Worte

*) In der schon angeführten Abhandl. Berl. Monatsschrift 1802. März.

νάω, νᾶμα fließen, Waſſer, νήχω ſchwimmen, νίπτω waſchen, νοτὶς Feuchtigkeit, verbunden mit dem deutſchen naß; an das deutſche Nachen und das lateiniſche navis; und um es ganz deutlich zu haben, an die Silben Na, Nau, Nach die noch in ſo vielen geographiſchen Namen als alte Benennungen von Fluß und Quelle ſich erhalten haben; und nicht bloß bei uns ſondern auch dort, wo wir den Noach finden: denn nahar heißt in allen ſemitiſchen Sprachen der Fluß. Und ſo herſcht denn auch dieſe Silbe in den bekannteſten Namen welche die Gottheit des Waſſers bezeichnen, wie Nereus und Neptunus, wie Nympha und die aus der altdeutſchen Mythologie ſtammenden Namen Nixe und Nicker; zu welchen wir nun das Symbol der Sündflut, Noach, fügen *).

Noach als Menſch erfindet den Wein. Ich habe in meiner letzten Vorleſung dargethan,

*) Ich kann unmöglich verſchweigen, woran mich Lichtenſtein mahnt, daß nehmlich in der Sprache der kultivirteren ſüdafrikaniſchen Völker, bei welchen überhaupt vieles vorkommt, was ihm auf aſiatiſchen Urſprung zu deuten ſcheinet, ebenfalls Wörter vorkommen, die ſich an die eben angeführten anſchließen. Noa heißt bei den Bentjuanen trinken, und Noka Quelle. S. den 1ten Band von Lichtenſteins Reiſebeſchreibung.

daß dies Faktum aus einer Mythologie entsprungen ist, wo Noach eine Gottheit, Geber des Weines, ist. Wenn ich ihn itzt zum Gotte des Wassers erkläre, so ist dies nichts weniger als widersinnig. Gottheiten für bestimmte Zwecke erfindet keine alte Theologie. Sie sieht und erkennet Götter, sie macht sie nicht. Große Naturkräfte und Erscheinungen personifiziren sich ihr; und was jeder am verwandtesten ist oder scheint, sind deren Gaben. Die Gottheit der Erde ist Geberin der Speise, die des Wassers Geberin des Getränks, also auch des Weins, der nur eine Gestaltung des labenden Wassers zu höherem Genusse ist. Aber bald fangen diese Urbegriffe an sich zu verdunkeln. Jede dieser ersten Gottheiten spaltet sich unvermerkt in viele einzele, die ursprünglich nur Attribute der ersten waren. In der Demeter der Griechen, deren Name noch die Mutter Erde ausspricht, erkannte diese nur der Mystiker noch und der Gelehrte; dem Volke war sie das Getreide. So also auch Dionysos der Wein. Seine Attribute als Gottheit des Wassers gelangten in den Okzident nicht.

Im Noach ist neben dem Wein-Erfinder das alte Symbol noch deutlich zu erkennen. Als Gottheit des Wassers hatte er in der ältesten Sage die große Flut gesendet, und an seine

Perſon, als Menſch, knüpfte dieſer Stamm den ihm überlieferten ſchönen Mythos. In Verbindung mit der vorſündflutiſchen Genealogie iſt er, nach meiner Darſtellung, Sohn deſſelben Lamech, der die übrigen Erfinder erzeugt hatte, und von derſelben Mutter Bruder des Thubalkain oder des Schmiedegotts. Auch dieſes beſtimmte Attribut muß von einem größern Natur-Gegenſtand ausgehn. Der Vulkan der Weſtländer bietet es uns dar. Thubalkain iſt das Feuer. Alſo Waſſer und Feuer ſtammen in echt-mythiſcher Symmetrie aus Einer Ehe. — In Verbindung mit der Genealogie nach der Flut iſt Noach an der Spitze eines neuen Syſtems, deſſen oberſte Verzweigungen nicht minder mythiſch ſind, als das vorige. Ein mythologiſches Syſtem ausgehend von einem uralten phyſiſchen Lehrſatz, daß das Waſſer der Urſprung aller Dinge ſei, machte den Noach, ſo wie ein griechiſches Syſtem den Okeanos, zum allgemeinen Vater. Wie die Griechen die verſchiedenen und widerſprechenden Syſteme ihrer Mythologie, den wahren Sinn eines jeden aus den Augen verlierend, und alte Namen verdunkelter Gottheiten und allegoriſcher Weſen als Helden und Menſchen aufführend, an einander zu reihen mußten; ſo verfahren auch die Vorfahren des iſraelitiſchen Volkes mit den ihrigen. Zwei my-

thische Genealogien, in deren einer Noach Sohn und Nachkomme anderer war, und im andern Vater aller, reiheten sich glücklich an einander durch die Noachische Flut, welche ein früheres Geschlecht austilgte.

Auch zu dieser Ansicht des Noach gibt mir das mythenreiche Hellas die Parallele, oder vielmehr, das Symbol der Flut ist auch in dieser Gestalt dorthin gelangt. Einige griechische Stämme hatten eine eigenthümliche Sage von einer alten Ueberschwemmung deren Helden sie Ogyges oder Ogygos nannten. Umständliches hat sich für uns nicht aus dieser Sage erhalten. Doch scheint nach ihr Ogyges ebenfalls auf der allgemeinen Flut geschifft zu haben *). Zugleich

*) Die zwei einzigen Stellen, welche ein Wort hievon sagen, sind eine aus dem Chronologen Julius Afrikanus bei Eusebius (Praep. Ev. 10, 10.) und bei Syncellus (p. 63.) wo er sagt: „Ogygos, von welchem die erste Flut den Namen habe, aus welcher er während eine Menge umkamen, gerettet worden, habe zur Zeit von Moses Ausgang gelebt"; und folgende Verse des Nonnus (Dionysiac. 3. p. 95.)

Ὤγυγος ἠλιβάτοιο δι' ὕδατος αἰθέρα τέμνων,
Χθὼν ὅτι κεύθετο πᾶσα κατάῤῥυτος. —

Das Wort τέμνων ist eine so natürliche Emendazion des Cunäus, statt πέμπων das gar keinen Sinn gibt, daß man wohl darauf bauen kann. Aber eben derselbe verkennt diesen

hatte sich mit ihm der Begriff des höchsten Alterthums verbunden, und was man mit der stärksten Hyperbel alt nennen wollte, hieß Ogygisch. Als diese Sage noch, so wie ursprünglich alle, einzel und lose bei einzelen Stämmen lebte, war sie natürlich nichts weiter als eine andre Gestaltung desselben Mythos, mit dem wir uns bisher beschäftigt haben. Aber die Mythologen konnten sie ihren Systemen nicht anders einverleiben, als indem sie diese Flut und den Ogyges von Deukalion und der seinigen trennten und in ein weit höheres Alter setzten; wobei es denn auch die Historiker ehrlich gelassen haben, obgleich die ungeheuren Widersprüche zwischen den mythischen Sagen und der Historie dadurch keinesweges beseitigt waren. Wir lassen die Mythologie wieder in ihre Rechte treten. Die Analogie zeigt uns nun sogleich mit Gewißheit, daß Ogyges aus einem Symbol entstanden ist, welches irgend ein mythischer Zusammenhang als ältestes Wesen darstellte, und das in einer na:

Dichter offenbar, wenn er auch das Beiwort ἠλίβατος, das wohl auf Berge aber nicht auf Fluten passe, anfaßt und statt [illegible] will [illegible]. Das Wasser war so hoch daß [illegible] Ogyges den Aether, nicht die untere Luft durchschnitt.

türlichen Verbindung mit der Flut stand. Hier kommt uns der Okeanos nicht nur mit der Sache sondern auch mit dem Namen entgegen. Ogen oder Ogenos war für den Namen Okeanos eine ältere Form, die nur bei einigen alten oder gelehrten Schriftstellern gefunden ward: und grade mit dieser Namensform hatte sich der Begriff des hohen Alterthums verbunden. Ogenisch hieß etwas uraltes, eben so gut wie ogygisch *). Nach griechischer Sprach-Analogie ist Ogyges eine Reduplikazion desselben Wortstammes **). Kurz Ogyges war bei einem der älteren Stämme eben das was bei andern Ogen und Okeanos: der Name und, personifizirt, das Symbol des allgemeinen Gewässers. Er hatte die Flut gesandt. Als der Name Okeanos der allein herschende ward, blieb Ogyges bloß das Symbol der großen Flut; in der historischen Mythologie aber ward er der

---

*) Hesych. Ὠγήν, ὠκεανός. Ὠγένιον, παλαιόν. Suid. Ὤγενος, ἀρχαῖος θεός. Ὠγενίδαι, ἀρχαῖοι. Lykophron (221) braucht den Namen Ὤγενος für den Okeanos. Anderes s. bei Schneider v. Ὠγήν.

**) Vergl. ἔτυμος, ἐτήτυμος. ὄνημι, ὀνίνημι. ὄπτω, ὀπιπτεύω. ὠταλός, ἀτιταλλω.

Held derselben, wie Deukalion, Sisuthros und Noach *).

---

*) Bei dem völligen Untergang der Mythen von Ogyges dürfen wir ein beiläufiges Wort des Scholiasten zu Hesiod. Theog. 808. nicht deswegen verwerfen, weil seine Aussage so allein dazustehn scheint. „Ogygisch, sagt er, heiße was alt ist, von Ogyges dem ehemaligen Könige der Götter" ἀπὸ Ὠγύγου τοῦ βασιλεύσαντός ποτε τῶν θεῶν. Meursius (in Regn. Att. 1. 2.) will emendiren τῶν Θηβῶν, weil wirklich die Sage auch einen thebanischen König aus ihm machte. Aber daß der Scholiast nicht so geschrieben, beweist sein weiterer Zusatz: „daher könne man Ogygisch auch für das große brauchen." Ueberhaupt wenn man erwägt in welcher Ausdehnung die Benennung Ogygisch bei den ältesten Dichtern gebraucht wird, wie denn eben Hesiod an der Stelle wozu jenes Scholion gehört, das Wasser der Styx, als furchtbaren Eidschwur der Götter, so nennet (τοῖον ἄρ' ὅρκον ἔθεντο θεοὶ Στυγὸς ἄφθιτον ὕδωρ Ὠγύγιον); und die nach dem Ozean hin liegende Insel, worauf Kalypso wohnt, Ogygia heißt; so sieht man wohl, daß dies nicht von der beschränkten Sage eines Königs von Attika oder von Böotien ausgeht. Soviel auch disparate und widersprechende Völkersagen die ältesten Epiker in das gangbare Mythensystem zu verflechten wußten; so blieben deren doch eine noch weit größere Menge zurück und verloren sich einzel. Dies beweist die große Menge solcher, die wir noch in den Monumenten der Alten fragmentarisch und isolirt finden. Nach einer solchen Sage war auch Ogyges — als Urwesen, als Okeanos — der älteste Herscher der Götter und des Weltalls; aber diese Sage verdunkelte sich

Ich ſchließe mit dem Wunſche, daß doch niemand ſein möge, der da glaube, daß wir die Würde der bibliſchen Denkmäler ſchmälern, wenn wir ihren einfachen oft ſogar auf einen Irrthum, einen hiſtoriſchen nehmlich, gegründeten Urſprung zu entdecken ſtreben. Nicht der hiſtoriſche Inhalt war es, der dieſe Erzählungen heiligen ſollte, ſondern der religioſe und ſittliche Sinn den ſie umkleiden. Die Form zu ihnen nahmen die gottbegeiſterten Menſchen jener Zeiten aus dem was das Alterthum der Nation darbot. Mythiſch iſt und muß ſein jeder erſte Unterricht. Es iſt ein Mißbrauch falſch aufgeklärter Zeiten, wenn ſie mit dem Begriff eines Mythos etwas herabwürdigendes verbinden. Heilig waren von jeher allen Völkern die Mythen ihrer Religion, ſelbſt wenn ſie ihren poetiſchen Urſprung erkannten. Heilig bleiben uns auch die unſern.

ſich, und Ogges ward ein irdiſcher Herrſcher nach einigen von Attika, nach anderen von Böotien oder Theben; gerade wie der König der Götter Saturnus, deſſen Herrſchaft und goldne Zeit nach dem Ur-Mythos eigentlich die Menſchheit überhaupt und das ganze Univerſum betraf, in einem beſchränkteren Mythos König von Latium war, und dort ein goldnes Zeitalter ſchuf.

Es sei mir vergönnt hier noch vorzutragen, was ich, da es später erst entstanden, in meine Abhandlung nicht verweben konnte. Es betrifft die Beziehung, worin diese mit De Wettens Untersuchungen steht, eines Mannes, den ich, wegen seiner schminklosen sinnigen Geradheit wie wenige liebe.

Unsere beiderseitigen litterarischen Beschäftigungen, die, verwandt zwar, sich in verschiednen Räumen bewegen, treffen in Einem Gegenstand zusammen, der uns beiden am Herzen liegt. Aber, was bei der Gestalt und dem Umfange unserer Litteratur etwas sehr natürliches ist, De Wette lernte meine vereinzelten früheren Abhandlungen erst hier in Berlin kennen, und ich las seine Kritik der Mosaischen Geschichte *) erst heute da ich dieses schreibe.

Bei dieser vollkommenen Unabhängigkeit ist, nicht nur erfreulich für mich, sondern ich denke ja auch nicht unbedeutend für die Sache, die eben so vollkommene Uebereinstimmung in den Hauptansichten, während wir doch beide weder die ausgefahrenen Geleise verfolgen, noch mitlaufen, wohin eben die laute Menge lockt.

*) Zweiter Band seiner „Beiträge zur Einleitung in das alte Testament." Halle 1807. 8.

Die Verschiedenheit bei dieser Einheit liegt, eben so natürlich da. Gründlich gelehrt in den Alterthümern des Stammes, in dessen heiligen Schriften diese Denkmäler sich uns erhalten haben, erkennet und verfolgt De Wette den Nationalgeist desselben bis in diese ältesten Urkunden hinauf. Auf diesem Wege entdeckte sich ihm, mitten unter diesen Trümmern, die Spur eines alten Zusammenhanges, einer Art Epos, dessen schon in der Urgeschichte des Menschengeschlechts vorspielender Zweck die Verherrlichung des Volkes Israel ist. Vor dieser Ansicht, welche für seinen Hauptzweck, die wahre Kritik dieser Bücher, so wichtig ist, müssen nothwendig andere Beziehungen für den Augenblick in den Hintergrund treten.

Mein Zweck ist durchaus nur, in den Sagen der verschiednen Nationen das Allgemeine, und ganz besonders in den Mythen einzelner Zweige der großen Völkerverwandtschaft, wozu die Hebräer gehören und die Griechen und wir, das Gemeinsame aufzufinden. Mich kann also das Nationale, für meine Forschung, nur durch den Gegensatz interessiren; und das spärliche Maaß orientalischer Gelehrsamkeit, das nur vor gröberen Verstößen schützt, bietet mir auch ein mehres nicht dar. So entdeckt sich mir also jeder Mythos nur als ein für sich bestehender, in sich begründeter und vollendeter; den ich als

einen ſolchen bewähre, wenn ich ihn auch bei andern Nationen nachweiſe.

Hieraus entſteht zwiſchen De Wette und mir eine Abweichung in der Betrachtung einzeler Mythen. Ihm erſcheinen dieſe gewöhnlich als **willkürliche Erdichtungen** einzeler Menſchen zu ihrem Zwecke; zwar nicht in dem unedeln Sinne, welchen eine gemeine Anſicht in die religiöſen Dichtungen der Völker bringt; ſondern als willkürliche aber doch völlig truglose Erdichtungen, wie er dies (S. 404. 405.) befriedigend entwickelt, und wie er deren zuverläſſig in den ſpäteren Theilen dieſer Geſchichte zahlreich und deutlich nachweiſen kann. Allein in dieſen älteſten Theilen gebe ich durchaus keine Erdichtung zu. Ein echter Mythos, im edelſten Sinne, wie ich das Wort am liebſten nehme, iſt nie erdichtet, ſondern überliefert. Er iſt nicht wahr, aber wahrhaftig. Aus kleinen Elementen die die Fantaſie als wahr darbot entſtanden und erwuchſen jene Mythen, ohne daß irgend einer der dazu beitrug ſeiner Willkür ſich bewußt geweſen wäre. Nur auf die, welche die älteſten reinen Mythen durch Hinzufügung einzeler Züge in den großen Zuſammenhang brachten mit ihrer Nationalgeſchichte, nur auf dieſe fällt Abſichtlichkeit; obgleich immer noch jene ganz ſchuldloſe die De Wette ſchildert.

Die Haupt-Spuren jener Einheit oder jenes alten National-Epos, das sich durch die mosaische Geschichte windet, entdeckt De Wette in der Elohim-Urkunde. Seinem kritischen Zwecke ist also diese nothwendig die wichtigste, und ihr hauptsächlich geht er nach. Ich, dem es nur auf die innere Vollendung des Einzelen ankommen darf, die mich in den Jehovas Fragmenten am deutlichsten anspricht, mußte also auch diesen in meiner obigen Behandlung den Vorzug geben. Gelingen uns beiden unsere Zwecke, so treffen sie aufs beste zusammen. Die Abfasser der mosaischen Geschichte, so dürfen wir alsdann behaupten, hatten die alten Ueberlieferungen in zweierlei Gestalt vor sich liegen: theils in einem fortlaufenden Gedicht, worin die älteren Dichtungen von einem Späteren überarbeitet, und dadurch an poetischem Werthe zwar matter geworden waren, dagegen aber eine durchgehende national-religiose Tendenz gewonnen hatten; theils in einzelen Mythen, oder doch kleineren Mythen-Systemen, welche die Erfindung und den poetischen Werth der alten Sagen lauterer bewahrt hatten. Doch wolle ja niemand ahnen in diesen letztern Fragmenten noch etwas aus den vorisraelitischen Zeiten zu besitzen, woraus die ältesten Mythen selbst herstammen. Beiderlei Urkunden waren, wie wir oben

gesehen haben, geschrieben, und also, in solcher Vergleichung, sehr neu: und namentlich die Jehova-Fragmente tragen das Gepräg strenger israelitischer Orthodoxie, besonders in der sorgfältigen Unterscheidung der reinen und unreinen Thiere bei dem Einwandern in den Kasten und bei dem Dankopfer nach der Flut; während grade die absichtlicher nationale Elohim-Urkunde, die sich mir durch ihre weitere Entfernung von der echt epischen Einfachheit, als die spätere darthut, in diesem Punkte ganz harmlos der alten Sage, welche alle Thiere bei der Rettung gleich behandelte, folgt, und in der Schöpfungsgeschichte sogar noch das südasiatische Gesetz erhalten hat, welches die menschliche Nahrung auf das Pflanzenreich beschränkt *).

Eben dadurch ferner daß De Wette seinen Blick auf das vor ihm liegende Alterthum beso-

*) S. m. Abhandl. über die beiden ersten Mythen S. 211. Die Erklärung, daß nach des Dichters Meinung jenes alteis Gesetz nur den Menschen vor der Flut gegolten habe, möchte ich gern annehmen. Nur dünkt mich eine Dichtung dieser Art würde diesen Grundsatz der verschiednen Gesetzgebungen vor und nach der Flut deutlicher aussprechen, als bei der Erlaubniß der Fleischspeisen Kap. 9, 3. geschieht. Ins dessen wer weiß was der Verfasser der Genesis auch aus den Elohim-Urkunde wieder ausgelassen hat.

ſtigen muß, während meine Forſchung ſtets das Verſchiedenſte vor Augen hat, werden auch kleine Abweichungen in der Anſicht alter Namen bewirkt, während wir vollkommen übereinſtimmen in der Behandlung etymologiſcher Mythen überhaupt. Mir iſt die hebräiſche Etymologie des Namens Noach, obgleich der Mythos ſelbſt ſie ausſpricht, gar nicht vorhanden, und ſorglos trage ich ihn in die große Sprachverwandtſchaft; während De Wette (S. 72.) gerade aus der hebräiſchen Bedeutſamkeit der Namen Noach, Sem, Cham, Jafet, die Folge zieht, daß ſie nicht hiſtoriſch ſind. Ich merke an, daß eine Bedeutſamkeit welche Beweiskraft haben ſoll für das Poetiſche eines Mythos ſich theils ganz deutlich ausſprechen muß, theils eine einleuchtende Beziehung darbieten zwiſchen den Namen und dem Mythos, und zwiſchen den mehren Perſonen unter einander. Von dieſer Art iſt die Bedeutſamkeit der Namen Adam und Eva (Menſch, Leben), Eden und Nod (Wonne, Exil). Aber ſchon die Namen Kain und Abel, wie ich ſie für den Mythos nach ihrer anerkannten Bedeutung annahm (Spieß, Schmerz), gewähren kein ſo einleuchtend poetiſches Ebenmaaß, daß ich nicht bereit wäre, ſie jeder mit einiger Wahrſcheinlichkeit verſehenen Deutung, die ſie zu unhebräiſchen aber hebräiſch gedrehten Na-

men machte, aufzuopfern. Man muß bedenken, daß es faſt unmöglich iſt zwei oder drei orientaliſche Buchſtaben, die ſich fließend verbinden, zuſammen zu ſetzen, ohne daß ſie nach dem dortigen Radikal-Syſtem mehre Bedeutungen zuließen, wovon doch wol eine in die Dichtung paſſen wird. Die Bedeutungen Noach Ruhe, und Sem Ruhm, liegen zwar deutlich da im Hebräiſchen: aber ſie ſind viel zu allgemein um ſich ſogleich als poetiſche Erfindung darzuthun. Nehmen wir Sem für Hochland, Cham für Süden, Jafet für Verbreitung, ſo haben zwar dieſe geographiſchen Beziehungen viel einladendes: aber wir müſſen dem Nichtkenner der Sprachen vielmehr dies ſagen, daß Jafet unter mehren Deutungen dieſe zulaſſe, auf welche auch der Erzähler wörtlich anſpielt; daß Cham nicht gewöhnlich Süden, ſondern Hitze, Sonnenhitze heißt, und folglich gut auf den Süden gedeutet werden kann; und endlich daß die Wurzel des Namens Sem zwar nicht im gewöhnlichen Hebräiſchen aber in den verwandten Sprachen hoch heiße. Er wird alsdann dieſe Deutungen, wenn wir ſie gut begründen und ſonſt nichts entgegen tritt, als wahrſcheinlich gern zulaſſen: aber als eine ſo ſprechende Bedeutſamkeit, welche den Verdacht willkürlicher Erdichtung mit ſich bringe, wird er ſie nicht

anerkennen. Endlich müssen wir nicht vergessen, daß überlieferte alte und fremde Namen in dem Munde jedes Volkes sich nach dessen Organen und selbst nicht selten, wo es sich leicht darbietet, nach dem Sinne der Nationalsage erst formen. In allen solchen Fällen hat also der hebräische Alterthumsforscher vollkommen recht, wenn er die mythischen Namen mit der hebräischen und den ihr zunächst verwandten Sprachen vergleicht: aber auch der allgemeinere Forscher hat recht, wenn er die Namen eines Mythos, in welchem er einen alten allgemein verbreiteten zu erkennen glaubt, von der hebräischen Etymologie losreißt und mit denjenigen Wort- und Namen-Familien vergleicht, die durch mehre Sprachen hindurch gehn.

Dies sind die wenigen Abweichungspunkte zwischen De Wette und mir, über welche ich mich veranlaßt sah ein Wort zu reden. Wie vollkommen wir aber, sobald jener verschiedene Standpunkt uns nicht nothwendig trennt, auch im Einzelen in unserer Ansicht übereinstimmen, dies zeigt die Erklärung der Dichtung vom Regenbogen, in welcher ich mir unbewußt bis auf die Worte mit ihm übereinstimmte *).

*) De Wette S. 44. Note: „Der Regenbogen bindet Himmel und Erde; auf ihm steigen die Götterboten zur Erde herab."

Doch De Wette berührt alle dieſe Mythen, die mich in ihren kleinſten Theilen beſchäftigen, nur kurz, weil ſein Zweck ihn weiter führt, wohin ich wieder ihm nicht folgen darf. Aber auf unſern beiderſeitigen Wegen begleiten uns durchaus dieſelben Anſichten von Mythologie und Geſchichte und dieſelben Grundſätze der Kritik: und überall haben wir dieſelben Gegner.

Unſere Vorfahren, auch die welche an Geiſt und Gelehrſamkeit uns weit überſtralen, glaubten alle jene Erzählungen nicht bloß als Symbole ſondern als Geſchichte. So mußten ſie, aus dem Standpunkt ihrer Zeit; den auch die vorzüglichſten Köpfe entweder gar nicht, oder um weniges zu verändern vermögen. Das Fortſchreiten in den Wiſſenſchaften, das nicht durch den Willen und das Vermögen des Einzelen geſchieht, ſondern ein Werk iſt der Zeit und ganzer Generationen, hat uns auf einen andern Standpunkt geführt. Glauben in jenem Sinne können wir nicht mehr ohne der Wiſſenſchaft zu entſagen; oder vielmehr wir können es nicht auch wenn wir das wollten. Ob dies beſſer für uns iſt, liegt uns nicht ob zu fragen; denn es iſt ſo: und daß es ſo iſt, dies iſt, wie alles Ganze und Große, Gottes Werk. Aber wer wollte denen zürnen, die, mehr oder weniger aus den Anſichten jener Zeit noch in ihrer Ueberzeugung

tragend, mit Scheu auf manche Folgerung blicken die uns die Wiſſenſchaft gebeut? — Zweien nur zürne ich, ſo oft ich ſie nicht verachte. Dem Zeloten zürne ich, der, nicht etwa durch die Segnungen erwärmt die den Glauben jener alten Gottesgelehrten begleiteten, nicht aus regem Wahrheitsgefühl, ſondern weil er durch ſolche Forſchungen herausgeriſſen ſich fühlt aus ſeiner Gewohnheit, aus ſeinem bequemeren Sein, aus dem Kreiſe worin er das Anſehn eines Gelehrten hat, gern abſchrecken möchte, wo nicht uns von unſerm Forſchen, doch andre von der Aufmerkſamkeit darauf. Dem Sophiſten zürne ich, und faſt ihm noch mehr, der indem er der Wahrheit nicht zu widerſtehn vermag, doch nicht edel genug iſt ſich ihr ganz zu ergeben; der indem er der Gewohnheit, die Geſchichte hier finden will, zu genügen ſucht, beides Religion und Wiſſenſchaft ſoviel an ihm liegt vernichtet, die einfache Dichtung zerreißt die zu den Herzen aller Generationen ſpricht, und, deutend ohne Kritik, ein kaltes Machwerk in die Geſchichte unſeres Glaubens bringt.

Ueber den Einfluß der den Juden in Spanien im Mittelalter bewilligten Vorrechte auf die Staatsverfassung und das öffentliche Wohl.

Aus dem Dänischen des Herrn Etatsraths und Ritters Moldenhawer *).

In keinem christlichen Reich hat die jüdische Nation seit ihrer Zerstreuung so ausgezeichnete Begünstigungen genossen, als in Spaniens fruchtbarsten Provinzen: sie wurden bis zu einer Höhe gesteigert, die ihnen in allen andern Ländern, selbst Polen und Gallizien nicht ausgenommen, unerreichbar blieb: einer Höhe, die selbst die gedankenlosesten Vertheidiger der bürgerlichen Rechte dieses Volks übertrieben finden mußten. Es ist

*) Das Original steht in der skandinavische Litteraturselskabsskrifter, 1809, tredje Quartal, S. 122.

die Absicht des Verfassers, den Einfluß, den sie auf die politische Verfassung des Landes und den Karakter der Einwohner hatten, zu zeigen und zugleich die Ursachen zu entwickeln, die die Vertreibung der Juden aus den spanischen Reichen zur Folge hatten.

Unter allen den verschiednen Vortheilen, die Spanien ihnen anbot, war keins von größerer Wichtigkeit als das ihnen durch die Landesgesetze bewilligte Recht, liegende Gründe zu besitzen und sich als Gutsbesitzer niederzulassen: obgleich sie bereits durch unbesonnenen Mißbrauch ein wichtiges Vorrecht nach dem andern eingebüßt hatten, hatten sie doch dieses behalten; und sie blieben, ungeachtet verschiedner Einschränkungen, die die gesetzgebende Macht nach und nach nöthig gefunden hatte, bis zu ihrer endlichen Vertreibung in ungekränktem Besitz desselben. Allein kein Jude befaßte sich jemals mit der Bearbeitung dieser Güter: christliche Tagelöhner und mauriſche Sklaven besorgten den Anbau, ihren Händen war jede Arbeit überlassen, die körperliche Anstrengung erforderte. Handel in allen seinen mannichfaltigen Zweigen war das Geschäft, dem die Juden fast überall seit ihrer Zerstreuung ausschließend ihre Kräfte und Thätigkeit gewidmet hatten. Er allein war auch, wenn nicht der einzige, doch der vornehmste Erwerb

für alle Juden in den spanischen Reichen. Die Wirkung war auch hier sichtbar dieselbe, die sich in allen Staaten als das unfehlbare Resultat ihrer Handelspolitik gezeigt hat. Selbst nicht geneigt zur Theilnahme an produktiver Nationalindustrie, schadeten sie derselben durch die Grundsätze, die sie in ihrem Handelsverkehr mit der producirenden Volksklasse befolgten. Ueberall wo jenem bedenklichen Einfluß nicht durch passende Vorsichtsmaaßregeln von Seiten des Staats vorgebeugt, oder seine schändlichen Folgen vermindert sind, hat die Erfahrung die Wahrheit bestätigt, daß die besten Säfte einem Lande dadurch allmählig entzogen wurden. Wie vielmehr mußte dies der Fall in einem Zeitalter seyn, das mit aller gesunden Handelspolitik unbekannt war, und in einem Reich, wo nach verheerenden Stürmen kaum der erste Keim des Kunstfleißes und nützlicher Gewerbe empor sproßte.

In Spanien war ungefähr jeder neunte Mensch ein Jude, und sein Geschäft war Handel. Die ganze Denkkraft eines jeden war auf die möglichst vortheilhafte Betreibung und Erweiterung desselben gerichtet, und dahin strebte das Zusammenwirken Aller in einer innigen Verbindung, deren Festigkeit keine christliche Handelsgesellschaft bis jetzt zu erreichen vermoch-

te. Der Geiſt, der die ganze jüdiſche Volksmaſſe belebte, die unerſchütterliche Standhaftigkeit, womit ſie ihren Lieblingsplan verfolgte, jeden Handelszweig in ein Monopol zu verwandeln, und eine Moral, die die Wahl der Mittel zur Erreichung jenes Zwecks ſo wenig einſchränkte und die mannichfaltigen Kunſtgriffe der Gewinnſucht rechtfertigte, ſetzten unter der Begünſtigung äußerer Umſtände die ſpaniſchen Juden in den Stand, die ganze Geldmaſſe des Reichs an ſich zu ziehn. Indem dieſe ſich einmal in ihren Händen befand, waren Anleihen bei ihnen die einzige Zuflucht, die den Chriſten bei vorkommenden Verlegenheiten übrig blieb. Hier war nun die beſte Gelegenheit, Wucher in allen ſeinen mannichfaltigen und abſcheulichen Geſtalten zu treiben. Der Eigennutz machte davon einen Gebrauch, wobei die Mäßigung vergeſſen ward, die ſelbſt, wo edle Gefühle ſchweigen, doch die Rückſicht auf die unausbleiblichen Folgen vorſchreibt.

Auf den meiſten ſpaniſchen Reichstagen des 13ten und 14ten Jahrhunderts erhoben die Prokuratoren der Städte beſtändig bittre Klagen über die Gewandtheit, womit die Juden ſich zwiſchen Bürger und Bauern drängten, und beide unterdrückten: aber beſonders über die Unbarmherzigkeit, womit ſie durch ihre Wucher,

künſte Land und Volk verheerten. Die Beſtimmung dieſer Abhandlung verſtattet nicht, die Beſchwerden aufzurechnen, die bei den Cortes des Reichs vorgebracht wurden, oder die Reihe der dadurch veranlaßten geſetzlichen Verfügungen durchzugehn. Jene waren dieſelben, die nach der Erfahrung aller Länder und Zeiten unter einem ähnlichen Verhältniß zwiſchen chriſtlichen und jüdiſchen Einwohnern ſtatt gefunden haben; die letzten hatten das Schickſal, nicht befolgt zu werden, mit allen Geſetzen gemein, die früher oder ſpäter gegen das Wucherunweſen gegeben wurden, weil ſie dieſelben Mängel hatten, und die Uebertretung ſo leicht war. Weit entfernt mit Unpartheilichkeit die gegenſeitigen Rechte und Pflichten des Leihens und Verleihens zu beſtimmen, oder billige Rückſicht auf die Verſchiedenheit ihres gegenſeitigen Verhältniſſes zu nehmen, indem der eine Theil ſeinen Vortheil deutlich, der andre aber nur dunkel, oft in einer ſehr bedenklichen Ferne ſieht, verräth ſich in der Abfaſſung dieſer Geſetze ſichtlich die Tendenz, den Schuldner zu begünſtigen und nur den Creditor ihre Strenge fühlen zu laſſen.

Die ſpaniſchen Könige, unter deren beſonderm Schutz die Juden als ihr perſönliches Eigenthum ſtanden, ließen ſich nicht ungeneigt finden, auch den Vorſtellungen ihr Ohr zu leihn, die die Juden

den dem Klageruf über ihren Wucher entgegensetzten. Merkwürdig war besonders der Befehl Alfons XI. vom Jahr 1325, der auf das inständige Begehren der Juden, alle die ersprießlichen Bullen außer Kraft setzte, wodurch die Prälaten und die Großen sich die Freiheit von der Verbindlichkeit zur Befriedigung ihrer jüdischen Gläubiger verschafft zu haben behaupteten. Aber oft stiegen die Klagen über sie bis zu einer Höhe, die die Könige zu einer nachgiebigen, oft sehr willkührlichen Verfahrungsart zwang. So ward bisweilen durch einen Machtspruch der vierte, bisweilen der dritte Theil aller jüdischen Schuldforderungen aufgehoben, und zur Bezahlung des Restes wurden kurze Fristen festgesetzt, nach deren Ablauf sie ganz verfallen seyn sollten. Bisweilen ward es den Christen kurz und gut verboten, von Juden zu leihen, und dagegen befohlen, im Handel und Wandel mit ihnen baar zu bezahlen. Natürlich wurden Befehle und Verbote dieser Art, eben so schnell vergessen, als sie übereilt gegeben waren. Aber mit jenen Machtsprüchen war es nicht der Fall, im Gegentheil dienten sie nur als Mittel das Uebel zu vermehren, das sie, wenn nicht heben, doch wenigstens vermindern sollten. Die jüdischen Capitalisten rechneten unter solchen Umständen auf die Ohnmacht der Gesetze, dem un-

vermeidlichen Bedürfniß abzuhelfen und der Forderung der Leidenschaften Einhalt zu thun. Zog sich ein Ungewitter über ihre Häupter zusammen, so war ihre vereinigte Energie nur darauf gerichtet, künstliche Ableiter zu finden, woran keine Vorsicht ihrer Gegner gedacht hatte. Mit Standhaftigkeit trugen sie einen Verlust, der unvermeidlich geworden war, und trösteten sich mit der Hoffnung, durch günstige Wendung der Umstände vollkommnen Ersatz zu erhalten. Ohne jemals Widersetzlichkeit gegen die mit ihrem Handelsinteresse streitenden Gesetze zu äussern, waren sie unablässig darauf bedacht, sie mit List zu umgehn und so allmählig ihre Kraft zu vernichten. In solchen Bestrebungen ließen sie sich durch keine Schwierigkeit abschrecken, durch kein Hinderniß ermüden, durch keine höhnische Abweisung beschämen oder durch unerträglich harte Erniedrigungen aus ihrer Fassung bringen.

Von dieser Verfahrungsart und ihrer Fertigkeit darin legten sie besonders die außerordentlichsten Beweise ab, wenn und so oft es darauf ankam zwei von ihren Privilegien zu retten, die ihnen ihre Gönner bei Hofe einmal verschafft hatten und deren Behauptung ihnen vor allem am Herzen lag. Das eine war die Hinlänglichkeit des Judeneides, um eine Schuld-

forderung vor den Gerichten gegen einen Chriſten zu beweiſen. Das andre war das Recht, daß ſie, wenn beweislich geſtohlne Sachen bei ihnen gefunden wurden oder ſie dergleichen einem dritten verkauft hatten, die Perſon, von der das Geſtohlne gekauft war, nicht anzeigen, kurz den Dieb verhehlen durften. Es gelang ihnen, Trotz allen Vorſtellungen von den Prokuratoren der Städte, das erſte zu behaupten, und da das letzte durch eine Verordnung von Alfons dem Weiſen eingeſchränkt ward, ſo boten die Juden alle erſinnliche Künſte und Mittel auf, um die Ausführung derſelben zu verhindern, und ſich dadurch fortdauernd im Beſitz des Vorrechts zu erhalten, allen Dieben im Lande ſichern Abſatz zu ſchaffen und zugleich dieſen Induſtriezweig zu befördern. Zum Beweiſe dienen die erneuerten und geſchärften Verordnungen, die auf den Reichstagen von 1371, 1379, 1385 gegen dieſes unſinnige Privilegium erlaſſen wurden.

Es bedarf keiner umſtändlichen Entwickelung, daß ein Verhältniß wie das, das zwiſchen den jüdiſchen und chriſtlichen Einwohnern im ſpaniſchen Reich ſtatt fand, in ſeinen nähern und fernern Folgen nothwendig eine allgemeine Zerſtöhrung und beſonders eine immer zunehmende Verſchlimmerung in der Denkungsart und den Sitten beider Theile nach ſich ziehn mußte.

Aber dennoch bemerkt man nicht eine einzige Spur von irgend einer Veranstaltung um dies Verhältniß von Grund aus zu verbessern, keine Spur von irgend einem kraftvollen Beschluß. Dagegen fehlt es in der spanischen Geschichte auch nicht an Beispielen, daß eben die oberste Macht, die nicht selten auf eine unüberlegte Art Gnadenbezeugungen gegen die Juden verschwendete, sie im Nothfall wie einen Schwamm betrachtete, den man,. nachdem er sich vollgesogen hatte, ohne Bedenken seines Ueberflußes entledigen könnte. Auch ward selbst von Spaniens preiswürdigsten Regenten von Zeit zu Zeit die im Mittelalter beliebte Praxis ausgeübt, die leere Staatskasse durch Plünderung der Juden zu füllen. Man wundert sich nicht wenn ein Tyrann wie Philipp der Schöne, der Münzen beschnitt und ärger als je ein Jude wucherte, mit kaltblütiger Unmenschlichkeit auch diese Operation ausführte, oder wenn Heinrich III. in England unter Androhung des Todes ihnen 8000 Mark Silber abpreßt, und als sie ihm die Unmöglichkeit vorstellten, nach so vielem neulich erlittnen Ungemach, die ganze ihnen aufgelegte Summe aufzubringen, sie an seinen Bruder Graf Richard verkauft, mit der Vollmacht, den Juden, denen er ließ die Haut abgezogen habe, die Eingeweide auszureissen. Aber wenn

selbst ein Alfons der Weise aus Verdruß über ihre Wucherkünste einen allgemeinen Arrest-Befehl gegen sie ergehen läßt und ihnen in Ketten die Verpflichtung abzwingt, ihm eine Zeitlang täglich 10000 Maravedis zu bezahlen, so muß man die Politik jenes Zeitalters verabscheuen, die durch ihr eignes Beispiel die Vergehungen rechtfertigte, denen sie abhelfen wollte, und die Zahl und Größe derselben durch die Art, wie sie strafte, vermehrte.

Bisweilen überließ auch das aufgebrachte christliche Volk auf seine Weise sich dem Ausbruch der Rache. Wenn es lange genug unter der Mißhandlung der jüdischen Raubsucht geseufzt hatte, so bedurfte es nur einer zufälligen Veranlassung, um den Haß und die Erbitterung zu einer Verfolgung zu entflammen, die von schrecklichen Grausamkeiten begleitet ward. Das Volk rottete sich zu Räubereien und Mordscenen zusammen, wo das Blut der Unschuldigen sich mit dem der Schuldigen mischte. Ueber Wuchervergehungen schrie der Pöbel in Navarra, als er im J. 1328 bloß in einer Stadt 10000 Juden ermordete und ihre ausgeplünderten Häuser verbrannte. Noch fürchterlicher brach die Raserei des Volks im J. 1391 aus, da Feuer und Schwert die Judenquartiere in Barcellona und mehrern spanischen Städten zerstöhrten.

Doch diese letzte Verfolgung, die in den Annalen der Juden mit blutigen Zügen bezeichnet ist, hatte eine noch nähere Veranlassung, zu deren Aufklärung sich hier der bequemste Uebergang darbietet.

Von der Zeit, daß die Juden in Spanien durch päpstliche Bullen den Königen förmlich geschenkt waren, hatten sie bei diesen ihren leibeignen Unterthanen eine ausgezeichnete Thätigkeit bemerkt, in drückenden Geldverlegenheiten eine über alle Erwartung schnelle und hinreichende Hülfe zu verschaffen. Jemehr diese nach Wunsch ausfiel, jemehr sie das Ansehn dienstfertiger Aufopferung hatte, desto leichter ward die Aufmerksamkeit von dem unverhältnißmäßigen Vortheil abgezogen, den die Ausleiher ihrerseits zur Absicht hatten oder sich zur Entschädigung ausdrücklich ausbedungen. Auch war es ihrer Gewandtheit nicht schwer, sie in einen Schatten zu stellen, wo sie dem ungeübten Auge beinahe unkenntlich ward. So bahnten sie sich den Weg zu allen Ober- und Unterämtern bei der Schatzkammer. Die Erhebung und Verwaltung der Staatseinkünfte im Großen wie im Kleinen kam ausschließend in ihre Hände. Sie waren die Finanziers des Reichs in der ganzen Bedeutung, die das Mittelalter mit dieser verhaßten Benennung verband. Die Könige

waren ihrerseits froh, daß dem Mangel an baarem Gelde in ihren Kassen abgeholfen ward und sie dieselben durch die jüdischen Operationen gefüllt erblickten, ohne ihre verderblichen Folgen für die Industrie und die producirende Bürgerklasse zu ahnen oder sich darum zu bekümmern. Ihre Bedürfnisse waren befriedigt, und doch ward der Haß, den in jenen Zeiten die Erfindung neuer Auflagen in den Gemüthern erweckte, von der Person des Regenten auf die Werkzeuge gewälzt, deren er sich zu neuen Aussaugungen bediente. Diese waren nach ihrer Denkungsart weit entfernt, sich in ihrem Fortgange durch Aeusserungen der Erbitterung oder durch Geschrei über die Unterdrückung stöhren zu lassen. So unerbittlich die Strenge war, womit sie die Schatzungen und Abgaben von den christlichen Staatsbürgern, besonders der armen Klasse, beitrieben, so auffallend partheilsch war die Begünstigung und Sanftmuth, die sie gegen ihre Glaubensgenossen bewiesen. Ueber beides wurden die bittersten Klagen geführt, und daß sie nicht ungegründet oder übertrieben waren, daran wird Niemand zweifeln, der den durch religiösen Separatismus gebildeten Charakter dieses Volks, die Stärke seiner gesellschaftlichen Vereinigung und die engern Gränzen kennt, worin sein Gemeingeist beschränkt wird.

Das Beispiel der Könige, die Juden zu ihren Generalpächtern und Finanzministern beriefen, ward noch allgemein schädlicher durch die häufige Nachfolge, die es bei dem reichen und mächtigen Adel des Landes fand. Gelockt durch den ausgezeichneten Zuwachs in seinen Einkünften, womit die verführerischten Anerbietungen ihm schmeichelten, geblendet durch die Aussicht sie ohne die geringste Beschwerde in einer gesammelten Summe heben zu können, überließ er den Juden die Erhebung seiner sämtlichen herrschaftlichen Einkünfte, und sie wurden auch die Haushofmeister und Pächter der Großen und Reichen. Hier öffnete sich ein weites Feld für sie zu Spekulationskünsten, deren Folgen hier und überall, wo sie Eingang fanden, die Verarmung und der gänzliche Untergang des Landmanns waren. So hartnäckigen Widerstand die jüdischen Finanzbedienten bei den Einwohnern der Städte fanden, so leicht war es den jüdischen Pächtern sich das Vertrauen des treuherzigen Bauers zu erschleichen. Sie selbst oder einer ihrer Unterhändler sorgte zuvorkommend für alles was dieser zur Nothdurft oder zum Genuß des Lebens bedurfte. In Verlegenheit war der Jude sein Rathgeber, in jeder Noth sein Retter, selbst in Krankheitsfällen sein Arzt. Zu berechnen, was diese treuen Dienste kosteten,

fiel dem ehrlichen Landmann nie ein, bis sein jüdischer Freund ihm endlich sein Schuldregister vorlegte, und ihm dann zur Abbezahlung desselben nichts weiter übrig ließ als Arme und Beine, um Sklavendienste zu thun. Zuletzt machte nun auch der bethörte Gutsbesitzer die unerwartete Entdeckung, daß die hohe Pachtsumme, die er erhoben hatte, nicht aus den reinen Einkünften und dem auf denselben gewonnenen Ueberschuß herausgebracht war, sondern daß das Hauptingredienz in dem seinen Unterthanen listig abgenommenen Vermögen bestand, daß er bloß den geringsten Theil des Raubes mit seinem Pächter getheilt habe, und nun, nach dem Verlauf der Pachtjahre das Mark des Landmanns verzehrt, und nichts weiter als der dürre Leichnam übrig war. Solche stets zunehmende Entdeckungen hatten die Folge, daß jetzt auch der mächtige Adel seine Stimme mit den bittern Klagen der Städte und Prälaten über die Habsucht und die Härte der jüdischen Einnehmer und Pächter vereinigte, und alle jetzt auf den Reichstagen vereint ihre Kräfte aufboten, um die Juden durch ein förmliches Dekret von aller Einmischung in die Finanzen des Staats, von aller Erhebung und Verwaltung der öffentlichen Gelder und von allem weitern Antheil an Pachtkontrakten auszuschließen. Freilich lie-

ßen diese es auch hier nicht an manchen fein eingeleiteten und planmäßig fortgesetzten Versuchen fehlen, um solche ihnen so unangenehme Beschlüsse kraftlos zu machen; aber sie wurden immer mehr geschärft, und da selbst diese Strenge nicht abschreckend genug war, fügte man im J. 1412 die Drohung unausbleiblicher Landesverweisung und des Verlustes des Eigenthums hinzu, und so ward mit dauerndem Erfolg dem weitern Fortgang eines so verderblichen Uebels Gränzen gesetzt.

Mit den bis jetzt entwickelten Ursachen zum allgemeinen Haß gegen die Juden, vereinigten sich jetzt auch die, deren Quelle religiöse Antipathie war. Nachdem die Bettelmönche und besonders der Predigerorden, der die Bekehrung irrender und ungläubiger Seelen für die erste seiner Pflichten ansehn mußte, im spanischen Reiche Wurzel gefaßt hatten, so mußte es für sie der größte Greuel seyn, ein Volk, das nach ihren Begriffen nur als ein denkwürdiges Beispiel des göttlichen Zorns auf Erden umhergehn sollte, von den Regenten beschützt und begünstigt und in stolzem Besitz der Mittel zu sehn, wodurch die christlichen Einwohner ihnen zinsbar und ganz abhängig von ihnen geworden waren. Als ihre geschwornen Feinde zeigten sie sich jetzt unablässig thätig, um der bereits hoch-

geflognen Erbitterung gegen die Juden neue Nahrung zu geben. Die Mittel, deren sie sich in dieser Hinsicht bedienten, waren dieselben, deren außerordentliche Wirkung ihre Ordensbrüder in den benachbarten Reichen erfahren hatten. Jedes Unglück, womit Dörfer und Aecker, Menschen und Vieh heimgesucht wurden, ward als ein untrügliches Zeichen des göttlichen Zorns über die Vergehungen der Juden erklärt. Um das Maaß derselben zu füllen und den Eifer der Christen zur Versöhnung dieser Verbrechen zu entflammen, erfand man die giftigsten Beschuldigungen und verbreitete sie mit erwünschtem Erfolg. Bald hatten die Juden ein Crucifix gepeitscht, bald eine gestohlne oder durch Bestechung erkaufte Hostie entheiligt, trotz den Wundern, wodurch sie sich vor ihren Augen verherrlichte: bald hatten sie christliche Kinder gekreuzigt, bald Quellen, Brunnen, ja selbst Flüsse vergiftet. Je schwärzer der erhitzte Verfolgungsgeist dichtete, desto gewisser konnte er seyn, sein Ziel zu erreichen. Es flossen Ströme von Blut, um die Vergehungen der Feinde des Kreuzes zu rächen. Der Anfang und die Mitte des 15ten Jahrhunderts, das die Juden so manches wichtigen Vorrechts beraubte und durch unzweideutige Warnungen die Nähe des Ungewitters verkündigte, das sie zerschmettern sollte,

übertraf auch alle vorhergehende an Fruchtbarkeit neuer Erfindungen, um den Groll des Volks gegen sie zu bewafnen.

Da die dabei vorfallenden blutigen Auftritte bald hier, bald dort erneuert wurden, so fielen verschiedne, von gleicher Gefahr bedrohte Juden auf den unglücklichen Ausweg, ihr und ihrer Familien Leben und Eigenthum durch ein verstelltes Spiel mit den Ceremonien der Christen zu sichern. In Augenblicken, wo sie nur die Wahl hatten zwischen Tod und Taufe, schwankte ihr Entschluß nur selten. Indem sie sich zur Taufe bequemten, beruhigten sie ihr Gewissen durch den verstärkten Vorsatz, den scheinbaren Abfall durch eine desto festere innere Treue gegen das Gesetz ihrer Väter auszusöhnen. Ihre Nachgiebigkeit gegen diesen grausamen Zwang ward ihnen nicht wenig durch die ihnen eigne Denkungsart erleichtert, der zu Folge Alles was ein Jude außerhalb dem Kreise seiner Nation thut oder leidet, ihm eben so wenig zur Schande als zur Ehre gereicht, und er schüttelt jede noch so erniedrigende Mißhandlung, die eine äussere Macht gegen ihn ausübt, mit derselben Leichtigkeit ab, als der Sklave den Uebermuth seines Despoten erträgt.

Ueber die gewaltsamen Bekehrungsarten, die die Bettelmönche mit der größten Thätigkeit an-

wandten, wurden auch von Zeit zu Zeit die mildern Mittel der Ueberredung versucht. Es traten aus ihrem Orden Männer auf, die den jüdischen Irthum bekämpften und mit unermüdetem Eifer sich der Bekehrung der Juden aufopferten. Einer von ihnen, Dom Vincente Ferres, glänzte am Ende des 14ten und im Anfang des 15ten Jahrhunderts in diesem Beruf als ein Wunderthäter, weit und breit verehrte man ihn als einen von den Todten auferstandnen Apostel. Mit dem Kreuz in der Hand durchwanderte er einen großen Theil Europas und setzte überall durch die heilige Begeisterung, womit er sprach und handelte, die Herzen in Flammen. In Arragonien, Valencia, Murcia, Castillien, begegneten ihm ganze Schaaren von Juden, um die ein christlicher Volkshaufe einen feierlichen Kreis geschlossen hatte und die mit Reue und Thränen die Taufe von seinen Händen erflehten. 35000 von ihnen wurden mit der Taufe begnadigt, mehrere Synagogen wurden in Kirchen und viele Judendistrikte in christliche Gemeinden verwandelt. Zugleich nebst solchen Glaubenspredigten wurden öffentlich Religionsdisputationen gehalten, um den Sieg der Wahrheit über jüdische Einwendungen und Zweifel zu vollenden. Der damals in Spanien anwesende Benedict XIII. nahm selbst einen thätigen Theil

daran, um durch ein ausgezeichnetes Verdienst um die Kirche seiner schwankenden Krone eine Stärke zu verschaffen, deren sie sehr bedurfte. Wer nicht überzeugt werden konnte, oder wie man es auslegte, sich nicht überzeugen lassen wollte, bei dem wurden die kräftigern Mittel angewandt, um den hartnäckigen Unglauben zu beugen.

Bald bestätigte die Erfahrung die oft gemachte Bemerkung, daß die Menge der Proselyten, die so eifrig in den Schooß der Kirche aufgenommen wurden, ihr weit gefährlicher waren, als alle ihre offenbaren Widersacher und Ketzer zusammen. Bei einigen, die durch Ueberredungskünste zur Bekehrung gelockt waren, verschwand ihre Wirkung so schnell als sie hervorgebracht war. Bald trat das ruhige Nachdenken ein, was für ausgezeichnete Rechte und Vorzüge sie durch ihren Abfall von dem Volke Gottes verlohren hatten. In Andern, die Leichtsinn oder Eigennutz zur Treulosigkeit gegen das Gesetz ihrer Väter verleitet hatte, erweckten die Vorwürfe ihrer standhaftern Glaubensgenossen Gewissensbisse, und während sie sich wieder in den Besitz ihrer Rechte setzten, ward bei diesen wie bei jenen die Stimmung gegen das Christenthum und seine Bekenner noch feindlicher als sie je zuvor gewesen war. Nicht wenige, die in

ihrer gefährlichen Lage überwiegende Gründe fanden, ein Scheinbekenntniß einer öffentlichen Entsagung vorzuziehn, rächten sich durch heimlichen Spott über den christlichen Glauben, und einen Hohn, dessen zufällige Entdeckung die Priester und Mönche mit glühendem Eifer erfüllen mußte. In Kirchen und Prozessionen stellten sie sich als andächtige Christen, in ihren Häusern und Synagogen waren sie wie in ihren Herzen jüdische Zeloten. Dort fielen sie nieder vor dem Crucifix und der geweihten Hostie; hier drückten sie ihre Ehrfurcht vor der Thora und dem Talmud durch zügellose Verhöhnungen über den Glauben und die kirchlichen Gebräuche der Christen aus. Noch mehr, sie vereinigten mit niedriger Verstellung den Plan zu einer boshaften Rache. Sie benutzten ihre ältern Verbindungen mit christlichen Familien und selbst ihr häusliches und freundschaftliches Verhältniß, um durch heimliche Verführung irgend einer Christenseele die ihnen so verhaßte Bekehrungssucht zu vergelten. Einzelne Versuche glückten und ihr günstiger Erfolg ermunterte zu Unternehmungen von weiterm Umfang. So entstand in dem spanischen Reiche eine im tiefsten Dunkel sich ausbreitende neue Sekte von judaisirenden Christen, deren Vermischung der Ceremonien jedem ächten Catholiken zu ungleich

größerm Aergerniß gereichen mußte als selbst die Abgötterei der Heiden. Sein Abscheu mußte den höchsten Grad erreichen, als jetzt die Entdeckung an's Licht kam, daß Juden unter christlichen Masken sich in Gerichte, Schulen und Klöster eingeschlichen hatten, und daß Mancher, der am Sabbath das Gesetz Moses erklärte, am Sonntage im Meßornat auftrat und das Sacrament des Altars entheiligte. Jeder, in dessen Adern noch reines christliches Blut floß, seufzte nach endlicher Erlösung des Reichs von den unversöhnlichen Feinden des christlichen Namens.

In dieser Lage befanden sich die Angelegenheiten des Glaubens in Spanien, als Ferdinand und Isabelle das Ruder der vereinigten Reiche ergriffen. Sobald es ihnen geglückt war, die wilde Anarchie zu bekämpfen, die tiefgesunkne Macht des Throns zu heben und seine Mündigkeit zu verstärken, richteten sie ihren aufmerksamen Blick auf die Gefahren, die der Kirche drohten; und Ferdinand de Talavera, einst Klosterbruder, jetzt Isabellens allmächtiger Gewissensrath, versäumte nicht, ihren Eifer durch Aussichten auf den Beifall und die reichen Belohnungen des Himmels anzuspornen. Schon die ersten Veranstaltungen der neuen Regierung in Hinsicht auf die Juden, verriethen heimliche

Pläne,

Pläne, die ihren Untergang beabsichtigten. Nicht lange blieb der harte Schlag aus, der sie durch das Edikt traf, das allen Umgang zwischen Christen und Juden auf's strengste verbot. Dies ward 1480 ein Hauptgegenstand für die Berathschlagungen auf dem Reichstag in Toledo, und sie hatten das feierliche Decret zu Folge, daß die Juden in allen Dörfern und Städten in Spanien ihre Wohnung in besondern Quartieren nehmen und sich alles Umgangs mit Christen, es möchte seyn unter welchem Namen und Vorwand es wollte, enthalten, und die Obrigkeiten mit der strengsten Sorgfalt über die unabweichliche Befolgung dieses Gesetzes wachen sollten. Sobald die neugeschafne Inquisition, von allen ihren eigenthümlichen Schrecken umgeben, in Thätigkeit gesetzt war, ward es fast unmöglich in irgend einem Uebertretungsfall ihrer Entdeckung zu entgehn. Nichts vermochte sich ihrem weitumschauenden Scharfsinn zu entziehn. Sie horchte auf die Geheimnisse der Familien und auf die vertraulichen Mittheilungen von Freunden. Selbst verdächtige Winke und Aeußerungen wurden in heimlichen Registern angemerkt, um auf die bestimmten Aufschlüsse der Zukunft zu warten, und die Uebertreter aus dem verborgensten Schlupfwinkel hervorzuziehn. Gleich ihre erste Verfahrungsart, die Vorladung

aller derjenigen, die sich der Ketzerei oder des Abfalls vom christlichen Glaubensbekenntniß schuldig fühlten, die Aufforderung freiwillig und ohne den geringsten Verzug, ihr Vergehen anzugeben; das bußfertige Auftreten von mehr als 15000 Sündern, die sich der Gnadenfrist zu ihrer Befreiung versichern wollten, brachte eine solche Menge von religiösen Verbrechen der Juden aus ihrem Dunkel hervor, daß in einem Zeitraum von wenigen Jahren 2000 Scheiterhaufen flammten. Die auf diese Art gemachten Entdeckungen boten einen Vorwand dar, mit dem entscheidenden Schlag zu eilen. Unter dem 31. März 1492 erschien das Verweisungsedict, als ein ewiges Grundgesetz für alle zur spanischen Monarchie gehörige Staaten sanctionirt. Sehr ausführlich und nicht ohne merkliche Seitenblicke auf die Einwendungen und Schwierigkeiten, die einige der angesehnsten Mitglieder des königlichen Staatsraths gegen diesen mit unabsehlichen Folgen begleiteten Beschluß gemacht hatten, legten Ferdinand und Isabelle die Gründe dar, die, nachdem ihre Langmuth im Ertragen und Verzeihen erschöpft war, unwiderruflich ihren Vorsatz bestimmt hatten, ihr Reich von jüdischen Irrthümern zu reinigen. Mit dem Befehl an die Juden unter Todesstrafe und Verlust ihres Eigenthums die spanischen Lande bin-

nen 3 Monaten zu räumen, folgte das Verſprechen, daß ein beſondrer königlicher Schutz bis zu ihrem Fortgang ihre Perſonen und ihr Eigenthum gegen jede Gewaltthätigkeit ſichern ſollte. Mit Ausnahme von Edelſteinen, Gold und Silber, deren Ausführung auf's ſtrengſte verboten ward, wurde ihnen erlaubt, die durch den Verkauf ihrer liegenden Gründe und Mobilien, herausgebrachte Summe in Waaren oder Wechſelbriefen mit ſich zu nehmen. Aber in der Ausführung der königlichen Befehle wird die unedle Triebfeder ſichtbar, die zu Ferdinand's und Iſabellen's gottesfürchtigen Maximen mitwirkte. Unter ihren Augen wurden die ſchändlichſten Räubereien ohne das geringſte Hinderniß oder Einſchränkung von Seiten der Obrigkeit ausgeübt. Im Juli 1492 brach eine wehrloſe Schaar von 160000 Familien auf, um ſich mit den Ueberbleibſeln ihres Wohlſtandes nach fernen Ländern zu retten. Eine zahlreiche Menge fand ihren Tod auf der Flucht und in ihr das Ende der Qualen, denen die Vertriebnen beſonders in Afrika und Portugal entgegenelten.

Ueber den

Lebensmagnetismus.

Von Wolfart.

Wem erwachte nicht im Innerſten der Seele lebendig der Wunſch, ſelbſt Mitzeuge geweſen zu ſeyn, wenn die fernen Sagen, ja was noch mehr iſt, wenn die urkundlichen Geſchichten von jenen Wundern der ältern Zeit uns berührten? Sei es nun um das Unbegreifliche, aber Geglaubte mit eignen Sinnen wahrgenommen und erlebt, ſey es um ſich beſtimmter von der Nichtigkeit deſſen überzeugt zu haben, was man nun einmal nicht glaubt, genug es wird nicht leicht jemand gefunden werden, der völlig gleichgültig an dieſen Gegenſtand dächte.

Bei allen nur einigermaßen gebildeten Völkern findet ſich, beſonders was Religion betrifft, auch die Tradition von Kräften und davon abhängigen Erſcheinungen, welche von dem gewöhnlich Sinnlichen abweichen. Denn, um es klar im Begriff feſtzuſtellen, kann eben nur das Wunderbar genannt werden, was nach der gewöhnlichen Ordnung in der Erſcheinungswelt nicht geſchieht, was völlig ungewohnt und ſcheinbar dem gewohnten Naturgang, den man Naturgeſetz nennt, widerſpricht. Schon hieraus iſt es leicht einzuſehen, wenn auch nicht die Geſchichte dafür zeugte, daß dergleichen Wunder nicht gewöhnlich, nicht häufig waren, denn ſonſt wären es eben keine Wunder mehr geweſen. Nothwendig kam denſelben alſo auch in der Meinung der Völker der Karakter des unmittelbar Göttlichen, des Heiligen zu. So wurden denn ſolche Erſcheinungen, ſobald ihre Quelle ſelbſt lauter und unverdächtig war, Gegenſtände religiöſer Verehrung, ja ſie wurden gleichſam organiſche Theile der Religion ſelbſt, daher Myſterien von Anbeginn an.

Wie man aber von jeher ein gutes und böſes Prinzip annahm, wie Himmel und Hölle, Gott und Teufel ſtets entgegengeſetzt war; ſo unterſchied man auch gar bald bei ſolchen unbegreiflichen Erſcheinungen zweierlei Urſprung im

Ueberſinnlichen. Es trennte ſich demnach der Begriff des Außerordentlichen in Wunder und in Zauberei; dort war der Urſprung gut, heilig, hier war er bös und verabſcheuungswürdig. Dieſer Glaube beſchränkte ſich nicht bloß auf die alten Völker, auch bei den neuern blieb er, und noch hat die ſo laut geprieſene Fackel der Aufklärung ihn nicht zu verſcheuchen vermocht. Es ſey dieſes zu dem Ende nur hier erwähnt, um auch im Volksglauben, und das heißt doch im Gemüthe der Menſchen, den tiefen Grund, und das Weſen der Sache aufzufaſſen, wovon hier die Rede iſt. Der reine klare Sinn, ſo wie boshaftes oder wüſtes Streben können beide die gleiche Sache ergreifen, aber anders wird ſie ſich dort, anders hier geſtalten: was dort ſich emporſchwingt zum freien Aether, zieht ſich hier tief in die dunklen Grüfte der Erde hinab. Und das ſollte eben in dem Gegenſatz von Wunder und Zauberei ausgedrückt ſeyn.

Die mancherlei ſinnlichen Naturerſcheinungen beſtimmten den menſchlichen Geiſt, ſie eben ſo vielen verſchiedenen Kräften beizumeſſen. Aber ſobald man ſie ſich bloß ſo einzeln für ſich gedenkt, ſo weiß man nicht, woher ſie kommen, wohin ſie gehen — ſie haben ſodann nichts, was ihnen etwas Wirkliches ertheilte, denn es fehlt die Verbindung, wodurch allein eine Wech-

selwirkung in Gegensätzen entstehen kann. Diese Betrachtung führt uns nothwendig auf eine Urkraft, von der alle möglichen Kräfte nur als Stralen ausgehen, und welche das gemeinschaftliche Band zugleich für alle ist. Diese Urkraft muß denn freilich der unmittelbarste Ausfluß des Göttlichen seyn; durch sie wird ein ewiger Widerstreit aller Elemente, die allgemeine ›Harmonie, vermittelt. Der Mineralmagnetismus, der Galvanismus, die Elektrizität sind bloße Ausstralungen einer ursprünglichen Thätigkeit; und nur von diesem Standpunkte aus läßt es sich einsehen, warum jede dieser Thätigkeitsäußerungen so viel auszeichnend besonderes für sich hat, während dennoch viele Erscheinungen so sehr übereinstimmend sind, besonders die Polarität. Diese ist aber auch der bestimmte Ausdruck jener Urkraft, indem nehmlich jeder Körper als eine Einheit doch zwei Richtungen hat, wodurch in ihm selbst schon ein Wechselspiel, in der Mehrheit möglich ist.

Dieses voraus erkannt wird es wohl einleuchtend seyn, daß in lebenden Wesen jene Urkraft immer vollkommener hervorbrechen und walten müsse. Weder den Mineralmagnetismus, noch den Galvanismus, noch die Elektrizität finden wir in den organischen Körpern mehr rein als die Lebenserscheinung gänzlich beherrschend vor,

wohl aber ein eigenes Lebensverhältniß, eigene Mischung und Gestaltung, sehr von dem übrigen abweichend, was man eben um es scharf zu unterscheiden, organisch nannte. So hat die organische Chemie ihre eigenen gar noch nicht ergründeten Gesetze.

Dies eigenthümliche Lebensverhältniß, die Urkraft im Lebendigorganischen sich darstellend und es erfüllend, ist nun das, was als Lebensmagnetismus, vorläufig als der Inbegriff aller übrigen Naturkräfte, die ihm untergeordnet sind, betrachtet werden muß. Es wird also auch nicht auffallend seyn können, wenn darin manche Erscheinungen eine Identität mit den genannten drei Naturverhältnissen anzeigen.

Zwischen allen Körpern entsteht mittelst der einen oder der andern Kraft sogleich ein Wechselverhältniß, sobald sie in angemessene Beziehung kommen, die gar nicht einmal immer durch Berührung zu geschehen braucht. Es bilden sich Gegensätze, Polarität erscheint in anziehendem und abstoßendem, in freundschaftlichem und feindlichem Ausdruck; die stärkere Macht des einen Körpers überwältigt polarisirend den andern, und zwingt ihn in seine Sphäre einzutreten, sein Wesen gleichsam zu theilen. So beherrscht die Sonne ihre Planeten, die Planeten ihre Monde, so schwingt sich alles in der Natur um

irgend einen Mittelpunkt, der es als Umkreisendes an sich gefesselt hält, und dies allwaltende Gesetz erstreckt sich von dem allgemeinen Weltsystem bis zu dem kleinsten Atom der Erde. —

Eine Kraft an sich ist sinnlich nicht zu erkennen nur aus ihren Thaten in den Massen, den Stoffen, den Körpern erblicken wir ihre sich verhüllende Gegenwart. Da sich nun Kraft von Stoff und Form nicht trennen läßt, und beides als ihr Leibliches gleichsam in der Erscheinung bedingt; so hat wirklich die Meinung viel für sich, daß bei dem Wechselspiel dieser Kräfte von Körper zu Körper auch ein gleichzeitiger und es bedingender Uebergang höchst feiner beweglicher Stoffe statt findet. Dies weiter auszuführen ist hier nicht der Ort, es angedeutet zu haben sey genug.

Was bei allen Körpern ihrem Wesen nach und ihm entsprechend in der Erscheinung gilt, muß auch bei den organischen Wesen, muß bei den Thieren, muß vor allem im höchsten Ausdruck beim Menschen gelten. Unter allen Wesen bricht in ihm die Urkraft am freithätigsten durch, und mächtig zeigt sich bei ihm eine höhere Polarität noch außer der physischen, nehmlich die psychische, die geistige und moralische. Welche neue Verhältnisse müssen sich hier nicht bei der nachgewiesenen Fortschreitung der Ur-

kraft entwickeln? Es bedarf hier eigentlich nicht einmal der Erfahrung, um die Exiſtenz derſelben zu beweiſen — es muß ja ſo ſeyn. Und wie? wenn das härteſte der Metalle, das Eiſen, in der Richtung der beſtimmten Himmelsgegend geſtrichen wird, wendet es ſich, wie belebt, in eigenſcheinender Beweglichkeit dieſer zu, zieht andres Eiſen an, und polariſirt es; wenn zwei verſchiedenartige Körper, von den Metallen an, bis zu den vollkommenſten hinauf, in feuchter Verbindung durch einen dritten Körper, welcher die Kette ſchließt, in Einwirkung gebracht werden, ſo ſetzen ſie ſich alsbald in wechſelſeitige Spannung, es erzeugt ſich Luft und Feuer, und der Galvanismus iſt hervorgebrochen, wie aus dem dunklen Chaos das Licht; wenn Körper, unter den gehörigen Umſtänden, gerieben werden, ſo tritt ſogleich in ihnen thätig eine eigene Beziehung zu andern Körpern hervor, welche als die dritte Stufe des Durchbruches jener Urkraft, als Elektrizität anzuſehen iſt; und es ſollten ſich nicht eigenthümliche Verhältniſſe, eigenthümliche Wirkungen ergeben, wenn zwei organiſche Körper, wenn Menſchen unter einander in eine nähere Beziehung geſetzt werden? Dieſes aber iſt der Lebensmagnetismus, dieſes iſt jene Urkraft in ihrem kräftigſten Ausdruck wie er ſich nur auf Erden kund thun kann; die

auch in dieſer Sphäre in unendlichen Gradverſchiedenheiten ſich entfaltet, und ſo von den phyſiſch organiſchen Verhältniſſen bis zu den geiſtigſten hinüber ſchreitet, bald bloß an einzelnen Polen des Lebens ſich zeigt, bald aber beide gleich ſtark, vollkommen, und harmoniſch ergreift. Die Art und Weiſe dieſe nothwendig da ſeiende Kraft unter die geiſtige Willkür des Menſchen wie die übrigen zu bannen, dies war die Aufgabe.

Anton Mesmer hatte ſie gelöſt. — Wir ſind, nachdem wir in einfacher Fortſchreitung von dem Niederſten höher hinauf bis zur nothwendigen Exiſtenz des Lebensmagnetismus, aus der Idee und der Natur der Sache gelangten, bis zur wirklichen Auffindung durch den merkwürdigen Entdecker gekommen.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, man kannte in den älteſten Zeiten dieſe Kraft, aber als Myſterium der Religion, oder als geheime Zauberkunſt war ſie immer nur Wenigen vorbehalten, und fand nie eine wiſſenſchaftliche Betrachtung noch Anwendung. In myſtiſchem Nebel als Wunderkraft verhüllt kannte man ſie nur aus ſehr verſchiedenartigen, ſtets aber außerordentlichen Erſcheinungen. Der Zufall that dabei viel; ſo wie auch nothwendigerweiſe dieſe höhern Verhältniſſe ſich in einzelnen Individuen

entweder selbstständig in Einem, oder wechselseitig in mehreren ganz besonders ausgebildet fanden. Man betrachtete dies, nicht mit Unrecht, als eine besondere Gabe der Götter. Und auf diese Weise treten, wiewohl in ganz andern Beziehungen noch, die Sibyllen, die Seher, die Propheten selbst mit in den Kreis dieser sich auf mannigfaltige Weise im Menschen offenbarenden Urkraft. — In Krankheiten auch ganz besonders war das Verhältniß, in welches verschiedene lebende Organismen wechselwirkend zu treten vermögen, sichtbar genug, aber man sah solche Erscheinungen als etwas eigenthümliches an, was man weiter nicht an das Ganze, an das Allgemeine anzureihen verstand. So blieben dergleichen Beobachtungen von merkwürdigen Fieberphantasien, von sich plötzlich entwickelnden ganz auffallenden Antipathien, von Entstehung eines eigenen wachenden Zustandes mitten im Schlaf in Krankheiten, so wie von an Wunder gränzenden Aeußerungen des gewöhnlichen Nachtwandelns, von auffallenden vorschauenden Träumen, völlig nutzlos, und man pflegte sie nur als besondere Naturspiele, um deren Erklärung man sich weiter nicht bekümmerte, mit aufzuführen. Also sie haben Recht, jene Gegner des Erfinders, wenn sie sagen: „es ist nichts neues;" nein, es ist in der That so alt als die

Welt. Aber es ist sehr beschränkt, ihm deßhalb die Entdeckung streitig machen zu wollen. Wenn man Hunderte von Jahren die Eigenschaft des Wassers kannte, Körper zu tragen, war der, welcher zuerst in einem Welttheil, in einem Lande, Bretter zusammenfügte, in die Hand das Ruder nahm, und kühn die Wellen beherrschte, nicht der Entdecker der Schiffahrt? — Alles, was man vor Mesmer in Bezug auf jene in seinem Magnetismus am freisten durchbrechende Urkraft wußte, alles was man darüber dachte, war ja doch nur Einzelnes, ohne Grund und Haltung, Licht ohne Farben, oder Schatten ohne Gestalt. Er ergriff aber die lebendige Idee dieser Urkraft, welche durch das ganze All waltet, und sich im Menschen als thierischer Magnetismus in ihrer größten Bedeutung auf Erden zeigt.

Dies ist es, was den Werth der Entdeckung so hoch stellt, was man so schnöde verkannte — wie Kolumbus, von einem höheren Genius geleitet, sprach: dort im Westen muß Land liegen, es muß! also auch Mesmer: es muß eine Kraft da seyn, welche das All durchdringt und verbindet, wie die Körper auf Erden, und man muß sie in seine Gewalt bekommen können. Und er suchte, wo er sie beweglich, wo er sie in ihrer freisten Mittheilung fände, er suchte sie

natürlich zuerst im Magnet. Diesem gleich betrachtete er nun den Menschen, und in der nächsten Anwendung auf Krankheiten, um das gestörte Gleichgewicht wieder in Harmonie zu verwandeln, — denn er war Arzt! — strich er, den Magneten in seiner Hand, die Körper nach bestimmten Polen. Die auffallenden Wirkungen, welche dadurch hervorgebracht wurden, die Heilung der Kranken würden einen andern zum Stillstehen gebracht haben. Aber Mesmer ging weiter. Geleitet durch die Idee der alles erfüllenden, in allem waltenden Urkraft, frug er sich nun: Muß sie nicht auch noch mehr im Menschen selbst seyn, als im Magneten? Und wenn dieser dem Eisen die gleiche Polarität, welches dasselbe zum Magneten selbst macht, mittheilt, sollte nicht der organische Körper gleiche Bedingungen in einem andern setzen können? Soll ich allein, frug er weiter, die beobachteten Wirkungen dem Magneten zuschreiben, da ich ihn in meiner Hand halte, da ich also auch wieder bestimmend auf ihn wirken muß? — Nun war es gefunden, zugleich das Mittel, gewissermaßen diese allwirkende Kraft zu beherrschen; er warf den Magnet weg, und mit seinen Händen übte er die gleiche, noch unverfälschtere Wirkung.

Wie in dem Menschen trotz den höher stehenden organischen Verhältnissen, als der rohe

Galvanismus oder Chemismus, und als rohe Elektrizität, dennoch auch diese Stralen der Urkraft im Mehr und Weniger auch auf ihn wirken, sich in ihm darstellen, und wie seine Theile ordentliche Leiter dieser einmal in Thätigkeit gesetzten Kräfte sind; so muß auch wohl umgewandt den andern, auch selbst den nicht organisirten Körpern diese organischlebendige Kraft, der Lebensmagnetismus oder der Mesmerismus, nach dem Erfinder billig so genannt, mitgetheilt werden können, dergestalt daß sie Träger und Leiter dieses Verhältnisses abgeben, wie es auch der vollkommenere organische Körper für die niederen Stufen der Urkraft ist. Daher nahm Mesmer den Magnetismus zu verstärken und seine Anwendung zu erleichtern noch andere Körper, Stahlstäbe und Glas zur Hand. Man wird sich nach den aufgestellten Grundsätzen, über die Aehnlichkeit mit dem Körperverhältniß in der Elektrizität weiter nicht wundern können. Idioelektrische Substanzen, oder solche in welchen durch Reibung schnell das elektrische Verhältniß entsteht und darin verweilt, müssen auch fähig seyn, das ihnen eingeprägte sichere organische Verhältniß aufzunehmen und zu bewahren, Leiter der Elektrizität aber, wie das Eisen, müssen auch in gewissem Grade für den Magnetismus leitend seyn. Hierauf beruht die Wirksam-

keit der magnetisirten Bäume, des magnetisirten Wassers, der sogenannten magnetischen Baquets, als Hülfsmittel um diese Kraft in Bezug auf andre Organismen in unsre Gewalt zu bekommen, sie unter die Macht unseres Willens zu bringen.

Man wird nun leicht einsehen, wie man es verstehen müsse, wenn man zwischen der physischen Art zu wirken und dem Verhalten des mineralischen Magnets sehr viel Aehnlichkeit findet. Beides beruht auf Polarität; und es ist für den Mesmerismus ein sehr bedeutendes Bild, wenn man es sich vorstellt, wie jedes Atom Eisen durch den Magnet angezogen, oder abgestoßen selbst zum Magnet wird, das heißt die gleiche Polarität in umgewandtem Verhältniß bekommt, wie so durch ein Stück magnetisirtes Eisen unendlich viel Magnete immerfort, besonders aber durch Streichen gemacht werden können; ohne daß jenes ursprüngliche erste magnetische Eisen von seiner Kraft etwas verliert, wenn es auch vielleicht als Eisen durch dieses Verhältniß irgend etwas einbüßen sollte, nehmlich in dem innersten, fast möcht ich sagen geheimsten Wesen seiner Metallheit. Es beruht demnach die Kunst zu magnetisiren auf dem Begriff der Polarität; und wenn man dabei noch bedenkt, daß außer der physischen Seite unseres

Organismus auch noch die pſychiſche, geiſtige, dieſe Richtung zur Polarität mit erhalten muß, ja ſelbſt urſprünglich erhalten kann, ſo ergiebt ſich daraus für das Magnetiſiren ſelbſt das beſtimmteſte Grundgeſetz. Auch ſehr wichtige, dem Zweifel der Ungläubigen am meiſten unterworfene Aeußerungen beruhen hierauf lediglich, und können nach dieſer Anſicht keineswegs befremden.

Wenn man auch als gewiß annimmt, daß durch in Bewegung ſetzen des zarteſten Lebensäthers, als des Trägers dieſer Offenbarung der Urkraft, von Weſen zu Weſen, der Lebensmagnetismus, der nicht erſchaffen wird, ſondern ſchon ewig vorhanden iſt, zu beſtimmten Wirkungen und Aeußerungen hervorgerufen wird; ſo iſt dabei doch niemals ein Wechſelverhältniß und eine Wechſelwirkung zu überſehen. Einſeitig und daher nicht richtig bleibt es demnach, wenn man das Magnetiſiren lediglich als ein möglich gemachtes Ueberſtrömen einer belebenden Materie von einem Organismus auf den andern betrachtet; denn keine Wirkung kann ohne Gegenwirkung ſeyn. Und auch hier iſt die Analogie mit den übrigen Naturverhältniſſen ein bedeutender Fingerzeig.

Wurde hierdurch einmal dieſer den Kräften des Menſchen zu Grunde liegende Abſtral der Urkraft in beſtimmtes Hervorbrechen verſetzt,

ſo bedingt dies als nächſte Urſache und Wirkung natürlich auch beſtimmte Veränderungen in der organiſchen und in der geiſtigen Lebensäußerung. Daß dieſe unendliche Stufen nicht nur haben könne, ſondern haben müſſe, leuchtet dem Vernünftigen von ſelbſt ein. In jedem Menſchen muß alſo auch der Magnetismus eben ſo verſchiedene Aeußerungen und Beziehungen ſetzen können, wie die Organiſation, wie der augenblickliche Lebenszuſtand, das Befinden der Menſchen ſelbſt verſchieden iſt.

Einen vollkommen geſunden Menſchen nennen wir einen ſolchen, deſſen innere Lebensverhältniſſe in vollkommener Harmonie ſeiner Eigenthümlichkeit nach ſtehen, deren Aeußerungen alſo auch völlig geordnet erſcheinen, wodurch er das Wohlbefinden für ſein Gefühl erhält, welches jederzeit als Ruhe aus einem in Harmonie geſetzten Wechſelſpiel hervorblüht. — Je mehr dieſes der Fall iſt, um ſo geſchloſſener in ſich muß auch der Organismus, das ganze Weſen eines ſolchen ſeyn, und zwar ſo, daß er zwar offen für jede Einwirkung iſt, aber, ſo lange derſelbe nicht allzu überwältigend auf ihn eindringt, gehörig und verhältnißmäßig wieder gegenwirkt, ſich mit ihr befreundet, in ſeinen Kreis zieht, oder ſie zurückſtößt, und ſo ſeine Eigenthümlichkeit, ſein ſelbſtſtändiges Daſein behaup-

tet. In solchen erkennen wir daher jene richtende Urkraft nur in den in harmonischem Wechselverhältniß stehenden besondern Stralen, den besonderen Kräften. — Der Magnetismus wird also bei diesen wenig besondere Erscheinungen wirken können: wenn er trotz dem doch niemals gänzlich ohne denkbare Einwirkung bleibt.

Dagegen bei dem gestörten Gleichgewicht im Zwiespalt zeigt sich sogleich in fremden eigenen Erscheinungen jene Kraft, welche zu einer gewissen Ordnung geleitet, das lebensmagnetische Verhältniß bewirkt. Ist es also zu verwundern, wenn viele der außerordentlichsten Erscheinungen des Mesmerismus auch ohne alle besondere vorsätzliche Leitung und Einwirkung von außen her sich aus eigner Macht der aufgerezten Urkraft entwickeln? — Schon in Fieberfantasien, in manchen Arten der Verrücktheit, in krankhaften Träumen, im Schlafreden, im gewöhnlichen Nachtwandeln, dann aber in beobachteten höheren Zuständen des Schlafwachens als Krankheitsäußerungen, worin Kranke in Schlummer versenkt mit geschlossenen Augen zu einem eigenen Grad des Bewußtwerdens gelangten, alles um sie vorgehende bemerkten, Vieles wußten was man in dem gewöhnlichen menschlichen Sein ohne besondere Erlernung nicht wissen kann, oder was gar nicht zu erlernen ist — findet sich

der von selbst, oder vielmehr aus nicht deutlich gewordener Wechselwirkung, entstandene Lebensmagnetismus.

Was Wunder also, wenn nur in Kranken die auffallenderen Erscheinungen sich zeigen? Vielmehr spricht dieses gerade für die erhabene Existenz dieses Verhältnisses. Die niedern Stufen Galvanismus und Elektrizität dagegen müssen sich bestimmter äußern, da unser Organismus mehr ihr Leiter ist, als daß er davon zu eigenthümlicher Verbindung ergriffen wird. Auch geht aus dem bisherigen sonnenklar hervor, wie Kranke oft durch den Lebensmagnetismus geheilt werden, ohne daß äußerlich dabei besonders auffallende Erscheinungen zu bemerken wären. Sobald durch die Einwirkung in erhöhter Urkraft der innere Streit der sowohl körperlichen als geistigen Elemente beigelegt wird, sobald dies in langsam fortrückender Stufenfolge geschieht; so wird außer dem regulirten Gange der Lebensäußerung auch wenig Besonderes bemerkt werden können. Dies zeigt sich täglich in der Erfahrung, und des Entdeckers eigener Ausdruck in einem Schreiben an mich setzt dies in das vollste Licht. Mesmer sagt nehmlich darin: „Die Verstärkung der magnetischen Kraft kann nur auf einen gewissen Grad, wie das Feuer eines Grades der Intensität fähig ist, gebracht

werden; jeder mäßige Grad ist hinlänglich, die erwünschte Krisis zu erwarten."

Dieser Punkt aber, daß nicht bei allen Menschen, bei Gesunden wie bei Kranken, und nicht bei allen Kranken besonders der Magnetismus die gleichen, theils sinnlich wahrnehmbaren besondern Aeußerungen, theils außerordentlichen, und, nach dem aufgestellten Begriff, wunderbaren, Erscheinungen wirkt, dieser war es, welcher der Beschränktheit gewöhnlicher Gelehrsamkeit als Grund diente, den Magnetismus gar seiner Existenz nach, oder mindestens seinen höhern Wirkungen nach zu bezweifeln. Man entblödete sich nicht, letztere insgesammt der Einbildung oder dem Betrug zuzuschreiben. —

Wie jedes Fieber, als solches doch immer ein und dieselbe Form, sich in verschiedenen Körpern verschieden ausdrückt, wie auf diesen eine Gemüthsbewegung, oder ein sichtbarer Stoff höchst ergreifend wirkt, während beides gleiches auf einen andern gar keinen Einfluß gewinnen kann; so, und noch beträchtlicher muß es der Fall seyn mit dem Lebensmagnetismus. Das Wesen desselben liegt ja schon in dem organischen und geistigen Leben des Menschen selbst; daher in Krankheiten, in gestörter Harmonie, sehr oft freithätiger diese Kraft sich darstellt als gewöhnlich, und so Erscheinungen hervorbringt, welche

durch das von Mesmer gefundne Verfahren nur absichtlich hervorgerufen, und zum Heile des Kranken geleitet werden können. Die Erscheinungen aber selbst müssen, außer dem gemeinschaftlichen wesentlichen Karakter einer über die gewöhnlichen Sinnengränze geschrittenen Lebensäußerung, so verschieden seyn als die Individualität der Menschen selbst.

Es ist bekannt, wie die gewöhnlichen Aeußerungen der lebensmagnetischen Einwirkung in Gefühl vermehrter Wärme, Schwere und Ziehen in den Gliedern, in Müdewerden, Schwere der Augenlieder ohne sie jedoch sogleich schließen zu können, ferner in wirklicher Schläfrigkeit, Schlaftrunkenheit mit Verschließen der Augenlieder, und in Schlaf bestehn. Dies ist die erste und mehr organische Reihe der Vorgänge, welche oft in sehr verschiedener Ordnung und Verbindung eintreten. Durch dieselben, vor allem aber durch den sich einstellenden Schlaf wird die gestörte Harmonie durch bestimmte innere Veränderungen, welche sich in kritischen Bewegungen äußern, wieder zurückgeführt; und in den bei weitem meisten Fällen bleibt es dabei, indem der Zustand keine weitere Entwickelung des magnetischen Verhältnisses unmittelbar bedingt. Ist aber letzteres der Fall, was zwar selten, aber doch häufig genug geschieht, um es allenthalben

wiederfinden und beobachten zu können, läßt die innere Entzweiung in den höheren Lebensverhältnissen, bei Nervenkrankheiten besonders, mehr noch die bedeutendere Entwickelung zu; so bildet sich in dem erregten Schlafzustande selbst sodann eine neue Reihe besonderer Erscheinungen aus, welche von der Sinnenwelt abweichend mehr dem psychischen, dem geistigen, angehören. Dann entsteht ein Insichselbsterwachen; alle organischen Bedingungen eines wahren Schlafes bleiben, so bleibt auch er selbst, und wie, im gewöhnlichen Sinnenschlaf Träume das Dasein und fortwirkende Leben der Seele bekunden, so erhebt sich nun das Geistige mitten im Schlaf zu einem bestimmten und willkürlicheren Bewußtsein, und die ganze äußere Welt kann ohne die gewöhnliche Sinnenvermittlung nach und nach in die innere Anschauung treten. Daß in diesem Zustande des Insicherwachens, des Schlafwachens die Störungen in den Wechselverhältnissen des eigenen Organismus als nächstes Objekt empfunden und deutlich wahrgenommen werden, ist sehr natürlich. Erst durch die Erscheinung des eigenen Leibes hindurch erscheint dann auch gleichsam, doch wieder durch das Ganze vermittelt, die äußere Welt, wie im gewöhnlichen Zustande durch die einzelnen Sinne. Diese sind nun in den neuen Ursinn, Gemeinsinn, in das

geistig waltende zurückgekehrt. So wie also die innere Anschauung auch über den Raum des eigenen Leibesbewußtseins hinausritt, bildet sich ein Kreis von Licht für die Empfindung des vom Schlafwachen zum Hellschein übergehenden Menschen aus, in welchen alles, was da erscheinen soll und kann, wie entfernt es auch nach sinnlichem Raum ermessen sey, klar und bestimmt eintritt. Dieser Zustand ist nun nicht zu berechnender Steigerungen fähig. Und daß sich auch diese psychische Reihe von Erscheinungen in jedem Individuum eigenthümlich zeigen müsse, leuchtet hinlänglich aus dem gesagten hervor. So muß also auch nicht dieß das Maaß der Erkenntniß, sondern auch die Richtung auf dieses oder jenes gar verschieden ausfallen, muß sogar in einer und derselben Person in verschiedenen Augenblicken oder Stunden, in verschiedenen Schlafperioden auch verschieden seyn.

Hierbei ist auch das sich lebendig feststellende Wechselverhältniß zwischen Magnetiseur und Magnetisirten, welches dort positiv, hier negativ ist, nicht zu übersehen. Der Einfluß, wodurch der Einwirkende den andern in den veränderten Zustand versetzte, richtet natürlich ordnend und beherrschend den letztern ganzes Wesen während der Periode der Einwirkung nach diesem hin, als unterworfen.

Es spiegelt sich demnach die Urkraft des Lebens in dem höchsten Ausdruck, nemlich im Geistigen, hier am freiesten, das heißt am losgetrennteßen von Stoff und Form aus; wie sie als Sympathie das geheimnißvolle und doch so offenthätige Band um alle Wesen schlingt. — Nicht weniger wird man sich also nach diesen Betrachtungen über den mesmerischen Schlaf, über Schlafwachen und Hellsehen wundern, als über natürlichen Schlaf, über Traum und Fieberfantasie, und sodann über das manchen Menschen eigenthümliche Schlafsprechen, Nachtwandeln, und Verrichtung bestimmter Geschäfte in dem letztern stets doch krankhaften Zustande. Was alles dieses hier auf der Sinnenreihe, im Sinnlichen noch befangen, ohne bestimmtes Bewußtsein einzeln und niedrig da steht, wird dort zu einer so unendlich verschiedenen, und größern Bedeutung. Nicht wie im Traum ein Bild schaue ich an, was in meinen Lichtkreis tritt, sagte mir vor einiger Zeit schon ein Hellsehender, sondern bestimmter, wesentlicher. —

Zauber und Liebe.

Eine nordiſche Sage.

König Harald Schönhaar hatte ſich ſchon ſeit geraumer Zeit das ganze Norweg mit ſeinem tapfern Schwerdte unterworfen; da ſaß er eines Abends, nahe an den höchſten Gränzmarken, in eines guten Kriegsmannes kleiner Burg, wo er eingekehrt war, um den nächtigen Stürmen, welche drauſſen über die öde Gegend hinzogen, aus dem Wege zu gehn. Dieſer Abend aber war der Abend des Juulfeſtes, welches man damals im Heidenthum ſehr hoch feierte. Es ward guter Meth aus großen Hörnern getrunken, wie es der König Harald gern mochte, und man reihete ſich in behaglicher Vertraulichkeit um das wärmende Heerdesfeuer herum.

Aber der mächtige Schönhaar blieb ſtill und ernſt. Nicht etwa wie ſonſt, wenn ihm ein Mißhagen über Feind oder Inſaſſen die Herrſcherbrauen im ſtummen Zorne zuſammen zog, daß Alle, die es ſahen, davor erbeben mußten, ſondern es lag diesmal wie eine Thauwolke der feuchten Wehmuth auf allen ſeinen Zügen. Da gewannen auch einige Hauptleute Muth, ihn zu befragen, was ihn ſo ſchmerzlich betrübe, und er entgegnete ihnen in folgenden Worten:

„Ihr Kriegsmänner, Ihr wiſſet es Alle, — denn die Skalden ſingen Alle davon, — wer mir geboten hat, ganz Norweg zu erobern, und wem zu Liebe ich ſolches auch gethan. Schön Gyda war es. Nun iſt ſchön Gyda geſtorben, und ich habe ſeitdem wohl manch ein andres Lieb gewonnen und manch eine neue Schlacht, aber nach jeglicher freudigen Begebenheit war mir es immer, als ſeie ſie nur deshalb geſchehen, daß ich ſchön Gyda davon erzählen könne, und mich mit ihr darüber freuen. Wenn ich dann ſo in die Hallen meiner Königsburg zurückkomme, und ſuche in Gedanken nach der Luſt meines Lebens durch alle Gemächer umher, und immer vergeblicher Weiſe, da möchte ich bisweilen jammern und weinen, wie ein Kind. Eben ſo trübſeelig war mir auch vor einigen Abenden im Forſte. Da konnte ich mir's gar

nicht erwehren, zu denken, schön Gyda lebe noch, und habe mich nur geneckt, und werde urplötzlich hinter irgend einem dunkeln Gebüsche hervortreten."

„An des holden Weibes Statt aber kam eine graue, freudlose Mannesgestalt aus den Zweigen heran, klein und schauerlich, ganz in aschfarbne Gewänder gehüllt, und immer nach mir herüber nickend, als kennten wir einander gut, und wüßten Jeglicher, warum der Andre zur Stelle sei. Wild zuckte mir Schreck und Zorn durch alle Adern, und ich schwang meinen Speer zum Wurfe gegen das häßliche Bild. Das nickte mir noch vertraulicher zu, und sagte: ich bin ja Swasi." — Da mußte ich mich an einen zaubrischen Bergfinn erinnern, den mein Vater einmal, um Hexenwerk aus ihm heraus zu pressen, mit Flamme und Eisen bedrängte, und dem ich zur Flucht behülflich war. Zu jener Zeit lobte er mein Mitleid, und weissagte mir Herrlichkeiten, die zum Theil bereits in Erfüllung gegangen sind, von mir dagegen allerhand Versprechungen heischend, die auf lauter Kleinigkeiten gingen, und die ich ihm willig leistete. Jetzt mahnte er mich an jene Worte, und fragte, ob ich nicht unter Andrem gesagt, ich wolle nimmer einen Speer gegen ihn werfen? Das gestand ich ihm gerne ein, und schalt

ihn nur, daß er mich so unverwarnter und unbekannter Weise beschleiche und erschrecke. Da lachte er, und sagte: Sehn ich komme zu Deinem und zu meinem Glück. Traure nicht länger um Gyda." — Und zugleich auch strich es wie ein lichter Sternenschimmer hinter mir durch den Wald, daß ich im Umwenden noch meinte, ein wunderschönes Frauenbild zu erblicken, wie es so eben hinter dem von ihm beleuchteten Gezweige verschwand. Als ich den zaubrischen Bergsinn befragen wollte, war auch der nicht fürder zu sehn."

„Ihr blickt mich staunend an, Ihr Kriegsleute, und fragt wohl, was mich denn an dieser Erscheinung so tief bewegt habe, und erschüttert? Da muß ich Euch drauf erwiedern: ich fühl' es seitdem mit so gar erneuten Schmerzen daß ich keine Gyda mehr habe. Ich weiß nicht, wie es zugeht, und wie es damit zusammen hängt, aber es ist nun einmal so. Ach, ich habe keine Gyda mehr!"

Er ließ das Haupt wehmüthig in die hohle Hand sinken, und saß eine Weile ganz still. Die Kriegsleute wurden auch sehr betrübt, denn sie hatten die schöne, freundliche Herrin wohl gekannt, und jede laute Freude des Mahles erlosch.

Da klopfte es mit einemmale ungeſtüm an die Burgpforte. König Harald fuhr in ſeiner ganzen bedrohlichen Herrlichkeit zürnend empor, daß Alle davor erſchracken, und gebot einem ihm zunächſt ſitzenden Krieger, er ſolle hinausgehn, und nachſchauen, wer alſo frech das Mahl des Königs verſtöre. Der Krieger ging hin, und kam wieder, und das Wort wollte ihm nicht recht über die Lippen. Weil ihn aber Harald um deſto zürnender anſah, ſprach er endlich frei heraus, es ſtehe ein unerhört frecher Menſch vor der Pforte, der verlange, der König ſolle zu ihm hin kommen in die dunkle Herbſtesnacht. Er habe etwas Nothwendiges mit ihm zu ſprechen. — „Was brachteſt Du den frevlen Kerl nicht ſelbſt herein? fuhr der König auf; oder wenn er nicht ganz mit herein wollte, doch wenigſtens ſeinen Kopf?" — Der Kriegsmann zückte darauf ſein breites Schwerdt, faßte es recht feſt, und ging abermals nach dem Burgthore hinaus. Doch kam er unverrichteter Sachen wieder zurück, ſprechend: Herr, ich habe ihm nichts zu Leide thun dürfen, denn er ſpricht, er ſei Swaſi, der zaubriſche Bergfinn, und Du habeſt ihm zu jener Zeit verheiſſen, Du wolleſt auch vom Mahle aufſtehn, wenn er Dich in ernſten Geſchäften zu ſprechen verlange." — „Iſt es Swaſi, entgegnete Harald, da iſt es

ein andres Ding." Und alsbald ſtand er auf, und ging nach der Burgpforte hinaus, dem noch immer ungeſtüm Klopfenden entgegen.

„Du läſſeſt auch ſehr lange auf Dich warten!" ſprach Swaſi den König trotzend an. — „Ei, entgegnete Harald, wer kann auch rathen, daß Du es biſt? Warum nennſt Du deinen Namen nicht gleich? Sag' nun friſch heraus, willſt Du noch ſonſt etwas von mir?" „Ich merke wohl, ſagte Swaſi, Du biſt gewohnt, Dein Wort zu halten, Du Normannakönig. Aber beſinneſt Du Dich auch wohl, daß Du mir damals verſpracheſt, mich in meiner Wohnung zu beſuchen, wenn ich Dich lüde? Nun hätte ich Dich gerne bei mir daheim, und mein Haus liegt unweit von hier, auf der andern Seite des Berges." — „Verſteht ſich, daß ich Dir mein Verſprechen löſe;" ſagte Harald, und nahm aus der Hand eines Kriegsmannes einen weiten Mantel, darin er ſich gegen die Nachtkälte wickelte, zugleich ſetzte er ſeinen Helm auf. Das große Schwerdt hatte er gar nicht von der Hüfte los gehabt. — „Ich gehe ſogar recht gern mit Dir, ſeitdem wir uns letzten Abend im Forſte trafen, fügte der König hinzu, und Swaſi erwiederte lachend: Das kann ich mir wohl von ſelbſten denken." — Einige Kriegsleute meinten, der große Harald ſolle mindeſtens

nicht ſo allein mit dem zaubriſchen Bergſinn nach deſſen Hütte gehen, Andre ſagten, das ſeie aber recht königlich und ritterlich gehandelt, aber der Herr gab auf alle das Gerede gar nicht Acht, und ſchritt mit Swaſi, der indeſſen eine hohe Kienfackel angezündet hatte, raſch in das dunkle Gehölz hinein.

Der faſt unbetretne Pfad leitete über Steck und Stein durch den finſtern Bergwald fort. In den Hohlwegen lag bisweilen ſchon Schnee, während von den Eichen noch einzelne rothe Blätter auf die nächtlichen Wandrer herunter rieſelten. Harald, den ein ſeltſames Ahnen und Hoffen — er wußte ſelbſt nicht welches — nach des Zaubermenſchen Wohnung hintrieb, ſcheuderte die unheimlichen Schauer leicht von ſich ab, und verſuchte nur aus dem finſtern Geleitsmann einzelne Worte, Anzeigen irgend eines nahen Glückes, hervorzulecken. — So fragte er ihn einmal, und zwar nach nordiſch hergebrachter Sitte in Liedesweiſe:

Wer ſpricht, Willkomm uns, den Wandrern,
Wann wir nahen Deiner Wohnung?

Und der Bergſinn erwiederte:

Meiner Schwelle pflegt ein Lichtſchein;
Schönheit heißt des Hauſes Wirthin.

Da ward dem König gar freudig zu Muth, er mußte an Gyda denken, und fragte weiter:

Rede, Zaubrer, reicht Dein Zaubern
Rettend wohl in's Grab hinunter?

Aber der Bergſinn antwortete:

Grab geht auf vor grauſ'gen Worten,
Giebt doch nichts, als grauſ'ge Gaben.

Und damit fuhr er, wie vor ſeinem eignen Spruche, zuſammen, und ſahe ſich ängſtlich zwiſchen den Bäumen um, und König Schönhaar verlor die anmuthigen Hoffnungsgebilde aus ſeinem Geiſt, und hätte beinahe die Nachtfahrt bereuen mögen, wäre ſie nicht unternommen worden, um ein gegebenes Ehrenwort zu löſen.

Es leuchtete durch die Föhrenzweige her, und der Bergſinn ſagte, ſie ſeien nun bald an ſeiner Wohnung. Der König wußte kaum, ob er ſich darauf freuen ſolle, und als ſich vor der ſichtbar werdenden, offnen Thür eine hohe Frauengeſtalt, ein Methhorn in ihrer Rechten ſchauen ließ, mußte er zitternd bei ſich denken: all' Ihr Götter, wenn es nun Gyda wär', und ſie ſchlüge die Schleier zurück, und ſähe hohläugig, und ſtier und verſtäubt als eine Bewohnerin des Grabes darunter hervor!"

Indem war Swaſi der Verhüllten ſo nahe gekommen, daß der Schein ſeiner Kienfackel

grade auf ihre ganze Bildung fiel, und sie schlug nun mit feierlichem Wesen ihren Schleier zurück. Scheu blitzte das Auge des Königs nach ihr hinüber, aber mit anmuthigem Wohlgefallen blieb es auf den jugendlich blühenden Zügen des zarten Antlitzes wie festgebannt, während ihm die Schöne mit zierlicher Verneigung einen Trunk aus dem leuchtenden Methhorne bot. Er faßte das Trinkgeschirr und die weiße, warme Hand des Mädchens zugleich, und trank. Da rieselte es, wie ein Gluthstrom des Verlangens durch seine Adern, unfähig zu widerstehen, neigte er seinen Mund den lächelnden Rosenlippen der Jungfrau zu. Aber die bog sich scheu und ernst zurück, und Swasi sagte dazwischentretend: sachte, lieber Herr. Ihr sollet wissen, daß Ihr nicht etwa eine leibeigne Kriegsgefangne vor Euch habt, sondern Snaefrid, mein einziges, eheliches Kind." — „Es ist wohl gar Freia, sagte Harald ganz verwirrt, die mich zu necken und zu verzaubern aus Walhall herabgestiegen ist in diesen entlegenen Forst." — Swasi lachte, und zog den König in die Hütte.

Vom Heerde, an dem die beiden Männer saßen, ging Snaefrid mit den geleerten Trinkhörnern in einen Winkel der Hütte, füllte sie dort, und kam kredenzend wieder, auf eine höchst anmuthige Weise aus Licht in Schatten tauchend

aus Schatten in Licht. Sie ſpielte das bezaubernde Spiel ſo lange fort, bis endlich der glühende Harald ausrief: o Du mußt mir gehören, Snaefrid, und ſollte ich Dich auf meinen Armen durch das Meer tragen!" — „Laßt doch gut ſeyn, lieber Herr, lachte Swaſi. Habt Ihr denn der verſtorbenen, viel erſehnten Königin Gyda ſo ganz und gar vergeſſen?" — „Was wollen die Todten, rief der erhitzte König, wo das Leben in ſo unendlichem Liebreize blüht! Schlafe Gyda geruhig in ihrer erdigen Kammer den langen Schlaf. Seit ich Snaefrid geſehen habe, iſt mir jenes bleiche Bild untergeſunken, und ich habe nur Augen für dieſe, nur Sinne, Waffen und Ehre für dieſe." — Das mag Alles ſeyn, entgegnete Swaſi gelaſſen, aber ich habe meine Tochter für mich, und mit meinem guten Willen, ſollt Ihr nicht der Jungfrau kleinen Finger berühren, bevor Ihr ſie nicht als Euer rechtliches Eheweib und Norwegs Königin mit Handſchlag und Gelübde anerkennt." — „Wer hindert, rief Harald, daß es gleich Augenblick's geſchehe?" und Swaſi meinte, er habe nichts dawider.

Da verlobte ſich der mächtige Harald Schönhaar feierlich mit dem reizenden Kinde des Bergfinns, und ſchwur, die Hand auf den Heerd gelegt, er wolle Snaefrid halten, als

seine rechte Ehefrau, wie er vordem schön Gyda gehalten habe, und wo möglich herrlicher noch. Darauf hat ihm der Vater den Eintritt in der Tochter Kammer verstattet, und am andern Morgen gingen die Dreie über den Bergrücken nach der Veste zurück, wo König Haralds Krieger, ihres Herrn erwartend, Stand hielten.

Unterwegens sang der alte Bergsinn allerlei wunderliche Spottlieder darauf, daß der König des ganzen Norweglandes eine so ärmliche Hochzeit gehalten habe in so ärmlicher Hütte, aber Harald vernahm wenig oder nichts davon, denn seine ganze Seele lebte in dem Anblicke Snaefrid's, wie sie liebeleuchtend, einer zweiten Morgensonne vergleichbar, durch den feiernden Wald hinging.

Die Kriegsleute in der Burg waren wohl erstaunt darüber, daß ihr Herr mit einer so reizenden Beute zurück kam, und wurden es noch mehr, als er gebot, man solle diese ehren als seine königliche Hausfrau und als die künftige Mutter der Norwegsherrscher. Aber noch weit mehr mußten sie darüber erstaunen, daß der kriegrische Schönhaar nun plötzlich einen vorgehabten Fehdezug einstellte, und statt über die salzigen Meeresfluthen nach Gewinn und Ruhm hinaus zu schiffen, seine Fahrt an die Seite der gewonnenen Herrin schweigend und

lüsteind durch die eigenen Lande lenkte. Von einer Burg ging es zur andern, von einem Fest in das andre hinein, und vergebens klirrte die kampflustige Jugend mit den Waffen, vergebens sprachen die Alten von des Landes Wohl und Weh. Dafür hatte König Harald kein Ohr mehr. Nur in Snaefrids wunderbaren Reizen lebte der ehemals so umsichtige, besonnen kühne, siegfreudige Herrscher.

Winter schwanden und Winter kamen, und Alles blieb, wie es seit dem Juulfeste bei Swasi's Hütte geworden war. Der zauberische Schwiegervater ließ sich selten an des Königs Hofe vermissen, und führte ein höchst lustiges Leben, welches Allen um so verhaßter vorkam, weil immer etwas auf seinen Lippen schwebte, wie ein entsetzlicher Hohn, den der verwandelte Harald jedoch einzig und allein gar nicht bemerkte. Bisweilen hatten es wohl Skalden versucht, durch Lieder von schön Eyda's Huld und Frommheit die ehemals tönenden Saiten in des Königs Gemüthe wieder anzuklingen, aber er ward über alles dergleichen nur unwillig, und hieß die Skalden, die solches gemacht hatten, als Freudestörer hinaustreiben aus seinen Hallen.

Da geschah es endlich, daß die Herrin des königlichen Herren, die angebetete Snaefrid in

eine tödtliche Krankheit verfiel, und mit ſo bittern Schmerzen Harald an ihrem Lager wachte, ſo ging ein deſto erfreulicheres Hoffen durch die Schaaren ſeiner Kriegsleute, denn ſie dachten, wäre nur erſt die verſtrickende Schönheit fort, ſo müſſe ihnen aus dem bisherigen verweichlichten Träumer auch wieder ein Held und ein Heervater hervorleuchten. Die Zauberkünſte des alten Swaſi vermochten nichts zu ſeiner Tochter Rettung; er redete nur, wohl merkend, daß es an's Ende gehe, noch kurz vorher ganz heimlich mit ihr, worauf ſie ſich in prächtige Gewande hüllte, und dann ihren Ehgemahl bat, er möge ſie in dieſem Schmuck auch nach dem Tode unbegraben auf ihrem Lager verbleiben laſſen. Bald nachdem ihr Harald die Zuſicherung gegeben, iſt ſie mit einigen häßlichen Zuckungen verſtorben.

Aber an ihrem ſchönen Leibe war nach dem Tode keine Spur jener Zuckungen mehr zu bemerken; vielmehr lag ſie gleich einer zwar gepflückten, aber dennoch unverwelklichen Blume da. Ein mildes Roth leuchtete wie verheiſſender Morgenſchein über ihren Wangen, und obgleich kein Othem mehr aus und ein ging, lächelten die noch immer blühenden Lippen wie die Freude und die Liebe ſelbſt. Nun war der König gar nicht von dem liebreizenden Leichnam

zu entfernen, Tag und Nacht saß er neben der schlummerden Geliebten, mit jeglichem Augenblick ihrem Erwachen entgegen hoffend, und hatte Swasi vorher ein kühnes und freches Treiben im Reiche gehalten, so that er es jetzt noch tausendfältig mehr, denn Harald Schönhaars verliebte Thorheit war um so vieles starrer und verderblicher geworden, wie der Tod starrer und verderblicher als das Leben ist. Das, worauf die getreuen Kriegsleute des Normannakönigs ihre beste Hoffnung gesetzt hatten, war nun schon seit vielen Monden ihres Hoffens trostloses Ende geworden, denn noch immer lächelte und blühte der Leichnam, noch immer harrte der große Schönhaar auf dessen Erwachen, und es war, als müsse es so fortdauern bis an's Ende der Tage.

Da waren endlich drei Winter darüber vergangen, und Thorleif der Weise, ein sehr weitberühmter und dem Harald von langer Zeit her theurer Mann, zog in die Burg ein. Er wußte wohl, was hier vorgehe, und mochte mit den Sternen, wie das denn seine Sitte war, deshalben Rath gepflogen haben, denn er wollte sich mit keinem Menschen in ein Gespräch einlassen, wies Alles von sich, und drang grade zum Könige Harald durch. Der wandte sich etwas grämlich von der Leiche zu ihm hin, die-

weil er gewohnt war, daß die Gäste ihn abzureden suchten von dem Schmerz und der Hoffnung, welche seine ganze Seele erfüllten, auch wohl bieweilen ihm von schön Gyda versprachen, und jegliches Wort von solcher Art schnitt wie ein scharfes Scheermesser verletzend in seine wunde Seele ein. Thorleif aber ließ sich gar nichts dergleichen zu Schulden kommen, vielmehr sagte er ganz freundlich und mit ehrerbietiger Verneigung: Du thust wohl, König, daß Du eine so schöne und von so edlem Stamm entsprossene Herrin so kostbarlich ehrst, sie auf reichen Decken und im prächtigen Anzuge ruhen lassend, und selber als Wächter dabei sitzend, bis es zum Erwachen kommt. Nur ein Einziges weiß ich zu nennen, was mir bei dieser Anstalt nicht gefällt." — Harald sahe den Sprechenden etwas befremdet an, und meinte, es liege wohl Hohn in dessen Worten. Weil Thorleif aber ganz ernsthaft dazu aussah, hielt ihn der König für einverstanden mit sich, und für nun erst recht bewährt in aller Weisheit; die umstehenden Kriegsleute hingegen wurden des Glaubens, der weitberühmte Thorleif sehe jetzt eben so gut als der König, verzaubert und gebannt.

„Das ist der erste ordentliche Mensch, der mir seit vielen Nächten vorgekommen ist, sagte Harald Schönhaar, dem Thorleif seine Rechte

freundlich entgegenſtreckend. Sitze her zu mir, lieber weiſer Mann, und ſage mir Beſcheid von dem Einen, was Dir bei der Feier, die ich meiner holden Snaefrid angedeihen laſſe, nicht gefällt."

„Das will ich Dir recht gern ſagen, entgegnete Thorleif. Mir iſt an dieſer Sache nicht recht, daß man ein ſo ſchönes, und köſtlich gewöhntes Weib immer auf denſelben Decken, wie herrlich und reich dieſe auch ſeyn mögen, unverändert liegen läßt. Dergleichen geziemt weder Deiner Macht, o Harald Schönhaar, noch auch dem Liebreize der Schlummernden."

„Da haſt Du ein wahrhaftes Wort geſprochen!" rief der König aus, und gebot alsbald, man ſolle andre Decken, und zwar die koſtbarſten, die es in der ganzen Burg gebe, für Snaefrid's Lager herbeiholen. Die Kriegsleute, ihres Herren Gebot ausrichtend, ſahen mißvergnügt drein, vermeinend, nun ſeie ihnen um der Todten Willen noch eine neue Laſt aufgebürdet, und gar nicht begreifen könnend, wie ſich der weiſe Thorleif noch um ſo Vieles bethörter zeige, als der König ſelbſt. Der zauberiſche Swaſi aber ſtreifte dazumal außerhalb der Burg umher, und wäre das nicht geweſen, ſo hätte ſich Alles ohne Zweifel viel anders begeben.

Denn kaum, daß man die reichgewückten Decken — ſie mußten wohl durch Ewaſi's Zauber gefeit gewesen ſeyn — unter der Leiche wegnahm, ſo begann auch dieſe ſich gräßlich zu bräunen, die Züge der Lieblichkeit in die des Grimmes und des Entſetzens zu verwandeln, und einen Schwefeldunſt auszuhauchen, der an die furchtbaren Wohnungen erinnerte, welche der Menſch zu allen Zeiten unter den blühenden Oberflächen der Erde geahnet hat. Voll ſtummen Erbebens taumelte Harald von der noch kaum ſo innig geliebten Hülle zurück, und geberdete ſich, wie einer, der in ſchauerlicher Verwunderung aus tiefen Träumen erwacht.

Er hatte nichts dawider, daß man auf des weiſen Thorleif's Gebot dem entſetzlichen Leichnam alſobald einen großen Scheiterhaufen bereitete, und ihn dorten zur Reinigung der irrdiſchen Welt den verzehrenden Flammen übergab.

Und noch nicht hatten dieſe ihn berührt, noch nicht einmal erwärmt, nur eben erſt erhob ſich ihr leuchtender Schein, da begann es ſchon unter dem Grauengeſchrei aller Anweſenden hervorzuwimmeln aus den verherrten Todtengliedern, ein ganzes Heer von Molchen und Ottern und Kröten, und Fledermäuſen und giftig zürnenden kleinen Drachen. Derweile kam ſo eben Ewaſi ſchäumend vor Wuth hereingeſtürmt,

vielleicht wohl noch hoffend, die Entdeckung ſeines verderblichen Zaubers zu verhindern. Da er aber ſahe, daß Alles ſo weit gediehen war, blieb er mit frechem Hohngelächter vor König Harald ſtehen, und ſagte: ſeid Ihr denn wirklich ſo recht von ganzem Herzen in meine Tochter verliebt geweſen, großmächtiger Herr? Wiſſet denn, ſie hat eigentlich in ihrem ganzen Leben nicht viel beſſer ausgeſehn, als dorten auf dem Scheiterhaufen der todte Leib. Ein zauberiſcher Dunſt hat Euch bethört, und umfangen habt Ihr in Snaefrid nie etwas anders als die Mißgeſtalt und den liebloſen Hohn."

Da ergrimmte König Schönhaar ſo gewaltig, daß er eine Streitaxt aus des zunächſtſtehenden Kriegsmannes Händen riß, und ſie hoch über das Haupt ſchwang, um ſie gegen Swaſi abzuſchleudern. Dieſer aber lachte nur noch mehr, und ſagte: nun biſt Du mir gar in eine Buße von ſo viel Gold verfallen, als ich zu tragen vermag. Denn ſolches gelobteſt Du mir damals auch, falls Du jemals, mich kennend, eine tödtliche Waffe gegen mich ſchwängeſt."

„Nun gut, entgegnete Harald; das iſt denn aber auch das Letzte, was ich Dir gelobt habe; nicht wahr?" — Swaſi nickte lachend mit dem Kopfe, und ſagte: ich ſehe mich nur bloß nach Deinen Schatzmeiſtern um."

„Da winkte König Schönhaar, und man belud den Rücken des zauberischen Bergsinn mit einer ungeheuern Menge von Geld, indem er immer fortfuhr zu rufen: nur mehr, Kinder, nur mehr des Zeuges mir her! Ich könnte fein wohl noch einmal so viel ganz ohne Beschwerde tragen."

Endlich schien es denn doch genug geworden zu seyn, und er wankte, lustig in sich hineinlachend, nach dem Thor. Da kam urplötzlich all' das Zaubergewürme aus dem Leichname der verherten Magd fletschend und pfeifend und zischend hinter dem alten Goldträger her, und schreiend lief er von dannen, das gräßliche Heer immer ihm nach, bis er endlich alle sein Geld vor Angst in eine grundlose Felsenkluft schmiß, und darauf, von seinen grausig hetzenden Jägern verfolgt, sammt ihnen an der höchsten, unwirthbarsten Stelle des Gebirges verschwand. Man hat nicht erfahren, was weiter aus ihm geworden ist.

König Harald Schönhaar aber hatte von dem Allen gar nichts wahrgenommen. Er sahe nur immer lächelnden Antlitzes in die Flammen des Scheiterhaufens, und als deren letzte Strahlen verloderten, sagte er: nun steht Gyda's Antlitz wieder hell und freundlich am Himmel,

und ich weiß, wo ich einzig zu suchen habe, was mein ganzes Herz erfreut."

Er hat von der Zeit an in vermehrtem Glück und Ruhm über seine Lande geherrscht, und nichts hat ihn fortan den Strahlen seines beseeligenden Gestirn's entfremdet.

Das

warnende Gespenst.

Ein deutscher Graf, der mehrere Jahre in dem preußischen Heere mit Auszeichnung gedient hatte, sah sich nach dem eben geschlossenen Frieden veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen, da ihn sowohl eigene Neigung als auch äußere Gründe zur Bewirthschaftung großer Güter beriefen, die ihm durch den Tod seiner Mutter frühzeitig zugefallen waren, aber seitdem während seiner Minderjährigkeit zufolge der Einrichtung der Verstorbenen von seinem Vater verwaltet wurden, dem sie auch verbleiben sollten, im Fall der Sohn ohne Kinder früher stürbe. Dieser hatte als Kind nur selten, und nie ohne Scheu, seit der Mutter Tode aber gar nicht den Vater gesehn, und konnte den ihm stets unfreundlichen

und gegen die Mutter oft grausam harten Mann um so weniger lieben, als alle Gluth seines Herzens nur jener zugewandt war, die er mit unendlichem Schmerz endlich als ein Opfer vieljähriger Duldung hatte erliegen sehn. Nachdem er noch einige Wochen vergnügt unter seinen gewesenen Kameraden zugebracht, und halb und halb versprochen hätte, nicht für immer das Regiment zu verlassen, reiste er ab, von tausend Wünschen seiner Freunde, die ihn ungern scheiden sahn, begleitet, und nahm seine Richtung gradezu auf ein altes Schloß, das ihm gehörte, um dort mit seinem Vater, der es bewohnte, zu der bevorstehenden Veränderung das Nöthige abzureden. Ungern näherte er sich der väterlichen Wohnung, und ein abmahnendes Gefühl hätte ihn fast beredet umzukehren, wenn nicht die Ueberzeugung der Nothwendigkeit, doch einmal diese Zusammenkunft halten zu müssen, ihn gleichwohl in der Fortsetzung seiner Reise bestärkt hätte. Der Vater hatte sich wieder vermählt, und mit der zweiten Frau mehrere Kinder gezeugt; dem Sohne, welcher das Andenken seiner geliebten Mutter schon an sich durch eine Stiefmutter gekränkt fühlte, war diese nur noch unangenehmer dadurch, daß er wußte, wie noch bei Lebzeiten seiner Mutter sie mit dem Vater in geheimen Verhältnissen

gestanden und der Verstorbenen vielen Kummer bereitet hatte. Indeß die wenigen Tage überstanden, die er sich dort aufzuhalten dachte, und das Geschäft einmal abgemacht, eröffnete sich ihm die lachendste Aussicht zu einem unabhängigen, wünschenswerthen Leben, in freier, selbstgewählter Thätigkeit, die er stillen Schöpfungen in dem reichen Boden seiner Ländereien zu widmen dachte. Von diesen Gedanken ergriffen, und desto heiterer mit ihnen beschäftigt, je näher er seinen Gütern kam, von denen er schon Waldungen auf der einen Seite, und im Hintergrunde grüne Hügel als die seinigen erkannte, verlor er nach und nach jenes unangenehme Gefühl, das ihn begleitet hatte, und überließ sich ganz der glücklichen Stimmung, die ihn an der Schwelle seines künftigen Lebenswandels empfangen wollte. Und in der That, Glück wünschen kann sich der, welchem wie ihm der Sinn zu dem schönen Beruf geworden, die Bildung der Erde in ihrem unmittelbaren Anbau zu fördern, und auch in diese ernsten und dringendsten Bedürfnisse des Lebens Kunst und höhere Kenntnisse einzuführen, für die erst, nachdem jene besorgt worden, das wachsende Menschengeschlecht Muße finden konnte. Die Natur ist dankbar gegen jede ihr gewidmete Neigung, und nur dem beschränkten Sinn, der weder warm

warm an ihr hängt, noch sie vielseitig umfaßt, kann sie in Regen und Dürre, in Mißwachs und Hagelschlag zu zürnen scheinen: den rechten Landmann, der reichlich was er mit den Seinigen bedarf vorzubereiten versteht, wird sie nie zu Grunde richten, und die Noth hat kaum noch ein Recht an seinem Geschäft. Es ist in seinen Gedanken keine kleinliche Zerstückelung, sondern er umfaßt stets einen größern Zeitraum, über die Gegenwart hinweg, und lebt nach dem Maßstabe der Erde im Frühling den Morgen, und im Herbste den Abend seines großen Arbeitstages. Unter solchen Betrachtungen war er mit einbrechender Nacht auf dem Schlosse angekommen, und hatte sich beim Hereintreten eines Schauders nicht erwehren gekonnt. Der Vater, dem er seine Ankunft schriftlich vorgemeldet hatte, war abwesend, wurde aber stündlich erwartet. Unterdeß besuchte der Neuangekommene den Garten und das nahgelegene Feld, weil er seine Stiefmutter jetzt nicht sehn mochte. Spät, wie es längst ganz dunkel war, meldete man ihm des Vaters Zurückkunft, er ging hinauf, und fand einen frostigen Empfang. Bei Tische war es einsilbig und unheimlich, gleich nach dem Abendessen wünschte man sich gute Nacht, und ging auseinander. Ein Bedienter des Hauses leuchtete ihm nach seinem Zimmer, wo er in

kurzer Weile, von der Reise ermüdet, unter unangenehmen Bildern, die ihm der Anblick der fremden und ihm doch so nahen Hausgenossenschaft erweckt hatte, einen unfreundlichen Schlaf fand. Es mochte ungefähr ein Uhr seyn, als er aus tiefen Träumen erwachte. Ein kleiner Hund, der ihm sehr lieb war, und ihn auch auf dieser Reise begleitet hatte, sprang ängstlich an dem Bette herauf, und mit kläglichem Winseln schien er seinem Herrn etwas anzeigen zu wollen. Dieser richtete sich auf, und nachdem er den Hund auf das Bette genommen und gestreichelt, ohne daß der aufhörte furchtsam zusammenzukriechen und leise zu winseln, gab er genauer auf ihn Acht, und bemerkte bei dem durch die Bäume fallenden Mondlicht, daß die Augen des Hundes immer nach der einen Ecke des Zimmers gerichtet blieben; er blickte hin, um zu erfahren, was wohl den Hund schrecken könne: aber entsetzlich! das Blut starrte ihm in den Adern, und die Haare sträubten sich ihm empor, er sah eine neblichte Gestalt, die seiner verstorbenen Mutter in allen Zügen ähnlich war, und zusammengedrückt in dem Winkel unter einem schweren Kummer und banger Besorgniß zu erliegen schien. Sie blickte ihn traurig an, und dann mit hörbarem Seufzen nach der Thüre, indem sie die Arme jammernd und warnend erhob.

Der Graf war außer ſich, und nicht im Stande, das Geſpenſt anzureden, ſeine Bruſt hielt den Athem gepreßt zurück. Draußen hörte er ſchwere Tritte auf und nieder gehn, dann dicht vor ſeiner Thüre innehalten, als zweifelte man, ob man hineingehn ſolle oder nicht. Dieſes dauerte abwechſelnd eine geraume Weile, und verwirrte ſeinen betäubten Sinn noch mehr, es war ihm weder zu ſchreien möglich, noch eine Hand zu rühren. Nach und nach ſuchte er ſich wieder zu faſſen, und als er aufs neue in den Winkel blickte, war die Erſcheinung nicht mehr zu ſehn, aber das auf und abgehn draußen, und das zweifelhafte innehalten vor der Thüre dauerte um ſo deutlicher fort. Da faßte er plötzlich Muth, ſprang auf, ergriff ſeinen Degen, und riß mit den Worten: „Was wollt ihr?“ die Thüre auf. Sehen konnte er nichts auf dem dunkeln Vorplatze, aber er hörte etwas in ſeiner Nähe fallen, und jemand fliehend die Treppe hinabſpringen. Als er nachſuchte, hob er ein großes Meſſer auf, das er zu ſich ſteckte, und ging in ſein Zimmer zurück, wo er den übrigen Theil der Nacht in tauſend qualvollen Gedanken durchwachte. Am frühen Morgen, als der Bediente mit dem Frühſtück kam, fragte er dieſen, was denn dieſe Nacht für Unruhe im Hauſe geweſen ſei? — So ſind Sie auch davon wach

geworden? verſetzte der alte Jäger, ich dachte ſchon, es wären Diebe, und wollte Lärm machen, aber als ich ſah, daß es der gnädige Herr war, der, wahrſcheinlich weil er nicht ſchlafen konnte, im Hauſe herumging, blieb ich ruhig im Bette liegen, und ſchlief wieder ein. — Als der Jäger fort war, zog er das Meſſer aus der Taſche, und fand ſeines Vaters Namenszug darauf; ein eiskalter Schauder überlief ihn. Er beſtellte ſogleich Pferde. Der Hund war beim erſten Eröffnen der Thüre hinausgeſprungen, und weder durch Liebkoſungen noch durch Drohungen in das Zimmer zurückzubringen. Erſt als der Wagen vorfuhr, ſprang er wieder freundlich an ſeinem Herrn hinauf. Der Graf reiſte fort, ohne jemanden zu ſprechen, und kehrte tiefſinnig in die Stadt zurück; der fürchterliche Gedanke, daß ihn ſein Vater habe ermorden wollen, und ihm der Geiſt ſeiner Mutter erſchienen ſei, um ihn zu wecken aus dem ſorgloſen Schlaf und zu warnen, verfolgte ihn unaufhörlich mit entſetzlicher Pein. Seinen Freunden ein Räthſel, da er das Greuelvolle niemanden entdecken mochte, durch nichts aus ſeinem finſtern Nachdenken aufzuſcheuchen, mußte er bald der Sorgfalt eines geſchickten Arztes übergeben werden, wiewohl auch dieſer nichts von ihm über die Urſache ſeines düſtern Weſens

erfahren konnte. Ein grauſames Verhängniß warf grade den Sinn den unterirrdiſchen Mächten zur Beute, der mit ſo heiterer Ausſicht der hellen Tagesſeite der Erde ſich gewidmet hatte. Er ſtarb in tiefer Schwermuth nach wenigen Monaten, nachdem er vorher noch den plötzlichen Tod ſeines Vaters, und den ſchlechten Zuſtand des durch denſelben verwalteten Vermögens erfahren hatte. Unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren fand man dieſe Geſchichte aufgezeichnet, mit den nämlichen Umſtänden, wie ſie hier erzählt worden.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Eine

altitaliänische Geschichte.

In der berühmten Handelsstadt Ragusa lebte vor vielen Jahren ein junger Ritter, Theodosio geheissen, und von Allen, die ihn kannten, seines Reichthums, seiner edlen Sitten, wie auch seiner Tapferkeit und blühenden Jugend halber geliebt, ausgenommen von der Einzigen, die er selbst mehr, als alle obgenannten Vorzüge, ja mehr als sein eignes Leben liebte. Diese war Madonna Malgherita geheissen, und führte, seit Kindesjahren zur Waise geworden, in dem Schutz ihrer drei edlen und vornehmen Brüder ein so angenehmes und sorgenfreies Leben, daß sie sich auf keine Weise verheirathen wollte, obgleich ihre Schönheit und ihr sittigholdes Wesen

der Freier gar Viele herbeilockte. Unter ihnen war Theodosio in jeder Hinsicht der Vornehmste, und die Brüder ermahnten ihre Schwester oftmals, den Werbungen eines so herrlichen Jünglings Gehör zu geben. Aber da Alles bei ihr vergebens blieb, und Theodosio für seine zartesten und ehrfurchtsvollsten Bemühungen weiter nichts, als schnöde Worte bekam, gerieth er endlich in eine stille Verzweiflung, und zuletzt, sich von allen weltlichen Hoffnungen losmachend, ergriff er den geistlichen Stand; ja, um auf keine Weise mehr an seine vormalige Pracht und Freudigkeit erinnert zu werden, ruhte er nicht eher, bis er den elenden Posten eines Meßners an einer halbverfallnen Kirche, die Ragusa gegenüber auf einer kleinen Insel lag, überkam. Dort trieb er nun sein Amt mit aller Strenge, wohnte in einer kleinen moosigen Hütte, und dachte an nichts, als an Gott und den Tod.

Aber in Madonna Malgherita's Herzen war um diese Zeit eine große Veränderung vorgegangen. War es, daß sich in ihr ein Mitleid mit dem so tief von aller Weltlichkeit abwärts gesunknen, und einst so prächtigen Jüngling entzündet hatte, war's, daß sie nun erst den ganzen Ernst seiner Liebe gegen sie verstand, oder that auch vielleicht ein weibliches Verlan-

gen nach einem ihr unerreichbar gewordnen Gut Vieles dazu, — genug, sie lebte Tag und Nacht nur in dem Bilde des schönen trauernden Theodosio, und hätte jetzt alle ihre Herrlichkeit mit Freuden hingeschenkt, um an seiner Seite auf der kleinen Insel ein unbemerktes, ärmliches Leben führen zu dürfen. Wenn der schwache Glockenlaut des Kirchleins über die Flut herüberdrang, schmiegte er sich durch Tafelmusik und Tanzmelodien wehmüthig in ihre Brust hinein; zwischen den bunten Lichtern in der Festeshalle spähte ihr feuchtes Auge durch die Fensterscheiben die eine arme Leuchte aus, welche in Theodosios ferner Zelle brannte. — In einer duftig heißen Italischen Nacht erkühlte sich Madonna Malgherita in dem Meeresbade, das an ihren Garten stieß. Die Damen von Ragusa waren zu selbiger Zeit geübte Schwimmerinnen. Wohlgesicherte und weitläuftige Badestellen machten es ihnen möglich, in leichten Schwimmgewändern ziemlich fern hinaus die kühlenden Wellen des Meer's zu erproben. Auch Malgherita ließ sich von den leichten Wogen umhergaukeln, versuchend, ob sie es nicht vermöchten, die schmerzliche Gluth aus dem holden Busen hinaus und mit sich in die unabsehbare Ferne fortzuspülen. Aber Theodosios Lämplein brannte fern herüber durch die Nacht,

und ſtreute mehr Funken in Malgheritens Herz, als Wellen auf der grünen Fläche ſpielten. Mit magiſcher Gewalt zog an dem Geiſte der Jungfrau das ſtille Licht. — „Der Meeresarm iſt gar nicht breit, ich könnt' ihn wohl im Spiele überſchwimmen!" ſagte ſie halblaut zu ſich ſelbſt, und faſt in träumeriſcher Unbewußtheit, wie eine Nachtwandlerin, war ſie aus dem Bade nach dem Ufer zurückgeſchwommen, hatte ihre Schleier und weltumhüllenden koſtbaren Tücher, die dorten lagen, in einem Bündel auf das Haupt befeſtigt, und kühn hinaus wogte ſie in die See, dem Scheine des Lämpchens nach, über die fernen Wellen hin, die den ungewohnten, leuchtenden Gaſt mit ſtaunender Bewunderung zu tragen ſchienen, als ſchwebe abermals Aphrodite auf dem Rücken der Fluth, und das Element erkenne ſeine magiſche Herrin an.

Theodoſio kniete in ſtillem Gebet vor einem Heiligenbild, ſeine Gedanken waren nur halb noch in der Welt, — da ſtand urplötzlich Malgherita's Zaubergeſtalt in der Thür, träufelnd die reichen Locken von dem Silberſtaube der Fluth, träufelnd die himmliſchen Augen von dem Thaue ſehnender Liebe; wie Theodoſio in die Höhe fuhr, ſank die Jungfrau ins Knie, breitete die Arme nach ihm aus, und ſtammelte das Bekenntniß ihrer abgöttiſchen Sehnſucht.

Ach, und die andre Welt ſchwand weit abwärts aus Th[illegible] reglos Augen, rückgewandt ſtand er in's irrdiſche Paradies; er erlag der ſüßen Verſuchung, und die Lampe, welche vordem nur ſeligen Gebeten geleuchtet hatte, leuchtete nun faſt allnächtlich die reizende Schwimmerin zu des Geliebten Umarmungen herein.

Einſtmalen kehrten Raguſiſche Fiſcher bei ſchwachem Sternenſchimmer vom hohen Meere zurück. Als ſie zwiſchen die Inſel mit dem Kirchlein und das feſte Land gelangten, ſagte Einer von ihnen: Schau dorten, wie die Wellen ſich rauſchend theilen. Laßt uns näher hinzufahren; es ſchwimmt da wohl ein ſchöner Fiſch. — „Beâr", flüſterte ein Andrer, ſiehſt Du denn nicht, daß es eine Meerfei iſt? Wie die Fluth der gewaltigen Herrin dient! Wie die weiſſen Gewänder leuchten durch die dunkle Nacht!" Die Fiſcher fuhren in banger Neugier mit vorſichtig leiſen Ruderſchlägen dem wunderſamen Bilde nach, das an der Inſel aus den Wellen ſtieg, die reichen Schleier und Tücher über das Schwimmgewand warf, und auf den Fußſpitzen nach Theodoſio's Zelle hinan ſchlich. Dreiſt geworden durch die Vermuthung, es laure ein irrdiſches Geheimniß unter der magiſchen Umhüllung, ſtiegen auch die Fiſcher an's Land, und wagten ſich leiſen Trittes der Wandelnden nach,

bis der volle Lichtſchimmer durch Theodoſio's Fenſterlein auf das Antlitz des Mädchens fiel, und die in die Thür Schlüpfende, als die wunderſchöne Malgherita, Raguſa's gefeierteſte Dame, kennbar ward. Von Staunen, Zweifel und Neugier gehalten, warteten die Fiſcher am Strande, und ſahen gegen Morgen die holde Schwimmerin ihre Rückfahrt beginnen, und ſie in dem Bezirke des Meerbades, welches an die prächtigen Gärten ihrer Brüder ſtieß, verſchwinden.

Drei Nächte hindurch ſahen die Fiſcher eben dieſe Erſcheinung, und endlich von der Gewißheit derſelben überzeugt, laſtete ein ſo gefährliches Geheimniß allzu ſchwer auf ihrem Herzen, als daß ſie gewagt hätten, es Malgheritens reichen und mächtigen Brüdern zu verſchweigen. Die ritterlichen Jünglinge erſtarrten vor dem ſchmachvollen Bericht; ihre edelſtolzen Gemüther wieſen ihn als eine ſchaamloſe Lüge zurück, um ſo mehr, da ſie wußten, wie beharrlich ſtrenge ſich Malgherita früher gegen Theodoſio's Werbungen erzeigt hatte. Wie ſollte ſie nun mit Schmach und Gefahr die Minne des armen Meßners aufſuchen, deſſen fürſtliches Gemahl zu werden ſie in all' ſeiner ehemaligen Herrlichkeit verſchmäht hatte? — Wie aber ſollten auch von der andern Seite die Fiſcher in wagehalſi-

ger Thorheit ihre Häupter von selbsten der Rache drei so gewaltiger Herren muthwillig und rettungslos überliefern? — Die nächste Nacht sollte durch den Augenschein diese drückenden Zweifelsgewebe auf einmal lösen. Die Brüder lauerten am Strande der Insel; sie sahen die holde Bethörte heran schwimmen, sahen, wie sie in Theodosio's Hüttlein verschwand, und sich gegen Morgen unter süßem Liebesgeflüster aus seinen Armen wand, und wieder in die Wogen tauchend nach dem Badegehäge zurück fluthete. — Im tiefen Schweigen betraten die unglücklichen Brüder ihren Pallast, tiefes Schweigen senkten sie mit schweren Goldes Belastung über die Fischer, tiefes Schweigen sollte in der nächstkommenden Nacht Malgheritas Leben und ihre Schande auf immer von der Erde vertilgen.

Die Sterne begannen heraufzuziehn, Theodosio blickte sehnend nach ihnen empor, und bereitete schon sein Lämplein, um es in der tiefer schattenden Finsterniß als süßen Leitstern der Liebe leuchten zu lassen; da trat bereits ein Gast unter sein Hüttendach, aber nicht der erhoffte, sondern Malgherita's jüngster Bruder, bleich und verstört. Ein unglücklicher Zweikampf, sagte er, den er nach rascher Jünglingsweise öffentlich und blutig ausgefochten, setze ihn der Rache des Staates aus; Theodosio möge ihn um der

ehemaligen Bekanntſchaft und gegenſeitigen Huld willen dieſe Nacht über verbergen; mit anbrechendem Tage wolle er alsdann auf einem Fahrzeuge, welches ihm die Brüder an der Inſel andre Seite befördern würden, nach Venedig hinüber. Theodoſio nahm den Bruder der Geliebten mit ſorgloſer Innigkeit auf, und als dieſer ihn bat, die Lampe nicht anzuzünden, damit man dieſes Hüttleins in der Nacht gar nicht gedenke, gewährte ihm Theodoſio ſeinen Wunſch mit Freuden, überzeugt, daß Malgheriten das Ausbleiben der Leuchte von der heut' ſo bedrohlichen Wellenfahrt zurückhalten werde.

Ach, Malgheriten blieb die Leuchte nicht aus! Die andern beiden Brüder ſtanden unfern von Theodoſio's Hütte, und ließen ein Lichtlein durch die Nacht hinſchimmern, dem ſich die Liebende fröhlich vertraute, nicht ahnend, daß ſich der rächende Grimm in den Strahl ihrer ſüßen Minne verkleide. Und wie ſie nun näher und näher ſchwamm, traten die Brüder ganz langſam mit der Leuchte in einen Nachen, und wandten ihn ſchweigend vom Ufer ab, ohne daß Malgherita in der nun ganz ſchwarzumhüllenden Nacht etwas andres ſah, als ihres Lichtleins Hoffnungeſtern, und daher deſſen Bewegung nicht wahrnehmen konnte. Leiſe, leiſe ſchifften die Brüder mit der Leuchte auf das hohe Meer

hinaus, und die arme Getäuſchte ſchwamm immer dem lockenden Strahle nach. — Einmal hörten die Brüder ſie ſeufzen: o es iſt ja Heute ſo weit, ſo gar weit! Wie iſt denn das?" — Und ſchon wollten ſie ſich ihrer erbarmen, aber die Unglückliche rief in ihrer beginnenden Noth nach Theodoſio, und die Herzen der beiden Ritter wurden vor dem Gefühl der beleidigten Ehre wieder zu Stein. Aengſtlicher ſeufzte Malgherita, aber es ging ihr wie dem Schwan; ihre Todesklagen wurden zu lieblichem Getöne, und wie nun endlich fern auf der Waſſerwüſte die Brüder das Licht verlöſchten, und ſo das Gewölk der Nacht als Trauermantel über ihre verfehmte Schweſter breiteten, da ſang ſie leiſe:

O weh! Verliſcht mein ſüßes Licht?
O Braut, die Lampen löſchen,
Der Bräut'gam kommt; — gut Nacht!

Und die Fluthen wogten ſchweigend über ihrem Haupte dahin, und ſchweigend kehrten die finſtern Brüder heim, die von dem Meere, der von Theodoſio's Hütte, ohne je wieder ein Wort von dieſer Begebenheit zu reden. In ſeiner jetzigen Aermlichkeit war ihnen der Meßner zu gering zur Rache, und ſo geſchah weiter nichts, als daß der älteſte Bruder Malgherittens Namen aus dem Stammbaume ſtrich, und die Häupter der umherſtehenden Ahnenbil-

der verhüllte, bis die letzte Spur der unglücklichen vier Sylben von Pergamente gewichen war.

Theodosio martete die folgende Nacht vergebens auf seine holde Minne; vergebens leuchtete das treue Lämpchen durch die Finsterniß; sein falscher Genoß hatte ihm die süßen Strahlen gelöscht, die es sonsten heranzog. Der Morgen kam, und Malgherita nicht. Da ging verzagend Theodosio an das Ufer des Meeres hinab, und siehe, die Wellen, dennoch der holden Herrin dienstbar, trugen ihren Leichnam dahin, wo ihres Lebens Leben war. Vor Theodosios Füßen rollte eine linde Woge den holden Leib auf die Gräser des Ufers hin. —

Laßt mich den Jammer des Liebenden verschweigen, aber das laßt mich sagen, daß endlich die Gnade, welche ihm einstens aus der seeligen Welt herübergeleuchtet hatte, in seinem Herzen wieder aufging, und die bösen Gedanken des Selbstmordes vertreibend, Malgheritens Seelenheil und sein eignes als das kostbare Ziel, wonach sein äusserlich verarmtes Leben zu ringen habe, ihm vor die Augen stellte. Das war nun sein Liebeslämplein geworden, und sein Hoffnungestern, dem er nachschwamm durch die Nacht der Welt, ohne, wie die arme Malgherita, durch ein falsches Todeslicht in den Ab-

grund verlockt zu werden. Er begrub den theuern Leib in geweihete Erde, und begann die strengste Buße für den holden Geist, der in so heißer, unerfüllter Sehnsucht und weltlicher Liebesgluth von dannen geschieden war. Gott fristete ihm sein Leben lange zu dem schmerzlichen Geschäffe, und erst in hohem Greisenalter soll er geträumt haben, Malgherita stiege aus einem neblich finstern Walde weißerglänzend nach einer blumigen Höhe hinauf, und lächle ihm dankend zu, und winke ihn sich nach. Bald darauf ist er in Fried' und Seeligkeit entschlafen.

Herkules Torelli.

Eine Erzählung.

Unter den edlen Jünglingen von Mantua, die in der Uebung ritterlicher Waffen ihre Luſt und ihren Ruhm ſuchten, erreichte keiner den Herkules Torelli an Stärke und Geſchicklichkeit des Leibes, an kühner Tapferkeit, an feſter Treue und Adel der Geſinnung; daher ſie alle in Fehden und Gefahren ſeine Freundſchaft und Hülfe als die ſicherſte Stütze zu erlangen eifrig bemüht waren. Mantua war aber damals wie ganz Italien in ſeinem Innern zerriſſen durch Zwietracht und Spaltung, und jede Parthei vertheidigte ihr Recht oder ihren Willen mit dem Schwerdt in der Hand. Da begab es ſich, als Herkules einſtmals in der Nacht mit einigen Freunden in den Straßen der Stadt umherwandelte, daß ſie von einem Haufen bewaffneter

Männer plötzlich angegriffen und heftig bedrängt wurden. Er aber wehrte sich tapfer, erlegte viele der Feinde, und stieß sogar ihren Anführer nieder, der ein vornehmer und mächtiger Mantuaner war; da indessen auch seine Freunde theils getödtet, oder verwundet, theils entflohen waren, so ward er genöthigt der Uebermacht der Gegner zu weichen, rettete sich durch ein Haus und verbarg sich eine Zeit lang. Die Familie des Getödteten brachte hierauf ein Urtheil gegen ihn zu Wege, wodurch er auf zehn Jahre aus dem Gebiet von Mantua verbannt ward. Er verließ sein Vaterland; allein der Ruhm seiner Tapferkeit und Kraft, der vor ihm herging, erwarb ihm bald eine sichere Zuflucht und einen ehrenvollen Platz. Malatesta von Rimini, der wie alle übrigen Machthaber Italiens in ewiger Fehde mit seinen Nachbarn lebte, nahm ihn um so freudiger auf, da er gerade damals in einem gefährlichen Kriege mit Peter von Ferrara begriffen war, und bald sogar zog er ihn allen seinen übrigen Hauptleuten und Waffengefährten vor, denn es fehlte nicht an häufigen Proben seiner überlegenen Waffenkunst und unwandelbaren Treue. Darüber wurden die übrigen Kriegsleute neidisch und haßten den Herkules, vor allen aber ein gewisser Malgagna, der vor ihm Malatestas vorzügliche Gunst besessen hatte,

und nun begierig und heimlich auf eine Gelegenheit lauerte, seinen glücklichen Nebenbuhler zu stürzen. Da er ihn auf allen Wegen beschlich und beobachtete, so bemerkte er bald, daß Torelli die Gewohnheit hatte, wenn er allein war, sehr heftig, obgleich nicht laut, mit sich selbst zu reden, und zu den Worten, die er sich dachte, mit seinen Armen die passenden gleich leidenschaftlichen Bewegungen zu machen. Auf diese Bemerkung gründete er den Plan zu seines Feindes Sturz. Bekannt mit Malatestas unüberwindlichem Hang zur Eifersucht, suchte er ihm den Verdacht einzuflößen, als habe Herkules eine heftige Neigung zu Viktoria, seiner Gemahlin, nicht verbergen können, und daß auch sie die Bewerbung des schönen jungen Helden nicht ungünstig aufnehme. Malatesta ergrimmte heftig bei diesen Reden, nannte den Malgagna einen tückischen Verläumder und befahl ihm bei seiner Ungnade und schwerer Strafe seine schändlichen Behauptungen durch Beweise zu erhärten, aber dennoch saß der Pfeil des Verdachts in seinem Herzen fest und schmerzte ihn um so tiefer, da Malgagna sich erbot, die Proben seiner Aussage binnen wenigen Tagen zu liefern. In dieser Unruhe beschloß Malatesta zuerst seine Frau zu beobachten und zu prüfen. Sorgfältig durchlief er in seiner Erinnerung alle die See-

nen wo er sie dem schönen Jüngling gegenüber gesehen hatte, und er glaubte sich nicht zu hehlen zu können, daß in ihrem Betragen deutliche Spuren einer erglimmenden Liebe zu ihm lägen. Auch betrog er sich hierin nicht, denn wirklich hatte Viktoria schon bei dem ersten Erscheinen Torellis eine glühende Leidenschaft für ihn gefaßt, die sie wie alle ihre Neigungen eben so schwer zu beherrschen als zu verbergen vermochte. Deutlich genug würden jedem andern ihre Blicke und Worte gesprochen haben, nur an dem unbefangnen reinen Torelli ging alles unbemerkt und unbeachtet vorüber. Malatesta, der nun ihre leisesten Aeußerungen belauschte, der oft absichtlich seine Rede zu ihr auf Herkules lenkte, und sie mit diesem zusammenführte, erkannte leicht was in dem Herzen seiner Frau sich regte; nur an dem Gegenstande ihrer Liebe bemerkte er nichts was Malgagnas Behauptungen zu bestätigen schien; aber freilich, einmal der Eifersucht hingegeben, war er nur allzugeneigt, Torellis Benehmen für besonnene Verstellung zu halten. Dennoch beschloß er, keinen Schritt zu thun, bevor Malgagna den Beweis, den er versprochen hatte, geführt haben werde. Einst saß Malatesta mit seinen Hauptleuten an der Abendtafel; das Betragen seiner Frau, in dem er so manche Bestätigung seines Verdachts zu finden

glaubte, hatte seinen heftigen Sinn aufgeregt, und der häufige Wein mit dem er seine Gluth zu kühlen dachte, hatte sie noch höher entflammt; seine Unruhe vermehrte sich, als er zuerst seine Frau, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, und bald darauf auch Torelli sich still entfernen sah. Schon hatte die Eifersucht sein ganzes Innre in Flammen gesetzt, als Malgagna, der, ihm unbemerkt, eine Weile schon hinter seinem Sessel gestanden hatte, in sein Ohr flüsterte: jetzt Malatesta magst du dich überzeugen, daß es wahr sei, was ich von Torelli behauptete; willst du, so folge mir auf mein Zimmer. Stillschweigend erhob sich Malatesta und folgte dem Verläumder in seine Wohnung. Diese lag in einem Seitenflügel des Pallastes nach dem Garten zu gerichtet, so daß man von ihren Fenstern aus sowohl diesen als das Mittelgebäude des Schlosses deutlich übersehen konnte: denn alles war hell erleuchtet von den Strahlen des Mondes. Malatesta sah auf dem Balkon seine Gemahlin; ihre Arme waren auf das Gitter gestützt, und ihre verlangenden Blicke hinabgerichtet auf die Allee, die unter dem Balkon von der Terrasse aus in den Garten hineinführte. Jetzt hieß ihn Malgagna sein Auge auf die Allee richten, und er bemerkte Torelli, der mit raschem Schritte auf das Schloß zuging. Je

näher der Jüngling dem Balkon kam, je heftiger wurden seine Bewegungen, und als er dem Schlosse nahe war, stand er still; sein Blick war bald aufwärts gerichtet, wie es schien, auf den Balkon, bald abwärts auf den Boden geheftet; seine Hand bewegte sich bald zum Herzen, als solle sie dessen heftige Bewegung hemmen, bald empor zum Haupte, als um die heftige Gluth darin zu kühlen; und seine Lippen bewegten sich schnell, wie wenn feurige Worte der Liebe mit Gewalt daraus hervorströmten. Viktoria aber, nachdem sie eine Bewegung mit der Hand gemacht, die Malatesta in eifersüchtiger Blindheit für einen Wink der Liebe nahm, ging hinein in das Zimmer. Jetzt war jeder Zweifel vernichtet in seinem verletzten Gemüth, sein Auge blieb starr hingewandt auf den Schauplatz seiner Schmach; er sah wie Torelli hineinging in das Schloß, um, wie er glaubte, die Vernichtung seiner Ehre zu vollenden. Glühender Rachedurst bemächtigte sich seiner Seele, aber die Anstalten um ihn zu löschen, traf er mit einer grimmigen Besonnenheit. Malgagna mußte einige von Malatestas tapfersten und zuverlässigsten Kriegsleuten herbeirufen und mit diesen das Thor des Palastes besetzt halten, in das Torelli so eben hinein gegangen war. Darauf befahl Malatesta, auf ein Zeichen das er mit einer Glocke ihnen

geben wolle, ſollten ſie hinaufkommen und Torelli ermorden: deswegen aber nahm er die Bewaffneten nicht mit hinauf nach ſeiner Gemahlin Schlafzimmer, theils daß ſie nicht Zeugen ſeines Schimpfes ſeyn, theils auch daß Torelli falls er noch nicht dort wäre, durch das Geräuſch der Männer nicht abgeſchreckt und gewarnt werden möchte. Als Malateſta das Zimmer betrat, erſtaunte er, niemand darin zu erblicken, als ſeine Gemahlin, die in ſüßem Schlummer auf das Bett gegoſſen dalag. Mit Wehmuth betrachtete er die weiche ſüße Geſtalt, deren reine Formen die Ruhe in ſanften Wellenlinien in einander übergehen ließ, und deren zarte Farben durch die Erquickung des Schlummers und den Zauber des Mondlichts zu einem magiſchen Glanze erhöht waren. Aber heftiger noch entbrannte ſein Schmerz und ſeine Wuth, als er bedachte, daß dieſe hohe Schönheit nicht für ihn allein mehr blühe, daß ein anderer im Begriff geweſen ſey, dieſen Tempel ſeines Glükkes zu entweihen, oder vielleicht es ſchon gethan habe. Jetzt wich die Kraft, mit der er ſeinen Zorn in ſich gefeſſelt hielt; öffne dieſe Augen, rief er laut, meineidige Buhlerin, denn mit nichten täuſcht mich dein Schlaf. Ich weiß, wen du erwarteſt, und er wird kommen, doch ſo wird er kommen, daß du dein Rufen verwün-

ſchen wirſt: dann magſt du deine Augen ſättigen an ſeinem kalten Leichnam. — Viktoria erwachte; ihr Gemahl ſtand zürnend und drohend vor ihrem Bett, wie ein Geſpenſt: in der Hand einen blinkenden Dolch, in den Augen Flammen der Mordluſt. Da ſchloſſen ſich ihre Augen aufs neue, Bläſſe floß über Wangen und Lippen, und Kälte durch die ſtarren Glieder. Malateſta empfand ein leiſes Gefühl von Mitleid, da hörte er an die Thür des Gemachs pochen. Sein Grimm erwachte: wer pocht? rief er mit ſtockender Zunge, und da er die Antwort „Torelli" hörte, ſprach er: „ich öffne" und gab ſogleich das Zeichen mit der Glocke. — Leiſe Torelli, ſagte er, aus der Thür tretend und ſie hinter ſich ſchließend, daß du Viktorien nicht weckeſt. — Herr, erwiederte Torelli, ſei auf deiner Hut und bleib gerüſtet, ich glaube Waffengeräuſch zu hören im Garten: wie leicht mag Peter von Ferrara, der immer neue Anſchläge ſchmiedet, einen Ueberfall verſuchen; du weißt, wir wurden neulich ſchon gewarnt: befiehlſt du, ſo will ich unſere Leute verſammeln, und einige durch den Park auf Kundſchaft ſenden. — Malateſta, der anfangs meinte, das Geräuſch, das Torelli gehört hatte, komme von den Leuten her, die er ſelbſt an das Thor geſtellt hatte, war dennoch in der höchſten Unruhe, daß dieſe auf das ge-

gebne Zeichen nicht herbeiellten. — Mein bleib noch, ſprach er, und laß uns gemeinſchaftlich erſt ſehen, was es geben mag. — Beide gingen nun die Stufen hinab, aber kaum konnten ſie das Thor ſehen, als ſie vor demſelben Malgagna erblickten, der mit ſeinen Leuten ſich mühſam gegen eine weit überlegene Menge vertheidigte, und ihr das Eindringen in den Pallaſt zu verwehren ſuchte. Bei dieſem Anblick verlor Malateſta, deſſen Tapferkeit leicht in unzähmbare Wuth überging, ſeine ganze Beſonnenheit. Mit gezogenem Schwerdt ſtürzte er in den dichten Haufen der Feinde, die zwar etwas zurückwichen vor ſeinem Andringen, aber keineswegs ſich zur Flucht wandten. — Nicht ſo Torelli. Wenn hier noch Rettung möglich iſt, ſo dachte er bei ſich ſelbſt, ſo wird es nicht durch einen Mann, nicht durch mich allein ſeyn. Nur durch aller unſrer Krieger Macht mag Malateſta gerettet und Peters Schaaren zurückgetrieben werden. Er eilte die Stiegen wieder hinauf, und durch die innern Gänge des Pallaſts zu ſeinen Waffengenoſſen. Schnell weckte und verſammelte er alles, was die Waffen tragen konnte, und bald hatte ſeine raſche und überlegte Thätigkeit einen mächtigen Haufen zu ihm hingezogen, den er theilte, um mit der einen Hälfte ſelbſt die eindringenden Ferrareſen vom Garten aus anzu-

greifen, die andere ihnen durch das Innere des Schloſſes auf der Treppe entgegen zu ſenden. Jetzt eilte er mit ſeinem Haufen von dem Flügel des Pallaſtes auf das Hauptthor zu. Die Feinde hatten es ſchon erſtürmt und waren hineingedrungen; doch waren ſie unvorſichtig genug geweſen, die Pforten nicht hinter ſich zu ſchlieſſen und zu beſetzen. Auf der Schwelle lag Malgagna bewuſtlos und blutend. Armer Kriegskammerad, ſagte Torelli, daß ich nicht früher kam! Er ließ ihn durch einige Leute verbinden, während er ſelbſt mit den übrigen vordrang. Da lag auf der Treppe Malateſtas Leichnam entſtellt und verſtümmelt. — Schmerz und Erbitterung ergriffen Torellis Seele als er ſeinen Wohlthäter, dem er mit ſo treuer Anhänglichkeit, mit vollkommner Hingebung gedient hatte, als gräßliches Todesbild vor ſich liegen ſah. Auf zur Rache, rief er ſeinen Geführten zu, indem er an ihrer Spitze den Feinden in den Rücken fiel, die ſchon eindrachen in Viktoriens Schlafzimmer. Ein fürchterlicher Kampf begann, der aber bald entſchieden ward durch die Ankunft des zweiten Haufens von Torellis Leuten. Die Ferrareſen, in einen engen Raum gedrängt und auf allen Seiten angefallen von wüthenden Feinden, mußten ſich endlich ergeben, nachdem ihrer viele geſunken waren. Als die

gröſsere Menge die Waffen niedergelegt hatte, folgte Torelli denen, die ſich in Viktorias Zimmer gerettet hatten. Das wilde Toben des Kampfs, das gewaltſame Erbrechen der Pforte und das Geklirr der Mordwaffen, das nun in ihrem eignen Zimmer, untermiſcht mit dem lauten Geſchrei des Angriffs und dem Wehklagen der Verwundeten und Sterbenden ſich erhoben, riſſen die Ohnmächtige gewaltſam aus ihrem todesähnlichen Schlummer. Sie hob ihr bleiches Geſicht empor und ſah mit ſtieren Augen und erſtarrten Zügen dem Gräuel zu, der vor ihren Augen herumtobte, ohne daß ſie ihn mit den letzten Momenten ihres Bewußtſeyns in Verbindung zu bringen wußte, und der ſich mit der Beſiegung der letzten Ferrareſen endigte. Da trat Torelli ehrfurchtsvoll vor ſie hin und ſprach: Euer Schlummer iſt unſanft unterbrochen worden, edle Frau, doch ſind die Störer ſchon beſtraft. Jede Gefahr iſt vorüber, die eine gute Nachricht vermag ich euch zu geben, doch darf ich leider nicht hoffen, daß ſie die trauervolle überwiegen werde, die zu erfahren ihr euch faſſen mögt. — Wo iſt Malateſta? fragte Viktoria — von ihm wollt ich euch reden, erwiederte Torelli, doch möchte ich lieber nicht. — Ich weiß ſchon, ſprach ſie und verbarg ſchweigend ihr Antlitz. In dieſem Augenblicke trugen einige Männer den Mal-

gagna herein, der sich dem Tode nahe fühlte und vor seinem Ende mit Torelli noch zu reden wünschte. — Bis hierher, sprach er, habe ich die Bürde meines sündigen Lebens geschleppt, und täglich ward sie schwerer, je näher ich der Pforte des Todes kam: jetzt da ich dicht davor stehe, vermag ich sie nicht länger zu ertragen. Ich will sie abwerfen durch ein reuiges Bekenntniß und Anrufung Gottes, im Angesicht euer aller die ihr im Leben mich kanntet. Man holte einen Priester herbei, worauf Malgagna laut und offen seinen sündenvollen Lebenslauf erzählte, zuletzt aber den schwarzen Verrath den er an Torelli und Viktoria begangen hatte nebst allem was darauf erfolgt war, genau und umständlich vortrug. Er bat hierauf die Beleidigten wehmüthig um Verzeihung, die ihm willig ertheilt ward, und starb nachdem er die Wohlthaten der christlichen Kirche empfangen hatte.

Torelli, sagte Viktoria, die Gnade Gottes hat uns beide aus einer schweren Gefahr errettet, und daß dieß durch Malatesta's Tod geschah, ist ein Zeichen seiner Gerechtigkeit. Du wirst den Todten die Beleidigung vergeben, doch ist es billig, daß die Lebenden wieder gut machen, was jene fehlten. Ich hoffe die Gelegenheit dazu zu finden. Ich stehe nun allein, ein schwaches Weib, jedem Angriff erbitterter

Feinde und argliſtiger Habſucht bloß geſtellt. Ich bedarf des Schutzes eines tapfern edlen kraftvollen Mannes, und keinen weiß ich meines Vertrauens würdiger als Dich. Bei dir nur wird es ſtehn, den Preis den du auf deine Dienſte ſetzeſt zu beſtimmen.

Torelli ſah der ſchönen Frau in's Auge; bedeutſame glühende Blicke trafen das ſeinige, ihre Wangen waren wieder hoch geröthet von dem inneren Feuer, das nicht ganz in Worten ausſtrömen durfte. So ſtand ſie da in hoher Majeſtät, gemildert durch leiſe Schaam. Da erwachte in Torelli das Bewußtſein der Liebe. Er ſank zu ihren Füſſen und ſprach geſenkten Blickes: Herrin, deine Hand. Sie reichte ſie ihm hin, zog ihn ſanft empor, und indem ſich beide umarmten, riefen die verſammelten Krieger: Hoch lebe Herkules Torelli, Herr von Rimini und Peſaro.

Belohnter Fürſtenmuth.

Eine geſchichtliche Begebenheit.

Octavio Farneſe, Herzog zu Parma, hatte von zarter Jugend an in Kaiſer Karl des fünften großer Huld geſtanden, ſo daß er ſchon im dreizehnten Jahre des mächtigen Monarchen Schwiegerſohn ward. Späterhin änderte ſich der Sinn des Kaiſers. Wie treulich und rühmlich ihm auch Octavio viele Feldzüge hindurch gedient hatte, wandte Karl ſich dennoch gänzlich von dem ehemals ſo geliebten Schützling ab, ja er beſchloß, ihn ſeines angeerbten Herzogthums zu entſetzen, nicht jedoch ohne ihn dafür entſchädigen zu wollen. Bis auf die Stadt Parma ſelbſt war Octavio bereits aus ſeinem Eigenthume vertrieben. Pabſt und Kaiſer, — man rufe ſich den Sinn und das Gewicht dieſer

Worte in jenen Zeiten zurück, — waren einig wider Octavio Farneſe, den kleinen, ſchon bedrängten, von Bundesgenoſſen entblößten Fürſten. Unter dieſen Umſtänden kam ein kaiſerlicher Geſandter vor den Herzog, in ihn dringend, er ſolle der ungeheuern Macht, die geiſtlich und weltlich im Bunde ſtehe, nicht tollkühn begegnen, vielmehr dem Herzogthume Parma freiwillig entſagen, und ſich alsdann eines reichen Erſatzes vergewiſſert halten. Was Octavio darauf antwortete, klingt in einem altdeutſchen Buche, aus dem dieſe Begebenheit genommen iſt, ſo ſtark und ſchön, daß man hoffentlich die kräftige Rede hier mit Vergnügen wörtlich wiederleſen wird.

„Komme nur der Kaiſer, mein Schwäher und Auferzieher, ſprach der große Farneſe; er, den ich allezeit wie ein göttliches Ding in Ehren und Acht gehalten, und bringe gleich Feuer und Waffen! Iſt dann ſeine angeborne Gütigkeit gegen mich ſo urplötzlich verändert worden, doch will ich meine getreue Parmeſaner, ſo alle ihre Hoffnung auf mich geſetzt, nimmermehr verlaſſen. Dieſe meine Bruſt wird für ihre Bruſt eine Bruſtwehr ſeyn. Und wenn ich ſchon nichts anders ſollte ausrichten, ſo will ich doch dem Kaiſer zu erkennen geben, daß ich diejenigen Exempel und Regeln, die er mir, als ich noch ein junger Menſch war, und von ihm die wahre

Tapferkeit und Rechtschaffenheit arbeitsam lernte, gegeben und vorgehalten, so steif in mein Gedächtniß gefaßt, daß er in der Erfahrung befinden wird, wie ich eines so vortrefflichen Meisters nicht unwürdiger Discipel gewesen bin."

Die kleine Stadt Parma hielt darauf die Belagerung eines mächtigen, erlesenen Heeres über ein Jahr lang freudig aus. Dann wandte Gott des Pabstes und Kaisers Herz, und Octavio Farnese, ward herrlicher und mächtiger, denn je zuvor. Wie herzinnig aber die Unterthanen, die er nicht verlassen wollte, und die sich seiner vertrauenden Liebe werth zeigten, nach der durchfochtnen Gewitterzeit an ihm hingen, kann jedes treue Gemüth ohne Weitres ermessen.

Vetter Rameau.

Das geiſtvolle Buch Diderots hat uns unter dieſem Namen in ſinnreicher Schärfe einen Karakter dargeſtellt, deſſen ſittliche Verkehrtheit, Conſequenz und Durchführung faſt mit der politiſchen des Fürſten von Machiavelli wetteifern kann. Die meiſten eigenthümlichen Züge ſcheint Diderot wirklich von jenem Rameau, dem Neffen des Muſikers, entlehnt zu haben, aber nur daß ihre Zuſammenſtellung hier eine Nichtswürdigkeit und Verworfenheit hervorbringt, die jener ſonderbare Menſch keineswegs trug, dem vielmehr eine gewiſſe Unbefangenheit eigen war, die dem Böſen entgegen iſt, und das Gute nur in der allgemeinen Verderbniß nicht finden kann. Wenn ſchon an ſich ein ſolcher Karakter zur Unterſuchung reizt und jede genauere Kenntniß deſſelben willkommen iſt, ſo müſſen bei dem

Aufſehn und Vergnügen, das bei uns Goethe's reich ausgeſtattete Ueberſetzung des Diderot'ſchen Buchs erregt hat, folgende Nachrichten, die von dem wirklichen Rameau ſich bei zweien wackern Franzoſen finden, einen doppelten Reiz haben. Der erſte iſt der fromme und liebenswürdige Cazotte, der in dem zweiten Bändchen ſeiner oeuvres choisies et badines ſo von ihm ſpricht:

„Rameau war unter allen Menſchen, die ich gekannt habe, derjenige, der von Natur der ergötzlichſte war. Er war Neffe des berühmten Muſikers, und auf der Schule mein Kamerad geweſen; er hatte zu mir eine Freundſchaft gefaßt, die ſich nie, weder von ſeiner Seite noch von der meinigen, erkaltet hat. Dies Menſchenkind, der ſonderbarſte Mann, den ich gekannt habe, war mit einem natürlichen Talent zu mehr als einem Fache geboren, was ihm aber der Mangel von Haltung und Ruhe in ſeinem Geiſte nie erlaubte auszubilden. Ich kann ſeine Art des Scherzens nur der vergleichen, die der Doktor Sterne in ſeiner empfindſamen Reiſe aufthut. Die Einfälle Rameau's waren Einfälle aus Inſtinkt von einer ſo pikanten Art, daß es nöthig wäre ſie zu mahlen, um ſie wiedergeben zu können. Es waren keine Witzworte, es waren treffende Strahlen, die aus

der tiefſten Kenntniß des menſchlichen Herzens hervorzubrechen ſchienen. Seine Geſichtszüge, die in der That poſſirlich waren, gaben dieſen Einfällen, die von ihm deſto unerwarteter kamen, als er gewöhnlich nur albernes Zeug ſchwazte, ein außerordentliches Salz. Er, der ein eben ſo großer und vielleicht größerer Muſiker als ſein Oheim, geboren war, konnte ſich nie in die Tiefen der Kunſt verſenken; aber er war geboren reich an Geſang, und hatte die wunderbarſte Leichtigkeit, für welche Worte man immer wollte, aus dem Stegreif angenehmen und ausdruckvollen Geſang zu finden: nur hätte ein wahrer Künſtler ſeine Fraſen ordnen und verbeſſern, und ſeine Partitionen ſetzen müſſen. Er war von Geſicht eben ſo greulich als luſtiglich häßlich, ſehr oft langweilig, weil ſein Genie ihn ſelten begeiſterte; aber wenn ſeine Glut ihm zu Gebote ſtand, machte er lachen bis zu Thränen. Er lebte arm, da er keinen Erwerb verfolgen konnte. Seine vollkommene Armuth machte ihm in meinem Sinn Ehre. Er war nicht ganz ohne Vermögen geboren, aber er hätte ſeinen Vater des Vermögens ſeiner Mutter berauben müſſen, und er floh den Gedanken, den Urheber ſeines Lebens, der wieder geheirathet und Kinder hatte, ins Elend zu verſetzen. Er hat bei mehreren andern Gelegenheiten Pro-

ben von der Güte ſeines Herzens gegeben. Dieſer ſeltſame Menſch lebte leidenſchaftlich für den Ruhm, den er doch in keinem Fache erlangen konnte. Eines Tages dachte er Dichter zu werden, um zu verſuchen auf dieſe Weiſe von ſich ſprechen zu machen. Er verfertigte ein Gedicht auf ſich ſelber, das er die Rameide nannte, und das er in allen Kaffehäuſern herumbrachte. aber kein Menſch ging es beim Drucker zu holen. Ich machte ihm den Scherz eine zweite Rameide abzufaſſen. Der Buchhändler verkaufte ſie zu ſeinem Beſten, und Rameau nahm nicht übel, daß ich über ihn geſcherzt hatte, weil er ſich ziemlich gut getroffen fand. Dieſer Menſch ſtarb, geliebt von einigen unter denen die ihn gekannt hatten, in einer geiſtlichen Anſtalt, wo ihn ſeine Familie untergebracht hatte, nach vierjähriger Zurückgezogenheit die ihm lieb geworden war, und nachdem er das Herz aller derer gewonnen hatte, die anfangs nur ſeine Aufſeher geweſen waren. Ich halte hier mit Vergnügen ſeine kleine Leichenrede, weil ich noch an dem Bilde hänge, das er mir von ſich gelaſſen hat." — So ſpricht Lazotte, und welcher Leſer dieſer Schilderung ſieht nicht mit gerührter Theilnahme den grauſamen Scherz, den ſich die Natur in dieſer ſonderbaren Miſchung von einander widerſprechenden Gaben gemacht zu haben ſcheint?

Dieser Rameau mit seinem einzigen Talent für Musik und mit seiner liebenswürdigen Gutmüthigkeit muß sich mit seinem häßlichen Gesicht, seiner Lächerlichkeit und Unbehülflichkeit in einem widrigen Leben verbrauchen, und niemand hat gehört, wenn sein Inneres aufgeseufzt hat! Ihr Andere, Ihr Schöne, Reiche, Weltleute, ihr habt gut lachen! Hören wir nun auch den wohlmeinenden Mercier, der weniger innig ist als Cazotte, aber doch auch freier sieht, als die meisten seiner Landsleute. Die Stelle ist aus dem Tableau de Paris, Tome XII. p. 111.

„Ich habe Rameau's Neffen gekannt, der halb Abbé war, halb Laye, in den Kaffehäusern lebte, und alle Wunder der Tapferkeit, alle Werke des Genie's, alle Hingebungen des Heldenmuths, kurz, alles, was man Großes in der Welt thut, auf das Kauen zurückführte. Ihm zufolge hatte alles dieses keinen andern Endzweck, noch anderes Ergebniß, als etwas unter die Zähne zu schaffen. Er predigte diese Lehre mit einem ausdrucksvollen Gestus, und mit einer sehr mahlerischen Bewegung der Kinnlade; und wenn man von einem schönen Gedicht, von einer großen That, von einer Verordnung sprach, alles das, sagte er, von dem Marschall von Frankreich an, bis zum Schuhflicker, und von Voltaire bis zu Chabanes oder Chebanon, geschieht unbe-

zweifelbar um etwas in den Mund zu ſtecken zu haben, und die Geſetze des Kauens zu erfüllen. Eines Tages im Geſpräch, ſagte er, mein Oheim der Muſiker iſt ein großer Mann, aber mein Vater der Geiger war ein noch viel größerer Mann als er; ihr mögt urtheilen! Der wußte unter die Zähne zu bringen! Ich lebte in dem väterlichen Hauſe mit vieler Sorgloſigkeit, denn ich war immer ſehr wenig neugierig die Zukunft auszulauern; ich war über volle zwei und zwanzig Jahr alt, als mein Vater zu mir ins Zimmer trat, und ſo redete: Wie lange willſt du noch ſo leben, in Faulheit und Nichtsthun? es ſind zwei Jahre, daß ich auf deine Arbeiten warte; weißt du daß ich zu zwanzig Jahren gehangen war, und einen Stand hatte? — Da ich ſehr muntrer Laune war, ſo antwortete ich meinem Vater: Gehangen zu ſeyn, das iſt ſchon ein Stand; aber wie wurdet Ihr gehangen, und noch mein Vater? — Hör zu, ſagte er; ich war Soldat und Maraudeur; der Großprofoß erwiſchte mich, und ließ mich an einen Baum knüpfen; ein kleiner Regen hinderte den Strick ſo zuzugittſchen, wie er ſollte, oder vielmehr wie er nicht ſollte; der Henker hatte mir das Hemd gelaſſen, weil es zerriſſen war; Huſaren kamen vorbei, die mir auch noch nicht das Hemd nahmen, weil es nichts taugte, aber mit einem Sä-

belhieb den Strick abſchnitten, daß ich auf die Erde fiel. Die Kühle machte daß ich zu mir ſelbſt kam; ich lief im Hemde nach einem benachbarten Flecken, ich ging in eine Schenke, und ſagte zu der Frau: Erſchreckt nicht mich im Hemde zu ſehn, ich habe mein Gepäck zurück; Ihr werdet hören.... Ich verlange von Euch nur eine Feder, Tinte, vier Blätter Papier, ein Solsbrod und einen Schoppen Wein. Mein durchlöchertes Hemd ohne Zweifel bewegte die Frau der Schenke zur Erbarmung; ich ſchrieb auf die vier Blätter Papier: Heute großes Schauſpiel gegeben von dem berühmten Italiener; die erſten Plätze zu ſechs Sols, die zweiten zu drei; Jedermann kommt herein gegen Bezahlung. Ich verſchanzte mich hinter einer Tapete, ich borgte eine Geige; ich ſchnitt mein Hemd in Stücken; daraus machte ich fünf Puppen, die ich mit Tinte und ein wenig von meinem Blut bemahlt hatte, und da laß ich nun wechſelsweiſe meine Puppen reden, ſinge, und ſpiele auf der Geige hinter meiner Tapete. Ich hatte präludirt indem ich meiner Geige einen ganz außerordentlichen Ton gab. Der Zuſchauer kam, der Saal war voll; der Geruch aus der Küche, die nicht weit entfernt war, gab mir neue Kräfte; der Hunger, der ehmals den Horaz begeiſterte, wußte auch meinen Vater zu begei-

stern. Während einer ganzen Woche gab ich jeden Tag zwei Vorstellungen. Ich ging aus der Schenke mit einem Rock, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen, und genug Geld, um über die Gränze zu kommen. Eine kleine Heiserkeit, die von dem Hängen gekommen war, war völlig vergangen, so daß man in der Fremde meine wohltönende Stimme bewunderte. Du siehst, ich war berühmt zu zwanzig Jahren, und hatte einen Stand; du bist zwei und zwanzig Jahr alt, du hast ein neues Hemd auf dem Leibe; hier sind zwölf Franken, jetzt kannst du gehn. — So entließ mich mein Vater. Ihr werdet gestehn, daß es mehr hieß, da heraus zu kommen, als Dardanus zu machen, oder Castor und Pollux. Seit der Zeit sah ich alle Leute ihre Hemden nach ihrer Weise zerschneiden, und vor dem Publikum mit Puppen spielen, alles um ihren Mund zu stopfen. Das Kauen, nach mir, ist das wahre Resultat der erlesensten Dinge dieser Welt. Rameau's Neffe, von seiner Lehre erfüllt, beging Thorheiten, und schrieb dem Minister um etwas zu kauen zu bekommen, als Sohn und Neffe zweier großen Männer. Der St. Florentin, der, wie bekannt, eine ganz absonderliche Art hatte, sich die Leute vom Halse zu schaffen, ließ ihn einsperren, als einen unbequemen Narren, und seit der Zeit hab' ich nicht mehr von

ihm reden gehört. Dieser Neffe Rameau's hatte an seinem Hochzeittage alle Leiermädchen von Paris, jede für einen Thaler, gedungen, und so trat er mitten unter ihnen einher, seine Neuvermählte am Arm, zu der er sagte: Ihr seyd die Tugend, aber ich habe gewollt, daß sie noch gehoben würde durch die Schatten, die Euch umgeben. — Rameau war einst bei einer schönen Dame zum Besuch, stand plötzlich von seinem Stuhl auf, ergriff von dem Schooße der Dame einen kleinen Hund, und wirft ihn schleunigst zum Fenster hinaus vom dritten Stock. Die Dame fragt erschrocken: Nun, was machen Sie denn? — Er bellt falsch! sagt Rameau, und geht auf und ab mit dem Unwillen eines Mannes, dessen Ohr verletzt worden ist." —

Hülsen.

Hülsen, deſſen edles Gemüth und erhabener Geiſtesſchwung mehr ſeinen Freunden durch Rede und durch Briefe, als dem größern Publikum durch wenige gedruckte Schriften offenbar geworden, ging in früheren Jahren unter dem ſcherzhaft angenommenen Namen Hezekern, in Begleitung eines reichern Freundes, der die Koſten ihres gemeinſchaftlichen Lebens trug, von der Univerſität, wo ſie bisher ſtudirt hatten, auf eine andere, wo beide unbekannt waren. Einmal gerieth er durch jenen Scherz der Namensänderung in nicht geringe Verlegenheit. Sein Freund war krank geworden, und das Uebel zeigte ſich bald als ein hitziges Fieber, ſo daß der Kranke faſt immer abweſenden Verſtandes blieb; da hiedurch ihr Aufenthalt an dieſem Orte ſehr koſtſpielig wurde, ſo war die mitgebrachte

Baarſchaft ſchnell aufgezehrt, und Hülſen ſah ſich genöthigt, unter den Papieren ſeines Freundes eine Addreſſe hervorzuſuchen, die er an ein daſiges Handelshaus mitgenommen hatte; mit dieſer ging er zu dem Kaufmann hin, ſtellte ihm die Lage der Sachen vor, und erſuchte denſelben, einige Gelder an ihn auszuzahlen, wofür er in ſeinem Namen quittiren wolle. Der Kaufmann fand Bedenken ſich mit dem Unbekannten ſogleich einzulaſſen, und ſchickte ſeinen Buchhalter zu dem Kranken, um ſich näher zu unterrichten, und im Fall alles in Ordnung gefunden würde, eine gehörige Summe auszuzahlen. Hülſen ſetzte die Quittung auf, und in Gegenwart des Arztes, des Buchhalters und einiger andern Zeugen trat er mit dem Papier in der Hand zu dem Bette des Kranken, und indem er ihn mit Namen rief, ſagte er: jetzt nimm Dich einmal recht zuſammen, und antworte verſtändig! Sieh dieſe Quittung, beſinne dich nur genau, und ſage, ob ich nicht mit deinem Willen das Geld für dich erhebe, und ſtatt deiner unterſchreibe? — Der Kranke ſah die Leute umher an, und ſagte, nachdem er ſich beſonnen, ja es wäre recht; blieb aber nachdenklich mit den Augen auf der Unterſchrift ſtehn, und fuhr dann auf: aber du heißt ja nicht Hegekern, du heißt ja Hülſen! — Die Umſtehenden ſahen einander befremdet an, und

Hülsen hätte unmöglich den Verdacht, daß er um zu betrügen seinen Namen verändert habe, bei den argwöhnischen Leuten, die ihn gar nicht kannten, von sich wälzen, und wer weiß in welche Unannehmlichkeiten gerathen können, wenn nicht glücklicherweise der Arzt, welcher mit Eifer an der Erfahrungsseelenlehre hing, feinlächelnd gesagt hätte: Da sehn Sie, meine Herren, den Witz des Fiebers, er nennt ihn Hülsen, weil in der That die Hülse den Kern in sich hegt, und das Wort Hegekern nur eine Umschreibung des Worts Hülse scheint. Mit dieser glücklichen Bemerkung war der Buchhalter wieder beruhigt, und nahm ohne Bedenken die Unterschrift des Herrn Hegekern an, der die Freude hatte, nach einiger Zeit seinen Freund gesund zu sehn. Wie oft hat man so die Wahrheit als Lüge erklärt, und die Lüge mit vieler Feinheit als Wahrheit vorzustellen gewußt, ohne es zu ahnden!

Umrisse und Bruchstücke.

1.

Viele denken sich unter der Reihe von Unglücksfällen, die entweder sie oder Andere betreffen, eine Kette von Räthseln, zu denen die Ewigkeit den Schlüssel liefern wird, und trösten sich damit, daß das Leben durch die Ewigkeit werde erklärt werden, statt daß sie im Leben und in eben diesen Trübsalen den Schlüssel zur Ewigkeit finden könnten.

2.

Leuten, die nach allgemeinen Verstandesnormen und nicht aus dem einen göttlichen Princip handeln, wird es gehn, wie dem Theseusfeind Prokrustes. Sie werden die, welche ihnen begegnen, bald um einige Glieder kürzer machen, bald mit aller Gewalt ausrecken müssen, um in ihr Bette zu passen.

3.

Man erkennt den Menschen nicht aus dem Wiederschein einzelner Stellungen und Umgebungen, sondern aus dem Widerspruch oder der Harmonie seines Wollens mit seinem ursprünglichen Sein. Es gibt freilich Naturen, die gar nichts wollen, und andere, die über vielem Wollen nichts sind; diese verlohnen aber oder bedürfen der Mühe des Forschens nicht.

4.

Die Wehmuth ist dem Schmerze weder durch den Grad verwandt noch durch den Grad allein von ihm verschieden, sondern ein ganz eigenthümlicher Zustand. Der Schmerz ganz menschlich, ist sich klar eines Verlorenen bewußt und sucht dieses durch die zerstörende Gegenwart hin, sich selbst täuschend und die Täuschung anerkennend, festzuhalten. Die Schwermuth ist ein Vernichten seiner selbst, ein Untergehn in dem Verluste. Die Wehmuth dagegen beginnt von einer Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, die Fesseln alles Menschlichen zerbrechend, ja das Menschliche selbst ganz aus dem Blicke gestellt, und steigt und schwillt bis zur Sehnsucht nach dem Besitz des Unendlichen. Da sie aber immer in dem Irdischen wohnen muß, obgleich nicht nach dem Irdischen greifend, muß das

Einswerden des Strebenden mit dem Erſtrebten ſich ſchon als unmöglich in dem Streben darſtellen. Sie faßt alſo das Unerreichbare, Unendliche als ein ſchon Dageweſenes, Verlorenes und gelangt ſo im Verluſte zum Beſitz. Indem ſie dergeſtalt die Zukunft als Vergangenheit empfindet, vereinigt ſie gleichſam die Ewigkeit vor ſich mit der Ewigkeit hinter ihr, und ahnend den Schooß der Gottheit, in dem ſie einſt gewohnt hat und in den ſie zurückzukehren beſtrebt iſt, lebt ſie, hoch über die Zeiten, in der Unwandelbarkeit Gottes. Will ſich die Wehmuth in menſchlichen Bildern und Geſtalten ausprägen, was ſie natürlich nur im Zuſtand' allmähliger Verdämmerung vermag, ſo läßt ſie ſich meiſt im Paradieſe der Kindheit nieder. Wer möcht' es läugnen, daß nicht das, was wir fanden und genoſſen, ſondern was wir ahnen, uns aus ihr ſo zauberiſch anſpricht? Nicht ſelten erſcheint die Wehmuth dann als Hoffnung einer Rückkehr dieſes Paradieſes und eigentlich die Zukunft als Vergangenheit begreifend, begreift ſie die Vergangenheit wieder als Zukunft, damit aus der völligen Verwechſelung der Zeiten die Vernichtung der Zeit und der alleinige Glanz der Ewigkeit hervorgehe. Es iſt klar, daß nur ein religiöſes Gemüth der wahren Wehmuth fähig iſt, daß nur ein ächt poetiſcher Geiſt, dem jenes nie

abgehen kann, ſie durch Geſtaltungen wieder in Andern hervorzurufen vermag. Es gibt kein höheres Symbol der Wehmuth als Chriſtus Tod, wo in dem höchſten Verluſte der höchſte Beſitz wohnt, alle Zukunft erſcheint dort als Vergangenheit, alle Vergangenheit als Zukunft, wir ſchauen an die Ewigkeit Gottes in Chriſto und verſinken in der Seligkeit, die uns durch ihn bereitet iſt.

5.

Beſitz und Verluſt — was ſind ſie? Der Beſitz ſucht ſich an dem ſchwankenden Boden der Gegenwart zu halten; aber was iſt die Gegenwart? Iſt ſie nicht das Bild des Unſtäten, Unſichern, der Bewegung ſelbſt? Und iſt nicht Ruh' allein in der Vergangenheit, wo der Verluſt wohnt? Da man ſich alſo nur aus ihr ſichere Güter aneignen kann, ſcheint da nicht der Verluſt mehr Beſitz und der Beſitz mehr Verluſt zu ſeyn? —

An die Königin Louise von Preußen.

Zur Feier ihres Geburtstages

den 10. März 1810.

Aus dem Nachlasse

Heinrichs von Kleist.

Du, die das Unglück mit der Grazie Schritten,
Auf jungen Schultern, herrlich jüngsthin trug:
Wie wunderbar ist meine Brust verwirrt,
In diesem Augenblick, da ich auf Knieen,
Um Dich zu segnen, vor Dir niedersinke.
Ich soll Dir ungetrübte Tag' erflehn:
Dir, die der hohen Himmelssonne gleich,
In voller Pracht erst strahlt und Herrlichkeit,
Wenn sie durch finstre Wetterwolken bricht.
O Du, die aus dem Kampf empörter Zeit,
Die einz'ge Siegerin, hervorgegangen:
Was für ein Wort, Dein würdig, sag' ich Dir?
So zieht ein Cherub, mit gespreizten Flügeln;

Zur Nachtzeit durch die Luft, und, auf dem Rücken
Geworfen, ſtaunen ihn, von Glanz geblendet,
Der Welt betroffene Geſchlechter an.
Wir Alle mögen, Hoh' und Niedere,
Von der Ruine unſres Glücks umgeben,
Gebeugt von Schmerz, die Himmliſchen verklagen:
Doch Du, Erhabene, Du darfſt es nicht!
Denn eine Glorie, in jenen Nächten,
Umglänzte Deine Stirn, von der die Welt,
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt:
Wir ſahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Daß Du ſo groß als ſchön warſt, war uns fremd!
Viel Blumen blühen, in dem Schooß der Deinen,
Noch Deinem Gurt zum Strauß, und Du biſt's werth:
Doch eine ſchön're Palm' erringſt Du nicht!
Und würde Dir, durch einen Schluß der Zeiten,
Die Krone auch der Welt: die goldenſte,
Die Dich zur Königinn der Erde macht,
Hat ſtill die Tugend ſchon Dir aufgedrückt.
Sei lange, Theure, noch des Landes Stolz,
Durch frohe Jahre, wie, durch frohe Jahre,
Du ſeine Luſt und ſein Entzücken warſt!

Ritterſitte.

Eine Romanze.

„Nein, ſtolzer Suffolk, länger nicht
„Sollſt Du uns keck ins Angeſicht
„Vom Felſenwall verhöhnen! —
„Mit Frankreichs edlen Söhnen
„Erſtürmet unverzagt und ſtark,
„Sobald es tagt Johanna d'Arc
„Dein felſenfeſtes Jargeau."

* * *

So rief, in edlem Zorn entbrannt,
Die Jungfrau, die von Gott geſandt,
Der Franken Völker führte —
Und jeder Franke ſpürte
Bei ſolchem Wort die Bruſt voll Muth,

Zum Kampfe Luſt und Durſt nach Blut,
Und alle Britten zagten.

* * *

Graf Suffolk nur, ihr Feldherr, lacht;
Ruft, frohlend halb, halb aufgebracht
Vom Wall hinſprechend nieder:
„Herr Ritter mit dem Mieder!
„Auch uns iſt Courtoiſie bekannt;
„Der Britt' iſt nie ſo ungallant,
„Mit Weibern ſich zu ſtreiten.

* * *

„Hat denn der Karl in ſeinem Heer
„Nicht Einen Mann, nicht Einen mehr,
„Daß Dirnen ihn verteid'gen? —
„Ich will Dich nicht beleid'gen,
„Es ſcheinet unverzagt dein Sinn;
„Doch hört die Magd beim Rocken hin
„Und nicht in Männerſchlachten.

* * *

„Auf!" ruft Johanna, „Franken auf!
„Jetzt iſt e- Zeit im ſchnellen Lauf
„Das Felſenneſt zu ſtürmen. —
„Die Jungfrau wird euch ſchirmen,
„Sie, deren heilig Bild ich hier,

„Als Hort und Schild, als Siegspannier
„Euch vor ihr Völker trage! —

* * *

Und wie das Meer von Sturm bewegt
Laut donnernd ans Gestade schlägt,
Daß rings die Felsen wanken;
So rücken jetzt die Franken
Mit Kampfgeschrei in Sturm heran,
Auf Wall und Thurm und Graben an;
So wankt der Muth der Briten.

* * *

Graf Suffolk nur verzaget nicht,
Giebt im Gefühl der Feldherrnpflicht
Ein Beispiel großen Muthes. —
Man sieht ihn kalten Blutes
Hoch oben auf der Brustwehr steh'n,
Und wie zur Lust sich dort ergeh'n
Anordnend die Vertheid'gung.

* * *

Fest wie ein Fels im Wogenschwall,
So steht er auf dem Festungswall
Im Pfeil- und Kugelregen. —
Wohl zehnfach überlegen
Ist ihm der Franken Heer an Zahl;

Doch bringet Er zum zehnten Mal
Die Stürmenden zum weichen.

* * *

Er war es, der mit eigner Hand
Die erste Ladung abgebrannt
Hin auf des Feindes Glieder;
Er stieß den Ersten nieder,
Der eines Baumes Ast ergriff,
Mit kecker Hast am Felsenriff
Den Wall emporzuklimmen.

* * *

Er wars, der als die Jungfrau jetzt
Die Leiter an die Mauer setzt,
Die Sprossen schon besteigend,
Der sich zur Erde neigend
Den größten, schwersten Stein aufrafft,
Ihn ganz allein mit Riesenkraft
Hinunter auf ihr Haupt wirft.

* * *

Er trift; sie stürzt; der Franke bebt;
Sieg! schrei't der Britte — da erhebt
Hoch sich die Siegbestimmte. —
Auch nicht ein Härchen krümmte
Der Stein ihr, der in Kies zerfällt. —

„Was Gott verhieß, das hat die Welt
„Nun sichtbarlich erfahren."

* * *

So ruft sie, ruft: „Victoria!"
Und steht schon auf der Brustwehr da,
Bricht Englands Siegeszeichen. —
Vor ihrem Schwert entweichen
Die Stolzen, die noch kurz vorher
In ihrem Sturz die letzte Wehr
Frankreichs vernichtet glaubten.

* * *

Sie fliehen hie, sie fliehen dort,
Wie Wetterwolken vor dem Nord,
Von Todesangst gejaget. —
Der Einz'ge, der nicht zaget,
Der einzig sich beweist als Held,
Der Flucht sich dreist entgegenstellt,
Es ist der edle Suffolk.

* * *

Allein umsonst gebeuth er Muth;
Umsonst durchbohrt er voller Wuth
Die ihm zunächst entlaufen.
Der strömend-flücht'ge Haufen,
Dem er entgegen kühn sich stemmt,

Fort reißt er ihn — der Bergſtrom ſchwemmt
Fort ſo den mächt'gen Eichbaum.

* * *

Und eh' er ſich beſonnen hat
Iſt er vom Wall, und durch die Stadt,
Bis wo die Loire ſtrömet. —
Da ſteht er nun beſchämet,
Allein, verlaſſen, ſchwer gekränkt,
Indem er mehr und mehr bedenkt,
Daß ihn ein Weib bezwungen.

* * *

„Ein Weib? O nein! Ein Wunder war
„Der Sieg der Franken offenbar,
„Mit keinem zu vergleichen —
„Dem Wunder muß ich weichen;
„Und nicht dem ſchwachen Arm der Magd,
„Und nicht dem Schwarm, den ich gejagt
„In mehr als zwanzig Schlachten.

* * *

So ſpricht er zu ſich ſelbſt; zerſchlägt
Die Kette, ſo die Brücke trägt.
Sie fällt; er will hinüber. —
Doch ſchon hat gegenüber
Ein Krieger ihm das Thor verrannt,

Hält scharf das Rohr auf ihn gespannt;
Und ruft ihm zu: „Ergebt euch.“

* * *

„So giebt der Britten Feldherr sich!“
Ruft Suffolk, der mit Hieb und Stich
Ein auf den Jüngling dränget. —
Doch auf die Brücke sprenget
Schon wild ein Reutertroß heran
Und sein Geschoß legt wieder an
Répauld und spricht: „Ergebt euch.“

* * * *

Drauf sagt der Graf: „Wer bist Du Sohn?
„Ein Edler?“ „Ja“ „Auch Ritter schon —
„Noch nicht.“ „So knie nieder!“ —
Der Jüngling beugt sich nieder. —
Darauf, als auf den Knien er lag,
Gab Suffolk ihm den Ritterschlag,
Und sich sodann gefangen.

Ludw. Robat.

Die Harfe.

Schottische Sage

Der Morgenröthe erster Schein
Begann mit matten Strahlen
Die graue Flut zu mahlen,
Die, klar und silberrein,
Sich nur in schwächern Schlägen
Am Felsenufer brach.
Rings wurden alle Klüfte wach
In drängendem Bewegen:
Der Vogel zog mit raschem Flügelschlag
Dem Morgenraub' entgegen:
Es schwebte über's stille Meer
Mit kreischend lautem Schreien
Der Taucher und die Möwe her:
Rings plätscherten in dichten Reihen
Umher die nordschen Papageien,
Und der auf's Wetter sich versteht,

Der plumpe Lum, des Nords Profet,
Und über alle trieb die Schwingen
Ins fernste Blau der königliche Aar.
Ein reicher Fang muß heut gelingen
Begann der Fischer froh zu singen,
Die See ist blank, der Himmel klar,
Kein Wölkchen drohet uns Gefahr,
Drum Brüder herunter vom sichern Gestade,
Leicht ist der Erwerb auf dem wogenden Pfade.

Und oben erscheint am Felsenhang
Ein Barde voll fröhlichem Sängermuth:
Die Rechte trug sein höchstes Gut,
Den Born voll süßer Seligkeiten,
Sein Harfenspiel. Ihm geht zur Seiten
Die Schöne, die sein Herz bezwang.
„Sieh, o Mora, wie die leichten Wellen
Hell und lockend an das Ufer schwellen,
Mich ergreift ein wunderbarer Drang
Nach der Heimath; siehst du Cana's Küsten?
O die Theuren, die wir lang nicht grüßten,
Spähn gewiß nach jedem Segel aus!
Willst du mir, o holdes Kind, vertrauen,
Führ' ich dich noch vor des Abends Grauen
Ueberraschend in des Vaters Haus.

Reizend schien ihr's den heimischen Auen,
Der holden Umarmung der Freunde zu nahn:
Sie trat in den Kahn,
Er löste die Bande
Und stieß ihn jubelnd vom Lande.

Durch der Holme Labyrinth
Wiegte ſie ein günſt'ger Wind.
Aus des Dichters Munde
Tönten holde Lieder
Und im engen Sunde
Hallten ſie vom Ufer lieblich wieder:
Süße Liebesklagen,
Manche graue Kunde
Aus der Väter Tagen
Die die Barden ſangen,
Wenn die Muſcheln klangen.
Schmeichelnd bot dem Harfenſohn
Seiner Lieder ſchönſten Lohn
Dar des' Mädchens warme Lippe.
Alſo nahte ſchon
Sich der Kahn der heimathlichen Klippe.
Doch plötzlich zerſprengte mit wildem Gebrauſe
Im Norden ein Sturm die eiſige Klauſe
Und eilt in zerſtöhrendem Fluge heran:
Er ſchwang mit gewaltigem Toben die Flügel,
Er ſchwellte zu Bergen die Wellenhügel
Und brachte Verderben dem ſchiffenden Mann:
Wie ſanken die Maſten, wie barſten die Kiele,
Ihm dienten die prächtigſten Flotten zum Spiele,
Was ämſiger Geiz ſich in Jahren gewann
Verſchlangen die Fluten mit gierigem Schlunde
In ſchneller Sekunde.
Das ſchwache Steuer bricht,
Der Jüngling wirft das Ruder nieder,

Es hilft der Arme Stärke nicht:
Doch fest umflicht
Er der Geliebten zarte Glieder:
„Das Weltmeer selbst erlöscht die Flammen,
Die uns durchglühten nicht:
Des Todes Weihe knüpft uns jetzt zusammen.
Und dann sang er zu dem Wassergotte:
Laß in deinen tiefsten Gründen
Uns in einer stillen Grotte
Ein gesichert Lager finden
Vor den buntbeschuppten Schaaren
Die dein wallend Reich durchfahren!
Deine Flora soll's bestreuen
Mit Nymphäen, mit Korallen,
Und den Wunderblumen allen,
Die der Nixen Aug' erfreuen!
Doch der Dichter wallt im Schutz der Götter
Sey er in der Hölle Nacht
Ausgestossen, sey sein Leben,
Wenn der Aufruhr wild erwacht,
Bösen Rotten Preis gegeben,
Tob' um ihn der Sturm der Schlacht,
Ihm dem Freunde hoher Götter,
Nimmer fehlet ihm ein Retter!
Auf Poseidon's Wink,
Eilt im Dienste flink,
Ein Triton herbei, hebt das grüne Haar
Aus dem wilden Elemente
Unsichtbar

Und mit mächtigem Tridente
Treibt er durch der Wogen Schwall,
Der den ſchwachen Kahn umhürmet,
Ihn an einer Inſel Wall,
Wo ihn eine Bucht beſchirmet.
Freudig ſpringt er aus dem Nachen
Und mit ungeſchwächter Hand
Hilft er der verzagten, ſchwachen
Mora an den Rettungsſtrand:
Aber noch tobet des Sturmes Gewalt,
Seine Flügel wehen
Rauh und kalt
Und des Jünglings Blicke ſpähen
Aengſtlich nach den Felſenhöhen,
Doch der graulichte Baſalt
Nähret weder Strauch noch Baum.
Mora ach! ſie athmet kaum,
Von des Windes Wuth erſchüttert,
Bebt ſie wie ein Kranker zittert
Den des Fiebers Angſt durchglüht,
Das Gefühl des Lebens flieht
Und entſeelet ſinkt ſie nieder!
Den Dichter ergreifet Begeiſterungsgluth,
Die Harfe zerſchlägt er in hülfreicher Eile;
Fahr wohl, fahr wohl du mein, einziges Gut,
Daß nur die Geliebte im Leben verweile
Entbehre ich deiner und weih dir kein Ach!
Eilig rafft er Moos zuſammen,
Trägt die Holdin zu den Flammen,

Die er unter'm Felſendach
Mit dem Holz der Flamme nähret:
Freudig hat er Luſt und Glück
In der Liebe Dienſt zerſtöret.
Da eröffnet ſich ihr Blick
Und von ſeinem Arm umfangen
Kehret auf die bleichen Wange
Das entflohne Roth zurück.
Doch welch Aechzen, welch ein Jammertöhnen
Iſt's das durch der Brandung Dröhnen,
Die an's Ufer prallt,
Durch des Sturmes Pfeifen ſchallt?
Es erreicht des Jünglings Ohr;
Aus den Armen ſeiner Schönen
Rafft er hü freich ſich empor,
Folgt den bangen Klagetönen
An die wildempörte See.
Hülfreich iſt der Glückliche
Dem der Liebe Kronen ſchimmern,
Ihn ergreift des Bruders Weh.
Mühſam auf geborſtnen Trümmern
Strebt ein Schiffer durch die Flut;
Unerhört verhallt ſein Wimmern,
Lauter brauſt des Orkans Wuth.
Iſt kein Gott, der ſich erbarme,
Schon erlahmen meine Arme!
Da nahet der Barde mit leuchtendem Brand,
Er winkt, er beut ihm die rettende Hand
Und hilft ihm empor an der Klippe Rand.

Der Entronnene athmet freier,
Sprachlos ſinkt er an des Retters Bruſt
Der beſeelt von Götterluſt
Mit ihm theilt ſein kärglich Feuer,
Seines Lagers ſparſam Moos.
Und ihm freundlich heißt zu raſten.
Darauf ſinkt er ſorgenlos
Müde von des Tageslaſten
Seelig in des Mädchens Schooß.

Welch ein Wahn hat dich verblendet,
Einem Weibe traueſt du?
Alles haſt du ihr geſpendet,
Dennoch fürchte, plötzlich wendet
Sie ſich einem andern zu!

Während dich der Schlaf bezwungen
Und im Traum ſie dich beglückt,
Lauſcht ſie einer Schmeichlerzungen,
Von den neuen Huldigungen
Wird ihr thöricht Herz beſtrickt.

Der den du dem Tod' entriſſen
Drückt den Stahl dir in das Herz,
Stumm iſt ſein, iſt ihr Gewiſſen
Unter buhleriſchen Küſſen
Spottet dein ihr frecher Scherz.

Lachend nahen ſie zum Strande,
Wieder ruhig wallt Neptun,
Löſen ſchnell des Kahnes Bande,
Laſſen an dem öden Lande
Den betrognen Barden ruhn.

Er erwacht; am Firmamente
Glänzt die Sonne hell und klar,
Und der Kampf der Elemente
Tobt nicht mehr;
Zwar den Ort, wo Mora ruhte,
Sieht er leer,
Doch er denkt in unbeſorgtem Muthe,
Scherzend hat ſie ſich verſteckt:
Suchend durch die Felſengrotten
Ruft er, willſt du meiner ſpotten,
Mora! — wehe, da entdeckt
Auf den ungerechten Wogen,
Seinem Blick ſchon halb entzogen
Er im Kahne die Verrätherin,
Ihren Buhler an der Seite;
Nach der Heimath ſchifft ſie hin,
Ihm entflichn Begriff und Sinn,
Seellos ſtarrt er in die Weite,
Und ruft zum Aſchenhaufen gewandt,
O Harfe, hab' ich dich darum verbrannt!

An

J. W. Göthe.

(Siehe ſeine Geheimniſſe.)

Sie hatte ſelbſt den Schleier ihm gegeben,
Der dämmernd ihren Götterbau umthaut.
Oft flog er, hell und ſpielend ſich zu weben,
Oft ragt' er in die Wolken aufgebaut,
Oft durch ſein Dunkel ahnt' ein heilig Leben,
Wenn über weitem Meer' er tief gegraut;
Nie in ſo reichem Wechſel noch geſtaltet
Hat ſich der Dichtung Rebellkleid entfaltet.
Ob auch die Schläfe Silberhaar umrage,
Ihm gönnt die Wahrheit noch des Schleiers Glanz,
Und es gewinnt ſich bis zum Sarkophage
Das Alter einen eignen Siegerkranz —
Erzürnt ihn nicht, Genoſſen ſeiner Tage!
Ach ſonſt erliſcht ſein reines Licht euch ganz,
Er gibt der Gottheit ihren Schleier wieder
Und ſehnt ſich zu den beſſern Schatten nieder.

Denn wo der gleiche Freund, ihm vorgegangen,
Ihn grüßt und freudig den Heroen nennt,
Der blinde Bard' ihn lächelnd hält umfangen,
Mit ihm den alten Kranz zu theilen brennt,
Wo ihn Elektra's Sänger, voll Verlangen,
Zugleich der Britt' als Bruder wiederkennt,
Wo Meister ihn der Römer Meister preisen,
Da rühmt ein würd'ger Dank den Sängerweisen.

Auch denen mild ein Zauber den Gesänge
Das Leben hier, dort die Gestalt erneut,
Sie nah'n ihm all' ein freudiges Gedränge:
Iphigenia lauscht ihm hocherfreut,
Der ehrne Ritter liebt die trauten Klänge,
Der Held der Freiheit ihm die Rechte beut,
Der Sänger mit den zwei Unsterblichkeiten
Wählt die, so Göthe's Weisen ihm bereiten.

Zur ätherreinen Höh' der Kunst gestiegen,
Dir kann des Lebens Fackel nie verglühn,
Du gehst hinab mit frischen Jugendzügen,
Den Lorbeer deiner Scheitel ewiggrün,
Selbst wo die luft'gen Schatten Leben trügen,
Siehst du befreundet eine Welt dir blühn
Und jeder Zeit entwandelte Geschlechte,
Sie reichen als Genossen dir die Rechte.

J. G. T.

Ein Wort
über
F. Schlegels gesammelte Gedichte.

(Erschienen 1809 in Berlin bei J. E. Hitzig).

Inmitten eines frivolen und wandelbaren Zeitalters, wo das Ewige für Nichts, das Zeitliche für Alles gilt, und dennoch eben dieses Zeitliche, wieder auch von der frivolen Wandelbarkeit angesteckt, im unendlichen Wechsel die Nichtigkeit seiner selbst auf eine höchst furchtbare Weise predigt, — inmitten eines solchen Zeitalters überfällt den Bessergesinnten die Empfindung eines Wandrers, der den Weg in einem ungeheuern, von immer streitenden Winden endlos aufgewühltem Sandmeere verloren hätte. Die ewigen Sterne zwar leuchten durch das sturmgejagte Gewölk tröstend und wegweisend herunter, aber

wer iſt ſo ſtarken Auges und ſichern Fuſſes, daß er den Blick fortdauernd da hinauf gerichtet erhalten könnte? Wer ſo kundig des Geſtirns, daß er in jeder Wendung die Winke der ſtrahlenden Boten unbedingt verſtände? In banger Wehmuth und Ermattung ſucht man auf dem Erdboden, welchem man noch immer angehört, umher, und als einzelne feſte Halte in dem allgemeinen Wandel ſtehen Felsſteine da, oft zwar bis zur Hälfte in den Sand verſenkt, aber dennoch zu groß und gewaltig, um in dem ſinnloſen Treiben gänzlich zu verſchwinden. Auch oft weht derſelbe Hauch, der ſie mit Staube faſt überhüllte, im nächſten Augenblicke das ephemeriſche Grab wieder auseinander, und zeigt die ehrfurchtgebietende Geſtaltung herrlich und ganz, von der Wurzel bis zum Gipfel hinauf. Die mehrſten dieſer Denkmale tragen das Moos des Alterthumes an ihrer Stirn, als da ſind die urdeutſchen Dichtungen, ſowohl was von unſern Däniſchen, Norwegiſchen, Isländiſchen und Schwediſchen Brüdern ausging, wie auch was ſeit den Nibelungen im geſeegneten Schwabenlande und andren unſrer ehrbaren Gauen Kraft und Geſtaltung gewann. Andre wieder, in neuerer, ja in neueſter Zeit gebildet, ſtehen räthſelhaft und ſtaunenerweckend da: man weiß nicht ob als letzte Denkmale einer ſchönern Vergan-

genheit, oder ob als verheissende Vorboten einer heilbringenden Zukunft. Ein rüstiges Gefühl des eignen guten Willens jedoch, und eine unauslöschbar feurige Sehnsucht verheissen dem besseren Wandrer die letzte Aussicht, und erfrischt an Kraft und Muth ringt er sich durch die Sandstrudel weiter, oder wagt auch wohl selbst Versuche zu Begründung trostbringender Marksteine für die, welche mit und nach ihm kommen.

In solchen Gefühlen tritt der Schreiber dieser Zeilen vor Friedrich Schlegels Gedichte hin, und möchte in allen Kunst- und überhaupt Sinnverwandten gleiche Gedichte erwecken; nicht eben durch seine Worte, sondern durch die Anschauung selbst, zu welcher er bloß einladen will; da es doch aber oftmals erfreulich ist, sich vor großen Denkmalen der Kunst und des Lebens miteinander zu besprechen, und sich die von den erquickenden Strahlen getroffnen Herzen zu öffnen, so sey es auch ihm erlaubt, zu sagen, wie ihm bei dieser Erscheinung zu Muthe wird.

Die herrliche Zueignung ist alsobald ein klarer Spiegel des ganzen Werkes, wie sich in einer hellen Seefluth der ganze Sternenhimmel in all' seiner Weite und Mannigfaltigkeit abspiegelt. Diese Kraft des mächtigsten Ausdrucks, von einer rechten Sommerfülle der Blüthen und Blätter und Früchte umkränzt und umwoben,

iſt ein Magnet, der unwandelbar nach dem ewigen Polarſterne hinzeigt, und ſo erfahren wir denn auch zugleich im Voraus die Richtung unſrer eignen Wanderſchaft, wenn wir durch das umlaubte Felſenthor in den Garten des mächtigen Burggenſteines eintreten. Da finden wir wie es uns verheiſſen ward, im erſten Buche die Spiele einer glühenden, dem Schönen und Wahren als ſeiner angebornen Braut nachringenden Seele. Es ſind noch heitre Kampfesübungen, aber deren Würde und tiefe Bedeutſamkeit ſich in jedem Worte abſpiegelt. Daher auch das Räthſelhafte dieſer Geſtaltungen, welches jedoch den innigern Sinn nur mit immer ſüſſern Banden umſchlingt. Es iſt faſt, als ginge man durch eine Gallerie von wunderbaren Porträtbildern, die jedes in ſich durch einen myſtiſchen Hintergrund eine ganz eigne, unerhörte, Geiſt und Gemüth faſſende Geſchichte andeuteten, und alle wieder unter ſich in einem geheimnißvollen, immer geahnten, nie begriffenen Zuſammenhange ſtänden. Sie ſahen uns wie Bekannte an, aber wie ſolche, mit denen wir in einem frühern, höhern, halbvergeſſenen Daſeyn zuſammengelebt hätten, oder in einer ſeeligen, dunkel erſehnten Zukunft zu leben beſtimmt wären. Die zarteſten, blühendſten, ja tändelndſten Mädchengeſtalten blicken dazwiſchen hervor, aber

alle haben einen, ich möchte sagen, magischen Anstrich, so daß man sich wie vor schönen Feyen, Elfen und Druden, von Reiz und anlockenden Schauern zugleich durchdrungen fühlt. Aus diesen Eigenthümlichkeiten, diesem räthselhaft porträtmäßigem mag es zu erklären seyn, daß hin und her ein Beschauer vielleicht ungern die Eigennamen vermißt, welche bei der frühern Erscheinung in unterschiednen Sammlungen über manchem der Bilder standen. So steht über dem, welches jetzt das Mädchen (S. 88) geheissen ist, — freilich in schöner Bedeutsamkeit, und Beziehung zu den übrigen, — noch immer für den Schreiber dieses Aufsatzes unverlöschlich, die ehemalige individuelle Ueberschrift: Blanka. — Was ihm aber aus diesen Stimmen der Liebe sein ganzes Herz auflöst in Wehmuth und seeliger Rührung, ist die Erscheinung der gestorbnen Kinder bei ihrer Mutter (S. 79), ein Gedicht, wie ein Gruß aus dem Himmel, und doch wieder so menschlich lieb und traut, daß man das Nächste und Bekannteste zu vernehmen glaubt.

Die südlichen Sylbenmaaße, worin diese Gedichte fast ohne Ausnahme gebildet sind, kleiden ihnen wie die wundersamen Trachten, in welchen altdeutsche und niederländische Maler ihre Gestalten vorzustellen pflegen, und tragen Vieles

zu jenem oberwähnten fantaſtiſch-porträtmäßigem Reize bei. Denn ſo wie unſer Dichter die Spaniſchen und Italiäniſchen Formen behandelt, hören ſie auf etwas fremdes zu ſein, ohne jedoch ihren romantiſch fernen Anklang zu verlieren: es iſt wie Reben aus Malaga oder Neapel, am Rhein zu einer gewaltig ſchattenden und labenden Weinlaube zuſammengewölbt, oder auch, als ginge man durch einen Orangenhain, in welchem Longobarden oder andre deutſche Sieger ſich Burgen erbaut und ihre Rüſtungen aufgehangen hätten. Das Gedicht S. 97 weckt dieſe Stimmung mit ganz vorzüglich melodiſcher und herzinniger Gewalt.

Alarcos kommt uns an der Schwelle des zweiten Buches entgegen, in der erſchütternden Kraft, welche ſeine Feinde ſo unbändig verletzt, ſeine Freunde ſo mächtig an ihn reißt. Es ſey hier genug zu erwähnen, wie ſehr er bewährt, was eben von unſres Dichters Behandlung der ſüdlichen Formen geſagt ward, und wie bedeutender dieſer Gedanke durch eine Vergleichung mit Loge de Vega's trefflichem Schauſpiele, das über denſelben Gegenſtand ausgeführt werden könnte. Die wunderbare Aehnlichkeit des Deutſchen und Spaniſchen Charakters würde dabei, aller anſcheinenden Ungleichheit zum Trotze, ſich auch in dieſen poetiſchen Repräſentanten ahnungs-

voll behaupten. — Wie trefflich nun das Heldengedicht Roland in Romanzen ausfallen mußte, ergiebt sich nach allem Obigem von selbst. Hier sind wirklich deutsche Erobrer in Spanien, oder weit mehr als das, deutsche Glaubenskämpfer in Spanien, mit ihrem theuern Blute das schöne Land dem Herrn gewinnend, und also bei einem solchen Gegenstande der Sänger recht auf dem ihm angebornen und von Gott ihm vorzüglich beschiednen Felde. Es ist denn auch eines der treuesten, frömmsten, wunderbarsten und kräftigsten Nationalgedichte geworden, die wir aufzuweisen haben, und das heißt viel, denn ich beschränke meinen Ausspruch nicht auf die neuere Zeit. Ein rechter Culminationspunkt des Ganzen ist das Lied von Roland, welches, — im Strome der Jahre verhallt, — hier neu wieder heraufbeschworen ist, wie es ehemals Fränkische und andre Deutsche zu Schlacht und Sieg entzündet hat, und — man erlaube mir, nach meiner vollen Zuversicht zu reden, — nicht viel anders kann geklungen haben, als es hier klingt. Die Zeit, die bei vielem Ungünstigen und Hellosen, doch auch zum Ersatze manch ein graues, verloren geglaubtes Denkmal der Poesie heraufschafft, bestätigt vielleicht bald durch Auffindung des uralten Heldengesanges meine Ahnung.

Man sollte meinen, mit diesem Buche auf dem Gipfel der ganzen Sammlung zu stehen, indem man die umfassendsten und kunstreichsten Formen der Poesie, das Drama und das Epos, in trefflicher Ausführung erblickt hat, und man würde Recht haben, wenn der Dichter weiter nichts wäre, als eben ein Künstler, welcher sein Herz nur insofern seinen Gebilden einströmt, als es sich im anmuthigen oder kraftvollen Spiele dahin gezogen fühlt. Aber der rechte Dichter ist auch ein rechter Mensch, und wie dem Pelikan ist seiner Liebe das eigne Herzblut nicht zu theuer. So hat uns denn auch hier in diesem dritten Buche der Dichter sein höchstes, innigstes Leben dahingeströmt, und mit liebender Ehrfurcht traten wir vor diese, durch heiligen Zorn, durch heilige Schmerzen erkaufte Aussprüche einer männlich schlagenden Brust. Solche Gesänge, wie die bei der Wartburg, am Rhein, im Spessart sind unversiegende Quellen deutscher Liebe und Wehmuth, sind von den Vätern unmittelbar eingehaucht, und wer sich dem ernsten Geschäfte ergiebt, die alte Sage wieder heraufzusingen, aus ihrem Grabe, kann sich an ihnen begeistern, wie an den uralten Liedesbronnen selbst. Das Gedicht bei der Wartburg malt das Ritterleben, nein, es erschafft es, mit einer Ganzheit, Lebendigkeit, Nothwendigkeit und Le-

de, daß ſich die Vergangenheit vor den Zauberworten zur Gegenwart umgeſtaltet und erfriſcht. — Daſſelbe gilt von den Romanzen und andern Sagengedichten, von Sankt Reynold, der die faulen Bauknechte treulich mit Fäuſten ſchlug, vom verſunknen Schloß:

„Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die iſt keine
Unter des Himmels Höh'."

(Es klingt wie durch ſeelig unſchuldige Kindheit aus ernſter Vorwelt herauf!) — vom Schloß Frankenberg bei Achen, deſſen dichteriſche Geburtsſtunde ſich aus den trefflichen Briefen, die der Verf. in das poetiſche Taſchenbuch 1806 einrückte, herausahnen läßt. „Einen ganz eigenthümlichen Reiz, heißt es da, hat der Hügel bei Achen, wo die heiſſe Quelle dicht neben der kalten entſpringt; auf der Anhöhe bilden ſich kleine ſtille Seen, zwiſchen denen wir an einem heitern Frühlingstage luſtwandelten. Etwas ferner liegt, gleichfalls mitten im Waſſer, die Ruine von Frankenberg, die noch aus Karls des Großen Zeiten ſeyn ſoll. Die Burg iſt ganz zerfallen, Schwäne zogen auf den ruhigen Waſſern, ein Kind ſaß am Brunnen und las in

einem von jenen Volksbüchern, in denen noch die schwachen Reste alter Fabel und Dichtung fortleben." — Was nun die übrigen, noch eigenthümlichen, noch innerlicher, wenn es möglich ist, dem Herzen entquollnen Lieder betrifft, da heißt es: tretet herzu, lieben Brüder und Landsleute, und höret und sehet selbst, und lernt Euch die Sprüche auswendig, und lehrt sie Euern Kindern weiter, und ihnen recht in das Herz hinein. Dann wird die Hoffnung wahr werden, mit welcher wir diesen edlen Markstein freilich als Gränze einer bessern Vergangenheit, aber auch als Gränze einer bessern Zukunft betrachten, und die beiden, zwar unsichtbaren, Gottheiten, dennoch mit Geistes- und Glaubensaugen zu erblicken meinen, wie sie sich über diesem Denkmale die kräftigen Hände zureichen. Mir aber sey es vergönnt, diese Worte mit unsres Dichters trefflichem Adelsspruche zu schließen, wie ich schon früher einmal andre Worte damit beschlossen habe. Er kann nicht oft genug gesagt werden.

„Adels Sitte."

„Mit dem Schwerdte sey dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,

Frei im Walde grüne seine Luft,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Bruft,
Das Geschwätz der Städte soll er fliehn,
Ohne Noth von seinem Heerd nicht ziehn,
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht,
Das ist Adels alte Sitt' und Recht."

Friedrich Baron de la
Motte Fouqué.

Die Musen.

Eine norddeutsche Zeitschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué

und

Wilhelm Neumann.

Zweites Quartal.

Berlin,
in der Salfeldschen Buchhandlung.
1812.

Folgende ſinnentſtellende

Druckfehler

im erſten Heft, die durch Abweſenheit der Herausgeber vom Druckorte entſtanden ſind, bitten wir den Leſer zu verbeſſern.

Pag. 180. Z. 15. v. o. anſtatt:
Doch hört die Magd beim Rocken hin,
lies:
Doch taugt die Magd zum Rocken hin,
Pag. 183. die Unterſchrift anſtatt:
Nobat. lies Robert.
Pag. 194 In der Ueberſchrift, anſtatt:
J. W. Göthe, lies J. W. von Göthe.
Pag. 198. Z. 12. v. o. anſtatt:
Gedichte, lies Gefühle.
Pag. 199. Z. 6. v. o. ſtatt:
Burggenſteines, lies Burggeſteines
Pag. 201. Z. 6. v. u. anſtatt:
Schauſpiele das über l. Schauſpiele über.

Inhalt

des zweiten Heftes.

Pag.

Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, von J. G. Fichte. . 1

Ueber Mystizismus und Schwärmerei, von Adolf Wagner. 25

Erinnerung an Phil. Jak. Spener, von Franz Horn. 38

Stimmen des Christenthums, Darstellung der christlichen Religion als Glaube, von Christ. Gottfr. Schniebes. . 52

Gemälde der Herren Boisserée und Bertram in Heidelberg, von Helmina v. Chezy geb. v. Klenke. 87

Die Verlegenheiten des Gefälligen, eine Erzählung von K. v. Pirch. . 133

Andeutung, von Franz Horn. . . 153

Megtamsquida, oder das Lied von Megtamr. (Aus der ältern Edda in der Versweise des Originals) von Fr. Majer. 155

Siegfrieds Schwerdt, von Volker. . 163

Das traurige Turnei, von Volker. . 166

Hymne auf das Abendmahl, von C. G. Schniebes. 169

Die todte Hand, von J. G. S. . . 175

Schöne Litteratur.

Romane von Regina Frohberg, rezensirt von August Becker. . . 177

Natalie, von Fanny, rezensirt von La Motte Fouqué. 187

Geschichte.

Skizzen der allgemeinen Geschichte, von Dippold, rezensirt von Adolf Wagner. 191

Vorleſungen
über die
Beſtimmung des Gelehrten.

Erſte Vorleſung.

Es iſt die Abſicht dieſer Vorleſungen, die Frage zu beantworten: was iſt der Gelehrte: und die damit verwandte, falls der Gelehrte wird, und allmählig ſich erzeugt, wie wird er zum Gelehrten: ſodann die, wie äußert ſein inneres Seyn ſich in der Erſcheinung.

Der Gelehrte, ſagten wir; aber die Lehre iſt nicht ihr eigner Zweck; und ſie iſt nicht da, damit ſie da ſey; der Zweck der Lehre iſt das Wiſſen. Es muß darum bei einem Gelehrten und Belehrten durch die Lehre der Zweck der Lehre erreicht ſeyn; der Gelehrte muß durch die Lehre hindurch zum Wiſſen gekommen ſeyn, außerdem wäre er kein Gelehrter, ſondern ein der-

malen noch belehrt werdender, und zu belehrender. Der Gelehrte iſt drum ohne Zweifel ein Wiſſer.

Nun ſchreiben wir vermuthlich einem ſolchen einen Werth, und einen nicht unbedeutenden Werth zu; indem wir von dem, unſerem eigenen guten Wiſſen nach, ganz werthloſen wohl kaum reden, oder unſrer Rede in dieſem Falle einige Aufmerkſamkeit verſprechen würden. Es fragt ſich drum vor allen Dingen: hat denn das Wiſſen, darin ja das Weſen des Gelehrten beruhen ſoll, Werth, und hat alles Wiſſen Werth; falls aber etwa nicht alles, welches iſt dasjenige Wiſſen, das da Werth hat?

Man kann das Wiſſen zuförderſt anſehen, als das bloße Abbild und Nachbild des außerhalb des Wiſſens befindlichen, und von dem Wiſſen ganz und gar unabhängigen Daſeyns. Von dieſer Art des Wiſſens hat denn jedweder, der nur wiſſend auf der Erde lebt, ſeinen Theil geſammelt, und an ſich genommen, ohne daß er darum Anſpruch macht auf die Benennung eines Gelehrten. Innerhalb dieſer Art des Wiſſens könnte ſomit der Gelehrte vom Ungelehrten ſich nur dadurch unterſcheiden, daß er eine weit größere Menge ſolchen Wiſſens in ſich aufgefaßt hätte, denn andere. Und ſo wäre denn der Gelehrte vom Ungelehrten durchaus nicht in der

Art ſeines Wiſſens, ſondern nur in der Menge deſſelben verſchieden, die Unterſcheidung wäre bloß eine unendliche, auf ein fließendes Verhältniß gegründete, keinesweges eine beſtimmte; und es könnte ſich finden, daß derſelbe, der jetzt ſeiner großen Unwiſſenheit gar kein Hehl hat, ſchon einen tüchtigen Gelehrten abgegeben haben würde, wenn er nur einige Jahrhunderte früher gekommen wäre, dagegen derjenige, der jetzt etwa einer der erſten Wiſſer ſeyn mag, um ein Jahrtauſend ſpäter auch nicht einmal gut unter dem gemeinen Manne mit fortkommen würde. So iſt denn auch wirklich die Sache hier und da angeſehen worden. — Dieſes ſogar abgerechnet, läßt ſelbſt im allgemeinen ſich nicht wohl erſehen, was ein ſolches Wiſſen für Werth haben könne, und wozu dieſe bloße Wiederholung nur im todten Bilde desjenigen, was ſchon einmal, und zwar wahrhaftig und kräftig im Seyn da iſt, geſetzt auch dieſelbe könnte jemals vollſtändig gemacht werden, dienen ſolle.

Dagegen erhellet durch den Gegenſatz, und ſtellt in demſelben ſich dar, dasjenige Wiſſen, welchem allein jederman einen Werth beizulegen geneigt ſein dürfte. Ein ſolches Wiſſen müßte nicht bloßes Abbild und Nachbild eines ſchon außer ihm, und unabhängig von ihm vorhandenen Seyns ſeyn, und dieſem Seyn nachgehen, ſondern es müßte vielmehr Vorbild ſeyn eines Seyns,

und in ſich ſelber den Grund eines ſolchen enthalten können, und ſo dem zu ihm gehörenden Seyn vorangehen. Mit dem bekannten Worte: ein ſolches Wiſſen müßte praktiſch ſeyn, und thätig, und ein Seyn begründend.

Das eben geſagte, daß das Wiſſen allein unter der Bedingung einen Werth habe, wenn es thätig ſey, wird ſo ziemlich allgemein anerkannt in den bekannten Ausſprüchen: was nützt alles Wiſſen, wenn man nicht darnach thut; Handeln nicht Wiſſen macht den Werth des Menſchen, u. d. gl. — ſo ſehr anerkannt, daß es ſogar häufig gemißbraucht, und zur Herabwürdigung angewandt worden von Forſchungen, deren Thatbegründender Zweck nicht ſogleich auf der Stelle von jedem gemeinen Auge eingeſehen werden konnte. Was aber das Wiſſen, falls es praktiſch ſeyn ſolle, in ſich ſelbſt ſeyn müße, haben dieſelben, die jene Ausſprüche am häufigſten im Munde führen, ſo wenig bedacht, daß ſie irre werden, ſobald man mit ihrem eigenen Grundſatze wahrhaftig Ernſt macht, und daß ſie meinen, gerade dasjenige, was aus jener Vorausſetzung nothwendig folgt, und mit derſelben gegeben iſt, ſtehe mit ihr im Widerſpruche. Laſſen ſie uns drum erwägen, was in der Behauptung, ein Wiſſen ſey praktiſch, eigentlich liege.

Das Wiſſen iſt praktiſch heißt; es wird durch

daſſelbe ein Handeln gefordert und vorgezeichnet. So gewiß dieſes Handeln nun nur gefordert wird, iſt es nicht, indem es gefordert wird; und eben ſo wenig iſt dasjenige, was durch daſſelbe, wenn es wäre, hervorgebracht werden würde. Ein praktiſches Wiſſen iſt drum ein ſolches, dem, indem es ſelbſt iſt, ſein Gegenſtand nicht entſpricht, und dem überhaupt kein Gegenſtand entſpricht, daß drum auch durch keinen Gegenſtand beſtimmt, noch ein Abbild irgend eines ſolchen iſt, und ſo ein reines, durch ſich ſelbſt alſo geſtaltetes Wiſſen, Abdruck lediglich ſeiner ſelbſt, nicht eines andern, ein aprioriſches Wiſſen, wie man unter andern dieſen Begriff ausgedrückt hat.

Wie können nun dieſelbigen, die vom Thun ſprechen, oft ſogar zur Unzeit, überſehen, daß es ihrem eigenen Worte zufolge, und falls daſſelbe irgend einen Sinn haben ſoll, ein ſchlechthin aprioriſches Wiſſen, in der von uns aufgeſtellten Bedeutung, geben müſſe. Du willſt machen — doch wohl nicht dasjenige, was da iſt; denn in dieſem Falle würdeſt du in der That nicht machen wollen, ſondern alles laſſen, ſo wie es eben iſt; alſo du willſt machen dasjenige, was nicht iſt. Doch willſt du machen mit Bewußtſeyn, und nach einem Begriffe deſſen, was du machen willſt; nach einem Vorbilde für ein Seyn, welches Seyn,

indem du an das Machen gehſt, durchaus nicht iſt, und welches ſeyn wird erſt ſodann, wenn dein Machen vollendet ſeyn wird. Mithin ſetzeſt du einen Begriff des durchaus nicht ſeyenden, und ein Wiſſen, das nicht ein bloßes Nachbild der Dinge ſey, voraus, indem du voraus ſetzeſt, daß ein Handeln mit Bewußtſeyn möglich ſey. Wer vom Handeln redet, und die Apriorität des Wiſſens läugnet, der widerſpricht ſich in ſein eignes Angeſicht, und weiß nicht, was er redet.

Ein praktiſches Wiſſen iſt ein durch ſich ſelbſt beſtimmtes, alſo ein bloßes Geſicht, wie die deutſche Sprache das griechiſche Wort Idee treflich ausdrückt; ein ſolches, das ſelbſt deutlich ſich ankündiget, und ausſpricht, als dasjenige, dem die Realität durchaus nicht entſpreche, daß kein äußeres Daſeyn habe, ſondern bloß ein inneres, und das mit keinem außer ſich, ſondern nur mit ſich ſelbſt übereinſtimme: ein Geſicht aus der Welt, die durchaus nicht da iſt, der überſinnlichen und geiſtigen Welt, die eben durch unſer Handeln wirklich werden, und in den Umkreis der Sinnenwelt eingeführt werden ſoll. Wer von Handeln ſpricht, und eine ſolche zweyte überſinnliche Welt in unſerem Innern läugnet, auch der widerſpricht ſich in ſein eignes Angeſicht, und weiß nicht was er redet.

Soll das Wiſſen überhaupt einen Werth haben,

und mehr seyn, denn eine bloße Wiederholung deſſen, was unabhängig von ihm beſſer da iſt, ſo muß es ein ſolches thatbegründendes Wiſſen geben. Welchen Werth dagegen das bloß wiederholende Wiſſen, falls es doch ein ſolches giebt, haben könne, läßt ſich dermalen noch gar nicht einſehen.

Ferner, ſoll ein Menſch durch ſein Wiſſen einen Werth haben, wie wir das vom Gelehrten anzunehmen, und vorauszuſetzen ſcheinen, ſo muß ſein Wiſſen von dieſer Art ſeyn; der Gelehrte muß nicht bloß das gegebene Seyn in ſich wiederholen, ſondern er muß Geſichte ſehen aus dem überſinnlichen Seyn. So jemand ſein ganzes Seyn und Leben in das Wiſſen hinein würfe, untergehend und verſenkt in demſelben, und mit dieſem Wiſſen kein anderes meinte, als jenes erſte das Seyn bloß wiederholende und abſpiegelnde Wiſſen, ſo gäbe ein ſolcher in der That ſein eigenes Seyn, und Leben gänzlich auf, und erledigte ſich deſſelben, um ein bloßer Schatten zu werden desjenigen, was außer ihm ſchon da iſt, und lebendig und kräftig da iſt: ſein ganzes Beſtreben wäre in der That das Beſtreben, ein Nichts zu werden: von einem Nichts aber können wir unmöglich geneigt ſeyn, uns hier zu unterhalten.

So muß es ſeyn, ſagte ich, ein ſolches reines

und durch ſich ſelbſt ſich geſtaltendes Wiſſen muß es geben, wenn das Wiſſen überhaupt Werth haben ſoll, und wenn es insbeſondere der Mühe werth ſeyn ſoll, daß jemand demſelben ſein ganzes Leben hingebe, und aufopfere. So iſt es denn auch in der That, wie wir dies dermalen nur als das Reſultat anderer hier nicht anzuſtellender Forſchungen ausſprechen wollen. Das Wiſſen iſt allerdings ſchlechthin durch ſich ſelbſt beſtimmt, keineswegs durch Dinge außer ihm, deren bloßer Spiegel es wäre; und es iſt in dieſer ſeiner Abſolutheit das Bild des innerlichen Seyns und Weſens der Gottheit. Gott allein iſt das wahrhaft überſinnliche, und der eigentliche Gegenſtand aller Geſichte. Als Bild Gottes und dadurch, daß es dieſes Bild iſt, iſt auch allein da das Wiſſen, und wird lediglich durch das Erſcheinen Gottes in ihm getragen. Dieſes reine, durch ſich ſelbſt beſtimmte, aprioriſche Wiſſen iſt auch das einige wahre Wiſſen; und wer nicht in dieſes hineingekommen iſt, der weiß in der That gar nicht, ſondern bringt alle die Tage ſeines irdiſchen Lebens in tiefer Bewußtloſigkeit hin.

Woher aber kommt ſodann das zweite Wiſſen, das ſich als eine bloße Abbildung des außer ihm vorhandenen Seyns darſtellt, und das doch gleichwohl auch iſt, neben jenem von uns behaupteten eigentlichen und allein wahren Wiſſen? Das

Geſicht muß erſcheinen, und ausdrücklich erkannt werden, eben als ein Geſicht, als ein durch ſich ſelbſt, und keineswegs durch ein fremdes und außer ihm befindliches, beſtimmtes Wiſſen. Das aber kann es nur im Gegenſatze mit einem andern Wiſſen, daß da ausdrücklich erſcheint, als beſtimmt durch ein fremdes außer ihm befindliches Seyn. Und ſo iſt denn dieſes ganze Gebiet des Wiſſens, und die Sinnenwelt, die in demſelben, und als Darſtellung deſſelben erſcheint, gar nichts anderes, denn das Mittel der Erkennbarkeit der erſten und wahren Welt als ſolcher, im Gegenſatze mit einer andern, nicht wahren und nicht in der That daſeyenden Welt: ſie, die Sinnenwelt, iſt ein Bild, das durchaus nichts weiter bedeutet, und gar keinen andern Zweck hat, als damit es zum einzigen wahren Bilde, das einen Gehalt hat, zum Bilde Gottes im Geſichte komme.

Das Geſicht iſt Bild Gottes, ſagte ich; und das ſinnliche Wiſſen von einer gegebenen Welt iſt blos dazu da, damit das Erſtere als ſolches zu erſcheinen vermöge. Aber — eine zweite Frage — wie tritt denn ſodann zu dieſem in ſich ſelbſt vollendeten Geſichte das ihm an ſich ganz fremde Soll, die Beziehung auf That, die Aufforderung hinzu, daß es ausgedrückt und dargeſtellt werden ſolle in der Sinnenwelt, welche Sinnenwelt wir

ſo eben begriffen haben, als bloßes Mittel der Erkennbarkeit der überſinnlichen Welt? Erſehen iſt es ſchon, jenes Bild Gottes, hell und klar, und beſtimmt, im Geſichte ſelbſt; warum ſoll es denn nun noch einmal ausgedrückt werden, und ſichtbar gemacht werden in der Sinnenwelt? Offenbar erhält die Erſichtlichkeit deſſelben durch das letzte durchaus keinen Zuwachs. Warum auch verſchwindet nicht gänzlich die Sinnenwelt demjenigen, der einmal zur Anſchauung der überſinnlichen ſich erhoben hat; da ſie ja nur das Mittel war, um zu dieſer Anſchauung zu gelangen, bei einem ſolchen aber der Zweck erreicht iſt, und ſonach das Mittel keine weitere Bedeutung noch Grund ſeines Daſeyns zu haben ſcheint?

Die Beantwortung dieſer Frage liefert folgendes. Jenes Erſcheinen Gottes im Geſichte wird, nach einem hier nicht anzugebenden Geſetze, ein unendliches. Es tritt drum niemals in der Zeit ein Gottes unmittelbares Bildniß, ſondern immer nur ein Bild von ſeinem zukünftigen Bilde, welches wiederum nur ein Bild iſt von dem jedesmal zukünftigen Bilde, und ſo ins unendliche fort; das eigentliche Urbild aber wird niemals wirklich, ſondern liegt über aller Zeit, als ewig unſichtbarer Grund und Geſetz und Muſterbild des unendlichen Fortbildens in der Zeit. Nun iſt ferner, nach einem hier gleichfalls nicht

zu entwickelnden Geſetze des Wiſſens, das Erſcheinen jedes künftigen in der Zeit möglichen Ausdrucks des überſinnlichen bedingt durch die geſchehene Darſtellung des vorhergegangenen Geſichts in der Sinnenwelt. Nur ſo, durch die wirkliche That befragt, ſpricht die urſprüngliche Erſcheinung der Gottheit ſich weiter aus, und nach dieſem Geſetze geht es fort ins unendliche. Sehen Sie dieſes noch einmal alſo an. Das Erſcheinen Gottes im Wiſſen iſt nicht irgend ein ſtehendes, nnd feſtes Bild, ſondern ein unendliches Bilden. In dieſem ewigen Strome erhalten nun die einzelnen Bilder und in dem Zeitmomente gehaltenen Geſichte ihren Geiſt aus Gott, ihre körperliche, und bildliche Geſtaltung aber entlehnen ſie aus der Sinnenwelt; keinesweges, als ob dieſe Geſtalt in der letzten gegeben ſey, welches dem vorhergehenden durchaus widerſpricht, ſondern daß ſie nur unmittelbar an das gegebene ſich anſchließt, und dieſes, ſo wie ſie es trift, im bloßen Bilde weiter fort bildet. So müßte man nemlich eine allererſte Erſcheinung des göttlichen Bildes ſich denken. So aber nicht die folgenden; dieſe ſchließen in ihrer bildlichen Geſtaltung ſich nicht an die Wirklichkeit, ſo wie ſie der ſinnlichen Anſchauung gegeben iſt, ſondern an dieſelbe, wie ſie gegeben iſt In dem vorhergehenden Geſichte,

und durch die Darſtellung dieſes Geſichts in der Wirklichkeit; es muß ihnen ſonach dieſe Darſtellung vorausgehen, und ſie ſelbſt ſind ihrer Möglichkeit nach durch ſie bedingt. So ſind Sinnenwelt, und überſinnliche durchaus vereinigt, und unabtrennbar, und bilden nur in dieſer nie zu trennenden Vereinigung ein einiges, ganzes, und wahres Wiſſen. Die überſinnliche Welt macht ins unendliche fort ſich ſichtbar in neuen, und immer neuen Geſtalten; und es muß drum ins unendliche fort eine Sinnenwelt ihr gegenüber ſtehen, und dauern, um jene zu deuten. Dieſe Sinnenwelt muß ferner ins unendliche fort gebildet werden, nach dem wirklich erſchienenen, und im Geſichte herausgetretenen Bilde Gottes; denn nur unter dieſer Bedingung, und nur, inwiefern der Sinnenwelt ſchon das Gepräge aufgedrükt iſt der bis jezt erſchienenen überſinnlichen Welt, tritt jene heraus aus ihrer ewigen Unſichtbarkeit in einer neuen ſichtlichen Geſtalt, und tritt ein nur in ein ſolches Auge, das an dem Anblicke der erneuten Geſtalt der Sinnenwelt ſchon verklärt iſt. Das göttliche Bild iſt an ſich ewig fort ſchöpferiſch aus ſich ſelbſt; aber es kann dies in der Wirklichkeit ſeyn nur unter der Bedingung, daß nach ihm ewig fortgeſchaffen werde die Welt. Und ſo behält denn die Sinnenwelt und trägt ewig fort den Charakter, den

wir ihr oben beigelegt haben, daß ſie ſey lediglich die Bedingung der Sichtbarkeit der überſinnlichen Welt. Oben verſtanden wir dies ſo: nur dadurch ſey eine überſinnliche Welt überhaupt, in dieſem ihren förmlichen Charakter, ſichtbar; jetzt verſtehen wir es ſo: nur dadurch ſey in dieſem ihrem Charakter ſie, als eine ewig ſich fortentwickelnde, ſichtbar.

Und ſo geſchieht es denn, daß an die jedesmalige Erſcheinung des göttlichen Bildes in einem Zeitmomente, welche als einzelne, und abgeriſſne Erſcheinung ſich freilich klar ausſpricht, ſich anfügt die Anforderung, daß dieſe Erſcheinung dargeſtellt werden ſolle in der Welt, weil die gegenwärtige Erſcheinung treibt nach der folgenden, und dieſe fordert, dieſe folgende aber nicht möglich iſt ohne Darſtellung der erſteen; und drum zuförderſt dieſe Darſtellung gefordert wird. Das Soll iſt eigentlich die Forderung der ewigen ſteten Fortentwickelung des göttlichen Bildes; und nur dadurch, daß dieſe nicht möglich iſt, ohne die Darſtellung des ſchon erſchienenen in der Sinnenwelt, verwandelt ſich daſſelbe in die Forderung dieſer Darſtellung. So werden die Geſichte einer überſinnlichen Welt praktiſch; nicht, als ob das durchaus in keiner Zeit mögliche Urbild Gottes an ſich praktiſch wäre, und irgend einmal dargeſtellt, und die Gottheit wie-

derholt werden ſollte, ſondern weil das in der Zeit mögliche beſtimmte Bild ſelbſt nur möglich iſt, unter Bedingung des vorhergegangenen Handelns nach dem vorhergegangenen Bilde. Das Bild bleibt drum in alle Ewigkeit fort das letzte, und höchſte; und die Thatbegründende Kraft jedes einzelnen Bildes iſt bloß das Mittel zum ewigen Bilde.

Auf dieſe Weiſe ſonach, deren Geſetze auch mehreren unter Ihnen aus der Wiſſenſchaftslehre bekannt ſind, iſt ein ſelbſtſtändiges Wiſſen möglich, und auf dieſe Weiſe wird daßelbe nothwendig praktiſch, weiterſchaffend und fortbildend für die Sinnenwelt.

Zu dieſem ſelbſtſtändigen Wiſſen nun muß der Gelehrte durch die Belehrung hindurch ſich erhoben haben, wenn ſein Wiſſen, und ſein an das Wiſſen geſetztes Leben irgend einen Werth haben ſoll. Hat er aber dazu ſich erhoben, und iſt, wie dies niemals fehlen kann, dieſes ſein Wiſſen in ihm wirklich thätig und treibend geworden, ſo hat ſein Leben Werth, und zwar den einzig möglichen Werth, den es überhaupt giebt und geben kann. Denk dies eben, und dies allein iſt der Zweck alles Daſeyns, daß Gott verklärt werde, daß ſein Bild immer fort in neuer Klarheit heraustrete in die ſichtbare Welt aus ſeiner ewigen Unſichtbarkeit. Nur in dieſer Verklärung

Gottes rückt die Welt weiter, und alles eigentlich neue, was in derſelben vorkommen kann, iſt die Erſcheinung des göttlichen Weſens in neuer Klarheit; ohne dieſe ſteht die Welt ſtille, und es geſchieht nichts neues unter der Sonne. Und ſo wird denn dieſer Wiſſer durch ſein thätig gewordenes Wiſſen zur eigentlichen Lebenskraft in der Welt, und zur Triebfeder der Fortſetzung der Schöpfung. Dies nun eben ſoll er ſeyn, und das zu ſeyn iſt ſeine eigentliche Beſtimmung. Die aufgegebene Frage iſt beantwortet, und was wir über dieſen Gegenſtand noch ferner ſagen werden, kann nichts ſeyn, denn eine weitere Entwickelung des aufgeſtellten Satzes.

So iſt es, m. H., ein ſolches Wiſſen, wie das beſchriebene, iſt in der Wirklichkeit möglich; dieſes Wiſſen allein hat Werth; und der Gelehrte hat Werth allein, inwiefern er zu dieſem Wiſſen ſich erhebt. So iſt es: laſſen Sie ſich nicht irre machen, und ſich in den traurigen Zuſtand des Zweifels hinein ſcheuchen durch den Widerſpruch, der etwa hier und da gegen die aufgeſtellten Behauptungen ſich vernehmen laſſen ſollte. Glauben Sie keinem Menſchen, denn ſich ſelbſt; zuförderſt ihrem eigenen Wahrheitsſinne, ſodann ihrer eigenen Einſicht, die ſie ſich erwerben müſſen, und deren Erwerbung dadurch bedingt iſt,

daß Sie fürs erſte der Belehrung ſich ruhig hingeben.

Das iſt eben der Grundzug unſers Zeitalters, daß Licht, und Finſterniß nicht mehr, wie ſie es vom Anfange der Menſchheit an gethan haben, bloß um den Beſitz dieſes oder jenes Gebiets, ſondern daß ſie überhaupt um das Daſeyn kämpfen, und keine von beiden die andere neben ſich auch nur in der Welt dulden will. Wie zuletzt der Kampf ausfallen werde, davon iſt keine Frage; dagegen iſt Jedem die beſtimmte Frage vorgelegt, auf welcher Seite er ſeyn wolle, indem es durchaus nicht weiter möglich iſt, auf beiden Seiten zu ſeyn, und es mit beyden Partheyen zu halten.

Und jener Widerſpruch, was will er denn? Daß die überſinnliche Welt nur derjenige ſieht, der ſie eben ſieht, und daß man derſelben nur durch das innere Auge, und durchaus auf keine andere Weiſe, nicht etwa durch Erdichten und Vernünfteln, inne werde; daß man ferner in dieſe Anſchauung keineswegs durch die leibliche Geburt hinein verſetzt werde, ſondern daß es dazu einer neuen und geiſtigen Wiedergeburt durch abſolute Freiheit bedürfe, welche letztere nicht jedermann vollziehe, geſtehen wir nicht nur, ſondern prägen es auch bei jeder Gelegenheit ſcharf ein. Auch ſind wir keineswegs geſonnen, diejenigen, die

die einmal nicht ſehen, zum ſehen zu zwingen, indem wir recht gut wiſſen, daß wir ein ſolches etwa logiſches Zwangsmittel ganz und gar nicht beſitzen. Wir mögen es wohl leiden, daß ſie ihr Geſchäft ruhig treiben, und kommen, weil unſer Geſchäft in einer ganz andern Welt liegt, niemals in die Gelegenheit, von ihnen Kunde zu nehmen. Warum halten nun ſie von ihrer Seite es nicht eben ſo mit uns? Daß, da ihnen die Sehe, der allein eine überſinnliche Welt aufgeht, mangelt, ſie über dieſe Welt, ob ſie ſey, oder ob ſie nicht ſey, und wie ſie etwa ſey, durchaus nicht mitſprechen können, iſt unmittelbar klar. Warum beſtehen ſie denn nun darauf, doch mit zu ſprechen, und zu ſprechen, ſie ſey nicht, da ſie doch eigentlich nur ſprechen könnten, ſie ſähen dieſelbe nicht, wie wahr iſt? Die leiblichen Blinden ſehe:. eben ſo wenig die Farben, als jene das Ueberſinnliche; doch hat man nie gehört, daß die erſten ſich verſtokt hätten, zu behaupten, es ſey durchaus keine Farbe, und diejenigen, welche Farben annähmen, und zu erblicken vorgäben, ſeyen Lügner, oder Schwärmer, und zwar gefährliche; ſondern es haben noch alle in ruhiger Erkenntniß ihrer Blindheit ſich beſchieden, daß ſie von dieſem Gegenſtande nicht ſprechen könnten. Warum wollen denn nun in völlig gleicher Lage die gei-

ſtigen Blinden nicht auf die gleiche Weiſe ſich beſcheiden?

Verhält ſich das etwa ſo: eines Sinnes entbehren zu ſollen, der doch überhaupt iſt, und den andere zu haben behaupten, erſcheint immer als verkleinend für die Perſon; und vielleicht würden auch die leiblichen Blinden, wenn ſie nur der Behauptung irgend einigen Beifall verſchaffen könnten, lieber behaupten, es gäbe gar kein Sehen, als daß ſie geſtänden, ihnen für die Perſon gehe daſſelbe ab. Aber ſie kommen mit der Behauptung nicht durch, und ſogar in ihnen ſelber könnte eine ſolche Meinung nie Wurzel faſſen, weil ſie nur höchſt ſelten auf einen Blinden treffen, der allein in ihren Glauben eingehen könnte, dagegen aber weit allgemeiner auf Sehende, die ihnen einſtimmig widerſprechen. Ganz anders verhält es in dieſer Rückſicht ſich mit den geiſtig Blinden. Dieſe finden bei der ähnlichen Behauptung darum, weil bei weiten die größere Mehrheit blind iſt, wie ſie, und dieſe alle denſelben Vortheil dabei finden, daß lieber gar kein geiſtiges Auge ſeyn möchte, als daß ſie deſſelben entbehren, allenthalben Beifall und Beſtätigung ihrer Meinung, und es iſt die nur ſeltne Ausnahme, wenn ſie Widerſpruch finden. Und ſo überreden ſie ſich denn, durch den Beifall andrer Blinden unterſtützt, die wiederum auf den ihrigen ſich ſtützen,

zu der Annahme, es gebe überhaupt gar kein geiſtiges Licht, und keine überſinnliche Welt; jedoch mit dem ſtets fortdauernden geheimen Widerſpruche ihres Gewiſſens, und mit ängſtlicher Furcht, die Sache möchte ſich doch anders verhalten, und die gute Meinung, die Sie von ſich ſelbſt aufrecht zu erhalten geſonnen ſind, möchte getrübt werden. Drum werden ſie erbittert, und erboßen ſich allemal, wenn jene für ſie offenbar verkleinernde Behauptung, daß es doch ein geiſtiges Licht gäbe, von neuem ausgeſprochen, und wiederholt wird. Dieſe ſoll ja nicht gehört, noch ruchbar werden, und ja nicht geglaubt; denn wenn ſie allgemein würde, ſo würden ja ſie mit ihrem tiefen Leichtſinne, ihrer innern Zerfloſſenheit, ihrer Oberflächlichkeit in allen Dingen, ihrem durchaus ungöttlichen Sinne, nicht mehr gelten. Sie aber wollen gelten in ihrem irdiſchen Sinne, und haben ſich dies feſt vorgenommen; drum muß nicht gelten das göttliche. Wir behaupten keinesweges, daß ſie dieſes eigentlichen Grundes ihrer Urtheile und ihres Verfahrens ſich bewußt ſind, und mit beſonnener Freiheit nach jener Maxime handeln; wir würden ihnen durch die Anmuthung einer ſolchen Klarheit über ſich ſelbſt nur eine zu große Ehre anthun. Ihnen freilich bleibt jene Wurzel ihres ganzen Seyns und Lebens unſichtbar, weil ſie überhaupt innerlich blind ſind. Jedem aber,

der da ſieht, läßt ſich nachweiſen, daß ſie gar kein anderes Grundſeyn haben können.

Jedoch, wir wollen ihnen die äußerſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen; wir wollen annehmen, daß es ihnen wirklich und ehrlicher Weiſe alſo ſcheine, als ob in jener Behauptung, und jenem Glauben große Gefahr und Nachtheil für das Menſchengeſchlecht liege, und daß ſie aus uneigennützigem Wohlwollen vor dieſer Gefahr warnen. — Hierbei können wir ihnen zuförderſt die Bemerkung durchaus nicht ſchenken; daß ſie ganz unrecht haben, und daß ſchon hierin ihr Eigendünkel ihnen den erſten ſchlimmen Streich ſpielt, indem ſie über dergleichen Gegenſtände ſich etwas ſcheinen laſſen. Dieſe Gegenſtände ſind für ſie nicht da, ſie wiſſen nicht, ob ſie überhaupt ſind, oder nicht ſind, und drum noch weniger, ob ſie gefährlich ſind oder nicht.

Aber laßt uns hören, was ſie etwa vorbringen! Zuförderſt befürchten ſie die Gefahren des Mißverſtändniſſes, und die Verwirrungen, die dadurch in den Köpfen hervorgebracht werden könnten. Daraus kann nun nicht mehr folgen, als daß man alle in ſeiner Gewalt ſtehende Mittel anwenden müſſe, um dem Mißverſtändniſſe vorzubeugen; aber nur in ſoweit, in wieweit dadurch dem höchſten, und lebendigſten Verſtändniſſe nicht Abbruch geſchieht; durch welches letztere jene Vor-

ſichtigkeit gar ſehr beſchränkt werden dürfte. Oder meinen ſie es etwa anders? Wollen ſie etwa, daß um des möglichen Misverſtändniſſes willen auch nicht am Verſtändniſſe gearbeitet werde, und daß von allem, was mieverſtanden werden kann, lieber ganz und gar geſchwiegen werde? Ich fürchte, man müßte ſodann ganz aufhören zu reden, und beſonders auf eine neue Weiſe zu reden. Alles was von jeher aus der überſinnlichen Welt in den Geſichtskreis der ſinnlichen herabgekommen, hat, je größer und heiliger es war, und je mehr es ſich verbreitete, um ſo mehr Misverſtändniß angerichtet, und hat, wenn man die Menſchen und die Eräugniſſe eben nur zählt, und dem Scheine ſich hingiebt, unendlich mehr Verkehrtheit und Unheil geſtiftet, denn Richtigkeit, und Heil. Aber, wer das Heilige in Böſes verkehrt, der wird nicht erſt jetzt verkehrt, ſondern er war es ſchon, ſeine innere Verkehrtheit offenbart ſich nur, und ſpricht ſich aus in dieſem Gegenſtande; jenes alles aber, was uns als Unheil erſcheint, iſt ganz und gar nicht wahrhaftig vorhanden, ſondern nur das Heil, und der Fortſchritt des Heils iſt wirklich vorhanden in der ewigen Welt. Verkehrt und verderbt iſt die Mehrheit vom Anbeginn geweſen, und ſie wird es noch lange bleiben; auch war dieſes Verderben vom Anbeginn an nichts anders, denn das Misver-

ſtändniß, der Gegenſatz, und deſſen Aeußerung, gegen das jedesmal in der Welt vorhandene Wahre. Wie dieſes letztere ſteigt, und zu höherer Klarheit ſich entwickelt, entwickelt mit ihm zugleich ſich das Verderben und die Nichtigkeit gerade zum Gegenſatze dieſer neuen Geſtalt, und Klarheit. Was jammern doch jene Schutzredner der Erbärmlichkeit, die durch ihre herzliche Theilnahme bezeugen, aus welcher Verwandtſchaft ſie ſelbſt ſind, daß diejenigen, die nun einmal nichts anderes können, denn misverſtehen, gerade das, was wir etwa ſagen dürften, misverſtehen und verkehren werden, und nicht lieber etwas anderes; und was wäre denn dabei für Heil zu gewinnen, für diejenigen, die nun einmal nicht taugen können, wenn ſie bloß in der alten und hergebrachten Weiſe nicht taugten, und nichtig wären, keineswegs aber etwa in einer neuen, und vorher nicht dageweſenen? Nichtigkeit iſt Nichtigkeit, und iſt allenthalben ſich ſelbſt gleich; und ſie wird durch die zufälligen Farben, die ſie von den Zeitaltern trägt, um nichts weder gebeſſert, noch verſchlimmert.

Sodann ſagen ſie, durch das Einwohnen in der überſinnlichen Welt werde der Menſch zum Handeln in der wirklichen Welt verdorben. Wie können dieſe Warner das wiſſen, da ſie ſelbſt ja wohl vor dem Einwohnen in jener Welt ſich ver-

wahrt haben werden, ſonach daſſelbe durchaus nicht kennen, noch wiſſen, wie daſſelbe auf den Menſchen wirke. Wir aber, die wir es zu kennen behaupten, ſagen, und werden es auch in dieſen Vorleſungen auf mannigfaltige Weiſe darthun, daß es durchaus gar keinen ſtärkern Antrieb zum Handeln, und gar keinen klärern Leitfaden für daſſelbe gebe, als die Geſichte der überſinnlichen Welt, und daß gegen dieſe jeder ſinnliche Antrieb in nichts verſchwinde. Die Behauptung jener kann ſich weder auf eigne Einſicht gründen, noch auf ihre Erfahrung von den vom Geſichte ergriffenen, indem dieſe ihnen allemal widerſprechen wird; es wäre drum dieſes eine lediglich auf Gerathewohl vorgebrachte Verläumdung. Doch dieſes iſt hart; und wir mögen ſie wohl nur nicht recht verſtehen. Sie mögen, wenn ſie vom Handeln reden, wohl nur das ihnen bekannte Handeln meinen, ein Handeln nach bloß ſinnlichen Antrieben, und nach den Planen einer bloß irdiſchen Klugheit, und die zerſtreute, nach Nichts, und nach mancherley Nichts ringende Geſchäftigkeit, und Vielthuerei, die aus ſolchen Antrieben und nach ſolchen Planen erfolgt; wenn ſie ſagen, jene Denkart ſey nachtheilig für die Praxis, ſo mögen ſie wohl nur die Praktiker meinen. In dieſem Sinne haben ſie denn vollkommen recht, und ſprechen ſtatt eines

Tadels, wie ſie es nehmen, eins der höchſten Verdienſte dieſer Denkart aus.

Dieſes mit Einem male für immer zu ſagen, und dadurch den möglichen Widerſpruch in ſeiner Wurzel zu entkräften, haben wir für gehörig gehalten; und gehen von nun an ruhig unſern Weg fort, als ob ein ſolcher Widerſpruch gar nicht da ſey.

HARMONIE
DE MÜNCHEN

Ueber
Mysticismus und Schwärmerei.

Wer sich der ihn umgebenden Welt, und seines Geistes nicht ermächtigt hat, kann und muß, besonders in unserer Zeit der Gährung, häufig in Verlegenheit gerathen, wenn es diese oder jene sittliche Idee — und welche Idee wäre dies nicht? — gilt. Denn hier, wie überall, ist mit dem Abfall von der Natur und ihrer lautern Selbstgenügsamkeit und Heiligkeit, des Trennens und Vereinzelns kein Ende geworden, und, da einmal Rückkehr des Geistes in sich selbst und Zurückziehung von der Außenwelt Aufgabe der neuen christlichen Welt war, so wirkte dies, wie die immer mehr vorschlagende Collegialverfassung und der Drang nach Geselligkeit, als Scheidung von großer, freier Oeffentlichkeit, immer mehr auf jene Trennung hin. Mit dieser Trennung und Vereinzelung aber

trat auch die gleichgültige und laue Unentschiedenheit, die Unberührbarkeit für die Idee ein, ja endlich das Widerstreben und der bauernstolze Dünkel des trennenden Verstandes. Auf diese Weise sind denn mehrere große und würdige Ideen, wie Humanität, Sittlichkeit ꝛc. herabgesetzt worden, indem ihr großes, freies Gesamtleben in das beschränkte Gebiet des Begriffs herabgezogen wurde, aus welchem es sich nicht wieder in seine beschlossene Einheit sammlen konnte. Haben nicht in unsern Tagen dieselben, welche Humanität überall fodernd im Munde führten, offenbar oft die größte Inhumanität bewiesen? ist nicht Schwäche und Gebrechlichkeit aller Art, wie flache Herablassung zur Alltäglichkeit, unkräftige Friedfertigkeit, matte Verträglichkeit mit diesem Schiboleth bedenkt worden? Eben so hat man, wo nun wirklich der Idee wieder gehuldigt wurde, diese Huldigung mit den Spitznamen des Mysticismus und der Schwärmerei belegen sehen, oft aus keinem andren Grunde, als der Unfähigkeit, sich dazu zu erheben; und, wie noch vor nicht gar langer Zeit das Ketzerriechen und die Witterung des Katholicismus, so ist jetzt die des Mysticismus manchem Tagblatt willkommen, um sein und seiner Mitarbeiter precäres Leben zu fristen. Bloß, um dergleichen Spürern die gehoffte Freude zu verderben, bemerken wir gleich hier, daß

wir, wenn wir auch dem Mysticismus nicht fröhnen, doch eben so wenig jene flache und beschränkte Verständigkeit in Schutz nehmen, welche, weder kalt noch warm, das Unverstandene unverständlich scheltend herabzieht in seinen niedern Kreis und so lange handhabt, bis es, wie der Dichter sagt, sich leidlicher für sie ausnimmt.

Müßte man heut zu Tage nicht überall erst Platz für die Sache machen, so wäre das Gesagte schon überflüssig. Es soll aber nicht mehr hinzugefügt werden zur Einleitung! —

Es webt und treibt in der Welt in allem Ding ein innerster Geist, eine Seele, eine Liebe, oder wie man das nennen will, was uns bei freier und kindlich frommer Hingebung an die Anschauung derselben nicht bloß anspricht, sondern die Anschauung selbst mit sich zusammenfallen läßt, stimmt und verschmilzt zu einem harmonischen Ganzen. Vergebens strebt ihr ihn zu nennen, er ist nur, ist das Seyn selbst und was ihr etwa von ihm denken möchtet, ist eben nur euer Gedanke, der als solcher, jene Ueberschwänglichkeit nimmer erreicht, sondern nur unbedingt und freudig sich ihm anheimgebend Werth und Gehalt bekommen kann. Ueberall webt diese Liebe und ist das Heil aller Edlen und Frommen und tröstet sie, wenn die Zeit sie verunglimpft, und die Thorheit sie Thörin nannte. Jene Edlen wissen

und fühlen es wohl, daß das Irdische nur ihre Hülle ist, das Vergängliche, das Nichts, das daher einfältige große Gemüther von jeher, als unwürdig ihres Strebens, verschmähten, überzeugt, daß nichts sei ohne diese Liebe, diesen Geist, der in ihm wiederhallt, und Alles zu Einem friediget und sänftiget. Man hat diesen Grundton des Menschengemüths als Begeisterung höhnisch belächelt; aber jedes Jahrhundert führt ihn mit sich; blinden Glauben haben sie gescholten, was unbesiegbare, alles Zweifels überhobene, freudige Ueberzeugung ist, die jene etwa geforderte Verstandesprobe entweder längst bestanden hat, oder ihrer nicht bedarf, weil ja das Ergebniß immer nur dasselbe seyn müßte, was jene nicht kennen. Des Aberglaubens zeihen sie diese Gemüther, die in jener Liebe leben, weben und sind; und ist dieser sogenannte Aberglaube nicht von je großen, kräftigen Menschen eigen gewesen, da dem Unglauben nur Schwächlinge und beschränkte Gemüther huldigten? Wunder! rufen sie höhnisch aus, und glauben damit alles beseitigt zu haben; gleichwohl wäre es leicht darzuthun, daß selbst das Alltäglichste, was jeder Augenblick mit sich führt, eben ein Wunder ist, daß sie z. B. nicht die Augen aufschlagen könnten und nur Einen Blick thun, ohne schon hiemit, wenn sie nur Sinn hätten, ein Wunder zu thun. Wir wollen statt aller nur

die ſchlagendſten und augenfälligſten, nun von glaubwürdigen, vorurtheilsfreien Männern hinlänglich beglaubigten Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus erwähnen. Aber kennten ſie nur überhaupt die verſchiedenen Weiſen der Gemeinſchaft, worin alle Dinge unter einander ſtehen, ſie nenne ſich Continuität, Contiguität, oder Disjunction ſogar, wüßten ſie nur, wie das Einzelne eben nicht bloß wieder zu einem Einzelnen, ſondern zu Allem ſich verhält, ſie würden ganz anders ſprechen.

Doch es iſt nicht Zweck, noch Ort, die zu belehren, die ſich allein weiſe dünken, oder ihnen etwas einzureden, das ein kindlich frommer Blick von ſelbſt findet. Es ſollte nur angedeutet werden, daß Etwas ſei, das, obwohl irdiſchen Sinnen nicht faßbar, nichts deſto weniger iſt, ja einzig iſt, allein das Wahre, Ewige, das an Weſen und Seyn durch jenes abſprechende Läugnen ſo wenig verliert, als das holde Licht durch das Abläugnen des Blindgebornen verlieren könnte. Möchten wir aber dieſes ruhige Feſthalten, dieſe unverbrüchliche Treue, dieſe herzensfreudige Anerkennung deſſen, was Wurzel alles beſondern Lebens in der Welt iſt, dieſes unaufhörliche Zurückſtreben der Beſonderheit in That und Willen des Alls, Myſticismus nennen? Zwar auch die Schriftgelehrten verſichern mit vornehmer Miene, wenn ihnen der-

gleichen etwa zu Gemüthe geführt wird, daß dies ihnen nicht einfalle, daß sie hierüber ganz einverstanden seyen; gleichwohl zeigt die unmittelbar vorhergegangene, oder folgende That den offenbarsten Widerspruch mit dem versicherten Einverständniß, indem sie gerade das, was aus jenem Sinne hervorgegangen, anfeinden und lästern. Es geht ihnen gar nicht bei, daß, bei dem unerschöpflichen Reichthum und der göttlichen Gliederung der Welt, nicht zu erwarten stehe, daß jener innerste Geist jeden anspreche, gleichviel ob er Freiheit oder Unschuld der Seele habe, oder nicht, seinen Widerschein rein in den Spiegel derselben fallen zu lassen. Die Mühseligkeit schon des Begriffs, der nur einzelne Momente des Ganzen fixirt, ist ihnen ein Greuel; wievielmehr das bindende und einende Schweben über diesen Momenten und ihr Zusammenfallen mit der schwebenden Seele zu einem Ganzen? Am allerwenigsten hat dies von jeher denen gelingen wollen, die in oberflächlicher Halbheit der Bildung gleichviel ob durch Erziehung, oder knechtische Unterwürfigkeit unter die Zeit beruhten. Nur den Kindern einerseits, den unschuldigen, einfachen Gemüthern, die in heiliger, stiller Beschlossenheit umherwandeln, ist das Reich Gottes, wie ein trefflicher Mensch sagte, oder andererseits denen, welchen der Himmel Kraft und Geistesfreiheit verlieh,

den Weltproteus zu binden. Von ſolchen gingen auch noch ſtets alle große und ſegensreiche Umwälzungen in der Geiſterwelt aus, wie die Geſchichte hinlänglich erweiſet, und die Naseweisheit der freche Dünkel jener Halbſchürigen hat ſie noch immer nur gefördert, indem er an ihnen erlag. So haben ſie, von dem gleichzeitigen Superintendent Richter herab bis auf unſere Tage den Jakob Böhme gehöhnt und geſchmäht mit dem widerwärtigſten Bauernſtolz auf ihre Aufklärung, der man, wie der Dichter ſagt, die Rippen zählen kann; aber keiner von dieſen Schmähern hat noch dargethan, daß er im Stande geweſen, ein Werk, wie die Morgenröthe, zu faſſen, geſchweige denn zu ſchreiben. So haben ſie noch neulich ſeinen tiefen, frommen und liebevollen kräftigen Ueberſetzer, St. Martin, geſchmäht, von welchem der wackere treuherzige Matthias Claudius mit liebender Begeiſterung ſprach *). Auch den echten Genius des edlen Unglücklichen, Heinrich Kleiſt, als er im Käthchen von Heilbronn die unergründliche Tiefe der Liebe, des Gehorſams und der Treue in kekker, tiefer, freudeglühender Dichtung darſtellte, nannten ſie einen unſinnigen Schwärmer, über

*) S. ſeine Vorrede zur Ueberſetzung des St. Martinſchen Werks: des erreurs et de la vérité.

Falk, der ihn würdigte, sprachen sie schaamlos das Anathem aus, ja als der biedere Kleist in Verwirrung seiner Kraft ihr eignes Opfer ward da sandten sie ihm, und der Mitgenossen seines Unglücks — einer Frau die Männer! — empörende Flüche, und rohe frevliche Geberden in die Erde nach, als ob nicht auch die irrende Kraft weit heiliger wäre, als ein schmächtiger Irrthum! Einsender kennt die Umstände jener That zu wenig (so wenig als wahrscheinlich auch jene selbst) ist auch zu altgläubig, um Willkür hierin, wie irgendwo, zu vertreten, oder zu rechtfertigen; aber immer war Kleist ein edles Gefäß deutschen Sinnes, und Jammer und Schade war es, daß er so übermüthig es zerschlug. Darum sollen aber die Hunde unter dem Tisch nicht bellen. Doch noch sind sie nie anders mit Geistern, wie Ritter, Friedrich und den genannten, verfahren gegen welche es eben keine Waffe giebt, als Liebe, wie der Dichter sagt.

Es ist, wie sich aus dem Gesagten ergiebt, von einem Sinne die Rede, welcher die Welt mit sich und sich mit der Welt bis zur Sättigung durchdringt, wenn wir diesen Ausdruck brauchen dürfen, und so in wechselseitigem Symbolisiren Leben und Gestalt fördert. Dies aber geschieht nur durch das stetige Zusammen- und Auffassen aller Dinge in ihrem Zugleich, wie es eben ist, mit

ganzer,

ganzer, ungetheilter Seele, ſo daß nicht Gefühl, Verſtand, oder Phantaſie, oder eine Einzelheit ſich daran thätig erweiſe und erſchöpfe, ſondern die eben alles bindende Kraft darauf eingehe. Und ſo wird man uns nicht als Vertheidiger der Verblaſenheit, der Gepräge- und Geſtaltloſigkeit, des Nebelns und Schwebelns in den Umriſſen von Leben und Kunſt anſehen können. Beide ſollen ihr Recht haben, nämlich die Klarheit und Durchſichtigkeit der Geſtalt. Nur möge man dabei auch nicht die verſchiedene Richtung der alten und neuen Zeit, und die Sphäre, welche jede ausmißt unberückſichtigt laſſen, oder verkennen. Die heidniſche Zeit, deren Reich von dieſer Welt war, hing an Gegenſtändlichkeit, Geſtalt, Natur, oder wie man immer das nennen will, was, freilich nur zum Behuf der Abſtraction, dem Geiſte gegenüber geſetzt wird, und dieſe trat immer reiner hervor in der Kunſt. Freier, leichtſinniger, kälter, als wir, machte ſie in den Künſten alles der herrlichſten Plaſtik unterthan, und es bedarf keiner ſonderlich ſcharfen Beobachtungsgabe, um zu ſehen, daß in der chriſtlichen Zeit, deren Reich nicht von dieſer Welt iſt, die unſer Vaterland in den Himmel verlegt, und den an die Außenwelt in der Nacht des Verraths verrathenen Geiſt befreiend in ſich ſelbſt zurück nimmt, die Plaſtik immer mehr und mehr den Künſten

mich, welche die Geſtalt in das Geiſtige hinüberſpielen, wie Malerei, Buchdruckerei, und Kupferſtecherkunſt. Die Architektur ſelbſt hatte nicht mehr die große und freie Zeichnung der antiken, die Zierrathen der gothiſchen, welche dem Urſprung dieſer Kunſt aus dem Pflanzlichen immer treuer bleiben, geben auch hierin die Verſchiedenheit zu erkennen, und Mengs fand für den Maler die Vorſchrift nöthig, zu zeichnen, als ob man male, und zu malen, als ob man zeichne. Alles dies, wie überhaupt, das Zurücktreten der Kunſt vor der Wiſſenſchaft, beſtätigt hinlänglich die Richtung zur Vergeiſtigung des Leiblichen, wie das Heidenthum umgekehrt eine Verleiblichung des Geiſtigen war. Darum je näher der Kunſt, als Plaſtik, deſto verwandter dem Alterthümlichen, Heidniſchen. Ja in der Poeſie ſelbſt hat ſich in dem, der neuen Welt eigenthümlichen Humor, die Subjectivität gegen die Welt geltend gemacht und durchgeſetzt, und ſo iſt man, bei dieſem Ueberblick der Zeiten genöthigt, Kunſt und Wiſſenſchaft nur als zwei Arme, und Ströme gleichſam des Einen Lebens anzuſehen, die zurückfließen müſſen, wie ausſtrömen, in den Ocean der Religion, das Centrum der Menſchheit und Natur. Keinem aber dieſer Gebiete wird der oben geſchilderte Sinn irgend etwas derogiren, vielmehr auch

hier wie überall, ſeine Gewiſſenhaftigkeit bewähren.

Wo wird nun Myſticismus und Schwärmerei zu ſuchen ſeyn? Da wo irgend eine Einzelheit des menſchlichen Seyns vorſchlägt und ſich in der Geiſterwelt, oder im Leben, oder in beiden zugleich vordrängt und geltend zu machen ſtrebt, das Beſondere zum Allgemeinen, das Einzelne zum All verkehren will, und von jenem die Früchte erwartet die nur dies trägt. Denn hier wird immer Eins dem Andern in blinder Befangenheit geopfert, die Welt dem Geiſte, oder der Geiſt der Welt, und innerhalb des Geiſtes das Gefühl dem Verſtande, oder der Phantaſie, oder umgekehrt. Ein dumpfes kaltes Brüten und Grübeln, ein unbeſonnenes Trennen und Zerſtückeln des Seyns, ein ſehnſüchtiges Irren und ſchwebendes Treiben, geſtaltlos, und weichlich, wie Rauch, aller Ruhe und alles Friedens mit ſich und der Welt baar, ein unaufhörlich alles mit Gier in ſich und ſeine einzelne, beſchränkte Sphäre herab- und hineinreiſſen, blind für jede andere, oder auch gegen ſie frevelkühn ankämpfend, ein wollüſteindes Verdampfen und Vergaſen in ſich ſelbſt — das ſind die Zeichen des Myſticismus und der Schwärmerei. Bedarf es wohl noch, die Verſchiedenheit von dem oben angegebenen Sinne

darzuthun; oder unſere Abneigung davor zu verſichern.

Es iſt nicht zu läugnen, daß, nachdem unſere Zeit ſich wieder der Religion der älteſten Welt und ſomit der Natur zuzuwenden begann durch einige trefflich begabte Geiſter, andre minder beglückte in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben hierin unverzeihliche Mißgriffe thaten und noch thun, welche durchaus dem Vorwurf des Myſticismus und der Schwärmerei nicht entgehen können, und wer die Zeit kennt, dem brauchen ſie nicht genannt zu werden. Wie aber dieſe Geiſter und ihr Thun immer, bei gehöriger Würdigung, in die höhere Sphäre, aus welcher gefallen ſie des wahren allſeitigen Lebens verluſtig gingen, aufgenommen zu werden verlangen, ſo iſt auch andererſeits nicht zu verkennen, daß gerade das Wahre und Edle aus jener höheren Sphäre verkannt und mit dieſem Aftertichten und Trachten verwechſelt, und dadurch manches junge noch unbefangene Gemüth ab- und irre geführt wird. Schon darum und weil es überhaupt irreligiös iſt, ſollte man vorſichtig und beſcheiden ſeyn, da das Geſchrei Einzelner den einmal genommenen freien Aufſchwung der Geiſter, den ſo viele Zeichen verkünden, ſo wenig hemmen kann und wird, daß gerade der verbrauchte Weltkunſtgriff des Ignorirens, das ſichere Zeichen der Schwäche, ihm nur Raum

und Zeit gönnen wird, ſich freier und herrlicher zu entfalten. So werden die Seiten- und Schmollzimmer welche der Kleinlichkeitsgeiſt für ſich und Nachbar Hinz an den Tempel der Wiſſenſchaft und Kunſt anklebte, und die kaum als Vorhof der Heiden gelten können, immer mehr verfallen und Ein Tempel wird dann wieder hervorſtralen, die Natur und das Leben.

Erinnerung

an

Ph. Jakob Spener.

Wir fühlen uns oftmals verſucht, die vielleicht zu laute Gegenwart zu vergeſſen, und zurückzutreten in eine befreundetere Vergangenheit, deren ſtille Tugend unſern Blick beruhigend auf ſich zieht. So begegnete uns neulich wieder, als wir in dem ſo mannigfaltig anziehenden ſiebzehnten Jahrhundert weilten, das Bild Speners, des Gottesgelehrten, das oft ſchon tröſtend vor uns ſchwebte, und uns allen, wohl mit Recht, ſehr theuer ſein dürfte. Wenige und ganz anſpruchloſe Worte über ihn mögen die Liebe bezeichnen, mit der wir ſein Andenken bewahren.

Philipp Jakob Spener, geb. am 13. Januar 1635, zu Rappolsweiler im Ober-Elſaß, fühlte

ſich in früher Jugend ſchon mit allen Kräften ſeines Gemüths zu dem Höchſten hingezogen, welches dem Menſchen geboten werden kann, zu dem, was da Wahrheit iſt und ewig bleibt, weil es Wahrheit iſt: und er hatte das Glück, daß eine edle Frau, die Gräfin Agatha von Rappoltsweil es war, die ihn zuerſt in jenes Heiligthum einführte. Auf der Univerſität zu Straßburg, die er 1651 betrat, ſtudierte er faſt ſämmtliche alte Sprachen und Wiſſenſchaften, die nur irgend gelehrt werden konnten, mit einem Eifer, der ſelbſt in der damaligen faſt überfleißigen Zeit als höchſt ausgezeichnet erſchien. Er ward Hofmeiſter bei den Pfalzgrafen am Rhein, den Brüdern Chriſtian und Karl; und längſt ſchon gewohnt alles rechtlich zu Verlangende, von ſeinen Kräften wirklich zu verlangen, gewährte er ſogar das Geſuch, dieſe Prinzen in der ſeinem Geiſte ſo wenig zuſagenden Geographie und Heraldik zu unterrichten. Dieſe Stelle gab ihm auch Gelegenheit zu bedeutenden Reiſen im In- und Auslande, und er lernte die Welt kennen, ohne ſich ihrer ſonderlich zu erfreuen. Doch eben weil ſie ihm nicht genügte, legte er ſich die Pflicht auf, jede Kraft aufzubieten, um ſie ſeinem Ideal näher zu bringen. Im Jahr 1663 ward er Paſtor zu Straßburg: wir gebrauchen dieſes Wort, weil die in neueren Zeiten erfundene farbloſe Benennung „Prediger"

damals noch nicht galt, und besonders Spener sein heiliges Amt stets als ein wahrhaftiges Hirtenamt betrachtete. Er wählte eine Gattin, deren frommer Sinn dem seinigen entsprach, mit ruhiger Neigung, denn die Leidenschaft der Liebe war seinem Wesen gänzlich fremd. Im Jahr 1666 ward er zum Seniorat zu Frankfurt am Main berufen, und da er den Willen Gottes in dieser Wahl erkannte, so nahm er die Stelle an, und obwohl er wußte, daß in jener Stadt eine verheerende Pest und Ruhr herrsche, so erlaubte er sich dennoch keinen Aufschub, sondern langte, seinem Worte treu, zur bestimmten Zeit dort an. Sein Vertrauen täuschte ihn nicht, und es schien als wage sich die Krankheit nicht an einen Mann der nur mit Gott erfüllt war.

Er blieb zwanzig Jahre in Frankfurt, und bildete gewissermaaßen die ganze Stadt zu einer einzigen christlichen Gemeine. Weit entfernt, sich mit dem gewöhnlichen Predigen zu begnügen, veranstaltete er die fruchtbaren geistlichen Hausübungen, welche unter dem Namen Collegia pietatis bekannt geworden sind, und es gelang ihm besonders durch diese Veranstaltungen, die reine Freude und Innigkeit in der Religion hervorzurufen. Jede Stunde war seinem Beruf gewidmet, ja man darf mit Entschiedenheit von ihm

ſagen, daß überhaupt kein anderer Gedanke in ihm wohnte, als Gott und Chriſtus.

Dennoch erlebte Sp. in den letzteren Jahren ſeines Aufenthalts in Frankfurt den Schmerz, daß eben jene von ihm geleiteten geiſtlichen Hausübungen gerade bei manchen der eifrigſten Mitglieder einen gewiſſen, wenn wir ſo ſagen dürfen, wehmüthig-egoiſtiſchen Stolz erzeugten, der ſich durch Abſonderung von der Gemeine, und Enthaltung von dem öffentlichen Gottesdienſt kund that. Man erklärte, es ſei keine wahre Erbauung zu finden in einer Kirche, die ſelbſt dem Unwürdigſten offen ſtehe, und während man auf dieſe Weiſe ſelbſt unwürdig wurde, gab man ſich mit ganzer Kraft jenem geiſtlichen Hochmuthe hin, der um ſo irreligiöſer iſt, je feſter er ſelbſt glaubt, er ſei eben die wahrhafte Religioſität. Speners gründliche Ermahnungen zur Abſtellung dieſes Uebels halfen nichts, ein Umſtand, der ihn tiefer bekümmerte, als die bitterſten Schmähungen, womit er in einigen öffentlichen Schriften der damaligen Zeit überſchüttet wurde, als ſei er die ſchuldige Urſach jener ſtolzen Verirrungen. Uns dünkt, er ſei ſchon durch die einzige einfache Bemerkung hinlänglich gerechtfertigt, daß man nicht für einen in der fremden Menſchenbruſt ſich ſelbſt erzeugenden Fehler ſtehen könne, von dem man ſelbſt nicht einmal einen hiſtoriſchen Begriff hat. Und ſo

verhielt es ſich in der That mit Sp., der wohl unter allem Unbegreiflichen, Hochmuth und Stolz für das Allerunbegreiflichſte hielt. Im Jahr 1686 wurde er Oberhofprediger zu Dresden, wo er durch die Kraft ſeiner Religionsvorträge, und ſeines ganzen als Muſter dienenden reinen Lebens, ſelbſt die roheſten, ganz verwilderten Gemüther, aus dem Schlummer riß, und für das Höhere und Bleibende entzündete. Ohne irgend etwas zu ſcheuen als den Gott der Wahrheit, nahm er ſich mit Eifer und Glück der unterdrückten Pietiſten an, und in jener Geſinnung wagte er es als Beichtvater des Kurfürſten Johann Georg III, ſeiner Pflicht im höchſten Grade ein Genüge zu leiſten. Er ſtellte jenem Fürſten in einem ausführlichen Schreiben beſcheiden aber kühn, den Zuſtand ſeiner Seele dar, und ermahnte ihn dringend, zu einem chriſtlichen Leben. Der erſte Eindruck, den dieſes feurig-milde Schreiben auf den Kurfürſten machte, war günſtig; doch ſchon am andern Tage, als die Eitelkeit von neuem in ihm und zu ihm ſprach, fühlte er ſich beleidigt und ſandte ihm den Hirtenbrief zurück. Er hat ſeit der Zeit Spenern nie wieder geſehen und nie wieder gehört, und er wünſchte ſehnlich deſſen Entfernung, ohne indeſſen etwas Entſcheidendes gegen denſelben thun zu wollen, deſſen ruhige Vortrefflichkeit ihm Achtung und Scheu abzwang.

Im Jahr 1691 rief Friedrich III., Kurfürſt von Brandenburg, Spenern zum Conſiſtorialrath und Propſt nach Berlin, wo er in der Nicolaikirche durch eine ſinnige und feurige Antrittspredigt über Lucas 14, 24. die überaus zahlreichen Zuhörer wohlthätig erhob und erfreuete. In dem herrlichen Vertrauen, welches er auch öffentlich ausſprach, daß er in Berlin eine weite Thüre des Guten geöffnet finden werde, hatte er ſich keineswegs getäuſcht, denn überall ſichtbar und höchſt erfreulich war die Kraft, mit der er wirkte, und oftmals pries er laut die überſchwengliche Gnade Gottes, die ſeinen ſchwachen Worten ſo große Gewalt über die Gemüther verleihe.

— Als er fühlte, daß ſein Ende herannahe, ließ er ſeine vier Collegen zu ſich kommen, und legte mit Ruhe Rechenſchaft vor ihnen ab von ſeinem Leben und Wirken. Er erklärte noch einmal ſeine tiefe Hoffnung auf innerlich beſſere Zeiten, erzählte mit treuem Gedächtniſſe von einer Predigt über die falſchen Propheten, die er einſt in Frankfurt vor beinahe dreißig Jahren gehalten, und tadelte ſich, daß in dieſelbe eine einſeitige Heftigkeit gekommen ſei, weshalb er ſie auch bereue und den ohne ſein Vorwiſſen veranſtalteten Druck derſelben höchlich misbillige. Er, der niemals Strenge gebraucht, weil ſeine mildevolle Gelindigkeit ſtets zum Ziele geführt hatte, bat ſie um Verge-

bung, wenn er ſie jemals ſollte beleidigt haben. Er habe von der früheſten Jugend auf ſich wohl bemühet, einen ſtillen Wandel zu führen und ſei deshalb oftmals andern zum Muſter vorgeſtellt worden. Allein er ſelbſt achte alle ſein Thun nicht höher als Pauli phariſäiſche Gerechtigkeit, und er verlaſſe ſich lediglich auf die Barmherzigkeit Gottes in Chriſto Jeſu. Von allem Guten (fuhr er fort) ſo durch mich geſchehen, rechne ich mir nichts zu: mir gehöret nichts davon als was daran fehlt. Er nannte die Namen ſeiner zum Theil ſehr bitteren Gegner, (z. B. Carpzow, Mayer, Schelwig u. ſ. w.) die ihm beſonders ſeine freundliche Hoffnungsreligion nicht vergeben konnten, der ſie einen ungeläuterten Chiliasmus unterſchoben: er habe in ſeinem Herzen durchaus nichts wider ſie, und wünſche von Grund der Seele, daß ſie weit vor ihm in der Herrlichkeit kommen möchten.

Man erzählt als eine Merkwürdigkeit, daß Spener, der faſt nie krank geweſen war, als er einem Freunde das Abſterben eines ihm ſehr theuern Mannes melden wollte, plötzlich von einem ſeltſamen Schmerz ergriffen wurde, der ihn ſein bevorſtehendes Ende ahnden ließ. Er war gerade bis zu dem Worte: „todt“ gekommen, doch als er deſſen erſten Buchſtaben niedergeſchrieben hatte, fühlte er die ihm unbekannte Gewalt der Krankheit, und er mußte ſeinen Freund, den Freiherrn

von Canſtein bitten, den Brief zu enden und abzuſchicken.

Als ſein letzter Geburtstag eintrat, an welchem er 71 Jahre alt wurde, und der Seiger am nahen Nicolaithurm 5 Uhr Abends ſchlug, um welche Stunde er einſt der Welt geſchenkt worden war, überdachte er noch einmal mit tiefem heiterm Sinne ſein ganzes Leben, und fand nichts als Wohlthaten eines mit ewiger Milde waltenden Gottes. Mit innigen Thränen der lauterſten Freude lobte er den überſchwenglich gütigen Vater, und labte ſein ganzes Gemüth an dem Gedanken, ihm nun bald noch näher zu kommen. — „Gott ſei Lob und Dank, ſagte er endlich, daß ich keinen Menſchen habe, dem ich feind wäre.“

Am 27. Januar 1705 verweigerte er den Genuß der Speiſen, den ihm ſeine Gattin bot. „Ich will nicht mehr eſſen und trinken, ſagte er, denn ich bin ganz nahe an der Ewigkeit.“ Mit erhobenem Gemüth ſegnete er den König von Preuſſen, in welchem er den milden Fürſten verehrte, und bat ſodann, man möge ihm die erbaulichen Lieder ſingen: „Ich ruf' zu dir, Herr Jeſu Chriſt,“ und „Allein zu dir, Herr Jeſu Chriſt.“

Am Abend vor ſeinem Tode ließ er ſich das 17. Kap. Johannis dreimal vorleſen, das er ſtets unendlich geliebt, obwohl er niemals über daſſelbe gepredigt hatte, weil er es nicht verſtehe, in-

dem deſſen wahrer Sinn „das Maaß des Glaubens überſteige, welches der Herr den Seinigen in ihrer Wallfahrt mitzutheilen pflege.“

Immer höher ſtieg in ihm jetzt die Freudigkeit des Sterbens, und er erklärte, er habe oftmals in ſeinem Leben über den Zuſtand der Kirche trauern müſſen, nun aber gehe er ein in die triumphirende Kirche. Am 5ten Febr. 1705 nahete ihm endlich der Tod, dem wir, in Beziehung auf ihn, den unmilden Namen nehmen möchten, indem er das wahrhafteſte Leben und die ſanfteſte Wonne bezeichnete.

Speners Andenken lebt noch unter uns in ſeiner ganzen Reinheit, denn was er that und leiſtete als Menſch, als Prediger und als Schriftſteller kann nie verhallen, nie vergeſſen werden, und wohl mit ganzem Recht dürfen wir die ſonſt vielleicht zu oft gebrauchte Stelle des Dichters auf ihn anwenden:

Die Stäte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht. Nach hundert Jahren klingt,
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.

Er gehört zu den Wenigen, von denen man mit Ueberzeugung ſagen darf, ſie ſeien zu einer vollendeten Einigkeit und Sicherheit mit ſich ſelbſt und in ſich ſelbſt gekommen: und in der That mußte auch wohl ſein Leben ein klares und einiges ſein, da all ſein Denken und Empfinden, all

ſein Wollen und Handeln ſtets nur von einem leuchtenden Punkte ausging und zu demſelben zurückkehrte. Sein leitender Stern war das Chriſtenthum, die Religion des Glaubens und der Sühne, der hoffenden Liebe und des dem Tode entkeimenden Lebens. Auf dieſe Weiſe ſtand er gekräftigt und geſtärkt da durch die nie verſiegende innere Quelle, und aus den edlen Zügen ſeines ausgezeichneten Antlitzes leuchtete ſtets milder Frieden und ruhige Klarheit herab. Er hat ſelbſt oftmals erklärt, er ſei von Natur ſchwach und verzagt geweſen; doch der ſtete Umgang mit Gott im Gebete habe ihm Kraft verliehen, die in ihm wohnende Abneigung vor dem oft ſtörenden Umgang mit den Menſchen, und die Furcht vor ihrer rohen Gewalt, gänzlich in ſich zu beſiegen. (Wir finden auch hierin die Bekräftigung, daß das Chriſtenthum Geiſt ſey, ſo wie das Heidenthum Natur.) Wirklich ſchien es, als ahndeten zuletzt ſelbſt jene Roheren das ſtille Göttliche in ihm, ſie ſtanden ab von ihm und wagten nicht länger, den heiligen Cirkel zu durchbrechen, den er um ſich gezogen hatte. Selbſt daß äußere Schickſal, ſo ſcheint es, begegnet dem höheren Menſchen mit einem gewiſſen achtenden Anſtand, und wenn es ihm auch oftmals die tieferen Schmerzen giebt, ſo wagt es doch nimmer in jener verworrenen und verzerrten

Gestalt vor ihn zu treten, in der es dem weniger Gebildeten und Unsicheren erscheint.

Jedes Große und Schöne, was das Leben schmückt und ihm Bedeutung verleiht, verdankte Spener dem Gebet, welches er mit einem alles umfassenden Ausdruck: „den Odem seines geistlichen Lebens" nannte. Er betete täglich dreimal, weniger für sich selbst, als für seine Freunde, deren Glück ihm stets die süßeste Freudigkeit bereitete. Er hatte sich so ganz an den Umgang mit Gott gewöhnt, daß ihm das Himmlische in jedem Augenblicke gegenwärtig war, und ihn stets mit neuer Freude und neuem Frieden ausrüstete. Die Schmerzen der irdischen Leidenschaften und der Sünde waren seinem ganzen Wesen fremd, und er übte die Tugend wie eine heilige Wissenschaft, welche jede Kraft in ihm in Anspruch nahm.

Wie sein Inneres, so war auch seine äußere Thätigkeit auf das Genaueste gemessen und geordnet, und er wußte seine Zeit stets mit so klarem Ueberblicke einzutheilen, daß selbst die große Menge der ihm obliegenden Geschäfte ihn niemals drückte. Seine ganze Natur hatte sich an diesen geregelten Gang des Lebens so sehr gewöhnt, daß er heftig erschrak, als er einst erst um sieben Uhr das Bette verlassen hatte, welches er sonst einige Stunden früher zu thun pflegte. Er klagte nicht selten, daß sein Körper zu gern dem Schlafe sich

das

hinneige, doch erzwang er es, daß derselbe nur mit wenigen Stunden Schlummer sich befriedigen mußte. Indessen pries er es auch als eine große Wohlthat Gottes, daß er in seinem ganzen Leben kaum drei unruhige Nächte gehabt habe, eine Nachricht, die über sein ganzes Wesen Licht verbreitet.

Die Gesundheit seines Leibes war der seiner Seele gleich, doch vergaß er auch nicht, mit Sorgfalt für dieselbe zu wachen, in der er die Bedingung einer regelmäßigen Thätigkeit wahrnahm. Er liebte nicht die Erregungen von außen her, und versagte sich stets den Genuß der starkgewürzten Speisen und des ungemischten Weines. Im geselligen Leben, dem er sich keineswegs entzog, verbreitete sein milder Ernst, und seine gehaltvolle Freundlichkeit das Gefühl der ehrfurchtsvollen Hingebung, das oft selbst denen für ihn aufging, deren zerrissenes Wesen von einer weniger milden Tugend zurück geschreckt seyn würde.

Während jedermann in ihm das fast vollendete Muster eines rein protestantischen Seelsorgers erblickte, und ihm Liebe und Ehrerbietung überall begegnete, dachte er selbst nie anders als mit tiefer Demuth von sich selbst. Oftmals bat er herzlich seine Gemeine, die ihn fast anbetete, dieses Gefühl zu mäßigen, und oftmals ermahnte er sie öffentlich mit den reinsten Thränen, sie

möge ja sorgsam machen über ihn, und ihm jeden Fehler, den sie an ihm wahrnehme, ohne Scheu vorhalten: er wolle gern Alles thun, um ihn abzulegen. Traten wirklich einige seltene Fälle dieser Art ein, so nahm er jede Erinnerung, selbst von Leuten aus den allerniedrigsten Ständen, mit stiller Sanftmuth und inniger Dankbarkeit auf. Jedes Lob, das er ärndtete, machte ihn nachdenklich, und wie einer, der vor etwas Unbegreiflichem steht, pflegte er dann zu sagen: „Ich weiß nicht, was andere an mir finden, warum sie mich so hochschätzen und so werth halten."

Sollten wir unsre ganze Anerkennung dieses Mannes in wenige Worte zusammenfassen, so würden wir sagen, was wohl nur in gar sehr seltenen Fällen mit vollendeter Wahrheit gesagt werden kann: Er war es in der That werth, das Höchste und Herrlichste, das Erhabenste und Beruhigendste, das Gott den Menschen verliehen hat, zu predigen: das Christenthum.

Franz Horn.

(Quellen: Das Muster eines rechtschaffenen Lehrers, oder ausführliche, und erbauliche Lebensbeschreibung des um die ganze evangelische Kirche hochverdienten und in Gott ruhenden Theologi, Dr. Phil. Jac. Speners. Frankf. und Leipz. 1729 und Halle 1740. Einen sehr ausführlichen Aufsatz

über Sp. findet man in dem Hirsching-Erneſtiſchen Handbuch, Band XII, Abthl. 2. doch dürfte vielleicht einige Zerſtreutheit und Farbloſigkeit in demſelben befremdend auffallen.

Ueber Sp. als Schriftſteller zu reden, bleibe einer andern Gelegenheit aufbehalten.)

Stimmen des Christenthums.

Darstellung der christlichen Religion als Glaube.

Religion.

Es ist, wie es die Geschichte lehrt, allgemein anerkannt, daß die Religion eines Volkes der innerste Grund seines eigenthümlichen Wesens und Erscheinens in der Geschichte, der verborgene Grundkeim seiner geistigen Bildung in Wissenschaft und Kunst, die erste Triebfeder aller äußern politischen Veranstaltungen und Handlungen sey.

Die Tempel und andre Heiligthümer sind überall der Mittelpunct der Staaten und Völker gewesen; es ist der Himmel so weit er auf Erden einheimisch werden kann. Feste, Feyerlichkeiten, Opfer u. s. w. waren stets die Vereinigungspuncte aller Einzelnen, ein Punct wo jedes besondre Interesse verläugnet wurde und alle sich mit allen, in Einem Leben und Streben, als ein Ganzes begriffen. So wie nun die Religion überall die gemeinschaftlichen Berührungs-Puncte der Einzel-

nen mit dem Ganzen abgab, so führte sie ihn doch auch wieder zum Eigenen häuslichen Altar, wo er mit seiner ganzen Familie sein besondres Leben und Thun an Gott und göttliche Dinge anknüpfte, und mit dem Himmel sich in Zusammenhang setzte, und in Gemeinschaft erhielt. So lange ein Volk Religion hat, sind die Götter oder Gott die unsichtbaren Herren, unter deren Augen sie ihr Leben führen, nach deren Willen sie es einrichten; die Menschen halten es nur für Glück und Heil, wenn ihr Thun und Streben mit dem geheimen Rathschluß der Götter zusammenstimmt; den sie bey allen öffentlichen und Privat Verrichtungen zu erforschen suchen; alles Widerstreben aber gegen die Götter oder Gott, erkennen sie für unausbleibliches Verderben und für die größte Sünde. Was daher den einzelnen Denkern aller Zeiten das Ungewisseste und Unsicherste schien, die Kenntniß von Gott und himmlischen Dingen, das war von jeher der Menschheit das Gewisseste und Zuverläßigste, ja ihr ganzes irdisches Leben in allen einzelnen Erscheinungen hatte jenen Glauben zu seinen Grundpfeilern, so daß ohne die Kenntniß der Religion eines Volkes seine ganze Geschichte unverständlich bleibt und unbegreiflich ist. Es ist ferner durch Geschichte dargethan, daß die Blüthe der Völker, die höchsten Staffeln ihres Glückes und

irdiſcher Herrlichkeit und Wohlſeyns, die Zeiten der Religioſität ſind; daß die Ausartung eines Volkes und alles Unglück zunächſt ſtets die Folge der Verachtung der Religion oder doch mit ihr ſtets begleitet iſt. So daß mit ihrem Verſchwinden Wiſſenſchaft und Kunſt, Glück und Seegen, Friede und Freude, alle Tugend und Herrlichkeit des Menſchen und der Erde zu Grunde gehen.

Denn das iſt nicht der einzige Seegen der Religion, daß ſie das ganze äußere Leben der Menſchen und ſeine Formen in Wiſſenſchaft und Kunſt, Staatsverfaſſung und Cultus beſtimmt, ſondern ſie iſt die innere Seele des Ganzen, und ſo wie der Einfluß des äußern Himmels, der Sonne und der Geſtirne, nicht blos durch ihre Bewegung und ihren Standpunct die Zeit und ihre Eintheilung und darnach die gemeinen Ordnungen der Geſchäfte und Verrichtungen anordnen, ſondern zugleich unſichtbar auf unergründlichen Wegen das Leben der Dinge ſelbſt durch Licht und Wärme erregen, und alles Thun und Treiben zur Reife und zum Gedeihen bringen, ſo auch der Einfluß des innern Himmels, der Religion oder des Wortes Gottes, iſt der Grund alles Gedeihens und Glückes; ſie iſt, wie das äußre Gewölbe des Himmels das allen Menſchen gemeinſchaftliche Dach abgiebt, worunter alle aller Orten ſich be-

wegen und wandeln, auch in dem Herzen der Menschen, so etwas allen Gemeinschaftliches, wo jeder an der Sprache, dem Gebete und Dienste des andern, seinen Gott und sein Gebet wiedererkennt.

Wenn nun aber die Menschen die alte Muttersprache von himmlischen Dingen verlernt haben und nicht mehr verstehen, so können sie sich auch (wie z. B. in unsern Tagen in der Wissenschaft und Gelehrsamkeit) über irdische Dinge nicht mehr verständigen; wenn wir keinen Himmel mehr haben und glauben, so ist auch die Erde kein sichrer Grund mehr für uns; wenn wir nicht mehr ein Gottes-Wort besitzen und ihm trauen, hat auch das Wort des Menschen und seine Treue jenen unsichtbaren Bürgen und Dollmetscher verloren, der es unserm Glauben und unsrer Treue verbürgt und unserm Geiste erklärt und ausdeutet; wenn wir nicht zunächst mehr Bürger des unsichtbaren innern Himmelreiches sind, dann stehen auchdie äußeren Reiche, die sichtbaren Throne der Erde nicht fest, und ehrt man den unsichtbaren König und seine Gesandten nicht mehr, so gehorcht man auch den menschlichen Herrschern nicht mehr. Und wenn das alles in irgend einer Zeit, wie jetzt bey uns Christen, dahin gekommen ist, so ist uns so unheimlich bey allen gemeinschaftlichen Berührungspuncten, Gesellschaften,

Festen u. s. w. zu Muthe, wie unter Leuten die unsre Sprache nicht verstehen und wir die ihre nicht; es ist so peinigend daß so viele, in düstres Schweigen gehüllt, sich vielleicht ärgernd an unsrer kindlichen Gesinnung und Glauben uns keine Antwort mehr geben auf Fragen, die sie doch schon auf dem Mutterschooße beantworteten; es ist so schmerzlich für uns, daß sie als Erwachsene nicht mehr das Lob Gottes im Munde führen, das er sich in ihrem Munde als unmündige Säuglinge bereitet hatte. Wie so allmählig sich die Gemüther nicht mehr verstehen in Worten und Thaten, schwindet der Seegen der Liebe und verlöscht das Licht des Glaubens; und die Selbstsucht geht — ein unheimlicher Geist — mit allen andern bösen Geistern spukend und irrend, unter der Gesellschaft umher, und suchet, was sie alles verschlinge. Und der Wind des Zufalls, dessen Sausen man wohl vernimmt, aber nicht weiß von wannen er kommt und wohin er fähret, weht schneidend durch das Leben und die Zeit, und spielt mit den Menschen und ihrem Thun, gleich abgefallnen Blättern. Die wahre Wurzel der Irreligiösität und Gottlosigkeit ist die Vergötterung des Irdischen: daher erscheint auch die Menschheit am schauderhaftesten, aller Ausartung preis gegeben, in den Zeitpunkten wo, irgendwie, das Irdische vergöttert wurde, z. B. in der Rö-

miſchen Geſchichte bey der Vergötterung der Imperatoren; ein wahrhaft teufliſcher Spott auf Gott und Götter. Es iſt als hörte man das Hohngelächter der Hölle und ſähe den Triumphzug des Teufels, wenn man jene Geſchichten lieſet. Ekelhafter Aberglaube, freche Gottloſigkeit ſind ſtets im Gefolge ſolcher Zeiten. Ein Seitenſtück zu jener Römiſchen Geſchichte liefert die durch Einmiſchung menſchlicher Weisheit verloren gegangene Offenbarung in den Phariſäern und Schriftgelehrten, ferner die Gräuel des Pabſtthums mit ſeiner Infallibilität, und an ſie ſchließt ſich die neuere Zeit an, in und durch Vergötterung der Vernunft, und der daraus entſtandenen Selbſtgerechtigkeit und Verdienſtlichkeit der Tugend nebſt dem ganzen Gefolge des Unglaubens.

Z

Was iſt aber Religion? um ſich einen feſten Begriff aus den verſchiedenartigen Erſcheinungen religiöſen Lebens und Anſchauens zu bilden. Jetzt ſetzt man faſt allgemein das Weſen der Religion in das Gefühl, nemlich das Gefühl einer Abhängigkeit vom All, erzeugt und hervorgegangen durch einiges Anſchaun deſſelben; eine Art Andacht die z. B. den Naturforſcher zum wahren Prieſter der Natur weihe; eine Betrachtung der Gebundenheit des Einzelnen an das All; Gefühl iſt alles, ſagt der erſte Dichter der Deutſchen,

Wort iſt Hauch und Schall, und es iſt nicht nöthig mehr Definitionen anzuführen, da alle neuern doch darin mehr oder weniger übereinkommen, daß Religion eine Art von Gefühl ſey. Denn alle und jede Erkenntniß behält man jetzt ganz und gar der Philoſophie und Wiſſenſchaft vor; da aber der Erkennende wohl findet, daß die Wirklichkeit die er erkennt herrlicher und größer iſt, als ſein Erkennen und ſich unwillkührlich die Gefühle der Bewunderung und Liebe auf der einen, auf der andern Seite die Gefühle einer gewiſſen nothwendigen Abhängigkeit von demſelben äußern, ſo giebt man der Religion dies Gefühl anheim, das mehr oder weniger abhängig von der Erkenntniß, oder auch zum Theil wohl nothwendige Naturgabe oder Naturzug des menſchlichen Weſens in ſeinem Zuſammenhange mit dem Weltganzen ſeyn ſoll.

Die Geſchichte aber ſowohl, als alle noch jetzt beſtehende Religionen lehren, daß Religion ſey (objectiv) eine Kenntniß, Lehre von Gott (oder Göttern) und göttlichen Dingen und (ſubjectiv) ein Gottesdienſt. Dieſe Lehre, Kenntniß nun iſt keine Erfindung des Menſchen, nicht die That ſeiner Willkühr, ſeiner Speculation, ſondern allein entſtanden durch göttliche Belehrung — Offenbarung — im Glauben empfangen von dem Menſchen, und bezeugt durch das Gefühl

ſeiner Abhängigkeit und Schwäche. Der Inhalt dieſer Lehre iſt nichts anders als was der Apoſtel Paulus die Oekonomie, Haushaltung, verborgnen Rathſchluß Gottes nennt, in unſrer modernen Sprache: der allgemeine Weltplan, die Endabſicht der ganzen Schöpfung u. ſ. w. Zweitens iſt die Religion ein Gottesdienſt; wie ſehr verſchieden dieſer im Aeußerlichen geweſen ſey und noch ſey, iſt bekannt, daß aber das ganze Erdenleben ein Dienſt Gottes, zu ſeiner Verherrlichung und Ehre und dadurch zugleich zu unſrer Seeligkeit geführt werden, ja daß wir unſer ganzes Weſen, ſelbſt die fleiſchlichen Glieder des Körpers, zu Waffen der Gottſeeligkeit gebrauchen ſollen, daß wir erwählt ſind vor Grundlegung der Welt, daß wir ſollten ſeyn heilig und unſträflich vor ihm in der Liebe Epheſ. 1. v. 4. — dieſes wiſſen wir erſt durch Chriſtum.

Die Religion aber als Lehre von Gott und ſeinem Willen iſt nicht eine Lehre und Erzählung wie menſchliche Lehren und Wiſſenſchaften ſind, ſondern es iſt die Lehre und Erzählung von dem wirklichen, weſentlichen und lebendigen Erſcheinen und Offenbaren Gottes in der Welt, von dem offenbaren, geoffenbarten und ſich offenbarenden Gott. Die Religion ſtellt daher nirgends eine Lehre, als ſolche hin, ſondern eine wirkliche Begebenheit und Thatſache, eine Offenbarung Got-

tes. Hier iſt keine Lehre, von einem Fall der Menſchheit, ſondern der wirkliche Sündenfall nebſt allen ſeinen Strafen und Folgen — dem Tode — und das laute wahre Bekenntniß tauſend gläubiger frommer Seelen, daß ſie aus ſündlichem Saamen gezeugt, nicht gerecht ſeyen vor Gott, und mangelten des Ruhmes den ſie vor ihm haben ſollten. Die Religion hat keine Lehre von einer Verſöhnung, ſondern einen wirklichen Verſöhner, und tauſend demüthige reuevolle Herzen, die dieſen Verſöhner mit Thränen erflehen und mit Sehnſucht erwarten und den Erſchienenen mit gläubiger Hingebung empfangen, und nach ihm und durch ihn ſich verſöhnen. Hier iſt keine Lehre von der Gnade, ſondern ein gnädiger, liebevoller Vater, der Sünden vergiebt, Miſſethaten nicht zurechnet, und durch unerforſchlichen Rath und auf unergründlichen Wegen Thorheiten und Fehler ausgleicht und zum Beſten lenkt. Da iſt keine Lehre von der Unſterblichkeit, ſondern ein Geſtorbener und Wiedererſtandener, der nicht die Lehre vom ewigen Leben, ſondern ewiges Leben ſelbſt in uns zum Bewußtſeyn brachte, daß wir fühlen und wiſſen, daß wir leben werden, wenn wir auch ſterben (Joh. 11. v. 25.) Die Religion daher indem ſie Glauben fordert, fordert ihn nicht als ein Fürwahrhalten gewiſſer Lehren, ſondern ſie fordert Glauben an Gott und ſein weſentliches,

wirkliches, lebendiges Erſcheinen und Offenbaren in Vergangenheit und Gegenwart, ſie dringt auf demüthiges Unterordnen unter ſeinen Willen und führt zu einer lebendigen, beſeligenden Kenntniß und Wahrnehmung deſſelben, ſo daß jedem Einzelnen ſelbſt nur Gott offenbar und der Geiſt Gottes in aller Herzen gegeben werde, wie er auch ſagt: daß dieß der neue Bund ſeyn werde, den er machen wolle mit den Menſchen, nehmlich ſein Geſetz zu geben in ihren Sinn, und es zu ſchreiben in ihr Herz; ſo daß niemand ſeinem Nächſten ſagen, noch ſeinen Bruder lehren ſolle: Er kenne dem Herrn, ſondern ſie ſollten ihn alle kennen von dem Größten bis zum Kleinſten. (Ebr. 8, v. 10, 11.)

Daher verſchwindet auch von dieſem Standpuncte aus aller jener Unterſchied zwiſchen objectiver und ſubjectiver Religion, denn Religion haben heißt: im unmittelbaren Wiſſen und Gefühl einer ſeligen Gemeinſchaft mit Gott, einem unſichtbaren Zuſammenhange mit dem Himmel ſtehen, und Gott in ſeiner ewig nahen, aber doch unbegreiflichen Allgegenwart und Vorſorge kennen und wahrnehmen, und das ganze Leben in Wort und That, in gläubiger Anbetung und Verehrung in Geiſt und Wahrheit, in demüthiger Unterordnung unter ſeinen Willen, als Dienſt ihm weihen.

Der Unterſchied ferner zwiſchen objectiver Religion und ſubjectiver, iſt ganz falſch und unſtatthaft in der weiten Bedeutung und Trennung, als man ihn ſeit der Aufklärung genommen hat und zum Theil noch feſtſetzt. Denn es iſt wahrhafte Kenntniß und Wahrnehmung des Göttlichen nur allein möglich durch Glauben und fromme Geſinnung; denn wer könnte ohne Streben wenigſtens nach Heiligkeit, den Heiligen erkennen?

Und es iſt umgekehrt ein heiliges, frommes Leben nur denkbar als fußend auf der Erkenntniß Gottes und Wahrnehmung deſſelben durch den heiligen Geiſt, als erweckend, lehrend, richtend und beſeeligend. Denn wie kann jemand ſagen, daß er Gott liebe, wenn er ſeinen Bruder haßt? Beide aber, Kenntniß von Gott und göttliches Handeln ſind nur die zwei äußern in der Erſcheinung getrennten Seiten des innern religiöſen Lebens, ſie machen in ihrer innern Einheit den wahren Grund des ewigen Lebens, die unſichtbare Baſis aus, auf der im Glauben das ganze übrige menſchliche Weſen und Treiben feſtgegründet ruht, von wo aus alles andre Form und Geſtalt, Einheit und Bedeutung für ſich empfängt, indem es nehmlich als ein einzelnes Glied zum harmoniſchen Geſamtleben mit allen übrigen einzelnen Thätigkeiten und Kräften ſich fügt.

Dieſer oben genannte Unterſchied konnte in ſo weiter Bedeutung als es geſchehen iſt, nur in einer Zeit aufgeſtellt werden, die wie die unſre, alles unmittelbare Wahrnehmen und Erkennen ſo ganz und gar ſelbſt wiſſenſchaftlich durch Kritik, als gehaltlos und unmöglich verdrängte, und in der Religion als Aberglauben verſchrie, und nur ein mittelbares Wiſſen durch die Verſtandesthätigkeit übrig ließ, und vergebens ſich abmühte durch Kategoriſche Imperative ſeelige Einheit in das zerriſſene Weſen des menſchlichen Geiſtes zu bringen. Wenn daher irgendwie die Religion als eine bloße Lehre von Gott, die man durch den Glauben für wahr halten ſoll, erſcheint, indem man mit Hülfe menſchlicher Kunſt und Wiſſenſchaft Zuſammenhang und Ordnung in die ſo verſchiedenartigen Erſcheinungen und Aeußerungen heiliger Schriften bringt, und die daraus geſchöpften Lehren nur als ein Eigenthum des Erkennens und einen Gegenſtand des Wiſſens und Speculirens, willkührlichen Ordnens und Aufſtellens betrachtet, dann iſt die Religion eben ſo gut eine Lehre wie jede andre, eine Erzählung, wie es deren mehrere giebt, das bloße Eigenthum des Gedächtniſſes ſowohl, als der todte Inhalt eines ſpeculativen, abſtracten Lehrgebäudes. Aber das Evangelium ſelbſt dringt überall darauf, daß es eine lebendige ſeelig machende Kraft Gottes ſey,

in der Kraft und nicht in Worten beſtehe, was auch alle gläubigen Bekenner durch Kraft und That bewieſen haben. —

Als Wiſſenſchaft endlich iſt die Religion aufgeſtellt worden, unter den Namen der Theologie oder Dogmatik, aber erſt als Philoſophie die Wahrheit der göttlichen Offenbarungen antaſtete und ſich an ihre Stelle ſetzen wollte. Was daher in der Religion unmittelbar und lebendig empfunden, wahrgenommen, geglaubt, ja ich möchte ſagen: gelebt wird, erſcheint in der Theologie als Lehrſatz fixirt und Theologie iſt Theorie der Religion, die Lehre und Wiſſenſchaft von Gott und ſeinem Willen, oder ſeinem Weltplan, aber ſie iſt nicht in ſo fern Lehre von Gott, daß ſie Gott zu begreifen, zu beweiſen, zu erſpeculieren, zu erfinden ſuche, ſondern ſelbſt in der Religion d. h. im Glauben ſtehend und fußend, alſo Gott ergreifend und gläubig ergreifend, wie er ſich gegeben, geoffenbart hat, bringt ſie dieſe Offenbarungen Gottes, oder das Offenbarſeyn Gottes im Menſchen ſelbſt und in der Geſchichte, wiſſenſchaftlich zum Bewußtſeyn, d. h. mit Darlegung der nothwendigen Gründe und im Zuſammenhange. Was die Darlegung der innern Gründe für die Wahrheit und den Zuſammenhang der einzelnen Lehren und Thatſachen der Offenbarung betrift, ſo iſt dieß der ſchwierigſte Punkt der Theologie. Es kann nemlich auf dem

dem Felde der Erkenntniß hier nur negativ verfahren werden; man kann, muß einmal vermöge des Zeitgeistes und der jeweiligen Cultur äußere Rechenschaft nach Vernunftbegriffen und Vernunfterkenntnissen gegeben werden, die Lehren der Offenbarung nach solchen jeweiligen Erkenntnissen nie zur Evidenz bringen, als höchstens durch die Nachweisung der Unzulänglichkeit des menschlichen Begreifens, durch den Mangel an Gewißheit, Einheit, und Verständlichkeit, der ihren Lehren anhängt. Formal hingegen kann man wohl durch strenge Consequenz die Lehren der Offenbarung dem Verständniß und der Ueberzeugung nahe bringen, aber nicht real, denn z. B. die Lehre von der Gnade und Versöhnung wird ewig und immerdar demjenigen unverständlich bleiben, der nicht vom tiefen Gefühl der Nichtigkeit und Fehlerhaftigkeit seines Wesens und seiner Tugend ergriffen ist, und das laute Bedürfniß eines Mittlers innig fühlt. Denn wie alle menschliche Weisheit Anschauung voraussetzt, auf sie zurückweiset und die Lehre oder Theorie der wirklichen, wahren, existirenden, leibenden und lebenden Welt seyn will und soll, so setzt die Theologie auch die Religion, die religiöse Anschauung, den Glauben voraus, ohne denselben aber ist sie eine ganz gemeine, von den wunderlichsten und seltsamsten Dingen und Lehren erfüllte Scienz. Ihrem ei-

gentlichen Weſen und Character nach geht die Theologie nicht etwa, wie jetzt, darauf aus, ſich mit den ſogenannten Vernunftwahrheiten und Lehren der natürlichen Religion in Verbindung, und Vereinigung zu ſetzen, ſondern ſie erkennt gar keine Lehren außer ſich, über Gott, Weltſchickſal, und Weltbeſtimmung an; die Vernunft hat und kann auf ihre eigne Hand über dieſe Gegenſtände keine Wahrheiten und Lehren finden begründen und beweiſen. In dem Theologen und für ihn bedarf es keiner Trennung und giebt es keinen Unterſchied zwiſchen geoffenbarten und Vernunftwahrheiten, ſondern weil nach den Lehren der Offenbarungen Gott ſo iſt, wie er iſt, die Welt und ihre Beſtimmung die iſt, die er ihr gegeben hat, ſo denkt eben ſeine Vernunft dieſes als die höchſten Wahrheiten und erkennt erſt von hier aus, im Lichte der Offenbarung das Einzelne und Beſondere und ſucht es mit dem allgemeinen Weltplan zu vereinen, jederzeit ſich den Irrthum in der Rechnung bey Erkenntniß des Einzelnen und Beſondern vorbehaltend, aber nie irrend im Glauben. —

Welche armſeelige Rolle hingegen jetzt die Theologie oder Dogmatik ſpielt, läßt ſich nicht genug ſagen. Sie erkennt nehmlich eine Vernunftreligion neben ſich an, und iſt gern zufrieden, wenn man ihr nur geſtattet, einzelne Bibelſprüche und

Lehren der Offenbarung mit ihr zu vereinigen; was bey den Machinationen und Manövern der neuen aufgeklärten Exegeſe und Kritik ſehr leicht geſchehen kann. Daher iſt die Dogmatik, beſonders die ſogenannte bibliſche, zugleich der Tummelplatz aller möglichen antiquariſchen und hiſtoriſchen Gelehrſamkeit, unter deren Schilde man die Geiſtesarmuth und Ideenloſigkeit, ſo wie allen Unglauben ſehr bequem und geſchickt verſtekken kann, und nirgends mehr als hier gilt, was der Dichter ſagt: Wie aus dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet, der immerfort an ſchaalem Zeuge klebt, mit gierger Hand nach Schätzen gräbt, und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet.

Religion als Glaube.

Nachdem bis hierher der Begriff der Religion und Theologie aufgeſtellt iſt, iſt nun auch nöthig das Leben und innere Weſen der Religion ſelbſt noch weitläuftiger zu ſchildern. Die Religion aber iſt Glaube, Liebe und Wahrheit und Hoffnung. Sie iſt 1) Glaube als das Offenbarſeyn Gottes in uns, und inſofern Baſis und Quelle alles Wiſſens, ſie iſt 2) Glaube als das Wahrnehmen und Kennen Gottes in ſeiner allgegenwärtigen Nähe, ſie iſt 3) als Glaube, der erſte und letzte Beſtim-

mungsgrund und Antrieb zu allem Handeln, denn was nicht aus dem Glauben kommt, iſt Sünde.

So wie der Körper auf der Erde als feſtem ſichern Grunde fußet, und das Auge nie fürchtet von ihr abwärts in den unendlichen leeren Luftraum hineinzufallen, noch einen Beweiß fordert noch eines dafür bedarf, daß der Körper ſicher auf ihrem Boden ſtehe, ſondern eben darum weil der Körper ſo furcht- und zweifellos auf ihr ſteht und ſich bewegt, erſt fähig und geſchickt iſt, mit Sicherheit ſich aller Orten hin zu bewegen und ſie anzuſchauen, ſo fußt der Geiſt im Glauben als ewig ſicherm Urgrund alles Wiſſens und Erkennens, alles Handelns und Strebens ohne je einen Beweiß für denſelben zu fordern, noch eines zu bedürfen: denn ſo wie die Schwere den Menſchen unmittelbar, ohne daß er es weiß noch irgendwie fühlt, an der Erde feſthält, ſo hält der Glaube den Geiſt feſt in einem unmittelbaren Gefühl, Gemeinſchaft, und Berührung mit dem Himmel und mit Gott, und beruhend in und auf ihm geht ihm ſodann durch die mittelbare Verſtandesthätigkeit die ſinnliche Welt in ihrem Leben, Werden, und Seyn erſt auf, und wird ihm verſtändlich und begreiflich. Denn ſo wie alle einzelnen Glieder und Theile des Körpers durch ein un-

ſichtbares Geſetz im harmoniſchen Gleichgewichte und in ſteter Wechſelwirkung erhalten werden, ſo daß mit einem Schritt der Bewegung tauſend Blutstropfen, und tauſend Sehnen und Faſern ſich ausdehnen und einziehn, und zahlloſe Nervengewinde in übereinſtimmendem Gefühl ſich über die bewegten Flächen hinziehen, ſo iſt der Glaube im geiſtigen Leben des Wiſſens und Erkennens, ſo ein unergründliches und unbegreifliches, unmittelbares Selbſtgefühl vom ſeeligen Einklange alles Denkens und Dichtens, wo kein Gedanke und keine Erkenntniß der andern im Wege ſteht, ſondern eine unerſchöpfliche Tiefe, ein gränz- und ſchrankenloſer Raum, und doch mitten in dieſem unendlichen Gefilde wieder ein Punct ſeeliger Einheit und Verſchmelzung gegeben iſt, wo innig in ſich verknüpft und verſchlungen, ſie von da ſich ausbreiten und wieder einkehren. So wie aber durch Krankheit des Körpers die einzelnen Glieder ſich von der Einheit des Ganzen lostrennen und ſich ſelbſt im Leben und Bewegen hindern, ſo ſteht auch der Geiſt ohne Glauben ſich überall ſelbſt im Wege, und aus der augenblicklichen Einheit der Gedanken und Erkenntniſſe aus dem momentanen Gefühle ſeelig zu ſeyn in der Wahrheit, ſchreckt der Zweifel und die Angſt des Begreifens das Gemüth auf, wie das fieberhafte

Zucken der Gliedmaßen das Gefühl der Geſundheit ſtört.

Glaube iſt ſonach einerſeits, der erſte unbeweisbare, und eben durch ſeine Erhabenheit über alles Beweiſen grade der ſicherſte Erklärungsgrund alles Lebens und Seyns, die Uranſchauung des menſchlichen Gemüthes von Gott, ja das Offenbarſeyn Gottes, was ſo, wie es iſt, ganz ohne unſer Zuthun — d. h. Offenbarung iſt in uns ſelbſt, ein feſtes Beſtehen in ihm als dem Urgrund, Schöpfer und Erhalter unſers Seyns, Denkens, ſo wie alles übrigen. In dem Gemüthe des Gläubigen und Religiöſen erhebt ſich daher nie die Frage, warum Gott ſo ſey und ſeyn könne, ſondern der Geiſt weidet ſich nur immer in der Anſchauung ſeiner, des Unbegreiflichen, Unergründlichen, und Unerkennbaren, aber wohl Kennbaren und Wahrnehmbaren, in der Anſchauung deſſen, der ſo iſt, wie er iſt. Ja das iſt eben das ſeelige Geheimniß des Glaubens, daß er keinen Mangel, keine Beraubung ſeines Weſens davon fühlt, daß er ſich von Gott und ſeinem Weſen nicht, wie von einem Rechenexempel, dialektiſch und logiſch Rechenſchaft geben kann; daß ihm, ſo parador es klingt, grade die Anerkennung und Anſchauung des Unbegreiflichen die Quelle alles Erkennens und Wiſſens wird; und ſo weiß der Gläubige, daß ſelbſt, wenn die Seelen aus

magnetiſchem Schlafe die Geheimniſſe des innern Lebens erzählten und mit innern Geiſtesaugen die geheime Werkſtätte des Denkens ſchauten und offenbarten, wenn die Steine zuſammenträten und mit Menſchenſtimmen die Geſchichte ihres Wachsthums und Lebens eröffneten, die Metalle in klangreichen Melodieen aus den Tiefen der Erde zu uns aufwärts läuteten und die geheimen Naturkräfte und ihr Lebensſpiel in den finſtern Abgründen verkündigten, die Blumen das Geheimniß ihrer Liebe kundthäten, ja, er weiß, daß wenn die ägyptiſchen Hieroglyphen von den Geſtellen herabträten und die Geſchichte der frühen Vorzeit und Schöpfung uns meldeten, und alle alten verlornen Bücher und Zeichen aufgethan und erklärt würden, weiß er, daß Gott durch alles das noch nicht etwa begreiflicher, ſondern grade nur anſchaubarer in ſeiner Unbegreiflichkeit und Unergründlichkeit werden und ſeyn würde. Denn ſo wie das ſinnliche Auge überall, vermöge des Horizontes, Gränze und Ende ſieht, jedoch mit jedem Schritte die Ausſicht ſich erweitert, und die Gränze ſich weiter zurückzieht, im Grunde aber nirgends Gränze und Ende an ſich, ſondern alle Gränze nur Täuſchung iſt, ſo iſt es auch mit dem Verſtande; er ſieht, begreift, und denkt nur immer ein Endliches, ſetzt Anfang und Ende, Urſach und Wirkung, und muß auch ſo verfahren,

Da nun aber an ſich betrachtet, nirgends abſoluter Anfang noch Ende, noch Urſach noch Wirkung iſt, ſo iſt eben der Glaube die Anerkennung des Gränzenloſen und Schrankenloſen, Ewigen und Unendlichen, das durch jeden Fortſchritt des Verſtandes nur immer mehr beſtärket in ſeinem Glauben wird, indem es immer jede Gränze wieder zerſtört ſieht, die die Vernunft ſich ſetzte und geſetzt glaubte. Deshalb iſt es auch die ſtrenge und nothwendige, ja unerläßliche Forderung des Glaubens, die Vernunft, d. h alle Methode, alles Verfahren irdiſcher Erkenntniß zu verläugnen, bey der Kenntniß der Religion. Daß nun Glaube, nach unſrer vorigen Darſtellung, in ſolcher Geſtalt menſchlichen Gemüthern eingewohnt habe, beweiſt die Geſchichte und die tägliche Erfahrung. Es frägt ſich aber, wie iſt dieſer Glaube in und zu menſchlichen Herzen gekommen, da wir doch auch ſehen, daß der Menſch ihn von Natur nicht hat? Iſt er vielleicht die Frucht der Speculation und Reflexion? das letzte, herrliche Reſultat menſchlicher Erkenntniß, das Bewußtwerden des menſchlichen Geiſtes von ſeinem eignen höhern Selbſt? die ihm klargewordene Stimme des moraliſchen Gefühls oder Gewiſſens? Laßt uns einen Blick auf unſre Jugend und Kindheit werfen und ſehen, wie wir ſelbſt und andre mehr zu dieſem Glauben gekommen ſind.

Der Glaube aber kommt (Röm. 10. v. 17.) aus der Predigt des Wort Gottes, d. h. wir sind durch die Erziehung und Belehrung zum Glauben gekommen, zum Bewußtseyn von Gott. Denn als Kinder hängen wir an den Lippen der Aeltern und Lehrer, wenn sie von Gott und seinem wunderbaren Fügungen, von den Schicksalen und Thaten großer frommer Männer, überhaupt von der heiligen Geschichte erzählen; wir glauben und sind freudig erstaunt und wunderbar ergriffen; so mit der Muttermilch und mit der Liebe selbst geht Gottes Wort in unser kindliches Gemüth. Ja es deuten auch Aeltern und Erzieher sehr oft, und erzählen dem Kinde von eignen Wahrnehmungen Gottes, von seinen wundervollen Wegen, wie mit Fingern zeigen sie da dem Kinde Gott und seinen vorsehungsvollen Rath, wo andre das Spiel des Zufalls nur erblicken, oder der Naturgesetze. So wird das Kind schon früh gewöhnt, anfangs nur gewöhnt zu glauben, zu hören von dem Allgegenwärtigen, Alleserfüllenden, den es doch nicht sieht, von dem Allmächtigen und Allweisen, den es nirgends erblickt; jedes Gut des Lebens wird als eine Gnadengabe aus seiner Hand genommen, aus der Hand die es nicht sieht. In den Tempeln sieht es die Menschen versammelt, sieht alle reinlich und festlich gekleidet, die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens und der Wer-

kelttage ruhen, alle sieht es vereinigt Einem zu dienen, den ihre Augen nicht schauen, zu einem zu flehen, den sie nicht sinnlich wahrnehmen. Ja alles beugt sich an Festtagen, was groß und herrlich sonst dem Kinde erscheint, König, Obrigkeiten, Aeltern, Lehrer beugen sich hier vor einem noch höhern König, der doch immer verborgen vor ihrem Auge bleibt; und einem danken sie hier für alles Gute, ja auch für das Böse, ob sie gleich selbst in Mühe und Schweiß gearbeitet und so sich doch alles selbst verdienet zu haben scheinen. So lernt der Geist menschlich glauben, und schon so früh sein Sehen, Denken, Dichten und Meinen verläugnen und zweifelt nicht an dem, was er nicht sieht, und weiß zuversichtlich was er hoffet. So lernt der Geist glauben ein Ewiges und Unendliches, der immer nur Eins, nur ein Zeitliches und Endliches denken kann. Der Geist, der alles nur entstanden und wieder vergehend begreift, wie er es sieht, lernt glauben an Etwas, das da nicht entstanden, an ein Leben und Daseyn ohne vorhergehende Ursach. So lernt von früh an der Mensch die Vernunft verläugnen, und das für wahr halten, was seinem natürlichen Wesen im Dichten und Denken widerspricht. Ist nun irgend eine Wahrheit und Lehre, so ist sie's dem Menschen erst, weil sie mit dem Glauben übereinstimmt, oder aus ihm hervorgeht, so

daß der Gläubige einsieht, er würde ohne seinen Glauben gar nichts anders wissen und begreifen können. So hat der Geist einen End- und Ruhepunct wo er einkehrt, seelig zu seyn in der Wahrheit, eine Heimath wo er die Noth und Mühe des Begreifens und Erkennens ablegen, und einen ungetrübten Blick ins Wesen der Wesen selbst, erheben, eine seelige Anschauung des Unergründlichen, einen Zugang zum Vater haben kann. —

Das aber ist nicht das Einzige und Wichtigste der Erziehung, daß wir uns geistig so im Denken und Erkennen verläugnen lernen, denn Gottes Wort soll ja in uns nicht als eine Lehre oder ein Wort, sondern als Kraft seyn und wirken; darum gewöhnt man das Kind auch schon früh alles sein selbstisches Begehren, Verlangen, und Wollen zu verläugnen und aufzugeben, aus keinem andern Grunde, als, weil es wider Gottes Willen und Gebot ist. Alles Unrecht und Böse wird daher durch den Glauben selbst bekämpft, und man lehrt schon dem Kinde um Vergebung der Sünden beten, so wie man ihm überhaupt beten lehrt. Wie unaussprechlich nahe dem Gemüthe des Kindes die Wahrheiten der Religion sind, kann man nur dann lernen, wenn man ihnen die Religion als ein Gotteswort lehrt; hier kann man sehen was es heiße: Im Munde der Unmündigen hat er sich ein Lob bereitet. Ja es wäre wohl

unbegreiflich, wie Kinder so leicht zur Erkenntniß jener Wahrheiten kämen, wenn wir nicht wüßten, daß sie durch das Sacrament der Taufe schon einen geheimnißvollen Bund mit Christo schlössen, die Macht unreinen Geistes gebrochen sey, und der Geist des Erlösers auf ihnen ruhe und in ihnen wirke.

Was jetzt vom Glauben in dem Sinne ausgesagt ist, daß er jenes Urwissen oder Uranschauung des menschlichen Geistes, jenes Unmittelbare in unserm Bewußtseyn sey, von wo aus erst alle andre Erkenntniß sich entwickele und wohin sie zurückgehe, ist ungefähr dasselbe, was auch die Philosophen vom Absoluten, vom Ich u. s. w. aussagen. Sie verlangen nehmlich von jedem, daß er so ein Unmittelbares, was sie an die Spitze der Wissenschaft stellen, anerkenne, und lebendig anschaue, und sich deutlich bewußt werde, daß ohne die Anerkennung desselben, weder Bewußtseyn noch Welt überhaupt gedacht werden könne. Sie unterscheiden dieses Unmittelbare und Absolute gar sehr von aller übrigen Geistesthätigkeit im Wissen und Erkennen, und halten es wohl auch für das Offenbarseyn Gottes in uns, für ein göttliches Wissen, über das hinaus der Mensch keines Wissens mehr bedürfe, sondern in ihm beruhend, alle Genüge habe. Sie sagen ferner, daß man durch eine consequente Forschung, Specula-

tion oder Construction, oder wie sie es nennen, dahin gelangen müsse, daß alles Leben und Seyn und Werden in reine Ideen und geistige Anschauung sich auflöse, und also in einem vollkommnen vollendeten Lehrgebäude sich geistig wieder erzeuge und auflöse, so daß die innigste Wechseldurchdringung des Geistes und der Natur, die höchste Befriedigung des Geistes im Leben und Anschauen dieser Wechseldurchdringung gewonnen werde. Eine göttliche Belehrung oder Offenbarung, über die Grenzen ihres unmittelbaren Wissens hinausgehend, erkennen sie nicht leicht oder gradezu an, sondern alle Geschichte und Religion erscheint ihnen nur als das Sichselbstbewußtwerden des menschlichen Geistes. Die Theologie stellt man auch wohl vielleicht an die Spitze der Wissenschaft, so daß sie den Indifferenzpunct alles Wissens abgiebt, die Wissenschaft in der sich alle übrigen objectiviren. Hiermit sey vor der Hand genug gesagt, nicht etwa als sey der religiöse Glaube gegen die Philosophie gerechtfertigt, sondern bloß um sich gegenseitig verständigt zu haben, und zu wissen, wofür sich jeder ausgiebt, so daß an einem andern Orte die gegenseitige Rechtfertigung statt finden kann. Denn das ist ja gar nicht die Hauptsache, daß man zugestehe: es sey ein Gott, ein Urgrund alles Seyns und Lebens, dazu muß jeden die philosophische Consequenz führen, wenn

er nur überhaupt ein Seyn zugiebt, zugiebt daß Etwas sey; sondern eine ungleich wichtigere Frage ist: was, und wie Gott, und welches sein Verhältniß zur Welt sey. Da nun die Philosophie wenigstens nach Schelling, die Wissenschaft des Wahren, d. h. Wirklichen, der lebendigen Welt, also eine ideelle Construction der Geschichte und Natur seyn will, mit Darlegung nehmlich der nothwendigen Gründe, also strenge wissenschaftlich und systematisch seyn will, da sie alle sogenannten geoffenbarten Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ausdeuten, d. h. wissenschaftlich speculativ von der Geschichte, als einer göttlichen Offenbarung Rechenschaft geben will, so scheint es für den ersten Augenblick, daß dies der Religion sehr willkommen, und Theologie seyn müßte, und zur vollkommensten Einheit in allem führen werde.

Noch aber hat sich der religiöse Glaube mit einem ganz andern Gegner zu verständigen — nemlich der sogenannten Aufklärung. Da ihre Blüthenzeit jetzt vorüber zu seyn scheint und sie hin und wieder schon als ein todter Hund anfängt behandelt zu werden, den man, statt ihn ritterlich zu bekämpfen, bloß mit Füßen tritt, so scheint es sehr gerecht, ihr eigentliches inneres und besseres Wesen zu rechtfertigen und ihr wenigstens ein ehrliches Begräbniß zuzugestehen. Um eben so wenig mit dem schreienden Haufen ihrer Gegner

als dem ihrer Anhänger verwechſelt zu werden, mögen folgende Worte hinreichen, da es hier der Ort nicht iſt, ſie ſtreng hiſtoriſch und philoſophiſch zu würdigen. Das eigentliche wahre Weſen der Aufklärung iſt innig verknüpft mit dem Proteſtantismus ſelbſt, und hat ſeine erſte Wurzel in der Reformation. In dieſem Sinne und in ihrer Wirkung iſt ſie Erzieherin der jetzigen Zeit geweſen, und wenn wir ja in irgend etwas beſſre reinere Einſichten haben, ſo verdanken wir es auch ihr. In einem andern Sinne iſt ſie wohl mehr Aufklärerey zu nennen, und gehört dem Zeitgeiſte und ſeinen flüchtigen Erſcheinungen, die um ſo ſchneller vergehn, je lauter ſie ſich geltend machte. Sie entſtand in unſrer Zeit aus dem Verkennen und Mißverſtehen der wahren herrlichen Idee evangeliſcher Freiheit, und iſt unter dem Schutze dieſer Freiheit ſelbſt von jenen Schreyern geprediget worden, die überall von jeher ihre Subjectivität zum Weſen der Sache machten. Der Kriticismus, obgleich ſeiner wahren Abſicht nach ein Damm, der ſich allem Dogmatismus entgegenſetzte, ward eben dadurch, daß er ſich als Dogmatismus fixirte, ſelbſt nur die Stütze der geſamten neuen Aufklärungsweisheit und Lehre. Fern ſey es die Kritik der Vernunft als ſolche auch nur mit einem Worte zu ſchmähen, oder zu bekämpfen, daß man aber das Gerüſt,

womit Kant nur die falschen dogmatischen Systeme niederreißen wollte, selbst für ein Lehrgebäude ansah, das lag ursprünglich nicht im Sinne und Streben Kants. Die Aufklärerey nun, zu der sich der Philanthropinismus und Humanismus gesellte, ergriff die Resultate des Kriticismus über die Unzulänglichkeit theoretischer Erkenntnisse, stellte sich auf den Grund practischer Postulate oder des moralischen Gefühls und focht von da aus mit den Waffen der empirischen Psychologie und sonstigen Allgemeinbegriffen alle Geschichte, Religion, Theologie und Wissenschaft an.

Die Dinge an sich, das schwere Kreuz allen Denkern, ward ihnen nur der Freiheitsbrief, allen Systemen und Theorien den offnen Krieg zu erklären. Wozu dies in der Philosophie und anderen Wissenschaften geführt habe, gehört nicht hieher, sondern nur insofern es die Religion und Theologie, oder den christlichen Glauben betraf. Daß ihn nehmlich die kritischen Philosophen nur als ein Fürwahrhalten aus subjectiven Gründen begriffen und gelten ließen, hatte seinen guten Grund in der ganzen Tendenz des Kriticismus; daß aber die Theologen selbst sich das vom christlichen Glauben weiß machen ließen, und es selbst weiter verbreiteten, das war

der

ßen, und es selbst weiter verbreiten, das war der erste und zugleich letzte Schritt zur Vertilgung aller geoffenbarten Religion, die in ihrem ganzen Zusammenhange, so wie in jedem einzelnen Worte, die handgreifliche von selbst sich überall aufdringende Lehre und Verkündigung des Objectivsten seyn will, die als Menschenwerk und Wort und Lehre, als subjectiver Beglaubigungsgrund gar nicht gelten mag und will. Ja man wurde so erbittert gegen alle göttliche unmittelbare Belehrung, man fand seine Vernunft, die doch alles Gute in Moral, alle Demuth in theoretischem Erkennen hatte und bewieß, durch die Offenbarung so gekränkt, daß man alle Bösewichter und Ketzer als Saul, Judas Ischarioth und dergleichen durch psychologische Manöver zu Heiligen kanonisirte, jeden leidlichen Gedanken und Einfall den man irgendswie selbst hatte, oder in den alten Schriftstellern der Griechen und Römer fand, für eine Erfindung und ein Eigenthum der Vernunft erklärte, wenn er nicht gerade mit denselben Worten in der Bibel stand, die Bibel selbst und die ganze heilige Geschichte so aus- und zerklärte, daß es wohl niemanden gelingen sollte, ein Gottes-Wort in ihr zu suchen und zu finden. Nach diesem neuen Glauben und Evangelium des Fürwahr-

haltens aus subjectiven Gründen, auf das die Theologen selbst, ihren Priestereid ablegten, mußte Gott und Unsterblichkeit, Tugend und Seeligkeit, freilich so ausfallen, wie man sie am besten brauchen, und sich am bequemsten denken konnte; so daß im Grunde dieser Glaube nichts anders war, als eine, von dem geängsteten Gewissen der Schwäche des Verstandes abgedrungene Hypothese und Annahme, eine Muthmaßung um sich die Welt und ihre Ordnung zu erklären, und laute sittliche Anforderungen zu beschwichtigen, eine Stütze um das ärmliche Gebäude menschlichen Gewissens von außen zu halten das in sich nicht eigne Selbstkraft und Vollendung hatte. Ja schrie man und bediente sich aller möglichen poetischen Floskeln, es muß doch wohl ein Gott seyn, der die so herrliche Welt geschaffen, und noch erhält; und ob man schon vorgab, in dem moralischen Beweise für Gottes Daseyn, Gnüge zu haben, trieb doch eine geheime Angst den Verstand überall nach Beweisen für Gott umher, und wenns denn am Ende nicht recht gelingen wollte, so übertäubte man seine Vernunft mit den Praleryen der neuen selbstischen Tugendgerechtigkeit und moralischen Werkheiligkeit. Was die Unsterblichkeit betraf, so las man wie Cato den Phädon, so kurz vor dem Tode noch den Elysion, um das

nicht beruhigte und von Zweifeln gequälte Gemüth zu überzeugen, während gläubige Christen unter dem seeligen Vorgefühl der Ewigkeit und Seelen-Seeligkeit starben. Aber nicht deswegen ist ein Gott, weil wir nach subjectiven Gründen einen nöthig haben und brauchen, sondern er ist, weil er ist. Freilich wird dem Menschen, wenn er sich von der unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott im Wißen und Gefühl lostrennt, und ein Wesen und Leben und Wißen auf seine eigne Hand etabliren will, die Unzulänglichkeit seines Ichs wohl über kurz und lang einleuchten, und diesem seinen subjectiven Wesen Gründe und Anforderungen genug finden, einen Gott außer sich anzunehmen, was Sache und Streben der sogenannten natürlichen oder Vernunftreligion die eben daher keine Religion ist.

Ob nun schon die Aufklärung Verzicht that, das Wesen der Dinge an sich begreifen zu können, also gewißermaaßen freiwillig von selbst alle Objectivität im Wißen aufgab, nichts destoweniger machte sie mit den philosophischen Allgemeinbegriffen und Kategorien des formalen Verstandes, auf alles und jedes in der Natur und Geschichte, eine solche Jagd des Begreifens und Erklärens, daß man nicht leicht eine Antwort und

Erklärung ſchuldig blieb, alles wußte, wie es hätte gemacht werden ſollen, alle Folgen pragmatiſch entwickeln konnte u. ſ. w. ſo daß, wenn man nur irgendwie Grund und Beweis für eine Sache und Lehre hatte, die Sache ſelbſt zu haben und in ihr zu leben glaubte, z. B. wenn man nur die Unſterblichkeit bewieſen hatte mit Gründen, auch glaubte unſterblich zu ſeyn, man fühlte aber urſprünglich kein ewiges Leben in ſich, ſondern man ließ ſich die Unſterblichkeit nur für den Verſtand begreiflich machen. Aber es iſt ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen dem: die Wahrheit haben, beweiſen und begründen, und dem: in der Wahrheit leben und in ihr ſeelig ſeyn, was die Religion verlangt. Aber es iſt nicht allein das Weſen des religiöſen Glaubens nur die Annahme und das Führwahrhalten eines Unbeweißbaren, aber doch Unmittelbar-Gewiſſen, als wiſſenſchaftlichen Erklärungsgrund für die übrige Welt zu ſeyn, es wird nicht geglaubt um ſich ſodann die Welt denken und vorſtellen und begreiflich machen zu können, ſondern es wird geglaubt, weil es ſo iſt, und mit und in dem Glauben die Welt und die Dinge erſt begreiflich ſind. Der Glaube iſt nicht chriſtlich der deute etwas annimt, woran es ihn morgen doch im Geheimen ärgert, daß es nicht beweiſen kann, ſondern der Glaube

lächelt über die Thorheit, die Sonne beweisen zu wollen, in deren Lichte er lebt und durch die er erst alles andere sieht und sehen kann; der Glaube ist seelig in und durch sich selbst. Wird er aber — er enthalte nun welche Lehren er immer wollte — blos auf gut Glück aus der Hand der Tradition in dem Sinne aufgenommen und aufgefaßt, um sich die Welt und sein eignes Schicksal und Bestimmung blos erklären zu laßen, was man nun einmal annehmen müße, weil die menschliche Vernunft zu schwach sei, Gott zu begreifen, so ist er todter Wort-Lehrglaube der gelernt und gelehrt werden kann und wird, es ist die Faulbank des Trägen, ein Schattenwesen das auf göttliches Ansehe pocht, um seine Schwäche und Trägheit zu verbergen, den Himmel mit Bitten bestürmt, statt kräftig zu handeln, abergläubisch Tage und Zeiten wählt und Zeichen fodert, wo klares Bewußtseyn selbst Mittel und Wege zu finden weiß, Demuth heuchelt, wo innere Feigheit und Muthlosigkeit die Besonnenheit raubt, Gehorsam vorgiebt, wo Verzweiflung den Geist lähmt, und Wiedervergeltung nach dem Tode fordert und hofft, für Leiden, von denen man wissen sollte, daß sie nicht werth sind der Herrlichkeit die an uns offenbart werden soll. Kurz man weiß es nur zu gut, daß auch mit dem christlichen Glauben, und würde er von Engeln gelehrt, ein solches falsches Spiel getrieben

werden kann und getrieben worden ist, wo man sich selbst und die Menschheit allerdings um die Vernunft betrügt. Aber die Schrift sagt auch: du glaubst an Gott, du thust recht daran, die Teufel glauben auch, aber sie zittern.

Der Beschluß folgt im nächsten Heft.

Gemählde

der Herren Boisserée und Bertram in Heidelberg.

Das Schöne will durch das Wort wiedergeboren, nicht beschrieben seyn, wie mißlich ist es daher, sich an die Beschreibung herrlicher Kunstwerke zu wagen! Doch kann man bey keiner mächtigen Bewegung schweigen. Da bleibt denn nur die Hoffnung, der Leser werde freundlich mit der Phantasie ausfüllen, wo das Wort nicht hinreicht und beym leisen Anklang die Harmonie des Gegenstandes ahnden mögen. In keiner ausgezeichneten Privatsammlung, noch selbst im Museum zu Paris, habe ich aus der alten deutschen und niederländischen Schule so köstliche Gemählde angetroffen als im Saale der Herren Boisserée. Noch ist diese Sammlung dadurch besonders merkwürdig, daß sie dem gelehrten Forscher wichtige

Resultate für die Kunstgeschichte darbietet, sowohl in Hinsicht auf die Entstehung der Malerey in Deutschland und in den Niederlanden, als ihrer bey diesen zwey Völkern so verschiedenartigen Entwickelung. — Bey meinen geringen Kenntnissen in diesem Fach darf ich nur einige hinweisende Winke wagen, die ich der bessern Einsicht gern unterwerfe.

Die Niederländer entwickelten sich früher und schneller als die Deutschen, in jeder Hinsicht, und besonders im Kolorit, in welchem sie immer geglänzt haben. Schon Johannes van Eyk ist ein Beweis von dieser frühen Entwickelung. Er blühte geraume Zeit vor Albrecht Dürer, und wurde von diesem nur in so fern übertroffen, als Dürer so einzeln da steht, wie Rafael. Dies ist aber bloß ein Beweiß für des Künstlers Eigenthümlichkeit, und keiner für das schnelle Fortschreiten der Kunst in Deutschland, sonst hätte es seit ihm andre Wunder der Kunst geben müssen, als seine Zeit hervorgebracht. Stellt man nun gleichzeitige Gemälde von allen Niederländern und Deutschen zusammen, wie man hier vielfach kann, so sieht man deutlich, daß die Erstern sich länger und treuer an das Ideal anschlossen, die Deutschen aber sogleich das Individuelle Charakteristische und Nationale ergriffen. Die Niederländer blieben in innigerm Zusammenhang mit den Italienern

durch das treue Anschließen an die neue griechische Schule, welche als der gemeinschaftliche Stamm der ganzen neuern Malerey in Europa angesehen werden muß. Nirgend blühte diese Schule so lange, noch gedieh sie zu einer so hohen Vollendung, als in den untern Rheingegenden, von deren Hauptsitz Köln sie sich zuerst auf alle umliegende Lande verbreitet hat. Aus diesem Anschließen an die neu griechische Schule erklärt sich größtentheils die Aehnlichkeit alt niederländischer, besonders kölnischer Bilder mit Cimabue, Giotto u. a. gleichzeitigen Italienern, welche Kennern beym ersten Blick auffällt.

In Italien zuerst fing die Kunst an eine andre Richtung zu nehmen. Sie suchte den antiken Styl mit dem dramatischen und ächten pittoresken zuvereinigen; in den Niederlanden hingegen blieb sie länger plastisch und episch. Fast bis zu Lukas van Leydens Zeit erkennt man in niederländischen Bildern noch den gräcisirenden Styl. Johannes van Eyk war der Erste, welcher von dem ganz idealen Styl abwich, und anfing das Individuelle darzustellen. Nachher gerieth man noch besonders durch Lukas van Leyden auf die Nachahmung der Natur, doch auch hier finden sich noch Reminiszenzen des neugriechischen Styls. Erst nach Lukas van Leyden neigte sich das gemeinschaftliche Streben ganz entschieden zur blo-

ßen Naturnachahmung hin, wenige Nachahmer der Italiener abgerechnet. Bald gerieth man auf die niedrigste Stufe des Effekts, und verschwendete an unwürdige Gegenstände Lebendigkeit und Kraft. Fast mit Rubens zugleich erschien Rembrandt van Ryn, dessen reiche Schule einen andern Weg einschlug, und sich, wenn nicht zur hohen Idee, wie oft der Meister selbst that, dennoch zur Sorgfalt und Zierlichkeit erhob. Von diesem Zeitpunkt an wetteiferten eine Menge Künstler miteinander in Fächern, in denen sie so berühmt geworden sind, daß man mit dem Namen Niederländer fast keine andre Vorstellung verknüpft: Häusliches Leben, Volks-Szenen, Beleuchtung, Stillleben, Landschaft, u. a. m. Hier offenbarten sie eine Fülle von Witz, Laune, Lebendigkeit und Kraft, wie sie nach ihnen in diesen Fächern nie gesehn worden ist. Alles und Jedes nationalisirten sie, und eben dadurch wurde alles so originell, so treu und kräftig. Und wenn sie gleich selten eine Spur von der Hoheit und Würde ihrer großen Vorgänger verrathen, so erkennt man dennoch in ihnen viele wesentliche Vorzüge derselben, welche den Niederländern ausschließlich in einem so hohen Grade eigen sind. Z. B. die vollendetste technische Einsicht, herrliche Farbe, warmes Darstellungs-Vermögen, unüber-

treffliche Bewirkung des Haupteffekts, unendlicher Fleiß u. a. m.

Bey alle dem gilt eine Gattung nur insofern man sie liebt, und gelten lassen will, die Werke der frühern Zeit hingegen haben nicht blos diesen relativen Werth, sondern sie gelten unbedingt, und nehmen den ganzen Menschen in Anspruch.

Zuerst muß ich der seltsamen Gemählde erwähnen, von denen es schwer halten dürfte, gleichzeitige zu finden, da sie aus dem letzten Drittheil des 12ten Jahrhunderts, von kölnischen Meistern aus einer Schule sind, die dem van Eyk lange voraus ging. Der Ursprung ist neugriechisch, wie man deutlich am Styl dieser Bilder erkennt, jedoch sind sie nicht, wie die neugriechischen Bilder mit Eyweiß und Leimfarben, sondern ganz vortrefflich in Oel gemalt. — Ein neuer Beweiß für die Behauptung von Lessing und andern Gelehrten, daß van Eyk nicht die Oehlmalerey erfunden hat.

Vasari preist von Cimabue und Giotto, daß diese sich nicht an die Manier der Neugriechen gehalten, sondern ihren eignen Weg gegangen seyn. Diese Griechen sagt er, malten nicht nach der schönen antiken Weise, sondern in ihrer eigenen modernen Manier. Dies Urtheil ist jedoch nach den Gemählden zu schließen, welche die H. Boisserée besitzen, ganz ungerecht, denn die Wer-

ke dieſer Schule ſind ſchön und höchſt anziehend. Nur daß ſie durchaus nicht in pittoreskem, ſondern in plaſtiſchem, und ganz idealiſirenden Geiſt gedacht ſind. Wäre man auf dieſem Wege weiter gegangen, ſo würde freylich die Malerey nicht ſo viel Lebendigkeit erreicht haben, wäre aber auch gewiß nie bis zur Gemeinheit herab geſunken.

Dieſe Gemählde haben in Anordnung und Farbe etwas ſo feyerliches und prachtvolles, wie man auf ſpätern Werken nur ſelten wiederfindet. Das goldne Feld auf welchem die Figuren ſtehn iſt groß, die Farben blühen hell aus ihm hervor, und werden nicht von ſeinem Glanz beſchämt. Bey Licht ſind ſie noch beſonders von ſehr reichem würdevollen Effekt, man kann ſie ſich dann an der Hauptwand der Kapellen als Altarblätter, in einem dunkeln hochgewölbten Dom, beym Schein der Kerzen denken, wie ſie den Beſchauer in ein unbekanntes übermenſchliches Daſeyn hineinblikken ließen. Die Geſtalten ſtehen einzeln nebeneinander, ernſt, groß, milde, wie das Bild einer Gegend im ſtillen See. Wenn die ſpätern Bilder mehr aus friſchem Trieb hervorquellen, ſo waltet bei dieſen die Reflexion mehr vor, wenn dort die Wärme der Lebendigkeit, und der Reiz der Individualität den Beſchauer tiefer in das Gemälde hineinziehen, ſo weiſt der ruhige Ernſt

dieſer idealiſchen Naturen den Menſchen mehr auf ſich ſelbſt zurück.

Jetzt nur noch weniges zur deutlichern Anſchauung dieſer Bilder. Leider ſind von einem ſehr bedeutenden nur zwey Flügel hier, zu denen das Hauptſtück, eine Kreuzigung vorſtellend, in Köln zurückgeblieben iſt.

Die Farbe iſt leicht und verſtändig aufgetragen, vollkommen glatt, Alles hell gehalten, hie und da ſind Lichtpartieen mit Weiß erhöht. In den Gewändern herrſcht ächt plaſtiſcher Styl, die Geſtaltung ſchimmert hindurch, und die Drapperie iſt ganz dieſelbe, wie ich ſie auf den Basreliefs der älteſten Zeit der griechiſchen Skulptur gefunden, nähmlich mit wenigen ſehr ſchlichten Falten, in breiten, ruhigen Maſſen *) Wegen des Faltenwurfs, und wegen des vorherrſchenden Grünes und Himmelblau erinnerten ſie mich an die

*) Ein Fragment aus der Schule des Phidias, wird im Muſeum gezeigt. Uebrigens enthält noch ein Saal des Louvre, der wenig beſucht wird, und eigentlich gar nicht bekannt iſt, Abgüſſe von den älteſten und ſchönſten Basreliefs aus den erſten Zeiten der Skulptur der Griechen. Hier offenbaret ſich die Urſchönheit, wie ſie der Menſch noch unvermiſcht mit Leidenſchaft und fremdartigen Begriffen, vom Himmel ſtillt in ſeine Seele aufnahm. Geiſt und Ausdruck, Form und Bewegung ſind die von edleren Naturen, aus der Frühlingsjugend einer neuerwachenden Welt.

neun Musen und Apoll aus dem Herkulanum, antike, griechische Gemälde, welche in Malmaison mir gezeigt wurden. Ueberhaupt habe ich auf den ältesten Gemählden, die ich kenne, antike griechische, alt-italienische, alt-gallische, ja, alt-russische, das Hellgrün vorherrschend gefunden, und noch zuletzt in den Gemählden des Andrea Mantegna, Perugino, und in den Jugendversuchen des Rafael, aus seinem 13ten und 15ten Jahre — bey van Eyk, Dürer u. a. nicht, auch außer diesen Bildern aus dem 13ten Jahrhundert in keinem Gemählde der Sammlung der H. B. u. B.

Der Goldgrund mit lasurnen Verzierungen, die cirkelrunden Glorien, auf welchen in Mattgold die Namen der Heiligen geschrieben stehen, erinnern an die Beschreibung, welche Vasari von mehrern Gemälden des Cimabue und Giotto macht, wo er z. B. des einen erwähnt, dessen Grund himmelblau mit goldnen Sternen ist und andere auf welchen lateinische Denksprüche und Namen zur Erklärung des Gegenstandes, Gold auf Gold geschrieben stehen.

Auf dem ersten Flügel sind drey Apostel abgebildet, hinter ihnen halten drey Engel mit großen purpurnen Fittichen einen golddurchwirkten lasurnen Teppich in die Höhe.

Sankt Philippus, in langem hellgrünen Gewande, stützt sich auf das Kreuz, das Werkzeug seines Marterthums; in der Mitte St. Matthäs

us, in hellroth gekleidet, trägt ein Buch, und ein Schwerdt, das mit Silber gemalt iſt. Neben ihm St. Jakobus der Jüngere im himmelblauen Gewande, mit der Keule, mit welcher er erſchlagen wurde. Außer dieſen Kennzeichen, mit welchen in alten Bildern ſtets die Heiligen karakteriſirt wurden, ſtehn in der Glorie ihre Namen mit Gold geſchrieben.

Der zweyte Flügel iſt in demſelben Geiſt, auch in der Farbe der Gewänder wenig vom Erſten abweichend; vermuthlich um die Einheit hervorzubringen. Zu den Füßen der Heiligen blühen Blumen und Klee aus grünem Boden. Heitrer Ernſt herrſcht in beyden Vorſtellungen. Die Köpfe ſind voll hohen ſchlichten Geiſtes, und voll Milde. Die Zeichnung iſt größtentheils richtig, freymüthig und beſonnen, nur in Armen und Händen nicht ganz ſo gut wie man es wünſchen könnte: ein neuer Beleg zu den vielen andern, daß dieſe Bilder aus der Kindheit der Kunſt herrühren, da die vortreffliche Zeichnung der Hände erſt die Frucht der Uebung und Schule iſt.

Ungemein lieblich iſt ein kleines ſehr altes Bildchen, die h. Catharina mit zwey Apoſteln, dem Johannes und Matthäus. Die Heilige hält das Schwerdt, das zerbrochne Rad liegt zu ihren Füßen, ſie iſt mit einer Krone geſchmückt, von demſelben Golde als der Grund, nur mit ſchwar-

zen Strichen umschrieben, und von großer Zierlichkeit und Pracht. Die Kleidung mit Purpur, Hermelin und Perlen ist seltsam und lieblich, das Antlitz blüht zart und freundlich hell. St. Johannes segnet den Kelch, aus welchem das Gift, welches ihm gereicht wurde, als Schlange emporfliegt. Zu seinen Füßen sitzt ein schwarzer Adler, zu den Augen ist der Goldgrund benutzt. Hinter Sankt Matthäus steht der lächelnde Engel, der kindlich mit dem Mantel tändelt, als wolle er sich dahinter verstecken. Das ganze Bild hat etwas höchst naives und treuherziges, und zieht sehr an.

Aus derselben Schule in eben dem Geist sind hier noch mehrere Darstellungen, die ich der Kürze wegen übergehe. Doch muß ich noch zweyer erwähnen, einer Madonna mit dem Kinde, und einer h. Veronika. Im ersten Bilde ist das Kind sehr verzeichnet, doch blüht das Gesichtchen geistvoll und zart. Die Farben sind sehr verschmolzen und licht gehalten, inniger Reiz liegt in der hohen reinen Stirn und in den dunkeln süßen Augen der Maria. Ein Funken rafaelischer Grazie weht in diesem Bilde, auch hat es Aehnlichkeit mit Rafaels Giardiniera.

Aus derselben Zeit eine Veronika auf Goldgrund, halbe Lebensgröße. Eine der schönsten Kompositionen die man sehen kann. Aus versun-

kenen

kenen Tagen iſt ſie hinübergeblüht, als wollte ſie von der Hoheit der Idee jener alten Meiſter Zeugniß geben.

Der ganz plaſtiſche Geiſt dieſer Darſtellung iſt groß und edel, und die Farbe erheitert ſanft ſeinen tiefen Ernſt.

Veronika hält mit beyden Händen das Tuch empor, worauf ſich das Haupt des Erlöſers abgedrückt hat. Im zarten Oval des Angeſichts, und in der ganzen Grundlage der Züge erkennt man den idealiſch antiken Typus. Freundlich ſchmiegt ſich um das Haupt der weiße Schleyer, und mit goldner Nadel unter dem Kinn zuſammengeſteckt, verhüllt er ſittſam und zierlich den ſchlanken Hals. Die Stirn iſt frey, an den Schläfen wallt lichtbraunes Haar hervor. Das Haupt des Erlöſers iſt koloſſal im Verhältniß gegen die Heilige. Im ſtrengſten Sinn des Ideals, wie bey der Niobe drückt ſich der Schmerz nur in dem Zug der Augenbraunen gegen die Stirn aus. Unendliche Milde lebt in dieſem Geſicht, es iſt tiefdunkel gehalten, wie aus ſich ſelbſt verklärt in Liebe. Purpurtropfen ſtehn dicht auf der Stirn, vom ſcharfen Dornenkranz umwunden. Die Augen brechen, der letzte Seufzer entflieht den Lippen, aber der hohe Geiſt läßt ſeinen Abdruck auf den Zügen zurück, und goldne Stralen ſprießen aus dem Haupt, die ſich als Blumen ſchließen.

Das symmetrische in der Anordnung des Ganzen herrscht als System vor, und kommt wieder dem Styl der vorerwähnten Gemählde gleich, in dieser Composition aber gehört es durchaus zum Geist der Darstellung, und nicht blos zum Styl. Veronika en face, die beyden aufgehobenen Hände und das ausgespannte Tuch mit den goldnen Blumen in den Ecken, das Antlitz des Erlösers ganz en face, und die gleichmäßig herabfallenden Locken von Bart und Haupthaar, und dann die zwey Gruppen süßer Engel, unten an den Ecken des Tuches, welche singen, und sich froh verwundert umschaun, bilden ein imposantes, ernstes Ganze, zu welchem das Feyerliche des Symmetrischen durchaus nicht fehlen durfte, so wenig wie sonst bei plastischen Darstellungen aus sehr alter Zeit.

Jetzt verlassen wir das Reich der idealischen Naturen, und werden vom alten herrlichen van Eyk in das Leben selbst eingeführt, ein heiliges, reich durchwirktes Leben.

In dem hier befindlichen Gemählde hat der treffliche Meister mit Ernst und Treue nach hoher bedeutungsvoller Individualität hingestrebt. Mit inniger Freude faßte er jede liebliche Erscheinung auf, fühlte jede, noch so leise Bedeutung heraus, und wußte das scheinbar fremdartige in liebevoller Beziehung mit dem Hauptgegenstande zu ver-

knüpfen. Wie sich die Blume dem Felsen anschließt, dem sie entsprossen, so natürlich und hold schließt sich hier das Zarte, Liebliche, an den Ernst und die Heiligkeit der höchsten Offenbarung an. Die Mühe des Meisters war seine Lust. In ihm lebte ein frommes beharrliches Streben das inwohnende Bild der Begeisterung treu zur Erscheinung zu bringen. Wie die Mutter dem Kinde einen Kranz um das blühende Angesicht windet, so schmückte der Künstler sein Werk mit herzlicher Freude. Keine Stelle, auch die kleinste nicht, sollte leer und unbedeutsam bleiben. Ein reich strömender Schatz von Vorstellungskraft ließ aus seiner Fülle die unendlichen Bilder des Lebens hervorquellen, und zog eine Welt in das Gemählde hinein. Mit Inbrunst wandte der Meister sich nach dem himmlischen Licht, und erhob sich durch Glauben und Andacht zur Anschauung des heiligsten Seyns. Und war nun nach langem liebevollen Streben das Bild vollendet, so konnte es der Künstler selbst verehren, als die Gott und Menschen wohlgefällige Frucht himmlischer Begeisterung und irdischen Fleißes.

Der Erste Flügel stellt die Verkündigung des Heylands an die h. Jungfrau vor.

Maria kniet vor einem Betpult. Züchtig umfließt der blaue Mantel die ganze Gestalt. Zu beyden Seiten der heitern Stirn fließt das ge-

scheitelte Haar in sanften goldnen Wellen. Leise Strahlen der Glorie dämmern um das Haupt. Maria weiß es nicht daß sie Himmelsglanz trägt. Blick und Gebehrde zeugen von der Unschuld, der Zucht und Demuth ihres Herzens. Zu ihren Füßen sprießt aus goldnem Gefäß eine Lilie, unschuldiger und reiner nicht als sie! Maria wendet sich mit sanfter Scheu nach dem eintretenden Engel, dessen Kniee sich unwillkührlich beugen, und der mit dem freudig überraschten Blicke deutlich sagt, daß der Himmel selbst nichts holdseeligers in sich faßt, als sie. Leicht und zierlich umwallen den Gottgesandten goldne Locken, ein zartes goldnes Kreuz sprießt aus dem Schleyer. Sein weißes Gewand weht, wie wenn es im Flug noch eben den letzten Eindruck der Luft empfangen, und die großen weißen Fittiche senken sich nieder.

Wenn man die beyden Figuren betrachtet, wie sie sich bis zur Täuschung lebendig aus dem Hintergrunde hervorründen, so wird man zur Bewunderung hingerissen, über des Künstlers Weisheit, der die kleinsten Nebenwerke mit unendlicher Sorgfalt behandelt, ohne dabey im geringsten den Haupteffekt aus dem Auze zu verlieren. Das jungfräuliche Gemach ist unbeschreiblich ernst und freundlich, man wird einheimisch darin. Man ruht auf den weichen zierlichen Kissen, man kann

sich an Allem und Jedem nicht satt sehn, so eigenthümlich und liebevoll ist Alles behandelt.

Auf dem Betstuhl ist mit symbolischer Absicht der Sündenfall abgebildet.

Die Anbetung der h. drey Könige.

Der leitende Stern schwebt hellstrahlend über einem verfallenen Tempel, ein Symbol des vernichteten Götterdienstes, und des neuerwachenden Lichtes der Welt.

Bei der Krippe sitzt Maria, die Mutter, lieblicher noch als die Jungfrau, in niegefühlter Innigkeit und Liebe des Mutterherzens. Das ernste, göttliche Kind auf ihrem Schoos streckt dem knieenden Greis die Händchen entgegen, der sie faßt und innbrünstig küßt, indeß er noch die Füßchen zart unterstützt. Maria legt die Hand auf das Herz, als wollte sie dort bewahren was sie entzündet und mit Entsetzen füllt. Aus einem verfallenen Gewölb kommt Joseph, ein hoher, ernster Greis, herzvoll, redlich, besonnen, er sieht mit stillem Erstaunen die Herrlichkeiten der Erde im Staube, zu des Kindes Füßen. Ueber Mutter und Kind schwebt an der Wand ein kleines Kruzifix, als Sinnbild des künftigen Leidens diesem Moment irrdischer Herrlichkeit zur Seite gestellt.

Der Künstler hat auf die Kleidungen die größte Sorgfalt und Pracht verwandt. Johann

van Eyk war nicht phantastisch im Kostüm wie oft Albrecht Dürer, jedoch auch sehr reich und mannichfaltig, und voller Einsicht in der Wahl. Sein Faltenwurf ist natürlich, sehr schlicht, er drappirt, läßt die Formen durchschimmern, und nähert sich auf diesem einfachen Wege wiederum dem antiken plastischen.

Dem ältesten König folgt der Zweite, seine Gabe, einen goldnen schönen Kelch, in Händen. Hinter ihm kommt der Dritte, bräunlich von Farbe, warm beseelt, hoch und stolz weil die Legende besagt, daß der Mohrenkönig ein Riese gewesen sey. Jedoch haben die ältesten Meister unter dem Mohren nie einen Neger verstanden, sondern immer nur das Fremdartige, Heidnische, durch dunkleres Kolorit, oder durch Trotz und Wildheit zu karakterisiren gesucht. So ist auch hier der feurige Blick, und der warme volle Mund das Kennzeichen einer fremden Natur. — Der König hat eben den wallenden Hauptschmuck von den schwarzen Locken genommen, und scheint im Fortschreiten zum Kinde hin vom Anblick des Kindes wie überrascht und fest gezaubert. Auf seinem Antlitz geht der wilde Muth in Empfindung über, es wird Licht in ihm, ein neues Leben erwacht.

Nun reiht sich an die Gruppe ein Zug an, der sich erst in der Ferne verliert, und noch hin-

ter dem Tempel, zwischen Bergen sichtbar ist. Nicht genug kann ich die tiefe Weisheit des Künstlers bewundern, die das Ganze so herrlich vertheilt und zusammengehalten, daß es zu einer Harmonie wird, zu welcher die verschiedenartigsten Töne den reinsten Vollklang bilden. Die Mutter, dem Kinde die Nächste, seelig gerührt und entzückt, trägt den Himmel im Blicke. Der Greis, zu des Kindes Füßen, ist von Liebe ganz durchdrungen. Von der nächsten Umgebung an verändert sich der Ausdruck stufenweis immer merklicher, bis er zum reflektirenden Erstaunen, und zuletzt im Angesicht eines Hirten, zum neugierigen Staunen der unbefangensten rohen Natur übergeht. Hat doch auch der Maler in treuer Einfalt nicht die beyden Thiere vergessen, deren die Schrift erwähnt. Der Esel steht einzig auf Nahrung bedacht an der spärlich versorgten Krippe, das Kind sieht sich mit scheuer Neugier nach den Eindringenden um. Aus dem Dache des versunkenen Tempels sprießen Bäume und Gesträuch. Spinnweben hangen an den Pfeilern, Feuchtigkeit und Alterthum haben am Gemäuer verwüstet. Herrlich schimmert durch die Säulen die weite schöne Landschaft, mit blauen Bergspitzen bekränzt. Zwischen Auen, und blühenden Gehägen, liegt Bethlehem, mit ihren Thürmen, und wohlgereihten Straßen. Unwillkührlich verfolgt

der Blick den Weg durch das rege Menschengewühl der Stadt, bis vor das Thor, und auf das Feld hinaus. Hinter der Stadt liegt eine hohe Burg. Alles ist rege und bedeutsam, blühend, belebt, jeder Stelle entathmet ein freundlicher Reiz.

Die Vorstellung im Tempel.

Eine Kirche im vorgothischen, gräcisirenden Styl, deren herrliche Perspektive von allen Künstlern bewundert wird. Der weiße architektonische Hintergrund wurde späterhin von Bellini, Paolo Veronese, Bordone u. a. Venezianern vorzugsweise gewählt, um den Gestalten mehr Majestät und Lebendigkeit zu verleihen. Hier im kleinen hat ihn van Eyk mit einer Wahrheit, Ausführlichkeit und Kühnheit behandelt, durch welche das Bild ganz lebendig wird.

Hier aber ist Alles so hoch und schön, daß die Umgebung, wie herrlich sie sey, blos dazu stimmen, aber nichts erhöhen kann. Der sinnvolle Künstler stellt uns in einer Reihe die drei wichtigsten Epochen des Lebens der Maria vor: Erst als Jungfrau, dann glückseelige Mutter, hier die mater dolorosa. Rafael selbst würde sich dieser Madonna freuen, wenn sie seinem Pinsel entblüht wäre, ihr schmerzbeseelter Reiz ist unaussprechlich. Die ganze Gestalt aus Inspiration

entſtanden: die leidende Unſchuld, den Schmerz wird Liebe löſen. Schlichter, ſtrenger und edler als dieſe, habe ich noch keine Geſtalt drappirt geſehn. Sie iſt in Profil. Die weiße Binde ſchlingt ſich um die Stirn, und vom Scheitel zu den Füßen fällt der blaue Mantel ernſt und anmuthig herab. Simeon nimmt das Kind, nnd ruft begeiſtert aus: Herr, nun laß deinen Diener in Frieden fahren, wie du geſagt haſt, denn meine Auzen haben deinen Heyland geſehn! In demſelben Augenblick ruft die Prophetin Hannah der Maria zu: Es wird ein Schwerdt durch deine Seele gehen! — Hier iſt nun die Sprache zu arm, und das Herz zu voll von der Schönheit und Tiefe des Bildes, als daß der Ausdruck genügen könnte. Ich muß mich begnügen zu verſichern, daß nach dem einmüthigen Gefühl Aller, die es geſehen, das Bild auf dem Gipfel der Idee, und der Vollendung ſteht.

Von Albrecht Dürer haben die Beſitzer zwey Flügeldecken mitgenommen, welche dieſer Künſtler wahrſcheinlich, während er mit Kaiſer Maximilian in Kölln war, für die Kapelle einer reichen Familie gemalt, und zu welchen das Hauptſtück und die inneren Vorſtellungen verloren ſind. Beide Gemälde ſind auf Goldgrund, und von ſehr ſchönem Effekt. Joachim, der Vater der h. Jungfrau, und Joſeph, ſtehn auf dem erſten Flü-

gel einander zugewandt, wie im Gespräch begriffen. Joachims Antlitz athmet heilige Begeisterung, die ganze Gestalt ist elektrisch durchzuckt, die Augen suchen den Himmel, und in ihnen spiegelt sich die Fülle der göttlichen Offenbarungen. Joseph, höchst karaktervoll und bedeutsam ist dennoch im vollkommensten Gegensatz zum Joachim gedacht. Er steht auf einer ganz andern Stufe. Wo bei der reichen prophetischen Natur die Himmelsflamme rasch und leicht ihren Brennpunkt findet, da muß bei dem mehr in den Schranken der Endlichkeit befangenen Joseph der Strahl erst mühsam durchdringen. Das Technische in beiden Bildern ist von bedeutender Schönheit, die Umrisse sind schwarz, mit leichter fester Hand kühn hingeschrieben, und von lebendigem Naturgefühl beseelt. Der zweite Flügel stellt den Hohenpriester Simeon und den heiligen Lazarus im Ornat des Bißthums von Martilien (Marseille) vor. Hier ist das uralte Haupt des Simeon von hoher Schönheit der Idee.

Von einem kölnischen Meister, Jahrszahl 1466 ein schönes Gemälde, das Epitaphium eines kölnischen Doktoren der Gottesgelahrtheit. Es stellt den Donaterius am Fuß des Kreuzes knieend und betend vor. Maria, ganz in blau gehüllt, steht am Kreuz mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen vom innigsten Schmerz

ganz hingenommen. An der andern Seite des Kreuzes steht der heilige Johannes, und neben ihm St. Hippolitus, in voller Rüstung auf sein mächtiges Schwerdt gestützt, eine hohe Purpurfahne mit Gold ruht in seiner Rechten. Das Gerade, Schlichte, Treue einer männlichen schönen Natur, drückt sich unverkennbar in der ernsten, kräftigen Gesichtsbildung, in den natürlich gescheitelten wehenden Haaren, und in der freymüthig edeln Stellung aus. Der Maria zur Seiten steht St. Ursula, ihre Schaar von Jungfrauen unter dem Purpurmantel leitend, das Zeichen ihres Marterthums, die Pfeile, in Händen, die hohe Stirn mit einer Perlenkrone geschmückt. Wie lieblich und natürlich schauen die kindlichen Gestalten unter dem Mantel hervor, und mit wie süßem Ernst sieht die Heilige auf sie herab! Die Gruppirung ist recht einsichtsvoll, die Mädchen blühn wie Blumen, unter dem Schutz eines ernsten Baumes.

Von einem Niederländer, gleichzeitig mit Albrecht Dürer, ein kleines Gemählde, die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten.

Maria sitzt am Eingang eines Waldes, eben reicht sie dem Kinde die Brust, das noch einmal in die liebeströmenden Augen der Mutter schaut, eh es sie nimmt. Sie hält den Arm um das Kind geschlungen, sein Händchen ruht in ihrer

liebkosenden Hand. Blick und Lächeln ist heitre Liebe, die ganze Stellung süße Natur. Eine Quelle rieselt im moosbedeckten Felsgestein, und vermehrt die Lieblichkeit der Umgebung. Aus der Waldnacht hervor bemerkt man im Schatten das ruhig grasende Maulthier. Joseph scheint den Weg erspäht zu haben, und kommt zurück. Tiefer im Hintergrund Feld und Wiese, ein Flecken vor Bethlehem, die Burg und die Stadt, längs welcher sich der Strom ausbreitet, und fernhin durch schöne Gefilde schlängelt. Den Horizont begränzen blaue duftige Berge. Nach der treuherzigen Weise der alten Meister ist auch hier die Geschichte episodisch vorgetragen im Hintergrund, und zwar in Figuren, die man kaum sieht so klein sind sie. Von Herodes Burg aus zieht eine Schaar Gewappneter, den Kindermord zu vollbringen. Weiber mit ihren Säuglingen werden fortgeführt. Hier ringt eine Mutter die Hände, Die Leiche ihres Kindes liegt im Grase, dort dringen Krieger in ein Haus, indeß sich eine Mutter, das Kind auf dem Arm, zur Hinterthür hinaus flüchtet. Doch wechseln überall die Bilder des Friedens und der Thätigkeit mit diesen Szenen der Trauer ab. Hier wird Land besäet, dort mäht ein Schnitter ein blumendurchsäetes Waizenfeld, dort erweisen sich Krieger mild gegen einen Armen. Auf dem Rücken des Berges wei-

den zerstreute Lämmer, und fleißige Bienen schwärmen um die Körbe her. Doch aller Frieden und Herzensfreudigkeit ist am sinnbildlichsten und holdesten im Hauptgegenstand ausgedrückt, in der Mutter, die den Sohn gerettet, und die Greuel hinter ihr nicht einmal ahndet. Die Ausführung ist sehr liebevoll und brav, und die Farbe ganz herrlich. Inniges Naturgefühl hat überall die Hand des Mahlers geleitet.

Von einem deutschen, wahrscheinlich Grünwald, die h. Anna, Maria und das Kind. Hier zeigt sich mancher wesentliche Unterschied der beiden Schulen. Man vermißt den transparenten Schimmer der zarten Farbengebung, und das Ganze ist mit minder Leichtigkeit und Einsicht behandelt, neigt sich auch, wie Lukas Kranach mehr nach dunkeln Farben hin. Die h. Familie sitzt bei einem Gemäuer, im Schatten zweier königlichen Eichen, in der Ferne eine Burg, und der Horizont bekränzt mit blauen Gebirgen, aus deren Schoos sich die hohen Thürme einer Stadt heben. Das Kind sitzt der heil. Anne auf dem Schoos, es verlangt nach der Mutter, die es eben in die Arme nehmen will. Die Pyramidalische Gruppirung ist schön und streng behandelt, die Gesichter sind ernst und ausdrucksvoll. In Allem ist die kernfeste, gediegene, ehrlich mühsame deutsche Hand sichtbar, die hier jeden Stein treu

ausgezirkelt, und jedes Blatt umzeichnet hat. Die beiden Eichen sind ganz vortrefflich behandelt, und drücken gleichsam den Stempel der Deutschheit auf diese Erzeugung.

Ein höchst eigenthümliches, sehr altes Bild, von einem kölnischen Meister, verdient besondere Erwähnung, der Erlöser am Kreuz zwischen den zwei Schächern. Nur in der Perspektive ist das Bild bedeutend zu tadeln, im Uebrigen ist der Fleiß und die Nettigkeit des Pinsels höchst lobenswerth. Die Gesichter sind sehr gut und besonders ausdrucksvoll, an der Zeichnung des Nakten ist nichts auszusetzen, weniger gut sind die bekleideten Figuren, doch sind Zeichnungsfehler in diesen alten Bildern, wo ein höheres Streben vorwaltet, keineswegs so wesentlich, als bei handwerksmäßiger Perfektibilität.

Christus neigt sein Haupt und stirbt. Der reuige Sünder ihm zur Seiten, schaut ihn noch mit Glauben und Zuversicht an. Hier erkennt man recht die rohe derbe irdische Natur, mit Kraft ausgerüstet zum Bösen, wie zum Guten, je nachdem sich die Richtung entscheidet. Im Leben hat der Mensch am Staube geklebt, nun aber bricht mit einemmal der helle Lichtstrahl durch die Nacht, und das Gute siegt. Der Gegensatz der zweiten Figur hebt die erste noch stärker. Jener Verstockte ist ganz in Schlamm ver-

ſunken, man könnte ihn das lebendige Bild der Verderbniß und Niedrigkeit nennen. Er krümmet ſich feige vor dem Todesſchmerz und giebt den Kampf auf, eh er ihn begonnen. Die Stellung iſt ſchaamlos, die des Andern nicht, man kann die Abſicht des Künſtlers nicht verkennen. Zur Seite des reuigen Miſſethäters iſt die Gruppe der Frauen angebracht. Die Mutter des Erlöſers ſinkt in Ohnmacht. Johannes nimmt ſie in ſeine Arme, beide Geſtalten ſind vom innigſten Schmerz beſeelt, der Affekt, und jede theatraliſche Bewegung iſt hier verbannt. Der Ausdruck der Umgebenden ſehr mannigfaltig, und von guter Wahl. Die Geſichter ächt individuell, und ſo ſauber ausgeführt, als wäre es Miniatur. Manche Parthieen ſind ſehr gelungen, z. B. vorn auf dem himmelblauen Mantel der Maria eine wohlkolorirte Gruppe, eine geputzte Frau mit einem ſchönen Kinde an der Bruſt, die Mutter ſieht mit ſtumpfer kaum aufgeregter Neugier nach der umſinkenden Maria hin, das Kind lächelt froh in ſüßer Unſchuld, und man könnte glauben, der Künſtler habe in dieſem Kinde das Bild der Nachkommenſchaft bezeichnen wollen, die des Seegens vom Tode Chriſti theilhaftig wird.

Den auffallendſten Gegenſatz zu dieſem Bilde, welches mich ſehr lebhaft an eine Kreuzigung von Andrea Mantegna erinnerte, die ich in Pa-

reis gesehn, bildet ein Gemählde aus der niederländischen Schule, das schon mehr der neueren Zeit angehört und worauf derselbe Gegenstand dargestellt ist. Dies steht in jeder höhern Beziehung tief unter dem Vorigen, ob es gleich in technischer Hinsicht bedeutende Vorzüge hat. Hier tritt an die Stelle der Tiefe und Lebendigkeit des Ausdrucks, der Affekt und die Pantomime, und der Ausdruck ist theatralisch. So leicht sich Ziererei von Zierlichkeit, natürliche Anmuth von eingelernter Form, und Alles Ungebildete von der süßquellenden Fülle schöner Naturgaben unterscheidet, so sieht man auch in der Malerei sogleich den Abstand vom Gesuchten und Herabgezogenen, zu dem was tief aus reicher Quelle hervorströmt; denn Alles, was unter der höchsten Stufe der Empfindung und Anmuth steht, artet, sobald Anmaßung damit verknüpft ist, in leere manierirte Form aus. Christus am Kreuz weicht noch von der alten Idee nicht sehr ab, allein der weinende Johannes, mit gewundenen Händen ist eine durchaus leere Figur. Die Stellung ist gezwungen, und der herrlich kolorirte Mantel flattert, wie geknittertes Papier im Winde, nach verschiedenen Richtungen. Die Magdalena zu den Füßen des Kreuzes umschlingt es mit der einen Hand, mit der Andern trocknet sie sich die Augen, wobei sie die zarten Fingerspitzen recht hübsch zur Schau stellt.

stellt. Diese Stellung ist ausgesucht zierlich, aber auch nichts mehr. Die Gewänder sind geschmackvoll und reizend. Maria, halb ohnmächtig ist in etwas höherm Sinn genommen als die andern Figuren, jedoch auch nur oberflächlich. Drei flatternde Engel kommen mit Kelchen, das Blut des Erlösers aufzufangen auch diese sind leer und seelenlos. Dennoch muß man dies Gemälde wegen der Farbe und der Behandlung, der schönen Landschaft, und überhaupt des vollen Effekts rühmen. In einer Felshöhle wird die Grabstätte Christi bereitet, der Lichteffekt einer herabhangenden Laterne in der Höhlung ist bewunderungswerth. Dies Bild ist eins der ersten Niederländer, worauf ein Lichteffekt vorkommt.

Zwei Flügel von demselben kölnischen Meister, von welchem das Epitaphium auf Goldgrund ist, dürfen nicht vergessen werden. In einer gothischen Säulenhalle St. Jakobus der Jüngere, das Schwerdt in der Rechten, ein Buch in der Linken, das Haupt mit dem Muschelhut bedeckt. Auf dem Zweyten St. Antonius der Einsiedler, durch eine Halle schreitend, Glocke und Strohfackel in Händen. Eine ernste tiefe Idee liegt diesem Bilde zum Grunde. Der Heilige schreitet mit himmlischer Ruhe über den elenden Teufel weg, der mit ohnmächtiger Wuth am Gewande krallt, und sich unter seinem Fuß windet. Der

Faltenwurf das schwarzen Gewandes ist schlicht und edel. In beiden Gemälden ist viel Seele und Sinn.

Von einem Niederländer, gleichzeitig mit Albrecht Dürer, ein Bild des heiligen Mauritius der bekanntlich der Anführer der Thebaischen Märtyrer Legion war. Der Ritter trägt die mächtige Fahne, und stützt sich auf das Schild. Die Gestalt ist von schöner blühender Kraft und Würde, freundlich ernst, warm und klar. Nur in den vortrefflichsten berühmten Meistern findet sich die Freimüthigkeit und ernste blühende Zierlichkeit dieses Bildes wieder. Alles ist in seiner besten Eigenthümlichkeit und so kräftig als besonnen ausgeführt. Die höchst karakteristische Gesichtsbildung scheint Portrait zu seyn, die Behandlung ist im hohen Grade fein und vollendet.

Von einem ungenannten Niederländer nach Albrecht Dürers Zeit, auf Goldgrund eine Mater dolorosa, in Lebensgröße, eins der strengsten bedeutungsvollsten Bilder die ich noch gesehn. Die innigste Tiefe des Schmerzes lebt in den Zügen, Mund und Auge sind unaussprechlich wahr und ergreifend. Der Faltenwurf des dunkeln Mantels ist groß und edel, die ganze Komposition zeugt von innigem Gefühl und erhabenem Schwung.

Von Lukas van Leyden ein Gemälde mit

Flügeln, worauf sieben Figuren befindlich. Gewiß eins der herrlichsten dieses großen Meisters und warmen Koloristen. Nie habe ich ein ähnliches von ihm gesehen, aber nicht blos in Beziehung auf den Meister, an und für sich könnte dies Gemälde eine Zierde jeder bedeutenden Sammlung seyn.

Auf dem Hauptstück der heil. Bartholomäus, blau gekleidet, von einem weißen goldverbrämten Mantel umhüllt, das Messer, Zeichen seines Martertums in der Rechten, in der Linken ein Buch, bleichen Angesichts, Haar und Bart schwarz, und ernster als wild. Geberde und Stellung auf dem Gipfel der ruhigen strengen Schönheit einer großen Idee. Diese Gestalt ist im Geist und Sinn eine der vortrefflichsten, welche die Malerei aufzuweisen hat; wer sie nur sieht, muß hingerissen werden von wehmüthiger Rührung und herzerhebender Bewunderung. Nie hab ich etwas so ergreifendes gesehen als dies Gemisch von Leid und himmlischer Erquickung, von Hoheit und Innigkeit, von Ernst und Wehmuth. Diese Gestalt steht unter so vielen mir bekannten wiederum ganz eigenthümlich da, alles was ich noch von so großen Meistern gesehn, war wieder anders, war sich untereinander mehr ähnlich.

Dem h. Bartholomäus zur Seite St. Agnes und St. Cäcilie. Diese spielt die Orgel, und

ſcheint, in himmliſcher Entzückung ganz verloren, dem eignen Spiel zuzuhören, auf dem zarten Antlitz ſpiegelt ſich die Harmonie ihres Weſens in klarem Lichtglanz ab, die Augen ſchwimmen in reiner Seeligkeit. Die H. Agnes, lieblich hingeſtellt, mit auserleſener Pracht und Zierlichkeit geſchmückt, den Palmenzweig in der Rechten, die goldnen feinen Wellen der Haare reich hinſtrömend, lieſt in einem Buche. Wie ſie ſo ſüß und heilig da ſteht, wie der Schmuck der ganzen Natur! Die transparenten blühenden Lichter und Schatten ſind auf ihrem Antlitz harmoniſch verſchmolzen, ihre Seele ſchimmert klar hindurch, ihr ganzes Seyn iſt keuſche Innigkeit. Hinter der Gruppe des Hauptſtücks ſowohl als der Flügel iſt ein Teppich von purpurdurchwirktem Golde gezogen, über welchen hinaus eine Landſchaft hervorragt, deren Majeſtät und Sinn dem Ganzen entſpricht: eine Stadt, deren Kirche dem Dom zu Antwerpen gleicht, Felſenketten, Inſeln, Klippen, und der Ozean. Alles bläulich, duftig gewoben, in klarem Himmelsglanz. Auch krönt den Rand des Bildes eine Arabeske, welche ſymboliſch auf die Martern der Heiligen hindeutend, aus Diſtelblättern und Blüthen geflechten iſt, und die an Zierlichkeit keiner italieniſchen Arabeske nachſteht.

Auf dem rechten Flügel St. Jakobus der Ael-

tere, mit einem Buche und einer gewaltigen Keule, das Zeichen seines Marterthums. Ihm zur Seiten die h. Christine, die Pfeile in Händen, den Mühlstein ihr zur Seite. Der Kopf des Jakobus ist sehr warm und lebendig kolorirt, in hohem Geist genommen. Er sieht mit wehmüthiger Freundlichkeit auf die Heilige hin. Christine ist nach dem gewöhnlichen Typus der Frauenköpfe des Lukas van Leyden, der sich auf allen seinen Gemählden wiederfindet, mit breiter Stirn und ungewöhnlich kleinem Mund, und der das Gesicht bedeutungslos und manierirt macht. Das Technische an der ganzen Vorstellung ist nicht genug zu bewundern. Der Mühlstein zum Beispiel, steht wirklich halb auf dem Bilde heraus, eben so die schwarze Spitze des Schuhes auf einem weißen Postament; das Gewand des Jakobus fällt in so schöne, reiche natürliche Falten, daß man ganz getäuscht wird.

Auf dem linken Flügel St. Johannes Evangelist, neben ihm St. Margaretha. Johannes ganz durchdrungen von Glauben und Liebe spricht den Seegen über den vergifteten Kelch, und schreiend fliegt ein Drache hinaus in die Höhe. In dem Heiligen offenbaret sich die ungestörte Ruhe himmlischer Naturen. Dagegen sieht Margarethe freudig kindlich entzückt den leichten Sieg. Ihr zu Füßen windet sich das Ungeheuer, schon vernich-

tet, aber noch wüthend. Seine großen Augen glühn wie helle giftige Flammen, und sehn aus dem Bilde schauerhaft heraus. Die Pfeilgespitzte glühende Zunge sprüht Funken, die Kralle liegt ganz kraftlos und entnervt da, der Rachen und und die Kiefern sinken schon zusammen, in den Augen allein ist noch Leben und Wuth. Mit dem Schweife hat der Drache gesucht die schön rollenden Locken der Heiligen zu umzingeln.

Die Karnazion im ganzen Bilde ist schön und warm, die Zeichnung tadellos, und meist ganz vortrefflich. Leben weht aus jedem Zug. In der Zierlichkeit des Putzes ist unerschöpfliche Mannichfaltigkeit, und bewunderungswürdiger Fleiß angewandt.

Zu der Gemählde sammlung des Herrn Rektor Fochem in Köln gehört Eins der vorzüglichsten Bilder dieses Saals. Es ist das Portrait eines Mannes in Lebensgröße von einem ungenannten Meister, wahrscheinlich einem Niederländer, denn das Kolorit ist zu warm für die deutsche Schule. So wie man es sieht, denkt man an Holbein, es ist eben so rein und kräftig aus der Natur gegriffen, eben so besonnen und musterhaft vollendet als die Werke dieses unvergleichlichen Meisters. Nur daß die Tinten mehr in das röthliche spielen, und die Natur ganz herstellen, dahingegen bei Holbein immer im Kolorit etwas fixier-

matisches vorwaltet; es spielt mehr in das Geldliche, es ist darin mehr auf einen studierten Effekt abgesehn, hier aber ist das Leben selbst mit unverkennbarer Treue und Kraft dargestellt. Die Figur ist nur unmerklich nach der linken Seite hingewandt, beynah ganz en face. Die Aufgabe war deshalb höchst schwierig, und der Künstler hat sie unübertrefflich schön gelöst. Das ganze Gemälde hat keinen tiefen Schatten, Alles ist klar, mit zarten transparenten Wiederscheinen gehalten, und dennoch tritt Alles rund und weich hervor. Die Zeichnung ist herzhaft, kräftig und streng, die Nebenwerke halten sich mit der Hauptsache auf gleicher Höhe der Einsicht und Vollendung. Ein Purpurkleid mit breitem Marderkragen, ein feines, zierlich mit Gold und Silber gesticktes Kollet schmückt die Gestalt. Das Haupt bedeckt ein schwarzes Barett, frei sieht die hohe Stirn hervor, auf deren lichter Fläche der Geist des Denkers schwebt. Eine schöne Wärme beseelt Blick und Lippe, die ganze Phisiognomie zeugt von einer tiefen sinnvollen Natur, die wohl den Künstler begeistern und erregen konnte; er hat die kräftige bedeutende Individualität des Urbilds so treu aufgefaßt, daß die unmerkbare Grenzlinie zwischen dem Gipfel der Kunst und der Natur fast überschritten scheint. Wenn man das Gemälde nur einige Minuten fixirt, wird es

schauderhaft lebendig. Noch besonders in den Händen hat der Künstler die größten Schwierigkeiten überwunden, sie treten ganz in der schönsten Eigenthümlichkeit aus dem Bilde heraus, und die Fülle des Lebens blüht in dem Gräber und in den kraftvollen Linien. Der prächtige Siegelring, und die andern, welche gleichfalls reich und zierlich sind, die goldne Kapsel und Schrift, deuten den Rang eines hohen Staatsmanns an. Das ganze Bild ist freimüthig, edel, lebendig und ernst, es spricht einen an, man möchte das Urbild kennen, und gewinnt es im treuen Bilde schon lieb.

Von Lukas Kranach zwei Gemälde, die nicht zu den unbedeutendsten dieses Künstlers gehören. Loth mit seinen Töchtern, und ein Portrait, als Herodias. Ein schwarzer Vorhang hinter ihr, nimmt die zwei Drittel des Hintergrundes ein, und läßt nur noch einer artigen Landschaft Platz. Die Hand mit dem Haupt des Johannes ist abgesägt worden, leider sind Stirn und und Wange übermalt, was aber geblieben ist, reißt zur Bewunderung hin, so zart und saftig ist die Karnazion. Die Augen sind besonders schön, und die Phisiognomie ist recht bedeutend, ein recht deutsches blühendes Mädchengesicht. Kopfputz und Tracht fantastisch, wie alles was Lukas Kranach noch gemalt. Rothbraun und Gold

herrschen darin vor. Die Zierrathen sind mit gediegener Sorgfalt ausgeführt, und mit Geschmack behandelt! Den Kopf umgiebt ein goldnes Netz die Stirn ist ganz frei, kein Haar ist sichtbar, über dem Netz steht noch ein abentheuerlicher Hut von dunkelrothem Sammet mit sieben Schwungfedern.

Eine Madonna von Francesco Francia Bolognese. Dieser Meister hatte aus der ersten Zeit des Perugino in die beste Blüthe des Rafael hinübergelebt. Die Sage macht seinen Tod merkwürdig: als man die heil. Cäcilia, das Altarblatt der Hauptkirche von Bologna dahin brachte, um aufgestellt zu werden, hatte der bescheidene Rafael dem Francia geschrieben, um ihn zu bitten noch zu verbessern, wo er Fehler fände. Francia eilte das Bild in Empfang zu nehmen. So wie es aufgedeckt wurde, und er von einem Jüngling erreicht fand, wonach er ein Menschenalter hindurch, vergeblich gestrebt, traf ihn der Strahl des neuen Lichtes so gewaltig, daß er ohnmächtig vor das Gemälde hinsank, und wenige Tage darauf in stummem Hinbrüten starb.

Was ich noch von diesem herrlichen Meister, dem würdigen Zeitgenossen des Perugino und Fra Bartholomeo gesehen, hat mich ganz entzückt. Diese Madonna auch gehört mit zu seinen

besten Gemälden. Sie ist noch ganz in der keuschen Heiligkeit der Idee, aus jener alten Zeit. Die Behandlung ist des größten Meisters würdig, so zart und lieblich sind die Farben verschmolzen, so transparent die Wiederscheine, so wahr und innig jeder Zug.

Die Madonna hält das Kind in den Armen, sein Händchen ruht in ihrer Hand, recht mütterlich. Die Füßchen spielen kindisch, wie man es auch bey Rafael oft so süß wiederfindet. Das Kind erhebt segnend die Rechte, in der Linken hält es eine Kirsche. Es ist ein wunderbarer Gegensatz im süßen Ernst auf dem Antlitz, im feierlichen Segnen der Hand, und in der holden kindischen Tändelei. In beiden Gestalten offenbart sich tiefe wehmüthige Liebe. Die Madonna trägt ein purpurnes Gewand, der dunkelgrüne Mantel fällt als Schleier über das Haupt, ein zarter transparenter Flor schmiegt sich anmuthig um Haar und Stirn. Die ernste stilldämmernde Landschaft mit tiefdunkelm Gebirge vollendet die Einheit der ganzen wehmüthig süßen Idee.

Ich übergehe manches andre Merkwürdige und Schöne, und eile nun ohne Weiteres zu meinen Lieblingen, einer Reihe von Gemälden von ungenannten Meistern, alle von demselben Geist beseelt.

Die süße Träumerei des Frühlings, blaue

Berge in fernem Sonnenglanz. Lachende Gewäſſer, tiefe Waldungen, helle Fluren. Ein üppiges Leben in Stauden und Kräutern, ſchlängelnde Pfade, auf denen der Blick tiefer in das Geheimniß des Waldes dringt. In der hellen Luft ſchlanke Bäumchen, deren zartes Laubgewebe Himmel und Gegend durchſchimmern läßt. Jede Stelle einladend, durch eine beſonders liebliche Intention anziehend. Dies Frühlingslächelnde der Gegend offenbart ſich auch in den Geſtalten. Es ſind Blumen von ewigen Fluren.

Zwei ſchmale Flügel ſtellen die h. Agnes und St. Johannes vor. Dieſer athmet ganz die holde Lieblichkeit der Rafaeliſchen Kompoſitionen; Stellung, Geberde, Form und Seele ſind in der ſchönſten Einheit keuſcher und ſinnvoller Anmuth. Auch hier iſt die Lieblingswahl der alten Künſtler getroffen, die Legende vom Giftbecher, welchen Johannes Seegenszeichen des Kreuzes ſeines Giftes entledigt. Schreiend fliegt ein fantaſtiſcher Drache in die Luft, der Blick des Heiligen ſtralt in ungeſtörter Milde. Die Landſchaft im Hintergrunde iſt blühend und anziehend. Die heil. Agnes iſt nicht minder bewunderungswerth und zart gedacht, als eben benanntes Bild. Dieſe beiden, und mehrere andre ſcheinen alle von derſelben Hand, oder wenigſtens aus derſelben Schule zu ſeyn. Die Künſtler ſind unbekannt. Gleich-

zeitig mit Rafael, Deutsche oder Niederländer, die aber in Italien studiert haben, davon zeugen die Kostume im Italienischen Geschmack, die Arabesken, Fruchtgewinde, Sammtanzüge und andre Nebenwerke, ganz im Geschmack des Perrino del Vaga, und Benvenuto Cellini. So ist z. B. eine Flügeldecke, worauf Kaiser Heinrich der Heilige in einer herrlichen Marmorsäule steht, von der geschmackvollsten und reichsten Erfindung.

Zu den schönsten dieser Darstellungen gehört ein Christus am Kreuz mit zwei Seitenflügeln.

St. Lambertus im bischöflichen Ornat. In der Rechten trägt er den Speer, das Zeichen seines Martertums, auf der Linken das Modell zum Dom von Lüttich, seines Bißthums Stadt. Der Heilige erscheint kolossal gegen die fromme Matrone, die betend ihm zu Füßen kniet. Dahinter breitet sich eine weite reiche Ferne aus. Ueber einer Felsenpforte eine stolze Burg im Sonnenstrahl. Fernhin Felsen mit azurnem Duft umwoben, und in der tiefsten Ferne leichte duftige Bergketten. Eine tiefdunkle Baumgruppe am Rand eines Gewässers, wo Blumen sprießen und ein Reyher am Ufer sitzt. Den geschlängelten Fußsteig eilt ein Wanderer entlang. Diese Stelle, ganz Natur, athmet Kühlung und Duft. Es wird einem da wohl. Ich möchte wissen, warum

ſie ſo traulich und einladend iſt, als winkte dort jeder Sehnſucht ſüße Ruhe?

Auf dem zweiten Bilde in heiterm Himmel und freundlicher Gegend eine hohe ſchlanke Jungfrau, anmuthig geſchmückt. Es iſt die h. Agnes. Das Lamm ſchaut behaglich und dreiſt unter dem Purpurmantel hervor, als wäre es ſich ſeines Schutzes bewußt. Die Heilige, mit lieblich geſenkten Augenliedern, lieſt in einem Buche. Zu ihren Füßen kniet eine weibliche Geſtalt, in Schwarz gekleidet.

Auf dem Mittelbilde Chriſtus am Kreuz. Das rinnende Blut über den bleichen Leichnam, das milde ausgelittene Antlitz ſind unendlich ſchön und rührend. Am Kreuz kniet Magdalena, ſie umſchlingt es mit bitterm Schmerz. Neben ihr der Jünger, den Jeſus liebte, ſanftrauernd, wie die Liebe ſelbſt. Ihm gegenüber, Maria die jetzt den herbſten Kelch des Leidens trinkt. So weint eine Mutter um den Sohn, inniger und wahrer ſah ich den Schmerz noch nie. Neben ihr der heilige Petrus, höchſt bedeutſam und treu, recht nach dem alten Typus dieſes Apoſtels. An der andern Seite ſchließt die h. Barbara die Gruppe, kenntlich am Thurm. Dieſe beiden Geſtalten ſind gleichſam der theilnehmende Chor, der nur den Wiederſchein der Trauer in ſich auffaßt. Vorn am Kreuz knieen drei Männer, gegen wel-

che wiederum, wie auf den beiden Flügeln, die Heiligen koloſſal erſcheinen.

Der Vater mit den zwei Söhnen. Der Jüngſte trägt die Kleidung der Karthäuſer. Dies Bild iſt aus der Karthauſe von Kölln, und wurde ohne Zweifel bei der Aufnahme eines jungen Adelichen, der in den Orden trat, dem Kloſter geſchenkt. Hierauf zielt gewiß die waldumgebene ſtille Hütte, auf blühender Aue, welche derſelbe Wanderer nun erreicht, den man im vorigen Bilde auf dem Weg dahin erblickt. Daſſelbe Gewäſſer mit dem einſamen Reyher am Ufer iſt wieder hier. Dieſe ſtille Betrachtung des Vogels am rinnenden Waſſer könnte ein Bild des Denkers ſeyn, der dem Lauf der Wellen zuſieht, wie dem flüchtigen Lauf des Lebens. Die Welle verrinnt und verſchwindet, ihre Spur bleibt nicht auf Erden, aber ſie hat doch den Himmel in ſich aufgenommen.

Weit abwärts von dieſer ſchattenumduftetten Kühlung öffnet ſich der Blick in das Leben, die Stadt, die Sonnenhelle, blau umwobene Ferne, die den menſchlichen Geiſt anlockt und anregt, und der innern Sehnſucht die Flügel lüftet. Am äuſſerſten Horizont duftumſchleyerte Felſenketten, und vornher wieder ein ſchlankes Bäumchen, das den Himmel durchſchimmern läßt.

Die Sorgfalt und Liebe der Behandlung ſind

nicht genug zu rühmen, und dennoch wird dies Bild faſt verdunkelt von einem Andern, vielleicht aus der Reiſe deſſelben Künſtlers, der Tod der Maria, mit zwei Seitenflügeln, eine ritterliche Familie, in Andacht knieend mit ihren Schutzpatronen vorſtellend. Hier ſind die mannichfaltigen Vorzüge mancher großen Meiſter zur einklingenden Einheit verſchmolzen, das Hohe und Bedeutſame iſt mit zarter Anmuth vereinigt, Schmerz und Leiden ſind Lieblichkeit, und der Tod nur ein ſüßeres Weh.

In den Geſichtern iſt es der Pinſel und die Bedeutſamkeit des Holbein, in Stoffen, Metallen, Beleuchtung und Perſpektive gehört es zu dem Vortrefflichſten und Geſchmackvollſten, was die Kunſt beſitzt. Nichts iſt zierlicher, ſinnreicher und anmuthiger als die Gewande und der Schmuck der Frauen, und die ganze Anordnung der Gruppen und Nebenwerke; höher kann in der Darſtellung des Sammets u. a. d. die Täuſchung nicht getrieben werden, und überhaupt kann man nichts hellblühenders, freundlichers ſehen, was den Blick immer von friſchen einladet, immer wieder erquickt und reizt, und dennoch treu im Herzen zurückbleibt.

Alles trägt den Charakter und Stil der Römiſchen Schule, aber die Individualität der Fi-

guren iſt unverkennbar deutſch. Das Datum iſt 1510.

Eine Beſchreibung würde mir nicht gelingen. Der Leſer nehme die drei Gemählde, wie ſie ſich in mir ſelbſt geſtaltet, in folgenden Zeilen:

Erſter Flügel.

Ein ex voto.

Thu auf der Vorwelt dunkles Thor,
Du Huldengeiſt der deutſchen Ahnen.
Aus Trümmern ſteige licht empor,
Die ſtumpfe Nachwelt ſtreng zu mahnen.
Vom alten deutſchen Ritterleben
Sollſt du das treue Bild uns geben.

Der Schöpfung Kron' ein biedrer Held
Verſchmähet nicht vor Gott zu knieen;
Der blüh'nde Sohn, ihm zugeſellt,
Fühlt innig auch ſein Herz erglühen.
Er ſpricht mit Blicken und Geberden:
„O, laß mich wie mein Vater werden.“

Sankt Dionys, der Schutzpatron,
Des alten Ritters, ihm zur Seiten,
Entblößten Hauptes, zeigt den Lohn,
Den er gewann in frommen Streiten.
O, heilig Blut, mit Luſt vergoſſen,
Auf daß der Glauben Schutz genoſſen!

Sankt

Sankt Georg steht beim edeln Sohn,
Der Lindwurm windet sich zur Erden,
Denn endlich muß nach Schmerz und Hohn
Die gute Sache siegreich werden.
Der Heilge mahnt den jungen Leuen
Den Kampf mit Unheil nicht zu scheuen.

Der Waffen Glanz, der Kleider Pracht,
Der stolze Bau, die hohen Blicke,
Sie zeugen laut von Ehr und Macht,
Von Heldengluth und Heldenglücke.
Doch sind, die solchen Preis errungen,
Durch Demuth erst zum Ziel geschwungen.

Zweiter Flügel.

Des kühn gewundnen Stromes Glanz,
Die stolze Burg auf blauer Höhe,
Der grünen Wälder duftger Kranz
Ist was ich ferner freudig sehe.
O, deutsche Fluren, deutscher Boden,
Ich athme euren Lebensodem! —

Die Felsenketten dämmern fern,
Am Horizont im Sonnenschein;
Und lustge Schifflein segeln gern,
Auf glattem Spiegel, silberrein;
Auf Blumen-Au, die Wassermühle,
Treibt fleißig in der Schattenkühle.

Wer kniet im festlich schwarzen Kleid,
Mit goldnem Gürtel, reichen Spangen?
Es ist die Frau der deutschen Zeit,
Mit reinem Sinn und keuschen Wangen,
Ihr schlichter Wandel, frommes Lieben
Steht deutlich in dem Blick geschrieben.

Und neben ihr die Tochter zart,
Der Mutter Bild in frischer Blüthe,
Von ihr mit Fleiß gezogen ward
Zu reinem Sinn und Herzensgüte.
Von ihres Busens keuschen Räumen
Bleibt fern der eitlen Weltlust Träumen.

Daneben ist auch ernst und schlicht
Die heilge Gudula erschienen*)
Sie schmückt der Schönheit Rose nicht,
Doch sagen ihre sanften Mienen:
„Aus dichtverschlungenen Gewinden
„Wird reine Güte Ausweg finden!"

*) Diese ist mit einer Laterne abgebildet, an welche sich ein Teufel klammert, der sie auszulöschen bemüht ist. Die Die h. Gudula war mild und gut, sie ging Nachts zu Kranken und Armen, und der Teufel bemühte sich stets ihre Laterne auszublasen, aber es gelang ihm nie. Auf diesem Gemählde hat sie eine Hand auf die Schulter des Fräulein's gelegt, und sie neigt sich so tief zu ihr hin, indem sie ihr gleichsam mit dem Beispiel der Milde vorleuchtet. Uebrigens ist auch die Zeichnung der Hände in diesem Bilde so sinnlich und musterhaft, wie man sie nur bei den herrlichsten Italienern findet.

Doch du, der Anmuth lichtes Bild,
Du unaussprechlich süßes Wesen,
Wer bist denn du, so lieb und mild,
Bist du auf Erden je gewesen?
Was neigst du dich so hold, du Blüthe,
Du Innbegriff von Huld und Güte?

Der Mühlstein dir zur Seite zeigt
Die Marter, die du gern erlitten,
Zur frommen Rittersfrau geneigt,
Willst du sie freundlich mahnend bitten:
O, wälze los von deinem Herzen
Des nicht'gen Lebens Lust und Schmerzen!

Sieh, nach der schweren Prüfung Zeit,
Nach kurzer Nacht, die Sonne glänzen,
Nach blutger Dornen Bitterkeit
Wird dich der Liebe Rose kränzen.
Bist du vom Leben einst genesen.
Ist Alles nur ein Traum gewesen!

Der Tod der Maria.

Maria, seufze länger nicht,
Der Freiheit Stunde hat geschlagen.
Von Engeln sanft empor getragen
Schaust du des Sohnes Angesicht.
O Mutterlust, des Lebens Leben,
Was kann der Himmel süßers geben?

Da liegt die Lilge, hingesenkt,
Vom Todesengel sanft berühret,
Der Geist, vom Himmelslicht getränkt
Ist schon dem keuschen Leib entführet,
Doch ließ sein letzter Abschiedsblick
Noch selgen Wiederschein zurück!

Wie lieblich blüht der Purpurmund,
Welch Rosenlicht auf zarten Wangen!
Hier ist der Tod vorbeigegangen,
That seine grause Macht nicht kund.
Er hat ihr nur gestillt die Thränen,
Das Herz erquickt, gelöst das Sehnen.

O, weinet nicht, die sie verließ,
Sie hat das schöne Ziel gewonnen,
Maria labt im Paradies
Sich selig nun am Lebensbronnen.
Der schwertdurchbohrten Seele Wunden
Nun bei der Liebe Hauch gesunden.

Helmina v. Chezy,
geb. v. Klenke.

Die Verlegenheiten des Gefälligen.

Eine Erzählung.

In den Straßen einer Universität des südlichen Deutschlandes wurde es immer stiller. — Die Osterferien hatten angefangen, und wie Blüthen und Knospen sich von der Sonne locken ließen und schon alles umher in Wald und Bergen den Frühling hauchte und sang, da war manche fröhliche Schaar Studenten nach fernen Bergen und Städten gewallfahrtet, und nur die sehr Fleißigen, sehr Trägen, und sehr Armen blieben zurück. — Graf Lantau gehörte zwar zu keiner der drei Klassen, aber er saß doch verdrüßlich auf seinem Zimmer, obgleich an diesem Morgen die Sonne doch so gar freundlich durch die Fenster schien, und die waldigen Bergspitzen, die jenseits

der Straße ragten, ſich ſchon hie und da mit Grün bekleideten. So etwas lockte ihn ſonſt immer hinaus, denn er gehörte nicht zu jenen vermeintlich Braven, Männlichen, die da glauben, bei einer Pfeife Tabak dürfe man ſich nicht mehr über Blumen und Wälder freuen, und welche eine Stutterei als die einzige burſchikoſe Naturfreude geſtatten. Seit einiger Zeit ſchwoll ihm nicht mehr Muth und Lebensluſt wenn er durch Berg und Wieſen wandelte, des Waldes Blätter, die ſo luſtig ſorglos in der Sonne ſpielten, und wenn ſie auch vergehn, doch übers Jahr wieder grünen, die Vögel, denen ſo gar nichts fehlt in den Zweigen, und die da eben ſo ſingen als wenn Lantau keinen Korb bekommen hätte, ſchienen ihn zu verſpotten. Zwar, Adele hatte ihn nicht verſchmäht, ja er hatte es ſo deutlich empfunden, ſie müſſe ihm gut ſeyn, aber der Haß den Graf Dollinghorſt ſeit lange gegen die Lantau's hege — durfte es da im Grunde dem alten Herren verdacht werden, daß er ſeine Tochter nicht in dieſe Familie heurathen laſſen wollte? —

Es lag in dem Charakter des jungen Grafen Lantau eine große Weichheit und Nachgiebigkeit gegen andre, und eine große Strenge und Härte gegen ſich ſelbſt. Menſchen, denen er gut war, verzieh er leicht, that er alles zu Gefallen,

wenn es ihm auch sauer wurde und ihn selbst verletzte. Ihre Leiden ängstigten ihn, und jede Unbequemlichkeit die sie empfanden, ließ ihm keine Ruhe, aber sich selbst strafte er tüchtig nach leichtsinnigen Fehlern, durch Reue und Entbehrung, er ertrug heftigen Körperschmerz geduldig, und war still dabei, wenn ihm auch einer oder der Andre durch Fragen oder Scherze, die er immer freundlich beantwortete, lästig fiel. Die unbequemste Reise unternahm er gern, wenn das Jemanden Anders recht herzlich erfreuen konnte, und keine Unbequemlichkeit des Wetters, des Weges oder der Nacht konnten ihn zu Klage und Besorgniß bringen. — Dabei hatte er zwei Eigenheiten, die seine Freunde zur Achtung und zugleich zum gutmüthigen Belächeln des ehrlichen Jungen zwangen. — Seiner gar großen Nachgiebigkeit und Güte schämte er sich, weil er sie für etwas schwächlich und zu weit gehend hielt, und weil ihm seine vertrautesten Freunde theils in ernstlichem Rath, theils in gutmüthiger Neckerei immer gesagt hatten: er solle sich wahren, daß er als Ehemann nicht einmal unter den Pantoffel seiner Frau komme. Das ärgerte ihn eigentlich, obgleich er es nicht mochte merken lassen, und er versicherte dann immer, wie er sehr wohl in dem Nachgeben Maaß und Ziel zu setzen wissen werde, und ob man ihm nicht zutraue,

daß er nur so lange nachgebe, als es seine Ehre gestatte? — Hierin konnten nun die Andern wirklich keinen Zweifel setzen, und schwiegen jedesmal aus Liebe und Achtung. Dann setzte er ihnen weitläuftig auseinander, wie er erst seine künftige Frau prüfen und kennen lernen, wie er allmählig zur Strenge, und dann zur strafenden Kälte übergehen wolle, wenn trotz seiner Menschenkenntniß, die ihn nicht trügen werde, sich doch in der Ehe verborgen gewesene Flecken zeigen sollten. Kurz, er bildete sich gerne ein, daß er die Festigkeit wohl haben könne, deren Mangel er nicht gerne in sich empfinden mochte. — Die zweite Eigenheit seines Charakters entsprang, wie jene aus der Milde gegen Andre, aus der Strenge gegen sich selbst. — Bei allen Vorfällen wo er durch andre litt, wenn es nur nicht an der Ehre war, und bei den Andern Absicht oder böser Wille hervorleuchteten, schob er die Ursache auf sich, und gab jenen Recht. So hatte auch diesmal der alte Dollinghorst ganz Recht in seinen Gedanken, denn die Ursache des Familienhasses war gegründet. Nur sich gab er Schuld, daß er ihm zugemuthet hätte, in seine Verbindung zu willigen. — Diese Stimmung bannte ihn auf sein Zimmer, in dieser Stimmung traf ihn an jenem Morgen Weller, sein alter Jugendfreund.

Nun, machen wir nicht auch eine Wanderung, alter Kerl? rief ihm dieser zu, als er sich ihm gegenüber gesetzt hatte und mit seiner Pfeife in Ordnung war. Das wird dich zerstreuen! Was zum Henker hilft das Kopfhängen! ich wüßte was ich in deiner Stelle thäte, ich lebte nun toll und wild drauf los, und ruinirte mich, um ihnen zu zeigen, was sie angerichtet hätten! — Lantau sah ihn ernsthaft an, und sagte: Ich weiß, daß das nur dein Scherz ist, aber bedenk' einmal, was du da eigentlich sagst. Ich soll die Leute ärgern, die mich gar nicht absichtlich gekränkt haben, also etwas Böses thun. Wodurch soll ich sie aber ärgern? dadurch, daß ich mich zu Grunde richte! damit etwas Böses geschehe, soll ich mich gemein und krank machen! — Wer dich nicht kennte, der würde nicht begreifen können, wie ich mich an einen solchen Kerl hängen kann, wie du. — Mitreisen mag ich auch nicht. — Weller lachte etwas albern, aus Verlegenheit, aber mit den ehrlichsten Augen, aus denen hervorleuchtete wie herzlich gut er Lantau sey, und wie er gern dessen Kummer wegschaffen möchte. Dabei ging er auf ihn los und setzte ihm nach seiner gewöhnlichen Art mit Kniffen, Rippenstößen und kolossalen Händedrücken zu, die jener geruhig und schweigend abwehrte, obgleich er wußte daß bei diesen Karessen seine Zuneigung gewiß am herz-

lichſten ſey. Ich will's auch nicht ſo machen wie gewöhnlich, ſagte Weller, indem er mit einem Papier in der Luft focht, wo du am Ende immer ausheilen mußt, weil ich mir zu wenig Geld mitnehme, oder unterwegs ſpiele. Ich bin ein liederlicher Kerl, das iſt wahr, aber ich will mich beſſern! diesmal habe ich mir ungeheure Gelder zu der Reiſe ſchicken laſſen, und ich borge keinen Heller von dir. Ich wollte lieber vom ärgſten Philiſter borgen als von dir, bei meiner Seele, ich ſchäme mich daß ich dir jedesmal abgeliehen habe. Lantau, den dieſe Worte verlegen machten und jammerten, nahm ohne eigne Luſt das andre Papier und ſagte: Nun, ſo will ich dich hier kalt machen und deine ungeheuren Gelder zu meiner Bezahlung nehmen. Damit fochten ſie eine Weile tüchtig, und Weller drang immer ärger auf Lantau ein, um ihn hitzig zu machen, aus guter Abſicht. Es gelang ihm, denn nachdem er ihn einigemal durch Finten zu einer Blöße verlockt hatte, droſch Lantau tüchtig auf ihn ein, bis die Ermüdung ihn zum Aufhören zwang. Kommſt du mit? fragte Weller noch einmal bittend beim Weggehen, und Lantau, vom Fechten munter geworden, bekam Luſt zum Unterdrücken ſeines Schmerzes, und antwortete: meinetwegen, worauf ihm jener wie auſſer ſich um den Hals fiel, und ſingend die Treppe hinunter klirrte.

Am andern Morgen hatten beide ihre Koffer auf die Post gegeben, und machten sich in leichten Jacken, in Stiefletten und Schuen auf den Weg. Ihr leichtes Bündel trugen sie selbst, denn obgleich Lantau einen Bedienten auf der Universität hielt, so war ihm doch auf einem Spatziergange nichts unerträglicher als so ein unterthäniges Wesen, das pflichtschuldigst hinterdrein geht, und es nicht wagen darf über die Späße der gnädigen Herrschaften mitzulachen. — Weller klingelte immer mit seiner Goldbörse in der Luft und sang tolle Lieder, Lantau sah etwas verdrießlich vor sich hin. Er hatte es sich eigentlich vorgenommen mit Weller, so gut er ihm war, nie wieder zu reisen, weil dessen ungemessener Leichtsinn ihn jedesmal in Verlegenheit gesetzt hatte. Dieser Nachgiebigkeit wegen tadelte er sich ernstlich, war er sehr unzufrieden mit sich, und nur der Vorsatz, der ihm, als in einem kleinen Städtchen sich die ausgehungerten Müden am Mittagstische erlabten, in den Sinn kam, daß er Wellern dafür auf der Reise auch in nichts nachgeben wolle, daß er sich entschlossen fühle, ihn von jedem leichtsinnigen Streich zurückzuhalten, konnten ihn etwas beruhigen.

Sie wanderten fröhlich immer weiter, sahen Berge und Thäler, Seen, Wälder, Flüsse und Städte, und wenn Lantau einige Minuten von

der Schönheit, von der Fremdheit der Gegenstände angezogen wurde, so fiel ihm dann wieder sein Unglück wie eine alte Schuld ein. — Sie kamen endlich in eine Stadt von ziemlichen Umfange. An der table d'hote des Hotels, an der sie sich, durch ihre auf der Post vorgefundene anständige Civilkleidung, zu zeigen, in den Stand gesetzt sahen, traf Lantau einen Cousin, mit dem er zusammen aufgewachsen und der Lieutenant bei einem Dragonerregiment war. Beide hatten sich immer geliebt. Der arme Junge flüsterte ihm ins Ohr, daß er sich in einer großen Geldverlegenheit befinde, er gestand ihm mit Schamhaftigkeit und Erröthen, daß er ein Mädchen verführt habe, nicht absichtlich, aber von Liebesfeuer hingerissen. Sie sey es wohl werth, daß er sie heurathe, habe Geist und Bildung, und ein Engelherz in ihrem schönen Körper. Er habe es ihr auch versprochen, aber sie sey arm; um ihrer Tante, die sie tiranisire, nichts merken zu lassen, brauche sie Geld. Er habe hier beim Durchmarsch einen Rasttag, wisse das Geld nicht zu schaffen, könne seinen strengen Vater nur durch mündliche Vorbereitungen zu allem bewegen. Ach du bist reich, dein eigner Herr, Herzensjunge, gieb mir ein Paar Hundert Thaler, wenn du kannst! so bat er mit der herzlichsten Stimme, und Lantau dachte an seine abgemes-

sene Reisekasse. Aber jener flehte so kläglich, glaubte gar, Lantau's Schweigen entspringe aus Mißtrauen, aus Besorgniß, daß er es so bald nicht wieder erhalten würde; und dieser konnte als er dies äußerte, um den guten Jungen nur die Idee dieses Argwohns zu benehmen, nicht länger widerstehen. Er gab, ohne an sein eignes Weiterreisen in der fremden Gegend zu denken, fast alles hin, was er bei sich hatte. Weller hat ja diesmal überflüßig viel Geld mit, er ist auch ziemlich sparsam wider seine Gewohnheit, er kann dir ja aushelfen, wie du ihm oft ausgeholfen. Nachmittag konnte er Weller aber nicht finden, gieng auf die Promenaden, und Abends in's Schauspiel. Auch hier traf er ihn nicht. Beim Nachhausekommen fand er ihn verdrüßlich schon im Bette. Lantau, so gern er Andern Geld lieh, mochte sehr ungerne selbst welches leihen, und dachte, so vertraut er mit Wellern war, und so wenig übles er davon dachte, wenn er von Jenem um ein Darlehn angesprochen wurde, mit einer ordentlichen Angst und Beschämung daran, diesen um etwas anzusprechen. Es kam ihm vor, als wenn er dadurch in Weller's Augen verlieren müsse. Er seufzte, von diesem dunkeln Gefühl bedrängt. In Wellers Bette antwortete ein Seufzer. Des Morgens standen sie früh auf, berichtigten die Rech-

nung des Wirths, packten ihre Sachen ein, gaben sie, weil sie von hier, auf einem andern Wege jedoch, als sie gekommen waren, umkehren wollten, nach Hause adressirt auf die Post, und traten schweigend ihren Weg an. Lantau sagte noch immer nichts, er konnte nicht mit der Sprache heraus und mußte doch. Weller war übelgelaunt; Lantau bemerkte es kaum, in seine eigne Mißempfindung vertieft. Sie gingen an dem Rande eines reizenden Thals hin. Einige schöne Schlösser lagen drüben an den Bergen, sie durchwandelten einen offnen, mit herrlichen Bildsäulen geschmückten Park, ohne einen Blick auf etwas zu werfen. Abends kehrten sie, nach einem mechanisch rasch zurückgelegten Wege von Sechs Meilen in einer Stadt ein. Am Morgen, als sie die Zeche berichtigt hatten, gestand Lantau, daß er aus Mitleid seinem Vetter seine ganze Reisekasse geliehen habe, bis auf wenige Louisd'ore, von denen der letzte bereits umgewechselt sey. Weller seufzte. Lantau hielt es für Theilnahme und ging, seiner Hülfe gewiß, fröhlich neben ihm her. Es ist ja die Art des Menschen, daß er, einer kleinen Verlegenheit entronnen, an das größere Seelenleiden, das ihn nie verläßt, in dem Augenblick nicht denkt, so wie er in ziemlichem Glück von innen und außen, sich kleine Leiden aufsucht und sich drüber härmt.

Als sie in einen Wald kamen, waren beide ermüdet, und Lantau, plötzlich wieder an Adelen denkend, setzte sich auf einen Stein, und stützte den Kopf in die Hand. Weller trat zu ihm hin. Hör einmal Lantau, sagte er kleinlaut und insinuant, indem er sich hinter dem Ohre kratzte, „das ist ein verfluchter Streich, „ich habe mein Geld gestern alles im Pharao „verloren." Lantau erschrak, denn sie waren in einer ganz fremden Gegend, der Vetter nun schon viele Meilen entfernt, und auf dem Marsche, und mit den wenigen Groschen, die Weller noch in der Hand als seine letzte Baarschaft vorzeigte, und dem was Lantau hatte, konnten sie nicht weit kommen. Er war würklich böse auf Weller, aber ein Gefühl hielt ihn von dem Ausbruche seines Zorns zurück, welches ihm sagte, zwischen Leuten, die sich erst einmal Geldes wegen gestritten hätten, höre alle Freundschaft auf, sie sey dann nicht mehr möglich, einer müsse sich vor dem Andern schämen. Dann warf er sich sein zu großes Vertrauen in sich selbst vor, warum er sich zur Reise habe bereden lassen, warum er sich die Kraft, Wellern im Zaum zu halten, und diesem die Fähigkeit, seine Spielwuth zu bändigen, zugetraut habe. Zuletzt sagte ihm die Billigkeit, das Geld habe ja Wellern gehört, und sein Verleihen sey eben so leichtsinnig.

Er schwieg also, und sagte nur mit zusammengeschlagenen Händen: Das ist ein schöner Streich! Wie konntest du aber auch alles verspielen? Weller antwortete: Wie konntest du aber auch alles verleihen? Hierauf erwiederte Lantau: ich rechnete im Nothfall auf deine Börse, worauf Weller wieder sagte: ich dachte, wenn es am ärgsten kommt, hilft Lantau dir aus. Lantau nahm das Wort: Die Bequemlichkeiten der Weichlichkeit entbehre ich gerne. Ich will mit Brod und Milch zufrieden seyn, aber wenn wir nun trotz aller Einschränkung, wie das augenscheinlich ist, doch nicht auskommen, wie dann? — Ich will, das ist das einzige Mittel in der nächsten Stadt in einem Gasthof einkehren, und von dort nach Hause schreiben, daß man mir Geld schicke. — Weller fiel ihm dankbar um den Hals. Sie kamen in der Stadt an und Lantau erzählte dem Gastwirth, so sauer ihm das wurde, mit Treuherzigkeit seine Begebenheit, sagte, daß er kein Geld habe, und bat ihn, er möge ihn so lange auf Kredit beherbergen, bis die Antwort auf einen Brief, den er von hier nach Hause schreiben wolle, mit Gelde eingetroffen seyn werde. Der Wirth machte Entschuldigungen; er sah mißtrauisch aus. Lantau drehte ihm den Rücken zu und ging, empört über den Kerl, und sich seiner Redlichkeit, seines Reichthums

thums bewußt, zur Stadt hinaus und weiter. Weller schlich verlegen hinterdrein. Mit einemmal sprang er auf Lantau zu, und rief: „Halt! „mir fällt was ein! Ich hörte gestern daß eine „herumziehende Schauspielergesellschaft jetzt in der „kleinen Stadt spielen soll, die da vor uns liegt. „Es ist zwar gewiß noch eine Meile, denn der „Weg zieht sich an den Bergen herum, wie ich „sehe" — „Nun was soll das?" fragte Lantau mürrisch. „Wir spielen Gastrollen," rief der ausgelassene Mensch, „Niemand kennt uns. „Das Publikum sprengt, wenn wir erst Epoche „machen, das Haus, und wir bekommen vom „entzückten Direktor Reisegeld, das wir ihm hernach wiederbezahlen können, wenn wir in unsre „Anständigkeit zurückgelangt sind." — „Weiser" sagte Lantau, mit dem Ausdrucke des Erstaunens. Aber ‚Lantau," antwortete jener paradirend, weißt du was Bessres? — Ich weiß freilich keine Hülfe antwortete er, „So nimm „die an, die ich dir darbiete" rief Weller. „Wie oft hast du auf unserm Gesellschaftstheater „den Weibern Herzklopfen gemacht, wie schön „gabst du noch vor sechs Wochen den Baron „Wallenfels!" „Er hat bei dir nichts gefruchtet," antwortete Lantau. „Hättest du gestern an „ihn gedacht, als du dein Geld verspieltest!" Doch Weller rief: „Keine Moral, dafür lieber guten

„Rath! Ich bin ein delizieuser komischer Rath,
„Chevalier, Spitzbube. Wir treten auf, bekom-
„men Geld, und haben zu Hause noch tausend
„Stoff zum Lachen!“ — „Wenn uns nun je-
„mand kennen sollte“ brummte Lantau, doch
Weller versicherte, danach wolle er sich erkun-
digen, und zog den unglücklichen Lantau, dessen
Ehrgefühl und Stolze eine Genialität solcher Art
ganz widersprach, wider dessen Willen trällernd
mit sich fort. — Sie kamen in dem elenden Gast-
hofe des Städtchens an. Das erste was sie dort
hörten, war eine Forderung von Requisiten für
das heutige Stück. Mamsell Nina wolle Kugel-
lack, und der Herr Direktor ließe bitten, ob er
heute nicht ihr Küchenspinde bekommen könne.
Die Wirthin fragte: „Wozu, das Volk hat ja
„nichts zu verschließen!“ aber der Marqeur be-
deutete ihr, das solle den Thurm vorstellen, in
welchen der alte Moor gesperrt wird. — Die
Mamsell bat die Wirthin: „Mutter, geben Sie
„doch das Spinde, die Räuber muß ich sehn, das
„ist ein göttliches Stück, ein wunderhübsches.“
Der Wirth meinte, wenn der Franz nur recht
erschrecklich gemacht würde, so wolle er das Spinde
mit Freuden geben. Die Wirthin packte vor den
Augen des von Ingrimm erfüllten Lantau die
Ueberbleibsel eines Bratens und einige Butter-
und Käseteller aus, um das Spinde reisefertig zu

machen, wobei Weller ihr scherzend die Grausamkeit vorwarf, daß sie dem alten Moor alle Nahrung entziehe. Dann fragte er, ob der Ort sehr bewohnt, ob viel von Stande hier wären, um zu erfahren ob sich Bekannte darunter befänden. Die Frau nannte fremde Namen. Der Herr dem das Städtchen gehörte, sey zwar todt, aber sein Sohn werde erwartet, und es dann bewohnen. Unsre Reisenden entfernten sich, um ein wenig zu ruhen. Unter der Zeit äußerte der Wirth gegen seine Frau, was es wohl zu bedeuten haben könne, daß diese bestäubten Kerls sich so nach den Honoratioren und reichsten Familien erkundigten? Die Frau wollte etwas einwenden, denn Weller hatte sie ja eine hübsche Frau genannt, aber er gebot mit einer Herrscherstimme seinen braunen Rock nebst Damastweste. und dagegen, wußte sie, war nichts anzufangen. „Ich „gehe zum Herrn Bürgermeister" sagte der Wirth, indem er seinen Huth bürstete. „Wenn „die Kerls nicht zu der Bande gehören, die neu„lich in Dings auf dem Dorfe da geplündert hat„so will ich ein infamer Esel seyn. Warum „würden sie sich sonst nach den reichen Einwohnern „erkundigen?" Die Tochter bat vor, es könnten ja vielleicht edle Räuber, wie Karl Moor, Abällino, Rinaldini seyn, hätten vielleicht die edelsten Gemüther; aber der Alte polterte, meinte, das

käme von den verfluchten Büchern, er erlebe wohl noch, daß sie eine Spitzbubenbraut würde, und damit war er im Festtagsglanz, und steuerte mit dem spanischen Rohr zur Thür hinaus. — Während er seinen Gang und sein Geschäft vollendete, waren unsre Abentheurer etwas von ihrer Reise erholt, und stellten sich, nach vielem Widerstreben Lantau's, der die Sache am Ende blos mitmachte, um Weller nicht zu verlassen, dem Direktor vor. Dieser hielt ihnen eine lange Rede von der Schwierigkeit der Routine, und schloß mit den Worten: Sie sehen also, daß es sich nicht so leicht Schauspieler wird, meine Herren. Tausend Aerger! haben Sie denn schon einige gute Schauspieler spielen sehen? Lantau erwiederte kalt: „Wir wurden in Berlin erzogen." Der Direktor meinte aber im beleidigten Tone, es gäbe auch bei reisenden Gesellschaften sehr brave Subjekte, die sich nicht schämen dürften dort aufzutreten. Und dann hätten die sogenannten großen Akteurs den Fehler, daß sie die Bösewichter nicht gräßlich genug gäben, sie gäben sie immer noch menschlich, und er sähe gar nicht ein, warum? „Wenn man so einen Franz Moor wie „den leibhaftigen Satan vorstellt," fuhr er fort, „da erregt man ja rechten Abscheu vor dem „Laster! Alle Kinder fangen an zu heulen, wenn ich darinn auftrete; ich bin dann traulich, mit

„feuerrothen Haaren, grün und weiß geschminkt,
„mein Anzug ist scharlachroth, eine Allegorie auf
„den Teufel, der sonst roth gekleidet ging!“ hier
trank er einen Schnapps und fuhr dann fort:
„Ja, sehn Sie, man lebt nicht mehr in den Zei-
ten der Hanswürste, man ist Schauspieler,
„Künstler, hilft die Moralität verbreiten, die Tu-
„gend, und ist ein nützliches Mitglied des Gemei-
„nen. Man wird von Grafen und Herren, von
„denen Sie keine Ahndung haben, zu Tische
„gebeten. Manche von meinen jungen Künstle-
„rinnen hätte schon mehrmals können einen Lieu-
„tenant heurathen, aber sie wollen nur nicht.“
Lantau saß stumm da, während Weller aus-
rief: „Sie sind ein Universalgenie, aber hören
„Sie! ein Einfall! Wenn man zur Schlußdeko-
„ration der Räuber eine transparente Hölle an-
„brächte, wo Franz gebraten würde, das wäre
„Ihrer werth!“ — „Schwerenoth, ja!“ rief der
Direktor, „da würde das Parterre einbrechen!
„aber (wehmüthig) Freundchen, wir haben nicht
„so viel schwarze Jacken!“ Weller hatte noch
nicht genug, er fuhr fort: „Oder einen sechsten
„Akt, wo Amalie und Karl auflebten, sich ver-
„heuratheten, und die Hochzeit beschließt dann
„mit Kuchen und Wein!“ „Ja das wäre noch
„nett,“ meinte eine der zweiten Mütter, aber
der Direktor meinte, das würde von der Direk-

tion nicht gut gethan, und machte auch kein Spektakel. Er habe auch in seiner Jugend solch' schöne Träume gehabt, aber das verginge Einem. Darauf wurde jedem von Beiden empfohlen, heute gut aufzupassen, wenn gespielt würde, da wäre was zu lernen. — Doch nun traten der Herr Bürgermeister herein, drangen auf Vorzeigung der Pässe. Lantau verweigerte es durchaus, um nicht seinen Namen zu nennen, er that es am Ende doch, da er sah, daß hier keine andre Hülfe sey. Jener erwähnte zugleich, daß er dem jungen Grafen, jetzigen Erben der Stadt, der eben angekommen, sogleich seine Aufwartung machen, und es ihm, als oberster Polizeibehörde überlassen werde, was er mit ihnen anzufangen gedenke. Er schien Zweifel in die Aechtheit des Passes zu setzen, einen fußwandernden Grafen in einer kurzen Jacke und bestäubten Schuhen hatten der Herr Bürgermeister noch nicht gesehn. Somit entfernte er sich mit Majestät. Lantau'n war es eine demüthigende Empfindung von seines Gleichen in seiner jetzigen Lage erkannt zu werden, allein er hätte dem Grafen ein paar Pistolen angeboten, wenn er auch gezweifelt oder ihn beleidigt hätte, und war nahe daran, dem Herrn Direktor eins an die Schlafmütze zu geben, als er auch einigen Verdacht äußerte. Er ging mit Weller hinaus

und verwünschte die ganze Reise aus innerstem Zorn. Da kam ein Jäger, und lud Beide auf's Schloß. Sie gingen hin, auf alles gefaßt, und — Graf Dollinghorst, der Bruder seiner Geliebten, empfing Lantau mit einer herzlichen Umarmung. Der Vater, der wider die Heurath war war gestorben, dies war sein Wohnsitz gewesen, was Lantau nicht wußte. — Das Wiedersehn der Liebenden, ihre Freude und Adelens verstämte Einwilligung in Lantau's Antrag, ließen des anwesenden Bürgermeisters Verlegenheit nicht bemerken, ließen zu keiner Frage Zeit, die unsre Abentheurer hätte in Verlegenheit setzen können. Mit komischer Demuth empfahl sich der Bürgermeister in die hohe Protektion des gnädigen Gönners, den er kurz vorher hatte inkarceriren wollen, und die frohe Gesellschaft vom Schloß wohnte am Abend der gräßlichen Vorstellung der Räuber bei. Daß Lantau, seiner Aufrichtigkeit zufolge, seiner Geliebten alles gebeichtet habe, vermuthen wir; daß sie aber aus seiner hieraus hervorleuchtenden Nachgiebigkeit und Gefälligkeit den Schluß gezogen haben werde, er sey künftig gut zu einem geduldigen Ehemanne, glauben wir nicht, da seitdem eine Reihe von Jahren vergangen ist, in welchem sie seine Trefflichkeit mit liebender Achtung verehrt. Auch wird er wohl die kleine Unbedachtsamkeit,

die ihm diesmal so übel bekommen war, als Ehemann ganz abgelegt haben, denn wem sollte wohl die glückliche Erhebung in die Würde eines Gatten und Vaters nicht jede Fähigkeit läutern!

K. v. Pirch.

Andeutung.

Wenige deutsche Schriftsteller sind so viele merkwürdige innere Revolutionen durchgegangen, als Fr. Schlegel. Wir wollen sie mit kurzen Worten angeben. Zuerst grâcisirender Terrorismus, mit gewaltiger Halbkraft und Witz, doch ohne Humor, ohne Erkennung der Romantik und des Christenthums. Sodann reiner Haß, mitunter Ekel an der Zeit, beurkundet durch philosophisch-ästhetische Opposition gegen alles Herrschende, und Bereitung des höchsten Dichterthrons für Goethe, weil dieser damals nicht herrschte. Kecker philosophischer Atheismus, mit herrlichen Zeichen, daß er dem Besitzer selbst nicht genüge, Abgötterei mit dem Ich, das Gott und die Welt verschlungen. Vollendete witzige Willkühr und geistreiche Auf den Kopf-Stellung. Mystik, zuweilen nur Sehnsucht nach ihr. Vergessenheit des vaterländischen Bodens. Umhüllung mit südlichen Formen, aus denen aber der tiefe nordische Geist herausſah, bei nicht mehr genügender isolirter Südlichkeit. Anbildung jegliches

Fremden. Umherschauen nach allen Seiten. Aesthetischer Kosmopolitismus. Pause. Wurzelung in sich selbst. Wiedergeburt. Ernster tiefer Katholicismus. Anerkennung der Gränzen und des Nichtgenügenden in der Philosophie. Reine Erfassung Gottes und Christi. Fröhliche Heimath in dem Gefundenen. Hingebung an das Vaterland, und dessen Geschichte, Wissenschaft, Poesie und Glauben.

Es ist erfreulich anzuschauen, wie der geistreiche deutsche Mann jetzt so gesichert dasteht. Sollten wir ihm dennoch etwas wünschen, was wir noch immer an ihm vermissen, obwohl es wahrscheinlich schon in ihm wohnt, und nur bisher nicht zur Sprache gekommen ist, so wäre das, um es mit einem gewichtigen und gar lieben und herrlichen Worte zu sagen: Musik. Wir möchten die Musik selbst und einige Flammen zu Hülfe nehmen, um auf diese Weise zu sagen, was wir eigentlich meinen. Da dies aber nicht wohl thunlich ist, so beruhigen wir uns dabei, daß der Mann, von dem hier die Rede ist, so wie auch jeder bessere Leser uns gar wohl verstehen werde.

Franz Horn.

Wegtamsquida
oder
das Lied von Wegtamr.

(Aus der ältern Edda in der Versweise des Originals.)

Im Rathe alle
Beisammen die Asen,
Und die Asinnen
Im Allgespräch.
Davon die Rede
Der mächt'gen Regenten:
Warum wohl Baldern
So böse Träume. [1])

Ihm war die Schwere
Des Schlafes ein Kerker,
Des Schlummers Vergnügen
Ihm war verschwunden.

Die Rieſen wollten
Von Sehern es wiſſen:
Ob dieſe Geſichte
Unheil verkündend?

Da die Gefragten:
„Dem Tode nah'
„Iſt Ullers Freund, *)
„So einzig lieblich!"
Das brachte Kummer
Der Frigga, dem Odin,
Und allen Regenten.
Den Rathſchluß ſie faßten:

Sendboten zu ſchicken
Zu allen Geſchöpfen,
Frieden erbittend,
Freundſchaft für Balder!
Und alle Geſchlechter
Den Eid ablegten,
Von allen nahm Frigga
Verſprechen und Schwüre.

Dem Schlachttodtenvater *)
Nicht gnügend es ſchien.
Die Gunſt des Glückes
Er glaubte ſchwankend.
Die Aſen rufend
Und Rath verlangend:

In ganzer Verſammlung
Viel Rath ward gepflogen.

Auf ſtand da Odin
Der Alleserhalter,
Und auf den Sleipner [4])
Den Sattel er legte.
Ritt nun hinauswärts
Zur Nebelhülle; [5])
Traf auf ein Hündchen
Das daraus herkam.

Mit Blut beſpritzet
Vorn an der Bruſt;
Kiefer und Rachen
Kühn aufgeſperret,
Voll Gierde zu beiſſen, —
Entgegen es bellet
Dem Vater des Zaubers;
Und lange dann heult es.

Weiter ritt Odin
Es bebte der Boden;
Er kam zu der hohen
Behauſung der Hela.
Es eilt der Furchtbare
An's öſtliche Thor fort,
Zu ihm wohlbekanntem
Grabhügel der Wole. [6])

Der Zaubrin das Wecklied
Beginnt er zu ſingen,
Gen Norden er blicket,
Die Zeichen er breitet. *)
Er ſpricht die Beſchwörung.
Er fordert Weiſſagung.
Bis gezwungen ſie aufſtand
Und gab Todtenworte.

Die Wole.

Welcher der Männer,
Mir unbekannter
Stört mir gewaltſam
Die Ruhe der Seele?
Vom Schnee ich beſchneit war,
Vom Thau benetzet,
Geſchlagen vom Regen;
Geſtorben ſchon lange!

Wegtamr.

Wegtamr mein Name,
Ein Sohn bin ich Waltams. *)
Red' du mir von der Hölle,
Ich rede von der Welt.
Wem ſind die Bänke
Mit Ringen beſtreuet,
Die glänzenden Lager
Mit Gold überdeckt?

Die Wole.

Hier ſtehet Baldern
Der Meth bereitet,
Ein reines Getränk —
Vom Schild gedeckt;
Der Aſen Verwandſchaft
Iſt in Verzweiflung.
Gezwungen ſagt' ich's
Nun werd' ich ſchweigen.

Wegtamr.

Schweig nicht, o Wole!
Ich will dich fragen
Bis Alles ich weiß.
Ich will auch wiſſen:
Welcher der Männer
Wird Baldern tödten,
Und Odins Sohne
Das Leben rauben?

Die Wole.

Hoder bringt den hohen *)
Hochberühmten dahin;
Dieſer der Männer
Wird Baldern tödten,
Und Odins Sohne
Das Leben rauben.
Gezwungen ſagt' ich's,
Nun werd' ich ſchweigen.

Wegtamr.

Schweig nicht, o Wole!
Ich will dich fragen
Bis Alles ich weiß.
Ich will auch wiſſen
Den, der an Hoders That
Rache wird üben,
Oder Balders Mörder
Auf den Holzſtoß bringen?

Die Wole.

In weſtlicher Wohnung
Ein von Rinda Geborner, [10])
Wird Odins Sohn tödten,
Dem ewig es Nacht iſt!
Die Hand nicht waſchen,
Das Haupt nicht kämmen,
Bevor er zum Holzſtoß bringt
Den Widerſacher Balders.
Gezwungen ſagt' ich's,
Nun werd' ich ſchweigen.

Wegtamr.

Schweig nicht, o Wole!
Ich will dich fragen
Bis Alles ich weiß.
Ich will auch wiſſen:
Wer ſind die Mädchen,
Die nach Willkühr weinen,

Und himmelwärts werfen
Die Schleier des Halſes? [11])
Sag noch das eine,
Vorher du nicht ſchläfſt.

Die Wole.

Du biſt nicht Wegtamr,
Wie vorhin ich wähnte:
Gewiß du biſt Odin,
Der Alleserhalter.

Wegtamr.

Du biſt keine Wole,
Keine kluge Frau:
Gewißer du biſt,
Dreier Rieſen Mutter. [12])

Die Wole.

Heim reite, Odin,
Und rühme dich:
Kein Mann komme alſo
Mich zu beſuchen.
Bis Loke befreiet
Geht aus den Banden,
Und der Mächt'gen Verderben
Verderbend erſcheinet. [13])

Anmerkungen.

1) Balder, war nach der ſkandinaviſchen Mythologie, ein Sohn des Odin und der Frigga, und wurde als der

Veste unter den Asen oder Göttern, wegen seiner hohen und glänzenden Gestalt, seiner Weisheit und theilnahmvollen Gesinnungen, vor allen andern gerühmt.

2) Uller oder Ullnr ist auch einer der Asen und ein tapferer Krieger.

3) Valfandr heißt es im Original, d. i. wörtlich: der Vater der im Treffen Erschlagenen.

4) Sleipner ist ein dem Odin zugehöriges wunderbares Pferd mit acht Füßen.

5) Niflhöl, welches wir durch Nebelhölle übersetzt haben, ist zusammengesetzt aus Nifl und Höl oder Hel. Jenes heißt wörtlich Nebel, dieses Kälte, in welcher Bedeutung es in einigen Gegenden Oberfachsens noch von dem Volke gebraucht wird. Diese Niflhal, sonst auch Niflheim genannt, ist ein Aufenthaltsort für die abgeschiedenen Seelen aller nicht in der Schlacht gefiorbenen Menschen. Die Beherrscherin dieser Unterwelt heißt auch Hel oder Hela.

6 Wole ist der skandinavische Amtsname einer Zauberin und Seherin.

7) Wahrscheinlich Holzstäbe in welche verschlungene Runen-Buchstaben und andere magische Zeichen eingeschnitten waren.

8) Wegtamr könnte man wörtlich übersetzen, Wegfertig, und Waltamr, Schlagfertig.

9) Hodur gehört auch zu den Asen und war blind.

10) Rinda ist eine Gemahlin des Odin und der Sohn von welchem hier die Rede ist, heißt Wile oder Wale. Die Götterlehre nennt ihn einen kühnen Streiter und geschickten Bogenschützen.

11) Ohnstreitig ein Geheimniß welches nur den Asen bekannt war und nicht auf uns gekommen ist. Vielleicht sind

mit diesen Mädchen die Normen oder Schicksalsgöttinnen gemeint.

12) Wahrscheinlich hält er sie für die Naal oder Lewsena. Die Mutter der Brüder Loke, Bileistur und Helblinde.

13) Im Original heißt es:

Ok ragna rauk .
Rivfuende koma —

und dieses ragna rauk bezeichnet wörtlich: der Herrschenden oder Mächtigen Untergang, occasus. interitus; denn am Ende der Tage werden zugleich mit der gegenwärtigen Erde auch die mächtigen Asen zu Grunde gehen, und nachdem einige von ihnen vorher den Tod erlitten hatten, in eine neue Erde versetzt werden, um daselbst gleich allen vorher und mit ihnen gestorbenen Menschen, durch alle Zeiten Gutes zu genießen.

Siegfrieds Schwerdt.

Jung Siegfried war ein ſtolzer Knab',
Gieng von d[illegible] Vaters Burg herab,

Wollt' raſten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm mancher Ritter werth
Mit feſtem Schild und breitem Schwerdt.

Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finſtern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da ſah er Eiſen und Stahl genug,
Ein luſtig Feuer Flammen ſchlug.

„O Meiſter, liebſter Meiſter mein!
„Laß du mich deinen Geſellen ſeyn!

„Und lehr' du mir mit Fleiß und Acht,
„Wie man die guten Schwerdter macht!"

Siegfried den Hammer wohl ſchwingen kunnt,
Er ſchlug den Ambos in den Grund.

Er ſchlug, daß rings der Wald erklang,
Und alles Eiſen in Stücke ſprang.

Und von der letzten Eiſenſtang'
Macht' er ein Schwerdt, ſo breit und lang.

„Nun hab' ich geſchmiedet ein gutes Schwerdt,
„Nun bin ich wie andre Ritter werth.

„Nun ſchlag' ich wie ein andrer Held
„Die Rieſen und Drachen in Wald und Feld."

Volker.

Das traurige Turnei.

Es ritten sieben Ritter frei
Mit Schilden und mit Speeren,
Sie wollten halten gut Turnei
Des Königs Kind zu Ehren.

Und als sie sahen Thurm und Wall,
Eine Glocke hörten sie drüben;
Und als sie traten in Königs Hall',
Da sahen sie Kerzen sieben.

Da sahen sie liegen, todesblaß
Die holde Adelheide,
Der König zu ihrem Haupte saß
In großem Herzeleide.

Da sprach Herr Hug, ein Ritter werth:
„Das muß ich immer klagen,
„Daß ich umsonst gegürt' mein Pferd,
„Mein Schild und Speer getragen."

Da ſprach der jung' Herr Adelbert:
„Wir ſollen das nicht klagen!
„Des Königs Kind iſt immer werth,
„Daß wir drum ſtechen und ſchlagen."

Herr Walter ſprach, ein Ritter kühn:
„Nach Hauſe wollen wir reiten,
„Es kann uns wenig Heil erblühn,
„Um eine Todte zu ſtreiten."

Sprach Adelbert: „wol iſt ſie todt,
„Doch lebet keine ſo Holde,
„Sie trägt einen Kranz von Roſen roth,
„Und einen Ring von Golde."

Sie ritten auf den Sand hinaus,
Die freien Ritter ſieben.
Sie ſtritten alſo harten Straus,
Bis ſechſe todt geblieben.

Der ſiebente war Herr Adelbert,
Der Sieger über Alle.
Er ſtieg ſo bleich von ſeinem Pferd,
Trat in des Königs Halle.

Er nahm den Kranz von Roſen roth,
Dazu den Ring von Golde,
Er fiel zur Erde, bleich und todt,
So bleich wie ſeine Holde.

Der König trug ein schwarz Gewand,
Er ließ die Glocke läuten,
Sechs freie Ritter von dem Land
Thät er zu Grab geleiten.

Der siebente war Herr Adelbert,
Mit seiner Adelheide.
Die liegen zusammen in kühler Erd',
Ein Stein bedecket beide.

Volker.

Hymne auf das Abendmahl.

(Seinen Freunden gewidmet.)

Der Prieſter.

Göttliches Geheimniß zu verkünden
Tret' ich heute unter euch
Zu vergeben Schuld und Sünden
Einzuweihn fürs Himmelreich.
Wiſſet ihr was Liebe heißet,
Wiſſet ihr was Liebe thut?
Liebe läſſet Leib und Leben,
Liebe läſſet Fleiſch und Blut.
„Darum kommt zum heilgen Mahle,
„Seht der Altar ſteht bereit,
„Brüder nehmt die Bundesſchaale,
„Chriſten nehmt des Herren Leib.
Lernet hier was Liebe heiſſet,
Brüder kommt einmüthiglich,
Der mit Leib und Blut euch ſpeiſet,
Dieſer liebt euch brüderlich.

Was euch soll zum Leben werden,
Muß zu Fleisch und Blut euch werden,
Fleisch und Blut wird drum gegeben,
Daß es soll zum Leben werden,
Das die Liebe übet,
Und die Brüder liebet,
Und das Leben giebet,
Für die Brüder Leib und Blut.
„Darum kommt zum Heiligen Mahle,
„Seht der Altar steht bereit,
„Ehrfurcht nehmt die Bundesschaale,
„Brüder nehmt des Herren Leib.
Es wird euch zum Leben werden
Wird zu Fleisch und Blut euch werden,
Das die Liebe übet,
Und die Brüder liebet,
Und das Leben giebet,
Für die Brüder Leib und Blut.

Wenn sie seine Liebe wüßten,
Alle Menschen würden Christen,
Liebten alle nur den Einen,
Würden Reuethränen weinen,
Und zu seinem Mahle gehn.
Möchtest du es Welt erkennen
Würdst in Bruderliebe brennen,
Ach du kennst die Liebe nicht,
Ach du liebst die Brüder nicht,
Ach und kommst zum Mayle nicht.

Ruset sie herein die Brüder,
Daß sie hören von der Liebe,
Daß sie nehmen von der Liebe,
Fleisch und Blut.
„Kommt o kommt zum heilgen Mahle,
„Seht der Altar steht bereit,
„Christen nehmt die Bundesschaale,
„Brüder nehmt des Herren Leib.
Alle Menschen aller Erden
Sollen hier sich Brüder werden
Darum predigt aller Orten
Daß ihr hier seyd Brüder worden.

So hat Gott die Welt geliebet,
Daß er seinen Sohn uns giebet,
Daß die Erde
Göttlich werde
Durch die Liebe,
Gott ist die Liebe.
„Darum kommt zum Gottesmahle,
„Seht der Altar steht bereit,
„Brüder nehmt die Bundesschaale,
„Christen nehmt des Herren Leib,
Daß ihr möget hier auf Erden
Göttlich werden,
Durch die Liebe,
Gott ist die Liebe.

Christen klügelt nicht

Was das Wort betrift:
„Dieß ist mein Leib,
„Dieß ist mein Blut.
Brüder klügelt nicht,
„Nehmet Leib und Blut,
Christen streitet nicht,
„Lasset Leib und Blut.
„O so kommt zum heilgen Mahle,
„Seht der Altar steht bereit,
„Christen nehmt die Bundesschaale,
„Brüder nehmt des Herren Leib.
Aber klügelt nicht,
„Nehmet Leib und Blut,
Aber streitet nicht,
„Lasset Leib und Blut.

Wer sein Leben
Hat gegeben
Für die Brüder Leib und Blut,
Fasse Muth,
Alle Sünd' ist ihm vergeben.
Hast dein Leben
Leib und Blut
Du gegeben
Für die Brüder
Fasse Muth,
Hier ist Leib und Blut.
Was dich auch für Schulden drücken,
Gottes Kraft wird dich erquicken.

Ich soll Gnade dir verkünden,
Ich vergeb dir alle Sünden.
„Darum kommt zum Liebesmahle,
„Seht der Altar steht bereit,
„Christen nehmt die Bundesschaale,
„Brüder nehmt des Herren Leib.
Fleisch und Blut,
Wie ihr gebet Leib und Leben,
Fleisch und Blut,
Für die Brüder wieder,
Sind die Sünden euch vergeben.

Solches thut so oft ihrs thut,
Zur Erinnerung,
Daß sein Leben
Er gegeben
Für die Brüder,
Solches thut so oft ihrs thut,
Zur Erinnerung,
Daß ihr sollet euer Leben
Wiedergeben
Für die Brüder.

Solches thut so oft ihrs thut,
Zur Erinnerung,
Daß Gott so die Welt geliebet,
Daß er seinen Sohn uns giebet,
Daß die Erde
Glücklich werde.

Durch die Liebe,
Gott iſt die Liebe.
Solches thut ſo oft ihrs thut,
Daß ihr möget hier auf Erden
Göttlich werden,
Durch die Liebe.
Gott iſt die Liebe.

Solches thut, ſo oft ihrs thut,
Zur Erinnerung,
Daß euch Sünd und Schuld vergeben.
Wie ihr laſſet euer Leben
Für die Brüder!
„Darum kommt zum Liebesmahle,
„Seht der Altar ſteht bereit,
„Chriſten nehmt die Bundesſchaale,
„Brüder nehmt des Herren Laib.
Solches thut ſo oft ihrs thut,
Zur Erinnerung.

Das iſt je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort

Amen. Amen. Amen.

Die todte Hand.

Hugo lag an einem Steine,
Von dem ſchwarzen Veit erſchlagen,
Dennoch, eh er ausgeblutet,
Konnt' er dies dem Sohne ſagen:

Bis zehn Monden ſind verfloſſen,
Sey die Rache abgetragen!
Ulrich reichet ihm die Rechte
Und der Ritter ward begraben.

Vor die Burg des ſchwarzen Veit
Zog der Sohn mit vielen Mannen,
Doch als Braut für allen Streit
Führt' er deſſen Kind von dannen.

Welch ein Jubeln auf dem Schloſſe!
Wie die Hörner luſtig ſchallen!
Wie die Becher gehn im Runde!
Wird die Hochzeit heut gehalten.

Und die Knappen treten bleich
Vor den Bräutigam mit Zagen:
Weh Herr Ulrich! aus der Gruft
Iſt Herrn Hugo's Hand erwachſen.

„Stört mich einer hier beim Feste?
„Kann die Hand im Grab' nicht rasten,
„Sind doch Mannen, sind doch Knechte
„Hier genug, sie einzusargen!"

Herr, in alle Schlachten wacker
Folgen euch die treuen Mannen,
Scheue Jeder solches Grausen! —
Ulrich schweigt mit grimmem Hasse.

Und vom Mahle steht er auf,
Braut und Gäste folgen alle,
Und er gräbt mit seinem Schwerdt
Wo die starre Hand entraget.

Als er tiefer nun gekommen,
Und man schon den Leichnam sahe,
Legt er nun die Hand zurechte,
Doch sie hält ihn fest umklammert:

Zieht ihn mit zur Gruft hinunter,
Alle die es schauen, fasset
Grausen alsobald und Wahnwitz,
Und die junge Braut erblasset.

J. G. S.

Schöne Litteratur.

Louiſe. Eine moraliſche Erzählung. Berlin 1808.

Schmerz der Liebe. Ein Roman von der Verfaſſerin der Louiſe. Berlin 1810.

Erzählungen. Von Regina Frohberg, Verfaſſerin der Romane: Louiſe, Schmerz der Liebe ꝛc. Erſter Band. Dresden 1811.

Die früheſte Erziehung giebt unſern kleinen Mädchen neben dem Strickzeug auch die Schreibfeder in die Hand. Anfangs malen ſie blos Vorſchriften nach. Wenn dieſe Fertigkeit leicht und ſelten gut erlangt worden, geht ſie ſogleich in Schriftſtellerei über. Aufſätze mancher Art, Ueberſetzungen, ein Paar Briefe, gewöhnen die

junge Seele, ihre Gedanken und Gefühle auf das Papier zu spielen, und ein anziehender Briefwechsel mit einem Liebhaber giebt dieser Kunst den Gipfel ihres Daseyns, von dem sie in der nachfolgenden Ehe langsam wieder herunter steigt. Das ist die natürliche Geschichte des weiblichen Schreibens.

Nur wenige, vom Glück begünstigte Frauen verlassen diese enge Beschränkung zu ihrem Ruhm, die wenigsten erheben sich in glänzender Entfaltung mächtiger Schwingen über das tägliche Leben; dann sieht eine dankbare Menge freudig Werke, wie Agathokles, Florentin, Agnes von Lilien, entstehn, die zu den Zierden unserer Litteratur gehören.

Höchst unglücklich dagegen überlassen sich Andre einem Triebe, der aus der kindischen Schulübung seinen Ursprung nahm, und mit lächerlicher Anmaßung in die Jahre des reifern Lebens übergeht. Geistreicher Umgang verführt leicht, sich selbst für geistreich zu halten, was man gehört und gelesen hat, braucht nur einige Zeit im Gedächtniß gelegen zu haben, um von der schmeichlerischen Eigenliebe für Selbstgedachtes genommen zu werden; man schreibt es nieder; die zum zehntausendsten Mal gebrauchte Wendung thut als wäre sie neu erfunden, das gemein Erlebte erscheint als wunderbare Poesie, man strebt durch-

aus die dürftigen Lebensereignisse in Briefen romantisch festzuhalten; der Roman ist fertig; die Dichterin auch. Mit lächelnder Ueberraschung entdeckt sie es selbst, und der Wunsch nimmt überhand, an die Entdeckung, die sie gemacht hat, auch die Welt glauben zu machen. Eine schwache Kränklichkeit gleichsam ein hysterischer Seelenzustand, unterscheidet nachtheilig ihre Versuche von ähnlichen mißrathenen Versuchen der Männer.

Wenn dergleichen Produkte sich aus dem Gehelmniß verborgener Stunden in die Gesellschaft wagen, so ist das schon unbequem, und bringt jene unruhige Verlegenheit hervor, die man in guter Gesellschaft empfindet, wenn ein Mensch in die Versammlung tritt, der nicht dahin gehört. Treten sie aber muthig in den Buchhandel, und rufen gedruckt ein ganzes Publikum zum Beifall auf, dann ist es ein wahres Scandal, wie eine freimüthige Buhlerei ohne Liebenswürdigkeit. Mit Widerwillen wendet man die Augen ab, ja es bedarf noch erst fremder Kunst um das Lächerliche davon hervorzuheben, da es an sich nicht einmal diese Art Genuß zuläßt.

Goethe begrüßt die Langeweile als Mutter der Musen; das ist eine freundliche Langeweile, die dem holden Kinde die zarteste Pflege giebt, ein willkommener Spielkammerad; aber wenn hier Musen sind, so war ihre Mutter nicht jene,

ſondern die gewiſſe recht langweilige Langeweile, die wie ein naſſer Lumpen matt daliegt, und, was man auch damit anfange, immer wieder ſchlaff zuſammenfällt. Wenn Langeweile eine anſteckende Krankheit iſt, ſo möge man denn dankbar meine Bemühung erkennen, daß ich dieſe gefährlichen Effekten nicht anders, als wohl durchlöchert und durch ſcharfen Eſſig gezogen, in's Land laſſe. In der That, das Miasma iſt ſo tief eingedrungen, daß man nur ein wenig zu ſchütteln braucht, um die ganze Luft damit zu erfüllen, die durchfliegenden Vögel ſtürzen ſogleich als gelbe Fieberkranke herab, und das Grün der nahen Bäume verbleicht in welkem Abſterben. Ich ſelbſt, da ich dieſes ſchreibe, habe die traurigſte Quarantaine ſchon überſtanden.

Wären dieſe Schriften blos langweilig, ſo könnte es hiemit genug ſeyn; allein ſie haben etwas Muſterhaftes, deſſen Betrachtung mit erhabenem Staunen erfüllt; ſie gleichen denjenigen Surrogaten des Kaffe's, die es verſchmähen einige ächte Bohnen unter ſich aufzunehmer, und Geſchmack, Farbe und Wirkung der ächten ganz aus eigenen Mitteln hervorbringen wollen. Hier iſt mit ſolchem Aufwand von Kunſt, ſolchem Fleiß und Eifer ein reines Surrogat des wahren Lebens dargeboten, daß man faſt auf die Meinung kommen könnte, bei aller Wohlfeilheit des ange-

wandten Materials, möchte es beinahe minder theuer seyn, aus dem ächten, wahren Leben gegriffen zu haben, welches auch den meisten, so lange es noch zu haben ist, besser schmeckt.

Sehn wir die Sachen etwas genauer an. Aus dicken Rauch- und Nebelwolken brechen magere, dürftige Gestalten hervor, sie wetteifern in Darstellung des Begriffs der Armseligkeit. Jede scheint ein Meister in der Kunst, mit dem mindesten Lebenstheil dennoch zu existiren: sie haben Herz, Lunge, Leber und alle Eingeweide weggegeben; aber noch nicht genug! einige haben es noch weiter gebracht, und blos die Haut übrig, mit der sie nun als leere Bälge herumschweben; und nicht einmal voll aufgeblasen sind alle. Ihre Gesichter sind ohne Eigenthümlichkeit, verzerrt durch Züge, die gleichwohl nichts sagen. Diese Larven haben Verhältnisse zu einander, die durch Aufwand äußerer Mittel mühsam erzwungen worden. Die Gedanken stehen alle schief und unpassend, wie die abgesprungenen Flittern von den Schuhen, worin Andre sich müde getanzt haben, an einem Kopfzeuge. Empfindung und Gefühl bringen die abgenutzten Redensarten der Sprache mit: von diesem Vorrathe können bloße Häute ganz anständig leben. Die Natur, die für sie bestimmten Sinne, sind gar nicht vorhanden; ein trüber Schein des von dem Altagsgange der ge-

möhnlichſten Geſellſchaft abgeleiteten Lebens fällt auf die Stellen, wo ſonſt Augen, Ohren und Hände ſitzen, mit denen man ſieht, hört und greift. Natürlicherweiſe iſt das hier nicht mög, lich.

Weil es nun einmal kein wahres Leben ſeyn ſoll, ſo muß doch irgend etwas zum Erſatz dienen, und die Verfaſſerin giebt, was ihr zu Gebote ſteht. Sie ſcheint es für den Triumph des menſchlichen Witzes zu halten, daß es gewiſſe Geſellſchaftsformen giebt, daß man ſagt: Herr Baron! daß man Thee trinkt, ſich beſucht, Sopha's und Tiſche beſitzt, daß man einander Briefe ſchreibt, und Liebe erkärt; daher geſchieht es denn, daß hier Mobilien, Geſellſchaft, Graf, Eſelsmilch, Stöckchen, Reitpferd, und vor allem Thee, als etwas an ſich, als ſelbſtſtändige Weſen ohne Umſtände, würdig und gehaltvoll, auftreten. Wenn es heißt, die Eſelsmilch war ausgeblieben, ſo iſt damit nichts weiter gemeint, als daß ſie nicht getrunken werden konnte; wenn geſagt wird, Julie trug ein Stöckchen, ſo bedeutet das, der Leſer ſolle ſich durch das Nennen ſolcher Dinge doch imponiren laſſen, weil ſie wirklich glaubt, dieſe Sachen ſeien an ſich intereſſant, und brauchten es nicht erſt durch Beziehung zu werden. Beſonders aber ſpielt der Thee eine große Rolle, der wie eine Art Lebensſaft ſtatt geſunden Blutes,

durch dieſe Leichen fließt; man kann an den damit gefüllten Adern ſo gut wie beim Blute den Puls fühlen, und wenn Jemand ſeinen Thee in der Taſſe hat kalt werden laſſen, ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß es mit ihm nicht wohl beſtellt ſey. Es ſcheint ſehr am Platz, Achim von Arnims Worte in der Gräfin Dolores, „Es iſt „ſchlabbrig Zeug, macht keinen froh und ſatt, „und koſtet doch auch viel bei jetziger Zeit!“ der Verfaſſerin zur Beherzigung zu empfehlen.

Nicht beſſer ſind die innern Triebfedern dieſer ſo beſchaffenen Welt. Die Liebe iſt ein klägliches Winſeln der Natur, das für anſtändiger hält, aus dem Herzen hervorzuſchreien: als aus andern Theilen des Körpers, und daher die Stelle occupirt, wo jenes ſonſt zu ſitzen pflegt. Der unglückliche Edelmuth, den dieſe Liebe bisweilen umnimmt, iſt eine leere Gaukelei, die Niemanden zum Narren hat. Es iſt ganz richtig, daß nun die Rettung äußerer Formen, das Beſtechen des Gewiſſens durch alberne Worte, denen bloße Konvenienzen zum Grunde liegen, für Tugend und Religion gilt; wo man Schiffe von Papier macht, müſſen die Segel von Spinnweben ſeyn. Ganz ſonderbar jedoch nimmt ſich neben dieſer preziöſen Strenge die Ungereimtheit aus, mit welcher bisweilen unerwartet Erwähnungen geſchehn, die ſich mit einer reinen Fantaſie nicht vertragen

wollen. Ich möchte die Welt kennen, von welcher die Verfasserin umgeben ist; es würde dann leicht zu erkennen seyn, wie richtig oder unrichtig, hell oder dunkel, stark oder schwach die Gegenstände von ihr aufgefaßt werden; so viel ist gewiß, sie hat keine Einsicht weder in Sachen noch Begebenheiten, noch Personen, nirgends schimmert das Wesen durch, überall stehn dürftige Abstraktionen, und selbst die äußerlichsten Züge, mit denen sie öfters auf das bestimmteste bezeichnen will, daß man etwas daran erkennen möchte, halten sich nicht an diesen leblosen Gestalten. und machen den Eindruck falsch angesetzter Glieder, die abgesondert ganz richtig waren, aber in der Verbindung ganz schief erscheinen. So ist auch die angelernte Geschicklichkeit, den Bau der Sprache so ziemlich zu runden, durchaus disharmonisch geblieben, und ich kann mich dabei einer eigenen Peinlichkeit nicht erwehren: was würde man sagen, wenn einer aus Mondschein und Schatten zu weben verstände, und es käme dann doch nur ein sehr grober Zeug heraus!

Die Erzählung Louise ist so abgeschmackt, daß ich unmöglich davon reden kann. Sie scheint durch einen stümperhaften Auszug von allerlei Redensarten, den ein Ausländer, um Deutsch zu lernen, aus den schlechtesten Romanen gemacht hat, entstanden zu seyn.

Etwas beſſer, behülflicher in der einmal angenommenen Welt, ſind die Erzählungen; hier iſt beſonders der Thee wirkſam, der bald haſtig getrunken wird, bald ſtehn bleibt. Das bedeutet aber nichts weiter, als eben Thee. Es iſt beklagenswerth anzuſehn, wie keine Ausführlichkeit im Stande iſt, zu machen, daß eine Schilderung aus den allgemeinen Zügen herauskomme, und anſchaulich werde. Kein einziger will aus ſeiner Haut in die von der Verfaſſerin präparirte fahren, weder die Grafen, noch die Baroninnen; weder die Offiziere noch die Kammermädchen.

Am weiteſten vorgerückt in ſeiner Art iſt der Schmerz der Liebe. Aber weder ein Schmerz, noch eine Liebe ſind da: ſtatt ihrer die obbenannten Blendwerke. Wenn dieſe Leute ſich von einem ungeheuren Schickſal getroffen ſtellen, ſo kommen mir ihre Leidenſchaften vor, wie Marionetten, die ſich ohne unſere Angſt, ohne unſere Theilnahme, den Hals brechen.

Bei der Sicherheit und Abgeſchloſſenheit, die in dieſen Büchern waltet, iſt auffallend, daß bisweilen ein Ausdruck, eine Wendung, ein Vergleich, ein Blick, an etwas Höheres mahnen, gleichſam als wolle etwas Beſſeres hervorringen aus dieſem Meere. Aber ſogleich taucht es wieder unter. Eine ſich erſt bildende Kunſt, ein gährendes Talent, vereinigen wohl ſolche Gegenſätze, und

bei originellen Köpfen ſieht oft in wilder Unordnung das Alberne und Leere neben dem Trefflichen: allein hier iſt keine Bewegung, kein ſich bilden, es iſt alles ganz fertig, kein Wurf, alles eben mit der Hand geſtrichen, beſonnen und ſorgfältig, der Verſtand iſt immer derſelbe. Ueber das ſtellenweis Beſſere verwundert man ſich ſogleich als über Fremdartiges, wie man halbzerſchlagene Marmortafeln von der Hand eines unkundigen Barbaren in die Wände ſeines armſeligen Hauſes mit vermauert ſieht. Man unterſcheidet wohl, daß es vom übrigen Stoffe verſchieden iſt, doch die wahre Schönheit iſt nicht mehr zu erkennen. Mag nun unmerklich, oder durch ſchlaue Liſt, ſolcherlei Fremdartiges hineingekommen ſeyn, immer bleibt es ein großer Uebelſtand; wie keck und ſelbſtgetäuſcht es auch in die Welt gejagt werde, der Unzuſammenhang iſt allzu ſichtbar, als daß ein Leſer dadurch bethört werden könnte, und es bleibt kein Gewinn, da die eigne Arbeit den fremden Einfluß überwältigt, und nur die Zeichen nicht vertilgen kann, daß etwas Beſſeres hier verloren gegangen iſt. Ueberall, wo die Wahrheit ſich regt, verrenkt ihr die Lüge alle Glieder; Horazens ſchöne Jungfrau läuft in ſchwarze Fiſchgeſtalt aus.

Mangel aller Fantaſie und alles Urtheils werden durch kein mühſames Auflauren, durch kein

emſiges Sammeln, durch keine Anſtrengung mechaniſchen Nachmachens erſetzt, ſonſt müßten dieſe Bücher vortrefflich ſeyn. Welch trauriges Geſchäft, jedes Erlebte zu Rathe zu halten, jeden gehörten Gedanken einzufangen, jeden neuen Ausdruck anzuwenden, um mit eigenſinnigem Fleiße in einer harten, ſtockenden Schreibart ſolche Dürftigkeit zur Schau zu tragen! Wir verlaſſen dieſe Bücher mit dem peinlichen Gefühl, das man im Irrenhauſe wohl empfindet, wenn ein bejammernswerther Wahnſinn auf das nichtigſte Bemühen alle Hoffnung baut, und wünſchen der Verfaſſerin in andern Kreiſen all den glücklichen Erfolg, der ihr in dieſem verſagt iſt.

Auguſt Becker.

Natalie. Ein Beitrag zur Geſchichte des weiblichen Herzens; von Fanny. Berlin bei J. F. Hitzig 1811.

Die Gattung von Schriften, welche ſeit Rouſſeau unter dem Namen der Confeſſions beſteht, iſt vielfältig dadurch angefochten worden, daß man einwandte, jedes einzelne Product dieſer Art könne, der Natur der Sache nach, mit

mehr oder minderm Selbstbewußtsein des Bekennenden, nichts andres werden, als ein Roman. Wie fast um das Gleichgewicht zu erhalten, sind dagegen seit jener Zeit die Romane großen Theils zu Confessions geworden, oft um Vieles mehr, als man der nothwendig mit einredenden Individualität des Dichters bei jeglicher Dichtung mit freudiger Bereitwilligkeit einräumt. Daß sich aber dem Roman dieses Element näher verschwistert, als andren Gattungen, hat ein Meister schon durch die That bewiesen, und wo nur die Persönlichkeit von solcher Art ist, daß man mit Wohlgefallen und tieferer Theilnahme dabei verweilen mag, darf man ihr wohl gern das Ueberschreiten des kunstgerecht beschriebenen Gränzkreises verstatten. Nur das elende, eitle Spiegeln eines nichtsnutzigen, gehaltlosen Charakters, der sich vor Andern aufputzt, damit er sich selbst für etwas Rechtes gelte, bleibe fern in alle Ewigkeit, und werde von wackern Kritikern vertilgend angegriffen, ohne alle Schonung und Huld.

Glücklicherweise befinden wir uns bei dem vorliegenden Werke im erstern Falle. Ja sogar einer seiner größten Vorzüge ist die mittelbare Polemik gegen das Wurzelübel, aus welchem die Mißgewächse des zweiten Falles entspringen. Natalie, durch eine von aussen fast freudenlose

Kindheit im zarteſten Alter auf die Bücher zurückgedrängt, bekommt aus den Leihbibliotheken die Werke einiger Schriftſteller in die Hände, wo das alltäglichſte Leben alltäglicher Menſchen durch ſtätes eitles Reflectiren derſelben über ſich, und Schreiben von ſich und den Umgebungen zu einer Wichtigkeit hinaufgeſchroben wird, die ſich Jedermann ohne den mindeſten koſtſpieligen Apparat auf dieſelbe bequeme Weiſe ſelbſt zu ertheilen vermag. Das junge Gemüth fängt auch unverweilt an, dieſe verderbliche Komödie mit ſich ſelbſt zu ſpielen, wie es denn nicht anders ſein konnte, da das Uebel ſo tief in uns Allen ſteckt, daß es auch bei minder ſorgfältiger Pflege nur allzuoft hervorzubrechen pflegt. Don Quixotes grandioſer Irrthum beruht auf demſelben Grunde; mit dem Unterſchiede, daß nur eine gewaltige Phantaſie, ein kühnes, von Recht und Ehre ſchwellendes Herz, bereit, Leben, Wohlſtand und Ruhe an das Werk zu ſetzen, deſſen fähig iſt; dagegen man unſern empfindſamen Romanenhelden nacheifern kann, ohne ſich aus dem Sopha zu rühren, nur daß man nothdürftig ſchreiben könne, wegen der vielen Briefe und Tagebücher; auch wagt man nicht das Mindeſte daran, als die Wahrhaftigkeit und Kraft des eigenen Gemüthes, welche denn aber auch um ſo ſichrer verloren geht, meiſt immer auch die Rein-

heit dazu. Natalie jedoch, mit einer seltnen Tiefe und Festigkeit des Gemüthes begabt, erholt sich wieder von jenem träumerischen Herniedergleiten, und warnt nun mit kräftigen, durchdringenden Worten, vor dessen alle Schrecken eines Sturzes übersteigender Gefahr. Obgleich im Verfolge alle Schlangenhäupter der Verderbniß, von dem ruchlosen Nichtglauben einer unphilosophischen Fremdlingsphilosophie an, bis auf das freche Spiel, welches ein genialthuender Schwächling mit dem edlen Herzen treibt, durch die Oberflächlichkeiten und Verwischungen der großen Welt fort, bis endlich durch einen kaum geahnten Irrweg wieder in die Gewalt eines gehaltlosen Leidenschaftlers, — obgleich auf dem furchtbarem Pfade alle jene Schlangenhäupter sich gegen Natalien erheben, bewahrt sie dennoch das Heiligthum in ihrer Brust, und bleibt ihres Heidenlieblings Voluda werth, es verdienend, ihn zu retten, und ihn endlich, als Todesengel milde das gequälte Leben lösend, zu sich eintreten zu sehn.

Die Erwähnung dieser Todesstunde sagt schon von selbst, daß der Charakter der Confessions sich nicht strenge auf die Begebenheiten des Buches ausdehnt, obgleich einige derselben durch die Namenbezeichnungen bekannter Personen in genaue Verbindung mit der Wirklichkeit gesetzt sind. Wenn jedoch Natalie nicht so gestorben ist, so

fühlt es ein dem ihrigen verwandtes Herz: sie wäre würdig und fähig so zu sterben. Ein geistreicher Schriftsteller hat dergleichen Todesscenen mit dem Selbstbegräbnisse Karl des Fünften verglichen. Aber auch dies hatte seine sehr ernste und rührende Seite, und so jene Bildungen, wenn sie recht aus dem Herzen kommen, auch.

Nach allem obengesagten fällt das Betrachten des Ganzen als eines mit poetischer Freiheit erzeugten Kunstwerkes weg, welches auch schon der Titel einigermaßen ablehnt und bevorwortet. Daher enthält sich denn die Kritik der sonst billigen Rügen, über die zwischen den Strom der Erzählung sich etwas breit hindämmenden und oft den künftigen Gang desselben allzudeutlich verrathenden Reflexionen: bemerken freilich muß sie es, daß eben darin bisweilen Spuren jener frühern Verbildung auftreten, aber doch so selten, daß mehr die Wahrheit des Gemäldes dadurch beurkundet, als sein Genuß unterbrochen wird. Billig sodann preist sie die Anmuth, Sicherheit und Reinheit der Sprache, wie auch die oft bewundernswürdige Kraft, mit welcher die Verfasserin einzelne Gestalten und ganze Gruppen vor das Auge heraufzubeschwören weiß. Der Moment, z. B. wie Natalie als Kind von der Landreise zurückgelassen wird, läßt wohl nicht leicht ein Auge trocken, und Volusa's letzter Eintritt haftet

wie ein feierliches Gemälde in der Seele. Mit freudiger Ueberzeugung sey vorzüglich den Leserinnen zugerufen: Tretet herein, schauet an mit Ernst und Liebe, und es wird Euch wohlthun in Geist und Herz!

Als die obige Recension schon längst geschrieben war, kam mir ein andrer Roman derselben Verfasserin im Manuscript zu Gesichte, und über dieses Werk auch einige Worte hinzuzufügen, kann ich mich nicht enthalten, da es mir Geist und Gemüth auf das durchdringendste angeregt hat. Reflectirend ist es eben so wohl, als Natalie, eben so wohl der Zeit, in welcher wir leben, gänzlich angehörig, und deren reines Erzeugniß. Aber ein reines Erzeugniß im edelsten Sinne des Wortes. Denn die erhabenen Irrthümer, welche das Leben der Heldin aufzehren, sind als solche in all ihrer schauderhaften Größe dargestellt, und dennoch immer von den religiösen Sternen durchleuchtet, die ihm als Wahrheit zum Grunde liegen, und ihre versöhnende Auflösung in Gott möglich und nothwendig machen. Bleiben wir dabei, das Ganze als ein feierliches Nachtgebilde zu betrachten, so laßt uns den herrischen Prinzen darin einen Blitz nennen, in seiner Blendung und herrlichen Schreckensgewalt vollkommen diesen furchtbaren Boten Gottes vergleichbar, die

im

im unbewußten Dahinſtürmen ſo viel Noth und Pracht und Seegen über die Erde bringen. Die Nachtigallen ſangen doch auch wohl zwiſchen die glührothen Kreiſe bisweilen durch. Und ſo vermählen ſich auch hier Heldenthum und das zarteſte Liebesgefühl auf eine höchſt anmuthige Weiſe. Mängel, wie in Nataliens Geſchichte, laſſen ſich hier gleichfalls auffinden, aber in weit minderer Anzahl, und weit unbeträchtlicher in ſich ſelbſt. Ja, ſie ſind nur auf eine einzige Stelle des Buches zuſammengedrängt, und man weiß nicht, ob ſie zu heben wären, ohne dem Werke zum Theil ſeine eigenthümliche Phyſiognomie zu benehmen, als eines Kindes unſerer Zeit. Daß dieſe Zeit auch zuweilen hiſtoriſch mit klaren Augen unverkennbar durchſchaut, regt wohl manches Herz zu noch heißerer Theilnahme, und zu noch ſüßern Schmerzen an.

La Motte Fouqué.

Geſchichte.

Skizzen der allgemeinen Geſchichte. Vorleſungen 1811 in Danzig gehalten von H. C. Dippold, ehemaligen Prof. der Geſch. daſelbſt. 2 Bände. Berlin bei Hitzig (in Commiſſion) 1812. 8.

Der Urtrieb des Menſchengeiſtes, das Seyn in ein Werden aufzulöſen, und umgekehrt, und in dem ſeelenvollen Schweben über beiden ſein eigenes Leben zu verſuchen und zu ſchauen, als ein göttliches, dies iſt was das erhabene Spiel der Geſchichte ausmacht. Er iſt es, der auch das mehr oder weniger verſtandene Intereſſe an der Geſchichte gebiert und fördert. Seine Herrlichkeit und Ewigkeit prüfend zu erweiſen und mit ſich ſelbſt gleichſam grotzartig zu ſcherzen, wird er in Zeiten, wo das Seyn, das Beſtehende und Beharrliche verſchlägt, über deſſen Nothwendigkeit jugendlich fröhlich hinauseilend die weite Fluth der Möglichkeit beſchiffen, und ahnend eine andere Welt gründen: in Zeiten dagegen, welche

durch ein Werden in raſtlos umtreibender Gährung begriffen ſind, gleichſam raſten und ausruhen in dem Seyn und Beharrlichen, über deſſen Trümmer der Weltgeiſt dahintreibt. Der ruhig, oder vielmehr ſelig in ſeiner Tiefe waltende und webende Geiſt zwar wird immer am liebſten in der Urgeſchichte weilend in ihrer Tiefe, als die am meiſten Idee iſt, ſeine eigene Tiefe ermeſſen. Denn, wie der Himmel ſich über der Erde wölbt und durch ſeine kreiſende Bewegung vielfach auf das Entſtehen und Vergehen der Erde unter ihm einfließt, eben ſo ruht auch die Urgeſchichte als Mythus über der Geſchichte, dieſer ihr Gepräg ſtets aufdrückend. Wie aber das Leben an zwei Geſchlechter vertheilt iſt, ſo werden auch innerhalb der Sphäre hiſtoriſcher Forſchung und Kunſt einige durch das Geſtaltete männlich durchgreifen und ihm ſein innerſtes Weſen abzugewinnen trachten, andere dagegen, auf dem Geſtalteten gemüthlich verweilend es in ſich aufzunehmen und ſich in daſſelbe wieder aufnehmen zu laſſen ſuchen. Jene werden, ihres Centrums ſicher, nicht fürchten, in den weiteſten Entfernungen ſich zu verlieren, vielmehr immer und überall kräftig aus ihnen dahin zurückſtreben inwiefern ſie es dem Einzelnen aufprägen und es in ihm auffinden. Dieſe werden, wo alles zu wanken, in unaufhörlicher Bewegung

zu vergehen scheint, Trost in dem finden, was mit dem äußern festen Umriß auch selbstständig geworden ist. Jene werden, so zu sagen, die Gestalt in Begriff, diese, den Begriff in Gestalt zu übersetzen trachten. Beide sind wesentlich einander gegenseitig zu ergänzen bestimmt, und, ist nur das Ziel klar erkannt, so werden die, obwol entgegengesetzten, Richtungen nach ihm hin keinen ungerecht erheben, oder niederdrücken.

Des gemüthlich fleißigen, edlen, der Welt und seinen Freunden zu früh entnommenen Dippoids Eigenthümlichkeit; der gemischte Kreis von Männern und Frauen, wovon er im Eingange spricht, vor welchem diese Vorlesungen gehalten worden, der Ort, auf welchen die Zeitereignisse so großen Einfluß gehabt, die Zeit selbst, die nöthige Beschränkung auf 18 Vorlesungen, und die Art, wie dies alles hier zu einem Ganzen gestaltet ist, berechtigen uns, ihn in die zweite von uns kurz geschilderte Klasse zu setzen und das Urtheil über ihn zu sprechen, daß er hier vor vielen andern würdig und liebenswürdig sich zeigt. Mit nicht geringem Fleiße, der sein Leben so schön auszeichnete, hat er in diesen Vorlesungen das Feld der Geschichte und ihres Studiums aufgenommen, die begründetesten und geistvollesten Resultate und Ansichten derselben, wie sie die neuere Zeit zu Tage gefördert, wiedergegeben und so aus dem

Morgenlande und der alten heidnischen Welt herüber in die neue christliche bis herab auf unsre Zeit geführt; alles in der mehrmal ausgesprochenen Absicht, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären, zu zeigen, daß, was ist, nur so seyn konnte, wie es eben ist, und so über den Abgrund der Zeit tröstend und versöhnend hinwegzutragen, wie zur Stärke, Beharrlichkeit und Untadelhaftigkeit aufzumuntern. Ob und wieviel mit dieser Ansicht der Geschichte selbst derogirt werde, steht hier nicht zu untersuchen; genug er hat sie, hat sie angegeben, und treu durchgeführt. Die wichtigsten und interessantesten ethischen Momente jedes Volks sind mit vieler Umsicht, mit vielseitiger Combination hervorgehoben, und der Punct des allmähligen Fortschreitens zur höheren Vergeistigung ist jederzeit angegeben. Nur selten verliert er seine Absicht aus dem Auge, und selbst da, wo er schwankt, ist überall eine seltene Liebenswürdigkeit sichtbar. Wir haben, seiner Bescheidenheit und Offenheit gewiß, kein Bedenken getragen, in dieser allgemeinen Schilderung, auch die Schatten anzugeben, um so mehr, da wir Grund haben, bei jener Lichtseite noch etwas zu verweilen.

Seine Offenheit hat es ihm nicht gestattet, zu Gunsten irgend eines Zwecks die Geschichte zu entstellen. Aber mit einer jugendlichen Liebe

und Innigkeit verweilt er auf den Begebenheiten, stellt sie im blühendem Gewande, mit seiner Rednergabe dar. Jedem weiß er das der Zeit, dem Orte und seinen Zuhörern Angemessene, Erhebende, Tröstliche, abzugewinnen, ohne jedoch andererseits die Gelegenheit abzuweisen, die sich beut, die Versunkenheit, Dürre und Nüchternheit, ja den Unglauben der kleinen Zeit zu züchtigen. Mit vieler Liebe sucht er sich überall in Maaß und Mitte zu halten und die Hypersthenie, wie die Asthenie der Zeit in Kunst und Wissenschaft mit Witzesfunken zu besprühen. An mehren Orten ist die Verschiedenheit der antiken und modernen Welt ziemlich treffend herausgehoben, gemäß seiner Ansicht der Geschichte, die er mit Feuer und Beredsamkeit darbeut. Indem er so, wie er selbst Anfangs der dreizehnten Vorlesung sagt, Verstand, Gemüth und Einbildungskraft immer zugleich anzusprechen sucht, hat er eine recht anmuthige, brauchbare und nicht gemeine Uebersicht der allgemeinen Geschichte geliefert, welche dem lesesüchtigen Haufen zur Belehrung und Bildung vor allen andern Büchern in die Hände gegeben werden sollte. Aber auch der Gebildete wird sie nicht ohne Vergnügen und erfreuliche Unterhaltung lesen. Er wird sich durch sie an manches schon Bekannte, wie es an Ort und Stelle beigebracht, gern erinnern lassen, wird

ſich der Jugend und Ueppigkeit, wird ſich der Liebe die darin herrſcht, erfreuen, und gern der Hand folgen, die ihn, wie D. ſelbſt ſagt, durch einen hiſtoriſchen Bilderſaal führen, deſſen Schilderein überall wahre und deutliche Bilder zurücklaſſen ſollen, und am Ende wird er gewiß die ſanfte Rührung mit dem Schreiber dieſes theilen, daß ſein Führer zu früh von einer höhern Hand dahin entführt wurde, wo der Traum ewiger Jugend und Liebe nur lieblicher ihm aufgehen muß. Ihm ſey die Erde leicht, uns ſein Gedächtnis werth und theuer!

Die Muſen.

Eine norddeutſche Zeitſchrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué

und

Wilhelm Neumann.

Drittes Quartal.

Berlin,
in der Salfeldſchen Buchhandlung.
1812.

München

Druckfehler

im zweiten Hefte der Musen.

Pag. 138. Zeile 3 und 14. statt Papier l. Napier.
— 176. — 5. statt Schlachten wacker lies Schlachtenwetter.

Inhalt

des dritten Heftes.

Cadmus, oder allgemeine Alphabetalogie von D. Dübois. . . . . Seite 1

Stimmen des Chriſtenthums. Darſtellung der chriſtlichen Religion als Glaube, von Chriſt. Gottfr. Schniebes. (Beſchluß.) 29

Ueber das altfranzöſiſche Epos, von D. Ludwig Uhland. 59

Der Brautring, Novelle, von Auguſt Apel. 110

Ein Wort über das bürgerliche Luſtſpiel von Karl von Pirch. 154

Ueber die Aufführung der Schauſpiele des Calderon de la Barca auf dem Theater in Bamberg. 157

Thrymſquida, oder Hamarsheimt. Das Lied von Thrym oder die Wiedererlangung des Hammers. (Aus der ältern Edda, in der Versweiſe des Originals.) von Friedrich Majer. 168

Traum, von Volker. 181

Mitternacht, von Helmina von Chezy. . 185

Trauer, von derſelben. 184

Die Nachtigall, von derſelben. 185

Sie nur Sie (nach Hafis), von derſelben . 186

Klage, von derſelben. 187

Innrer Frieden, von J. G. S. 189

Die beiden Hagen. (An den Herausgeber des Nibelungenliedes) von Fouqué. . 190

Der kranke Ritter, von demſelben. . . 193

Nachruf an Peter Simon Pallas, von D. K. A. Rudolphi. 195

Der Schiffer, von demſelben. 197

Denkmal auf die gefallenen Preußen an der Düna im Auguſt 1812, von Pudor. . 199

Schöne Litteratur.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Göthe. Erſter Theil. Recenſirt von K. A. Varnhagen von Enſe. 201

Bitte um Belehrung an einen Rezenſenten. 213

Cadmus
oder
allgemeine Alphabethalogie.

Einleitung.

Unter dieſem Titel habe ich ſchon in der neuen Berliniſchen Monatsſchrift (Novemberſtück 1811) ein Werk angekündigt, welches den geſammten phyſiſchen Theil der Sprache umfaſſen, und dieſen, noch ſo wüſten Theil der Sprachwiſſenſchaft, zu einem nothwendigen innern Ganzen erheben ſoll. Da ich aber immer noch auf neue Einſichten komme, wodurch das Werk an Einfachheit, Gründlichkeit und Vollſtändigkeit gewinnen kann, und es mir außerdem ſehr an Muße gebricht, ſo geht es mit der Vollendung deſſelben ſehr langſam. Um indeſſen dem Wunſch einiger achtungswürdigen Gelehrten zu entſprechen, die ſich gern von

meinem neuen Systeme, über den Mechanismus der Vokale und Konsonanten, einen Begriff machen wollen, werde ich hier zwei Bruchstücke aus diesem Werke folgen lassen, das eine nämlich die Vokale und das andere die Konsonnanten betreffend.

Ich kann aber nicht umhin, den Leser dieses Aufsatzes, der jenen in der Berlinischen Monatsschrift nicht gelesen hat, oder überhaupt mit dem Zustand der hier berührten Sachen noch nicht recht bekannt ist, darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Gegenstand einer der schwierigsten und abstrattesten ist, welchen irgend eine Wissenschaft aufzuweisen hat. Die Untersuchungen über den Sprachmechanismus erfordern nicht allein physikalische und physiologische Kenntnisse, sondern und vornehmlich, einen hohen Grad von Selbstbeobachtungsgeist. Wer diesen Geist nicht besitzt, kann niemals den Cadmus verstehen.

Nichts ist aber so selten als Selbstbeobachtung; und dies ist auch ganz natürlich. Denn die Menschen sind mit dem Auge zu vergleichen, das sehr hell und durchdringend sein kann, sich aber nie selbst, als vor dem Spiegel sieht. Daher man, bei dem Beobachten seiner selbst, namentlich in der Sprache eine doppelte Rolle zugleich spielen muß, nämlich die der sprechenden und die der beobachtenden Person. Jene muß

vergessen, daß sie beobachtet, so wie diese, daß sie beobachtet wird; sonst würden sie sich gegenseitig stören.

Es werden daher wenige Leser im Stande sein diese Bruchstücke zu würdigen, und deshalb bitte ich einen jeden der mit den abstraktesten Forschungen über die Sprache nicht vertraut ist, sein Urtheil darüber wohl zu überlegen. Denn es haben diese Untersuchungen einen weit höher liegenden spekulativen Zweck und praktischen Nutzen, als der gewöhnliche Sprachforscher, der von nichts weiß, als was ihm gerade vor dem Auge liegt, sich wohl denken mag.

Der Aufsatz über die Vokale, der in die oben benannte Zeitschrift eingerückt worden ist, lag schon seit geraumer Zeit vor dem Drucke da. Seit der Einrückung haben meine Ansichten über die Theorie des Schalls sehr gewonnen. Daher erkläre ich diesen Aufsatz für sehr mangelhaft, obgleich doch mehr, was die Darstellungsart, als was die Sache selbst anbetrifft. Dieser Umstand hat mich indeß bewogen, sowohl den Mechanismus der Konsonanten, als noch einmal den Mechanismus der Vokale auseinanderzusetzen.

Ein Fehler jenes Aufsatzes war auch, daß er zu viel umfaßte, so daß manches nur halb erklärt werden konnte und natürlicherweise vielen

Lesern äußerst dunkel oder willkührlich vorkommen mußte. Die folgenden zwei Bruchstücke hingegen enthalten durchaus nur die einfache Ausmittelung aller möglichen reinen Elementar Vokale und Konsonanten, ohne irgend einen Bezug auf die mannigfaltigen Modifikationen deren sie fähig sind.

Ob ich also gleich hier von allen möglichen Konsonanten spreche, so würde man sich sehr irren, wenn man zum Beispiel in der beigefügten Tabelle derselben etwa ein p, ein f, ein t, ein m, ein n, u. s. w. suchen wollte; weil diese Konsonanten schon Modifikationen sind. Dasselbe gilt auch für die Vokale; denn es sollen ebenfalls nur die reinen Elementar-Vokale angegeben werden. Die weitere Ausführung ist in meinem angekündigten Werke Cadmus enthalten, in welchem ich die hier angedeuteten Gegenstände nicht nur weiter ausführen, sondern auch konstruiren und praktisch anwenden werde.

Erſtes Bruchſtück.

Mechanismus der reinen Elementar-Vokale.

§. 1.

Die Vokale werden nicht ſo wie die Konſonanten durch örtliche Hemmungen des durch den Mund ausgeathmeten Hauches ausgeſprochen ſondern durch eine allgemeine Gegenwirkung dieſes Organs (nebſt der Kehlhöhle) —

§. 2.

Von der verſchiedenen Art wie der Hauch umgeben und eingeſchloſſen wird, hängt die ganze Verſchiedenheit der Vokale ab. Hier kommt es beſonders auf zwei Stücke an: 1) auf die gröſſere oder geringere in der Mundhöhle enthalte-

ne Luftmasse und 2) auf den mehr oder weniger freien Zusammenhang derselben mit der äußern Luft.

§. 3.

Die beweglichen Theile durch welche die innere Form des Mundes und der in demselben enthaltenen Luftmasse bestimmt werden, sind: 1) die Lippen, 2) die Zunge, 3) der untere Kiefer, 4) der Gaumenvorhang. — Andere Theile des Mundes verdienen hier keine besondere Berücksichtigung.

§. 4.

Die Lippen können ihre Stellung auf eine doppelte Weise ändern: 1) so, daß die Mundwinkel sich von einander entfernen, wie beim Lächeln, oder 2) so, daß sie eine runde Oeffnung bilden, wie dies beim Aussprechen des Vokals u der Fall ist.

§. 5.

Die Zunge kann ebenfalls zwei entgegengesetzte Stellungen nehmen. Sie kann 1) so in der Höhle des Mundes vorrücken, daß sie den ganzen vorderen Raum desselben ausfüllt, oder 2) so zurückgezogen werden, daß dieser ganze Raum dem durchströmenden Hauch frei bleibt.

§. 6.

Die Bewegungen der zwei andern angegebenen Organe (§. 3.), treffen immer mit den Lageveränderungen der Zunge zuſammen. Wenn die letztere ſich nach vorn erhebt, ſo erhebt ſich auch der untere Kiefer, und umgekehrt, zieht ſich jene zurück, ſo ſenkt ſich dieſer. Was den Gaumenvorhang anbetrifft, ſo wird die hintere Mundöffnung, die durch denſelben gebildet wird, nach Verhältniß der vordringenden Zunge erweitert. Die Verengerung findet bei entgegengeſetzter Bewegung der Zunge Statt.

Anmerkung. Wie wichtig die Bewegungen des Gaumenvorhangs bei der Bildung der Vokale ſind, obgleich ſie meines Wiſſens, noch von keinem Liebhaber des Sprachmechanismus beobachtet wurden, wird am Schluß des oben erwähnten, in die Berliniſche Monatſchrift eingerückten Aufſatzes, über die Vokale (Seite 304.) auseinander geſetzt.

§. 7.

Hieraus folgt, daß man nur braucht die Lageveränderungen der Lippen und der Zunge, ſowohl dem Grade nach, als in Bezug auf einander zu beſtimmen, um den ganzen Mechanismus der Vokale auf eine ſichre und bequeme Art ab-

zuleiten. Denn die Bewegungen des Unterkiefers und des Gaumenvorhangs werden immer durch die Bewegungen der Zunge nothwendig bestimmt werden.

Erläuterung. Diese Bewegungen muß man nicht denken als wenn sie im Augenblick selbst, wo der Vokal ausgesprochen wird, statt fänden. Wenn aber ein gewisser Vokal ausgesprochen werden soll, so müssen natürlich die Organe in die gehörige Stellung kommen. Um aber diese Lageveränderung zu bestimmen, von welchem Punkte können wir ausgehen? Diese Frage beantwortet der folgende Paragraph.

§. 8.

Der Vokal der bei einer mittleren Erweiterung der Lippen und zugleich bei einer mittleren Erhebung der Zunge hervorgebracht wird, ist der Vokal a. Der Klang dieses Vokals ist weder merklich hoch, noch merklich tief. Wir betrachten ihn hier als Grundvokal.

§. 9.

Gehet man nun aus der mittleren Stellung der Mundhöhle aus, wodurch der Grundvokal a hervorgebracht wird, so findet man, daß die zwei entgegengesetzten Bewegungen der Lippen mit den

zwei ebenfalls entgegengesetzten Bewegungen der Zunge sich auf folgende doppelte Weise zusammensetzen lassen:

Lippen.	Zunge.
1) Erweiterung	Erhebung.
2) Verengerung ...	Zurückziehung.

§. 10.

Im ersten Fall nimmt die Luftmasse, welche in der Mundhöhle enthalten ist, offenbar ab, und hängt mit der äußeren Luft viel freyer zusammen. Im zweiten Fall hingegen nimmt diese Luftmasse zu und wird fast gänzlich durch die Lippen von der äußeren Luft abgeschnitten.

§. 11.

Daraus entstehen zwei verschiedene Vokalarten. Diejenigen, die zum ersten Fall gehören, haben einen höheren, feineren, helleren Klang, als der Grundvokal a. Diejenigen aber die zum zweiten gehören, einen tieferen, gröberen, dumpferen.

§. 12.

Der höchste, hellste Vokal, der nämlich durch die äußerste Erweiterung der Lippen und Erhebung der Zunge hervorgebracht wird, ist der Vokal i. Der tiefeste, dumpfeste Vokal hingegen,

welcher durch eine entgegengesetzte Einrichtung der Mundhöhle, d. i. durch die äußerste Verengerung der Lippen und Zurückziehung der Zunge, hervorgebracht wird, ist der Vokal u. Der Vokal a hält die Mitte zwischen diesen zwei äußersten Vokalen.

§. 13.

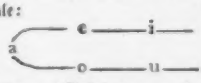
Diese drei Vokale können als feste Vergleichungspunkte für den Mechanismus aller, außer diesen noch denkbaren, dienen. Nun ist der Abstand in der Stellung der Organe von dem Grundvokal a zu beiden äußersten Vokalen u und i, beträchtlich genug um Uebergangsvokale zu gestatten.

§. 14.

Diese Vokale sind aber sehr der Willkühr unterworfen. Daher haben die Sprachen im Ganzen nur zwei festgesetzt: nämlich o zwischen a und u, und e zwischen a und i.

§. 15.

Dies ist der Mechanismus der fünf ursprünglichen Vokale:



welche, da die zwei Vokalarten: e, i, und: o, u, durch den Grundvokal a zusammenstoßen, eine

Leiter immer höher oder tiefer steigender oder sich senkender Vokaltöne bilden, je nachdem man unten bei u oder oben bei i anfängt, deren Mechanismus, wie dies aus dem Gesagten erhellt, vollkommen identisch ist.

Anmerkung. Bei den zahlreichen Versuchen, die von jeher erschienen sind, diesen so einfachen Mechanismus zu erklären, versahen es die meisten besonders dadurch, daß sie glaubten für jeden besonderen Vokalton eine besondere Stellung der Organe annehmen zu müssen. Sie stellten gleichsam einen absoluten Mechanismus für jeden Vokal auf und gingen so alle Vokale durch. Da sie nun oft identische Stellungen der Organe trafen, mußten sie, um sie doch verschieden anzugeben, zu ganz zufälligen Bestimmungen ihre Zuflucht nehmen, woraus, mit Hülfe der Einbildungskraft, die seltsamsten Behauptungen entstanden. Der Mechanismus jedes einzelnen Vokals läßt sich nur in Bezug auf das ganze System bestimmen, weil es sich von den andern Vokalen nur dem Grade nach unterscheidet. Nur bei Vokalen verschiedener Art, wie die jetzt abzuhandelnden, findet ein andrer Mechanismus statt.

§. 16.

Der Mechanismus der fünf Vokale: u, o, a, e, i, oder: i, e, a, o, u, besteht also darin, daß

die verſchiedenen Erweiterungs- und Verengerungsgrade der Lippen mit den verſchiedenen Erhebungs- und Zurückziehungsgraden der Zunge übereinſtimmen. Das Obige lehrt aber auch, daß man von dem Grundvokal wiederum ausgehend, noch folgenden Fall annehmen kann:

Lippen. Zunge.
3) Verengerung .... Erhebung.

§. 17.

Aus dem äußerſten Grade dieſer Stellung der Organe entſteht der Vokal u (franz. u). Die Lippen verengern ſich nämlich, wie beim Ausſprechen des Vokals u, die Zunge aber, ſtatt ſich ganz auf den hinteren Theil der Mundhöhle zurückzuziehen, wie bei eben demſelben Vokal u, erhebt ſich nach vorn, wie bei dem entgegengeſetzten hellen Vokal i.

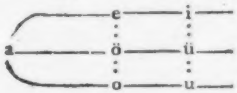
§. 19.

Indem aber der Vokal ü, ebenſowohl als die beiden Vokale i und u, aus einer äußerſten Stellung der Lippen und der Zunge, entſteht, und zwiſchen dem Grundvokal a und den äußerſten Vokalen i und u, die Uebergangsvokale e und o feſtgeſetzt werden können, ſo muß ebenfalls, zwiſchen dem Grundvokal a und dem äußerſten Vokal u, ein Uebergangsvokal anzunehmen ſein. Es

iſt nämlich der Vokal ö, der ſich auch daher zu e und o, in allen Stücken ſo verhält, wie ü zu i und u, und der mit a und ü, eben ſo eine identiſche Leiter bildet, wie e mit a und i, und o mit a und u.

§. 19.

Andere Stellungen der beweglichen Theile, wodurch der innere Raum der Mundhöhle beſtimmt wird, können zwar Grimaſſen, aber keine, in irgend einer wirklichen Sprache, übliche Vokale hervorbringen. Die Anzahl der Elementar-Vokale beſtehet alſo aus folgenden ſieben:



worunter, ſtrenge genommen, man doch nur die fünf erſtern: u, o, a, e, i. als wirklich reine Elementar-Vokale betrachten kann.

Beſchluß.

Dieſes iſt nun, glaube ich, hinreichend, um ſich einen richtigen Begriff des Mechanismus der Vokale zu machen, oder wenigſtens irrige Meinungen zu verhüten. Die größte wäre aber die Vokale

jetzt als völlig erklärt zu betrachten. Die Stellung der Organe, der Mechanismus der Vokaltöne ist es nur; denn, wie es zugeht, daß bei gleicher Höhe des musikalischen Tones, bei gleicher Intensität des Lautes, die Vokale z. B. u und i, immer noch verschieden bleiben, dies sieht man aus dem bloßen Mechanismus noch gar nicht ein. Mit der eben gelesenen Erklärung der Vokale sind wir nur ungefähr in der eigentlichen Erklärung derselben so weit, wie wir in der Theorie der Höhe und Tiefe der musikalischen Töne sein würden, wenn wir die Tonleiter auf einem, uns unbekanntes, Instrument hätten spielen hören und man uns zeigte wie man es macht.

Die verschiedne Höhe und Tiefe des musikalischen Tons erklären die Physiker bekanntlich durch die verschiedne Schnelligkeit der Luftschwingungen. Durch welche Beschaffenheit dieser Schwingungen aber erklären sie die verschiedne Höhe und Tiefe der Vokale? Durch keine; denn sie erklären sie gar nicht. In den vollständigsten und berühmtesten Werken findet man nicht ein einziges Wort, was ihnen über diesen Gegenstand entfallen wäre; alles was nicht Ton ist, scheint für sie nur Geräusch zu sein. Verdiente denn die Sprache weniger ihre Aufmerksamkeit als Musik? Hier äußert sich wieder recht auffallend die blendende Allgewalt der Gewohnheit.

Der Mechanismus der Vokale war der erſte Schritt den man machen mußte um zu einer gründlichen, phyſikaliſchen Erklärung derſelben zu gelangen. Dieſer Schritt war aber ſchon bedeutend genug, da man ſeit Jahrhunderten dieſen Mechanismus vergeblich ſuchte. Für den Sprachforſcher iſt ſogar das bloße Syſtem, welches hier aufgeſtellt worden iſt, ſchon genügend. Denn, durch die ausgemittelten Lageveränderungen der Sprachorgane von einer Seite, und von der andern durch die Data, welche ihm die vielen Sprachen darbieten, geleitet, kann er immer mit Zuverläſſigkeit ſchließen, daß eine höhere Theorie ihn doch nur zu denſelben Reſultaten zu führen vermag.

Indeſſen würden immer die Geſetze des Sprachmechanismus ſehr unbefriedigend für den Verſtand bleiben, wenn man die hörbaren Erſcheinungen, die mit denſelben verbunden ſind, zu den allgemeineren Geſetzen der Phyſik nicht zurückbringen könnte. Man denke ſich nur die ganze Muſik, wenn man von den Luftſchwingungen nichts wüßte! Dennoch iſt die richtigſte Lehre des Sprachmechanismus, ſo lange die Beſchaffenheit dieſer Schwingungen, die den Unterſchied der Vokale bis ins Ohr fortgepflanzt ein Geheimniß iſt, gerade auf demſelben Punkte.

Nicht allein habe ich mich daher beſtrebt, je-

nen Mechanismus, sondern auch diese höhere Theorie der Vokale aufzufinden; und, ob es mir wirklich glückte, außer in der Sprachwissenschaft, auch in der Physik eine Lücke zu füllen, dies wird eine baldige Zukunft erweisen.

Zweites Bruchstück.

Mechanismus der reinen Elementar-Konsonanten.

§. 1.

Die Konsonanten werden durch irgend eine örtliche Hemmung des herausströmenden Hauches in dem Mund ausgesprochen. Der Hauch mag übrigens gänzlich oder nur zum Theil aufgehalten werden.

§. 2.

Eine solche Hemmung des Hauches kann nur dadurch statt finden, daß zwei Theile, einer oben, der andere unten, zwischen welchen der Hauch getrieben wird, näher an einander gebracht werden.

Dies letztere kann aber auch dann geſchehen, wenn auch nur einer beweglich iſt.

§. 3.

Man kann im ganzen Mundorgane nur ſieben ſolche Annäherungen annehmen, woraus eben ſoviel Konſonantenarten entſtehen. Wir nennen ſie Hemmungen und ordnen ſie wie folgt. Die Hemmungen vermittelſt:

1) beider Lippen.
(Articulation labiolabiale.)

2) der Unterlippe mit den obern Schneidezähnen.
(Articulation labiodentale.)

3) beider Kiefer mit der Zungenſpitze.
(Articulation linguadentale.)

4) der Zungenſpitze mit dem vorderen Gaumen.
(Art. linguapalatale antérieure.)

5) beider Zungenſeiten mit beiden Backzähnenreihen.
(Art. palatale latérale.)

6) des Zungenrückens mit dem mittleren Gaumen.
(Art. palatale moyenne.)

7) der Zungenwurzel mit dem weichen Gaumen.
(Art. palatale postérieure.)

§. 4.

Dieſelbe Hemmung kann den Hauch vielfältig aufhalten, und daraus entſtehen wiederum neue Arten von Konſonanten. Indem aber die Organe ſehr mannigfaltig gebildet ſind, läßt ſich die Anzahl der bei jeder einzelnen Hemmung möglichen Konſonanten nicht allgemein beſtimmen.

§. 5.

Deßhalb müſſen wir zuvor die verſchiedenen denkbaren Modifikazionen des Hauches bei den Hemmungen überhaupt darſtellen, dann aber erſt eben dieſelben Hemmungen genau durchgehen, und die verſchiednen Fälle beſtimmen die jeder einzelnen, ihrer ‚beſonderer Beſchaffenheit zufolge angehören.

§. 6.

Nun ſind dieſe Fälle bei den ſieben Hemmungen nur folgende drei: 1) kann der Hauch gänzlich gehemmt werden; daher die geſchloſſenen (oder exploſiven) Konſonanten, als: b, p, d, u. ſ. w. oder 2) nur zum Theil aufgehalten, wie bei den offenen Konſonanten, als: v, z, sch, l, u. ſ. w. der Fall iſt.

§. 7.

Bei jeder Hemmung muß wenigſtens ein offner Konſonant möglich ſein. Bei denjenigen aber, wo:

bei der Hauch durch eine größere Annäherung der Theile in die Zwischenräume der Zähne eingetrieben wird, sind füglich zwei Grade einer offnen Hemmung anzunehmen: wenn nämlich die Hemmung a) so beträchtlich ist, wie sie immer nur sein kann, ohne jedoch vollkommen zu sein; daher engeoffne Konsonanten, als: s; dann b) einen so freien Durchgang dem Hauch gestattet, daß sie nicht offner werden kann ohne aufzuhören einen vernehmbaren Konsonant zu bewirken; daher weitoffne Konsonanten, als: sch, welches zu einer Hemmung mit s gehört.

§. 8.

Oder endlich 3) wenn der Hauch durch sehr bewegliche elastische Theile, als die Lippen, die Zungenspitze, den weichen Gaumen nebst dem Zäpfchen gehemmt wird, kann man noch einen Fall festsetzen, der gewissermaßen aus Vereinigung beider ersteren: der vollkommnen und der unvollkommnen Hemmung entsteht. Diese letzte Hemmungsart besteht nämlich in einer Menge augenblicklich hintereinander folgender Explosionen, die von dem ersten Stoß des Hauches herrühren; daher die trillernden Konsonanten, als: r.

§. 9.

Um also, dem Gesagten zufolge, alle nur mögliche Konsonanten anzugeben, die in irgend ei-

ner Sprache vorkommen können, bleibt uns nichts übrig, als die sieben beschriebenen Hemmungen, aber eine jede für sich, nach den drei folgenden Rücksichten zu untersuchen: ob nämlich sie

1) einen geschloſſnen Konsonant,
2) mehr als einen offnen;
3) einen trillernden — liefern kann?

Anmerkung. Wir erinnern noch einmal, daß wir hierbei nur auf die reinen Elementar-Konsonanten Rücksicht nehmen, die allein 1) auf einer gewissen Kraft des Hauchs, und 2) auf der Gegenwirkung der in der Mundhöhle hemmenden Theile beruhen. Aus diesen reinen Elementar-Konsonanten entstehen nämlich in der Sprache 1) weiche, 2) harte, und 3) Nasal-Konsonanten.)

§. 10.

1) Die zweite und die fünfte Hemmung können keine geschlossne Konsonanten geben. 2) Nur bei zwei Hemmungen kann man füglich zwei Grade der unvollkommnen Hemmung unterscheiden; dies ist nämlich der Fall bei der dritten und der fünften. 3) Folgende vier: erste, dritte, vierte und siebente, eignen sich zu einem trillernden Konsonant. Hieraus entstehet folgende allgemeine Tabelle.

Hemmungen.	Konsonanten.			
		offne.		
	geſchloſſne.	engoffne.	weitoffne.	trillernde.
1.	B.	w (engliſch.)		r (ironiſch.)
2.		W.		
3.	(ge italien.)	(Z franz.)	(Ifranzöſ.)	r (polniſch.)
4.	D.	th. (engliſch.)		R.
5.		l (mouillé.)	L.	
6.	ge (norddeutſch.)	J.		
7.	G (k.)	j (ſpaniſch.)		r (ſchnarrend.)

Anmerkung. Dieſe Tabelle ſetzt die bis jetzt immer ſo willkührlich angenommene Verwandtſchaft der Konſonanten unter ſich in ihr völliges Licht. Dieſe Verwandtſchaft iſt — ſo wie bei den Vokalen — zweifach. Die Eine kann man füglich organiſche Verwandtſchaft (affinité organique), und die andere mechaniſche Verwandtſchaft (affinité fonctionelle) nennen.

Nachtrag.

Nach der eben aufgeſtellten Tabelle käme die Anzahl aller ausſprechbaren Elementar-Konſonanten bis auf achtzehn. Es iſt aber offenbar, daß die Anzahl derjenigen, die 1) ſo leicht auszuſprechen und fließend ſind, daß ſie in den meiſten Sprachen wohl vorkommen dürfen, und 2) ſo eigenthümlich lauten, daß ſie weder a) mit andern einfachen, noch b) mit Zuſammenſetzungen anderer verwechſelt werden können, bei weitem geringer ſein müſſe. Daher muß man noch, um die Anzahl aller wirklich rein und allgemein annehmbaren Konſonanten zu beſtimmen, folgende Unterſuchung, den zwei eben angegebenen Regeln gemäß anſtellen; und zwar:

1) bei den geſchloſſenen Konſonanten.

a) Dritte Hemmung. Dieſer Konſonant klingt zwar ſehr angenehm und wird in vielen Sprachen angetroffen, kann aber durch die Zuſammenſetzung dj (franzöſ.) oder tsch äußerſt nahe angegeben werden.

b) Sechſte Hemmung. Dieſer Konſonant iſt nichts anders als der Laut den man im Norddeutſchen mit dem Zeichen g vor: e und i, verbindet. Vor demſelben Buchſtaben ſprechen viele Franzoſen ebenfalls ihr: gu, aus und ſie betrachten es als ein gelinderes g (adouci. Man ſehe z. B. Wailly.) Es hält, in der That, die Mitte zwiſchen dem ſüddeutſchen g (einem gelinden k) und dem gewöhnlichen deutſchen j; und die Zuſammenſetzung dieſer zwei letzten Konſonanten (gj, kj) kommt für das Gehör völlig überein.

II) Bei den offnen Konſonanten.

a) Erſte Hemmung. Der Unterſchied der zwiſchen dem engliſchen w (dobbeljuh,) und dem gewöhnlichen w ſtatt findet, iſt ſo gering, daß nur einer von beiden ſehr allgemein werden konnte. Da nun der eigenthümliche Konſonnant w, wobei der Hauch durch die obern Schneidezähne mannigfaltiger gebrochen wird, als durch die obere Lippe bei w (engl.) geſchehen kann, einen dem Ohre vernehmlicheren Laut giebt, ſo mußte natürlich letzterer verdrängt werden.

b) Vierte Hemmung. Das wirkliche engliſche th wird ſo häufig für s ausgeſprochen, daß dieſe mangelhafte Ausſprache ſogar einen Namen — Lispeln — erhalten hat. Außer der engliſchen Sprache iſt mir übrigens keine bewußt bei welcher dieſer Laut, als ein regelmäßiger Konſonant, angeſehen würde. So kann man wohl annehmen, daß er ſich zu s eben ſo verhält als w (engl.) zu w.

c) Fünfte Hemmung. Obgleich dieſer Konſonant (l mouillé) ſchon wohlklingend und ſelbſt in einzelnen Wörtern ſehr malend iſt, ſo wird er doch nur in wenigen Sprachen angetroffen. Außerdem kommt man dieſem Laute, wenigſtens für das Gehör, mit der Zuſammenſetzung: lj, ſehr nahe, obgleich der Mechanismus des letzten Konſonanten (j deutſch) gerade entgegengeſetzt iſt.

d) Siebente Hemmung. Dieſer im Spaniſchen durch j bezeichnete Konſonant iſt nichts anders als das deutſche: ch, nach den Vokalen: a, o, u. Er gehört übrigens keineswegs unter die vorzüglichſten und hat auch zu viel Verwandtſchaft mit dem gewöhnlichen j, von dem er — wie das engl. w vom gewöhnlichen w, u. ſ. w. — verdrängt werden mußte.

III) Bei den trillernden Konſonanten.

a) Erſte Hemmung. Der gemeine Mann

gebraucht nicht selten diesen Konsonant als einen Ausdruck des Spottes und des Geringachtens. Er gebraucht ihn auch in verschiednen Gegenden gegen seine Pferde als Zeichen des Einhaltens (Brr....). Der Gebrauch dieses Konsonanten bei ordentlichen Wörtern, wäre indessen so unbequem, daß er wohl in keiner andern auch noch so rohen Sprache zu vermuthen ist.

b) Dritte Hemmung. Dieser Konsonant, der dem Polnischen und Böhmischen eigen ist, läßt sich durch die Zusammensetzung: rj (franz. j), ganz richtig angeben.

c) Siebente Hemmung. Die fehlerhafte Aussprache, die man Schnarren nennt, besteht darin, daß man diesen Konsonant für den trillernden der vierten Hemmung, der allein unter allen trillernden Konsonanten allgemein angenommen ist, ausspricht. Statt der Zungenspitze macht das Zäpfchen die Schwingungen (§. 8.) Uebrigens haben wiederum diese zwei Konsonanten eine zu große mechanische Verwandtschaft, als daß sie wohl in irgend einer Sprache einen verschiednen Gebrauch haben könnten.

Die Anzahl der reinen Elementar-Konsonanten, unter den achtzehn zuerst aufgestellten, ließe sich also sehr gut auf neun zurückbringen, die in der Tabelle durch Hauptbuchstaben unterschieden sind. Selbst auf acht könnte diese An-

zahl zurückgebracht werden, wenn man nämlich noch das (deutsche) j ausließe und es, nach dem Beispiel fast aller französischen Sprachforscher, so wie das, in den meisten Fällen gleichlautendes y, zu den Vokalen rechnen wollte. Der Cadmus wird ihnen aber darthun, daß diese Meinung nur auf einer Täuschung beruht. Dies für jetzt indessen nur vorausgesetzt, kann man also annehmen, daß die Anzahl der leicht auszusprechenden und recht eigenthümlichen Konsonanten aus neun besteht.

In der That besteht die Aussprache aller uns bekannten Völker der Erde vornehmlich aus dieser Anzahl, dahingegen die neun übrigen Konsonanten nur in einzelnen Mundarten und sogar als Mangel in der Aussprache angetroffen werden.

Beschluß.

Von der andern Seite ist aber auch nicht zu läugnen, daß außer jenen neun streitigen Konsonanten sich auch noch eine Menge anderer in immer feineren Schattirungen und Zusammensetzungen erdenken lassen. Sie können aber um so weniger als für sich bestehende eigenthümliche Konsonanten mit denen man eine Verschiedenheit

des Sinns in der Sprache verbindet, betrachtet werden, indem wir eben jenen zehen ſchon dieſe Unterſcheidung in der Sprache abſprechen. Das polniſche geſtrz ne l, die drei oder ſechs Schnalzlaute der Hottentotten u. ſ. w. dürfte man mir vielleicht einwenden. Daß aber ſo bekannte Dinge mir nicht entgangen ſind und ich ſie wohl meinem Syſteme anzureihen wiſſen werde, wird man mir, hoffe ich, wohl ſo lange zutrauen, bis von mir etwas vollſtändigeres im Drucke erſcheint.

Du Bois.

Stimmen des Chriſtenthums.

Darſtellung der chriſtlichen Religion als Glaube.

(Beſchluß.)

Es iſt aber der wahre chriſtliche Glaube, zweitens ein wirkliches Wahrnehmen des lebendigen Gottes in ſeiner ewig nahen Allgegenwart und Vorſorge; und erhalten wir durch denſelben, wie die Alten Zeugniß, d. h. Offenbarungen. Man ſehe das eilfte Kapitel an die Hebr.

Nach den modernen Theologen aber und dem ganzen neuen Vernunft- und Naturevangelium iſt Gott gar nicht wirklich ſo allgegenwärtig und unmittelbar nahe und wahrnehmbar, ja es iſt wohl gar Aberglaube dreiſt anzunehmen, ſondern der Menſch habe nur inſofern die Wahrheit, als er an ſie denke, Betrachtungen über ſie anſtelle

und er fühle sich allerdings durch Stunden ruhiger Selbstbetrachtung und Andacht gestärkt, ermuthigt, erhaben, aber nur insofern hier sein eignes bessres Selbst thätig sei, von selbst das Wahre und Gute finde, Rettung und Mittel in Verlegenheit und Gefahren, säße Gott aber selbst vor ein Ewiger und Unendlicher, sey nothwendig so außer Raum und Zeit, so daß er kein Verhältniß zu Beiden habe, er reiche zwar in das Endliche herab, aber nur unmittelbar: denn nach ewigen Naturgesetzen, die zwar ursprünglich von ihm stammten, gehe die gesammte Welt einen bestimmten Weg, zu einem bestimmten Ziele, und Gott könne hier nicht unmittelbar eingreifen, ohne den Lauf der Welt zu stören, die Freiheit des Einzelnen aufzuheben und so das ganze Leben zu vernichten. Es sei dem menschlichen Geiste nur vergönnt, die Gesetze der Dinge zu erkennen und nach denselben auf sie zurückzuwirken, ihre Einflüsse auf uns zu berechnen, also ferner sei alles schon so eingerichtet daß jedes seiner Art nach für sich bestehen könne, wen es nur den ihm eingepflanzten Trieben folge z. B. der Mensch den moralischen u. dergl. Höchstens erlaubt diese jetzt gäng und gäbe Ansicht, daß Gott dann und wann sich in so fern einen Eingriff in den Weltlauf erlaube daß er große Männer, als Christus, Moses, Luther, erwecke um dem stockenden Getriebe

der Menſchheit einen neuen Stoß zu geben. Bei dieſer Anſicht, denn Glauben hat die Zeit nicht mehr und mag ihn auch nicht haben, ſondern nur Anſichten und Meinungen, iſt es wohl möglich, daß man im allgemeinen der Nothwendigkeit ſich fügend durch treue Beobachtung der Gegenwart, durch Menſchenkenntniß, durch Einſicht in die Geſchichte der Vergangenheit und kluges, genau berechnetes Handeln in den Stand geſetzt werde, ein ruhiges, zufriednes, bequemes Leben zu führen, und in die Zeit ſich ſchickend, Reichthum, Ehre, Glück und Einfluß zu erlangen.

Aber nicht ſo lautet der chriſtliche Glaube; Gott iſt freilich nicht in Einer Zeit und in Einem Raume, denn er iſt in aller Zeit und in allem Raume, nicht außer Raum und Zeit, ſondern alle Zeit lebendig erfüllend, — ewig — in allen Räumen weſentlich gegenwärtig — unendlich, — anweſend wo wir ihn nur ſchauen, nahe wo wir ihn ergreifen und kennen, wirkend und ſchaffend, wo wir ihn nur wahrnehmen wollen, ſo daß der ſeines Gottes volle Hebräer ausruft: fühlet und ſchmecket, wie freundlich euer Gott iſt. Denke du nur lebendig Gott den Allgegenwärtigen und Allmächtigen, wiſſe und glaube daß ihm kein Ding unmöglich iſt, und du wirſt in der beſtimm-

ten Lage als du grade einer Stimme Gottes bedarfst, einer Drohung, Abschreckung, Ermunterung, Erhebung, Belehrung, Weisung, Befestigung, du wirst sie hören, du wirst sie erhalten. Aber vergiß rein dich selbst, sei ganz Ohr im Innern des Gemüths, stehe da ohne irgend eine selbstische Rücksicht, ohne Reflexion und geheimen Zweifel und Mißtrauen, und der rollende Donner, oder das Sausen des Windes, oder das Säuseln des Westhauchs, oder was irgend eine Stimme und Laut in der Natur ist, es wird dir Stimme Gottes werden und seyn; aber nur du hörst Gottes Stimme, die andern, so daneben stehen, hören das ganz gewöhnliche und gemeine Rollen des Donners und Sausen des Windes. So war es nicht Moses eigne Stimme die er aus dem feurigen Busche vernahm, sondern Gottes Ruf, so hörte Paulus (vielleicht auch im Gewitter) Christi Stimme, aber seine Begleiter sahen weder noch vernahmen sie etwas andres, als Naturtöne und Laute, so ruft Luthern der Blitz zum Reformator, weil er Glauben hatte und Gott verstand, denn die Erde und alle Natur ist voll des Höhern, und wie Thales sagte, es sei alles von Göttern erfüllt, so sagte der gläubige Christ, es sei alles Gottes voll, die Himmel erzählen die Ehre Gottes, die Veste verkündige seiner Hände Werk, ein Tag sag es den andern,

und

und eine Nacht thu's kund der andern; durch alle Lande geh ihr Klang und ihre Rede bis ans Ende der Welt, und es sei keine Sprache noch Rede, da man ſeine Stimme nicht hörte. Und nur dem, der je ähnliches wahrgenommen und empfunden, kannſt du dann erzählen und mit Fingern deuten den Ort wo du ſtandeſt und dich bedachteſt, wie du dies oder jenes oder was du thun, wohin du wandeln ſollteſt, wie hier im Innern eine Stimme dir zugeſprochen, ein unerkannter Drang dich vorwärts geſchoben, eine unſichtbare Hand dich ergriffen, irgend ein äußres Zeichen dir gegeben worden ſei, daß dir den Weg gewieſen, die Art und Weiſe deines Thuns gedeutet, daß du gefolgt ohne zu wiſſen wie und warum; daß öfters in Träumen und Ahnungen und ſonſt vordedeutungsvollen Bildern, dir eine Weiſung und ein Wink gegeben ſei, der dir die Zukunft enthüllt, oder Vergangenes erklärt, oder Gegenwärtiges zeigt, was das blödſinnige durch irdiſche Bilder gefeſſelte und zerſtreute Auge nicht wahrnahm, ob es gleich ſo nahe lag. Ja wer nur einen offnen, nicht durch das Laſter und Sünden, Unglauben und Eigendünkel verkehrten Sinn hat, wird durch alle bunten Irrſale des Lebens, durch das ſcheinbar zufällige Gewebe der Schickſale und Ereigniſſe, Folgen und Wirkungen, einen geheimen Faden göttlicher Führung und Vorſe-

hung sich durchziehen sehen, an den sein inneres und äußeres Leben und Schicksal sich an- und fortreihet, wird wahrnehmen die geheimen Wege Gottes, wie ihm in unbewußten, unwillkührlichen, scheinbar gleichgültigen, zufälligen und bedeutungslosen Aeußerungen, Ahnungen, Handlungen, die geheime Fügung Gottes, die Zukunft und ihre Ereignisse angedeutet sind, und wer Sinn dafür hat, und wie Maria dergleichen Worte und Ereignisse in seinem Herzen bewahrt, die bewußtlos von der Kindheit und Jugend geäußert, vom Jünglinge übersehen oder augenblicklich angestaunt werden, wird einst mit jener ruhigen Klarheit in die ihm offene Vergangenheit blicken, mit Vertrauen und Festigkeit in die dämmernde Zukunft schauen, wohl wissend, daß ihm auch schon seine Bahn geebnet und das Endziel deutlich bezeichnet sei und nur er wird verstehen was es heißet: sorget nicht für den andern Morgen. So wird nur dem Menschen die irdische Laufbahn bezeichnet und gebahnt, daß er wohl wissen mag, warum ihn bisweilen eine unsichtbare Hand von gewissen Dingen zurückhält, wenn er nehmlich in Irrthum und Vermessenheit jenen geheimen Lebens- und Schicksalsfaden hat fallen lassen und, auf selbstischem Vertrauen fußend, das Auge von der Wahrheit und dem Licht ab, der Finsterniß zuwendet, doch aber kann dieser Faden

immer wieder aufgenommen werden. Oefters auch war alles schon bereitet, irgend wohin zu gehen, schon eilten die Gedanken voraus, als unwillkührlich uns etwas vom ebenen Wege abrief und eine andere Straße führte, wo wir eben zu rechter Zeit kamen, den Unglücklichen zu helfen, den Hungernden zu speisen, den Verschmachtenden zu erquicken.

Aber, rufen uns tausend aufgeklärte Stimmen zu: sollen wir wieder auf Vogelflug achten, auf Träume und Ahnungen halten, Tage und Zeiten wählen, Zeichen fordern und andern Aberglauben mehr treiben und üben; statt ruhiger und besonnener Ueberlegung und Erwägung der Umstände und Folgen einer Handlung, sollen wir auf Engelstimmen warten? statt thätig selbst zu handeln, warten, bis uns unsichtbare Hände an den rechten Platz stellen und für uns arbeiten? — Nein dies sollen wir nicht, denn das ist ja eben die Lehre des Christenthums, das wissen wir erst durch Christum und die heilige Schrift, daß wir nicht unser Haupt zu den Sternen erheben sollen, um unser Schicksal voraus zu wissen, sondern daß wir glauben sollen: Gott werde uns alles Gute geben, wenn wir in Christi Namen bitten, wir wissen ferner, daß dem ehebrecherischen, heuchlerischen Geschlechte, das ein Zeichen fordert, keins gegeben wird, wissen, daß das Himmelreich ein

innerliches und auch Gottes Stimme eigentlich in uns iſt, in uns vernommen und verſtanden, und nur durch äußere Laute dann und wann dazu geleitet wird, und daß Glaube und redlicher reiner Sinn dazu gehört, ſo eine Stimme, einen Ruf Gottes zu vernehmen, ſeine Führung und ſeinen Rath zu erkennen. Es laſſen ſich wohl viele Stimmen hören und mancher laute Ruf ertönt, mancher dunkle unerklärte Drang zieht uns vorwärts — nämlich geheime Lüſte locken ſchmeichleriſch, und fleiſchliche Begierden drängen uns, die Engel der Finſterniß kleiden ſich ins Lichtgewand, um uns auf dunkeln Pfaden vorwärts zum Verderben zu führen; aber der Menſch kann, wenn er nur will, merken, ob ihn ſeine eigne Lüſte und die Macht der Finſterniß reizet, oder ob Gott zu ihm ſpricht, der kein Verſucher zum Böſen iſt. Und geſetzt Gott redete zu uns mit klarer heller Menſchenſtimme, und Engel ſtiegen nieder um uns hülfreiche Hände zu bieten, wenn wir dieſe Stimme und dieſe Hülfe nur brauchen wollten um irdiſche Güter, Reichthum, Ehre und Glück zu erjagen, ſo würde uns dieſe Stimme und dieſe Hülfe nur zum Verderben dienen, weil wir nicht in Chriſti Sinn darum gebeten, und ſie nicht in Chriſti Sinn uns ausgelegt haben und verſtehen, denn die Wahrheit Gottes wirkt in dem Verkehrten Verderben, daher heißt es auch:

in den Verkehrten biſt du verkehrt, und nur in deinem Lichte ſehen wir das Licht.

Der Glaube endlich drittens iſt der einzige Beſtimmungsgrund und Antrieb zu unſerm Handeln, und was nicht aus dem Glauben kommt, iſt Sünde.

Denn in ſolchem Glauben, in ſolcher Gemeinſchaft mit dem Himmel ſtehen und ſolch Zeugniß von ihm erhalten, Zeugniß der Vaterſorge und immer nahen Allgegenwart, führt endlich, was das Wichtigſte iſt, zur innigern Erkenntniß Gottes und ſeiner Wahrheit, und zur tiefern Selbſterkenntniß ſeines eignen menſchlichen Herzens. Denn daß man, belehrt durch den Lauf der Welt, ſeine Klugheit und Vorausſicht der Zukunft verläugne und ihr mißtraue, iſt ſo ſchwer nicht, daß man aber in moraliſcher Hinſicht ſich verläugne und die Nichtigkeit ſeiner Tugend, die Mangelhaftigkeit ſeines Ruhmes vor Gott, die Verderbtheit und Verkehrtheit ſeines Sinnes und Herzens anerkenne, daß man geſtehe: ich bin ein unnützer Knecht, auch wenn ich alles gethan, was ich zu thun ſchuldig geweſen, daß man ſich werth fühle der Züchtigung des Herrn und ſeiner Züchtigung ſich nicht weigre, denn ſeelig iſt der, welchen der Herr ſtrafet, und daß man ſofort mit ſeiner Tugend nichts zu verdienen glaube, daß man keinen Ruhm

darin finde, sich wahrhaftig selig zu machen und Gottes Werk zu treiben, sondern alles als Gnadengabe anerkenne, so daß alle Gerechtigkeit des Menschen vor Gott allein aus diesem Glauben komme, — das ist das Schwerste und Höchste. Denn es ist eben dies die erste und wichtigste Lehre Gottes in seinem Verhältnisse zum Menschen, daß der Mensch wie er sei, allein zur Herrlichkeit Gottes sei, und eben darin, daß er dies und nichts anders seyn wolle, auch seine eigne höchste Seeligkeit und Herrlichkeit bestehe; daß der Mensch und alles Gute, was in so fern in ihm, Gottes Werk, Gottes That und Wort und Wesen sei, daß der Mensch nur aufnimmt und in sich wirken läßt. Und wenn nun einmal Gott sich so dem Menschen geoffenbart, durch sein göttliches Gesetz die Menschen zur Erkenntniß einerseits der Sünde, durch die Ertheilung seines heiligen Geistes anderseits zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht, Gott und sein Wesen also im menschlichen Bewußtseyn aufgegangen ist, so ist von nun an aller Irrthum in moralischer Hinsicht Folge unsers Unglaubens, des Nichtanerkennenwollens, dessen, was man wohl weiß und fühlt, und der Unglaube ist die erste Sünde und die größte. Wie nun aber so gegen sein inneres besseres Wissen, in [illegible] heuchlerischen Wesen, ein Leben und [illegible] Glück und Seeligkeit auf seine eigne Hand verdienen und sich erwerben will, wer

dem ewigen Leben und dessen beseeligendem Gefühle in ihm, aus geistiger Trägheit nicht nachstreben mag, sondern demselben den augenblicklichen Genuß sinnlicher Freuden und Lebens vorzieht, also den Weg des Friedens, den er wohl vor sich geebnet sieht, nicht wandeln mag; der die Freuden und Seeligkeit jenes Weges erkennt, die nur ihn nicht beseeligen können; der die Strafe, die Unruhe seines Weges wohl sieht, die Leiden seiner Freuden wohl fühlt, und sie doch nicht hingeben mag und kann; der die Erde nicht aufzugeben im Stande ist, um den Himmel zu gewinnen; wer nun also ist und also thut, hat keinen Glauben und nicht das ewige Leben; und der Zorn Gottes bleibt auf ihm, denn er ist und wird geoffenbart (Römer 1, v. 18.) über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit wohl kennen, aber aus Ruchlosigkeit nicht üben, sie durch Ruchlosigkeit aufhalten, verstören, hindern. Und es leitet jeden, wie sehr er sich auch verirre im Gehirn, im Hintergrunde seines Wesens immer noch das Gefühl zurück, was er seyn und thun solle, wie er ganz glücklich und froh seyn könne.

Wer nun aber im Glauben wandelt, der wird bei Unglück und zeitlichem Verluste, in Gefahren und Elend tief in sein Herz sehen und hier jenen Feind des Unglaubens, des Eigendünkels, der

Selbstsucht erblicken, er wird sehen, wie er sich durch seine Verkehrtheit das Unglück [illegible] die Strafe zugezogen, er wird sehen auf welche unnützen Worte, und unnützen Tage die Strafen hindeuten, wird sehen für welche Uebelthaten jetzt Rechnung eingefordert wird, und so erkennt er wieder ein gerechter Richter der Herr sei, wie er Herz und Nieren prüfe und in die Tiefen der Gemüther schaue, die Pläne der Selbstsüchtigkeit errathe und die geheimen Anschläge des Herzens durchschaue; er wird sich Sünder grade da fühlen, wo die Welt ihn als Tugendhelden anstaunt, strafwürdig da, wo man ihm Ehrenkronen windet und Ehrensäulen setzt, dann fühle man: wer Gott unser Gott! wer wir, die Söhne des Staubes sind; da greife man in sein nacktes Menschenherz, und sehe was menschliche Tugend, was menschliche Herrlichkeit sei, und der Schrift lerne man glauben, wenn sie sagt: vor ihm ist kein Sterblicher gerecht, seine Heiligen sind nicht ohne vor ihm, die Himmel nicht rein vor ihm. Er hat unser auch nicht vergessen, wenn er auf unser Flehen nicht gleich mit Hülfe antwortet, seine Ohren sind nicht dick, daß er nicht hören, seine Hand nicht zu kurz, daß er nicht helfen könne, sondern unsre Untugenden scheiden uns von unserm Gott, und unsre Sünden verbergen sein Angesicht vor uns; denn unsre Lippen, indem sie

von Demuth beten, heucheln doch tausendfach, und ob das seufzende Herz schon laut um Gnade bittet und um Barmherzigkeit fleht, so nährt und schmückt es sich doch im Gebien mit dem süßen Wahne selbstgerechter Tugendwerkheiligkeit. Aber irre dich nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Die selbstischen Opfer unsers Tugendverdienstes mag er nicht, die Opfer die ihm gefallen, sind ein reuiger bußfertiger Geist, ein geängstetes und zerschlagenes Herz wird er nicht verachten, sondern ein reines Herz in dir schaffen und einen neuen gewissen Geist dir geben, dich nicht von seinem Angesicht verwerfen und seinen heiligen Geist nicht von dir nehmen. Und ob schon harte Schicksale und Leiden auf deinen Schultern lasten — harre auf ihn, er ist deine Hülfe, lerne fühlen daß er dich groß macht wenn er dich demüthigt und siehe, wie dich Anfechtung auf sein Wort hat merken gelehrt; sind seine Gerichte auch schwer und sein Rath wunderbar, so ist er doch deine Seeligkeit und er führt es herrlich hinaus. Denn deine Gedanken sind nicht seine Gedanken, und deine Wege sind nicht seine Wege, sondern so viel der Himmel höher denn die Erde, so sind auch seine Gedanken höher denn deine Gedanken, und seine Wege höher denn deine Wege. Nun wirst du auch nicht mit dem Herrn hadern, das heißt: im Geheim wohl wissend daß du Sünder sei'st, und

gefehlt und die Strafe verdient habest, doch tausend Entschuldigungsgründe aufsuchen, und aus dem Laufe der Welt und dem Drange der Umstände aufgreifen, sondern sagen: Gott sei mir Sünder gnädig; wenn du aber (Ps. 32.) dein Unrecht verschweigen willst, werden deine Gebeine verschmachten und die Hand des Herrn wird Tag und Nacht so schwer auf dir liegen, daß dein Saft vertrocknet, wie es im Sommer dürre wird; darum bekenne deine Sünde und verhehle deine Missethat nicht, und der Herr wird sie dir vergeben und du wirst zu jener Seelenruhe gelangen, daß du mit David sagen kannst, wohl dem dem die Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedeckt ist, wohl dem Menschen, dem der Herr die Missethat nicht zurechnet, und in deß Geist kein Falsch ist.

O daß unsre Zeit nur einen Augenblick sich ihres selbstgefälligen Tugendwahnes und ihrer Pflichtgerechtigkeit sich erheben, und prüfend in ihr nacktes Herz greifen könnte, sie würde die Lehre die ihr ein Spott und ein Aergerniß, eigentlich aber ein Geheimniß ist, mit Händen greifen können, die Lehre von der Versöhnung, vom Verdienste Christi, der Sündenvergebung u. s. w., ja sie würde mit hellen Geistesaugen sehen daß sie in den Schriften des A. u. N. T. ein geoffenbartes Gotteswort habe, sie würde

ſehen, daß das Wort: Gott ſei mir Sünder gnädig, das Chriſtenthum und Judenthum allein von allen Religionen ſcheidet, ſie wird bei keinem Weiſen der Gegenwart und Vergangenheit, in keiner Religion dieſe Stelle wiederfinden, in dieſem Sinne nämlich.

Was nun aber jene obgenannten Lehren betrift, ſo werden wir auf ſie als Lehren, und in ihrem rechten Zuſammenhange mit den übrigen Dogmen zurückkommen. Wir erinnern hier nur noch an jene Worte Schillers:

Iſt's denn ſo großes Geheimniß was Gott und der Menſch ſey?

Nein! doch niemand hörts gerne, ſo bleibt es geheim. —

So alſo iſt der Glaube nun nicht eine Forderung Gottes an uns, gewiſſe Lehren anzunehmen, ſondern ein Zugeſtändniß, ein Anerkenntniß deſſen, was wir wirklich fühlen, wiſſen, ſehen und wiſſen können, daher nun alle Tugend und Herrlichkeit des Menſchen zu Gottes Ehre in und mit Gott, und alle Seeligkeit und Herrlichkeit aus dieſem Glauben und mit ihm; was aber nicht aus dem Glauben kommt, jedes Werk da wir Gott nicht die Ehre geben, ſondern uns ehren wollen, iſt Sünde. Nun werden auch jene Wor-

te klar seyn; ohne Glauben ist's unmöglich zu Gott zu kommen und (Röm. 14, 22 u. 23) hast du den Glauben so hab' ihn bei dir selbst vor Gott, seelig ist wer ihm kein Gewissen macht in dem was er für recht und gut hält (ὁ δοκιμάζω) Es muß uns nämlich vermöge des Glaubens, überall klar seyn, was wir zu thun und zu lassen haben; ist dies nicht der Fall, so sind wir schwach im Glauben, denn es ist ein Maaß des Glaubens und der Erkenntniß Gottes. So wir aber das Gegentheil von dem thun, was wir nach dem Glauben thun sollen, so sind wir verdammt, denn es geht nicht aus dem Glauben, und was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde. — Nun aber kann es leicht kommen, daß man diese und andre Lehren von Gott erkennt, also Glauben und Erkenntniß Gottes habe und wisse was zu thun erlaubt und was nicht erlaubt sei, und dennoch im Besitz solcher Erkenntniß, die Schwachen am Geist und Glauben z. B. durch Nichtbeobachtung gewisser Gebräuche, durch Hinwegsetzung über Cerimonien u. s. w. ärgre, wie das schon zu der Apostel Zeit geschahe. Hier nun ist es möglich daß uns der Glaube verlasse, aber hier tritt die Liebe ein; deren Darstellung wir jedoch vor der Hand nicht anfangen, da noch über den Glauben einiges zu sagen ist.

So wie nun der Glaube dem einzelnen Menschen sein ganzes Daseyn erklärt, den Anfang und Ursprung seines besondern Seyns aufdeckt, und das wahre Endziel seines endlichen Lebens, der Seelen Seeligkeit und Wiedervereinigung mit Gott, dem Urquell alles Lebens, zeigt, das ganze Leben hindurch aber als steter treuer Zeuge von Gott, als Mittler zwischen Menschengedanken und Menschenwegen und Gottes Gedanken und Gottes Wegen, als Dollmetscher und Erklärer aller besondern Fügungen und Schicksale, uns zur Seite bleibt, so zeigt er auch den Anfang des ganzen Menschengeschlechts, ja der ganzen Endlichkeit auf, deutet ihr das Endziel und erklärt ferner alle einzelnen Schicksale ganzer Völker und Zeiträume, und zeigt wie dieselben mit dem großen Weltplan, der Haushaltung des Vaters, zusammenhängen, zunächst erklärt uns der Glaube die Geschichte des Tages. Der Gläubige nämlich sieht Gott hinter allen irdischen Erscheinungen der sogenannten politischen Welt, er sieht in allen Ereigniſſen den Gang des Himmelreiches. Hingegen jetzt ist das ganz anders geworden, und ein aufgeklärter Mann muß wissen, daß der Drang der Umstände, die Launen des Zufalls, oder der Machthaber, der Gang des Schicksals die nothwendigen Folgen des Vorhergesehenen u. s. w. genugsam die Geschichte des Tages erklä-

ren. Wie sehr diese Ansichten in alle jetzige, politische, histerische, raisonnirende Tages- und Zeitblätter und Bücher, ins wirkliche Leben selbst eingedrungen sind, ist ein trauriger Beweis von Sprach- und Begriffsverwirrung der gebrauchten Worte selbst, überall nichts sicheres, hier Zufall dort Schicksal, hier ein wenig Vorsehung u. s. w. nur eben eine Ansicht, eine Meinung, — nur kein Glaube. Aber der Mensch glaube nur an den Zufall und er wird auch sogleich dessen Beute mit seinem ganzen Leben und Thun; denn eben weil kein Zufall, sondern Absicht, Vorsehung ist, die von der andern Seite betrachtet als nothwendiges Schicksal erscheint, so kann diese, verwechselt mit dem blinden Verhängnisse, oder dem Drange der Umstände, dem Leben und Handeln keinen festen Punkt, keinen Anfang, keine Mitte und kein Ende bieten; sondern ein Stoß stößt den andern, eine Laune überlaunt die andre, heute gilt das, morgen jenes, alle Tage etwas Neues u. s. w. Dazu kommen ferner die ungerechten Klagen über die Könige und Obrigkeiten, deren Leidenschaften man vorzüglich das Unglück der Zeit zur Last legt, ein Land verklagt das andre, ein Stand den andern, und wendet so nur die eigne Schuld von sich ab. Das aber eben ist Wurzel des Unglaubens, daß man nur immer wieder menschliche Triebfedern an das Räderwerk

des Weltgeschickes setzt, daß man die Schuld nur in Außendingen findet, nur äußere Feinde anklagt; da schreit man vom Reiche der Gewalt und Lüge, und vergißt darüber das Reich der Gewalt und Lüge in seiner eignen Brust. Hätten wir aber Glauben, wir würden statt verrätherisch zu fliehen, rühmlich fallen, statt feigherzig zu verzweifeln, mit Besonnenheit handeln, statt knechtisch zu dienen, mit Ehre unterthan seyn, dem der Gewalt über uns hat. Hätten wir Glauben, so würden wir nicht so weibisch jammern und klagen über das Unglück der Zeit, sondern erkennen lernen, wohin die gerechten Gerichte Gottes deuteten, und uns demüthigen unter seine gewaltige Hand. Denn was ist denn untergegangen, was ist verloren. Menschenwerk und Menschenwesen, das von gestern her ist. Hat die alte Lehre, die von der ganzen Geschichte und der Geschichte jedes Volkes und Jahrhunderts, jedes einzelnen Menschen und jedes Tages so laut gepredigt wird, hat die alte Lehre, daß alles eitel sei unter der Sonne, nichts bestehe vor'm Fluch der Zeit, und allem seine Zeit und Stunde gesetzt sei, hat die alte Lehre uns noch nicht klug machen können? Und ist es nicht thöricht den Verlust desjenigen zu beweinen was einmal nicht bestehen kann, und in seinem Entstehen schon den Keim des Todes in sich trug? eben weil es ein

Entstandenes und Endliches ist, denn sehen wir uns nur um in der Geschichte, was sehen wir anders als ein Schweben und Schwanken zwischen Tod und Leben, Seyn und Nichtseyn; fragt jedes vergangene Jahrhundert, es wird euch Trümmer untergegangener Herrlichkeit und Macht zeigen. Fragt nach den Völkern die einst die Erde fröhlich bewohnten, fragt nach den Thronen, von denen herab man sie beherrschte, im Staube werdet ihr sie wiederfinden, erkundigt euch nach den Verfassungen, die der Völker Segen und Heil gewesen, beschädte Pergamente werden euch dürftige Nachricht geben, fragt nach den Systemen der Weisen, und dürft'ge Fragmente werden antworten. Drum habt die Welt nicht zu lieb, denn die Gestalt dieser Welt vergeht. Drum haltet Oel bereit in euern Lampen, wir wissen nicht wenn der Bräutigam kommt, und seid nüchtern und wachet, denn des Herren Tag ist alle Zeit, und er kommt immer wie ein Dieb in der Nacht — —

Hätten wir Glauben, so würden wir endlich dadurch beweisen, daß wir die rechten Mittel ergriffen uns zu retten; denn schmerzlich ist das Geschrei derjenigen die da helfen und die vermeintliche Krankheit mit der sie ihren Rath geben. Der eine weiset alle politischen Fehler auch, die geschehen sind und zeigt nun, was man jetzt

thun

thun ſollte, ein andrer ſucht Handel und Gewerbe zu heben, der dritte will beſſre Polizey, dieſer beſſre Schulen und neue Methoden haben, jener räth gar die Kirche zu reformiren. Dies alles mag zum Theil recht gut gemeint, auch wohl nothwendig zu thun ſeyn, doch aber iſt es ſchmerzhaft daß man nur immer die Rettung in Außendingen ſieht, in Einrichtungen und Veranſtaltungen, nur in der Wahl der Mittel gefehlt zu haben glaubt. Trachtet am erſten nach dem Himmelreiche und ſeiner Gerechtigkeit, dann wird euch das übrige, Staatsverfaſſung, Polizey, Handel und Gewerbe, Kirchen und Schulen, Kunſt und Wiſſenſchaften — alles zufallen. So laßt uns denn das Zerſtörte und Verwüſtete wieder aufbauen, aber mit der Ueberzeugung daß auch das Neue nur unſer Menſchenwerk, ein Endliches, Wandelbares iſt, das vergehen wird und ſoll, wenn etwas beſſres an ſeine Stelle kommt, und während wir die neuen Hütten uns ſo bequem als möglich einrichten, laßt uns eingedenk ſeyn, wie wir aufgenommen werden in die ewigen Hütten, wenn dieſe Heimath uns ausgeht. So ſei denn über uns beſchloſſen was da will, mag die Axt ſchon an der Wurzel liegen, deren Mordklang wir ſchon über unſern Häuptern gehört haben, mag die Wurfſchaufel ſchon in ſeiner Hand ſeyn um die Tenne des Menſchengeſchlechts

zu fegen, wissen wir doch daß er nur die faulen Bäume umhauen, nur die Spreu mit unauslöschlichem Feuer verbrennen, aber die guten Früchte in die ewigen Scheuern sammeln wird. Und so laßt uns Gott fürchten, den König ehren, und die Brüder lieben, daß wir gute Früchte gemeinschaftlich auf unsern Lebensbäumen im großen Weltengarten des himmlischen Vaters tragen.

Von einer andern Seite aber berühren mich die Klagen der Gelehrten noch schmerzlicher als die der Politiker; ja lästerisch und ganz verkehrt und ohne Glauben kommt mir das Geschrei vor, das mehrere über den Untergang der Religion erheben, und dann alle Fürsten anlaufen, daß man durch polizeiliche Anstalten ihnen die Tempel wieder füllen möchte, und wie sonst Mittel und Wege angeben dem verfallnen Gottesdienste aufzuhelfen, durch Einführung mehrerer Cerimonien, durch Hülfe der schönen Künste u. s. w. Wollen sie etwa die ästhetischen Gründlinge, die modernen mystischen Kunst-Religiosen, die andächtig gerührt und erschüttert sind in Concerten und Schauspielhäusern, aber an heiliger Stätte und im stillen Kämmerlein nicht beten können, wollen sie die in ihre Tempel ziehen, Leute die Botschaft wohl hören aber den Glauben nicht haben, die zur Noth sich wohl auch eine abentheuerliche Geschichte, wenn sie etwas

mystisch und geheimnißvoll klingt. gefallen lassen, wenn man nur keinen heiligen Sinn, keine praktische Bedeutung hineinlegt, die die Freuden und Herrlichkeiten unsrer heiligen Feste nur als leichtes vergängliches Spiel des Augenblickes, als flüchtigen Reiz der Sinne, durch schöne Kunst erhöht, als Ergötzung und Unterhaltung betrachten. Ja es ist ein köstlich Ding sagt der Psalmist, seinen Gott mit Harfen- und Saitenspiel loben und singen, aber man muß erst an Gott glauben und beten können im Geist und in der Wahrheit, ehe man nach und mit einer Haydnischen Messe betet. Was das Quälen, Sorgen, Planmachen zur Beglückung der Nachwelt betrift, ihnen die Kultur und die Aufklärung zu überliefern, so sollte man wissen, daß die Nachwelt ihre Moses und die Propheten haben wird, wenn sie ihnen folgen will, so gut wie die Vorzeit. Uns, nicht die Nachwelt, wollten wir glücklich und gläubig machen, nur für heute laßt uns sorgen; heute wenn ihr Gottes Stimme höret, so verstoket eure Herzen nicht. Und wenn Christus keine Jünger mehr hätte, die ihm entgegenziehn und Hosianna rufen, so würden die Steine reden, und wenn das Himmelreich keine Prediger mehr hätte, so würde Gott aus Steinen Abraham Kinder erwecken. Und wenn alle Litteratur vor unsern Augen in Flammen aufginge, wir müßten

ſagen wenn wir Glauben hätten: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn ſei gelobt. Wie öfters blos der Gedanke ein Bibelſpruch uns aus Gefahren gerettet u. ſ. w. ja wie wiederum uns durch des Lebens Schickſale einzelne Bibelſprüche ſelbſt in ihrer Wahrheit aufgegangen.

Es iſt nämlich bekannt, daß die Unterſuchungen über die Aechtheit des alten Teſtaments größtentheils dahin ausgefallen, daß die einzelnen Schriften weder alle aus der Zeit, noch von den Verfaſſern, denen man ſie zugeſchrieben, in der Form wie wir ſie jetzt haben, herrühren können, ſondern daß ſie aus ſpäterer Zeit und von andern Männern zuſammengetragen, wohl auch ausgeſchmückt und erweitert zum Theil Produkte nationaler, religiöſer, epiſcher Poeſie ſind. Was dies nun betrift, ſo ſollte man nicht ſo große Furcht und Abneigung hegen, noch ſich in ſo laute Klage ergießen als hin und wieder geſchehen. Denn das muß ein für allemal anerkannt werden und es liegt zu tief in unſrer ganzen Zeit, daß der ſogenannte Autoritätsglaube ſich nicht länger halten kann und darf, ohne daß deshalb die heilige Schrift ihren wahren Werth als geoffenbarte Religionsurkunde verliert; denn wir ſind von Chriſto nicht ans Wort und Schrift gewieſen, ſondern an den heiligen Geiſt; der Menſch

muß daher in historischer Hinsicht betrachtet, dasselbe Recht auf die strengste und sorgfältigste Prüfung haben, als auf die Profanschriften, denn wird denn eine Wahrheit dadurch unwahr, daß sie nicht grade von Mose oder Moses Zeit herstammt, und ist denn etwas allein dadurch Wahrheit, weil es in der heiligen Schrift steht, muß sie nicht auch unser Geist durch eigne Wege, eigne Erfahrung sich erwerben, wenn sein Glaube ein lebendiger seyn soll. Und die historische Kritik hat es ja nicht mit der Wahrheit der Lehren zu thun, sondern bloß mit Zeit und Personen. Aber sagt, was soll uns dann die bloße Lehre, Gott ist ja nicht ein Lehrer wie wir, der Worte hinstellt, sondern den lebendigen erscheinenden Gott wollen wir sehen und seine Gläubigen: wenn nun aber jemand die Geschichte zur Poesie macht, zur willkührlichen Unterschiebe der Priester, einen ganzen Gottesdienst u. s. w. was haben wir denn dann? Aber ist denn Poesie blos eine schöne Lüge, Einfall von ohngefähr, müßiger Zeitvertreib einer guten Stunde, hat sie nicht dieselbe Wahrheit als die Geschichte? ist nicht jede frühe Geschichte eines Volkes mehr oder weniger poetisch? Und mir scheint es allerdings auch, daß Moses wirklich ein viel tieferer Menschenkenner und Gottesmann gewesen seyn müsse, als daß er bei Befestigung seines Gesetzes, ein so starres abgeschloßnes und

weitläuftiges Gesetz, Cerimonien u. s. w. habe entwerfen und geben wollen, vielmehr scheint er den Prophetengeist, d. h. den lebendigen Einfluß Gottes auf den Menschen mehr berechnet zu haben, was ihn auch in den Propheten gar nicht getäuscht hat.

Und endlich, ist es nicht in der Aehnlichkeit der ganzen übrigen Geschichte, daß Religionsstifter zumal nicht leicht selbst Schriften hinterlassen haben, sondern sehr wahr die Lehre als lebendige Wahrheit in der Brust des Menschen wollen fortlebend und sich entwickelt wissen. Was nun das Unterschieben der Priester betrift, so muß man nicht gleich an Betrügerei und Spitzbüberei, überhaupt nicht an ein sogenanntes heimliches Unterschieben denken. Denn ist es wohl denkbar, daß sich ein Volk in spätern Zeiten eine ihm ganz fremde Religion, Glauben, Götter, Kultur, Gesetze u. s. w. aufdringen läßt? wo hat man nur ein Beispiel in der Geschichte davon? Aber ganz etwas anders ist die sich im Laufe der Zeit selbst entwickelnde ursprünglich, von einem kleinen Anfangepunkte ausgehende, nach Umständen und Zeitbedürfnissen sich in Cerimonien und Gesetzen erweiternde Religion. Priester erweitern, ergänzen freilich, schmücken aus, erklären, verderben vielleicht ursprüngliche Reinheit, schieben wohl

auch mitunter Willkührliches unter, aber betrügen sie denn insofern. Entstand der kultusreiche überladene Gottesdienst des Katholicismus aus Pfaffen- und Priesterbetrug und ward allein durch ihn fortgeführet? Man lese die Entstehung der Messe, und überzeuge sich vom Gegentheil, wer aber kann läugnen, daß nicht auch wirklicher Betrug mitunter statt gefunden. Aber ist z. B. ein jetziger aufgeklärter moralischer Kantianer als Prediger ein Betrüger, wenn er Christo die moderne Moral in den Mund legt, meint er nicht wirklich Gott und Christo einen Dienst zu thun? und schreiben wir nicht noch jetzt jede Wahrheit, die uns irgend in unseren besondern Verhältnissen besondere Sprache ausgedrückt, Christo zu, finden sie in ihm wieder, ohne deshalb Betrüger zu seyn, noch irgend wie unsern Nutzen zu suchen.

Was läßt man jetzt nicht Christum alles sagen, ohne daß man deshalb Betrüger ist, kurz ich bin überzeugt, daß die neueren Untersuchungen in diesem Geiste aufgefaßt, nicht nur nicht schädlich, sondern nützlich und wahr sind, wenigstens eine edlere und natürlichere, durch die Profangeschichte zu belegende Ansicht des Judenthums geben, als das was wir bisher darüber hin- und hergeschrieben und geglaubt haben. Der eine hat hier eine Stüd Poesie, dort eine Mythe, hier eine wahre Erzählung

wenn man nämlich so und so viel noch weg nimmt, sich die Sache so und so nach Zeit und Umständen denkt, erklärt und begreiflich macht, aber man schreit nicht deswegen so laut gegen neue kritische Untersuchungen, weil man sie etwa der Religion als solcher gefährlich fände, denn man streitet nicht für Gott sondern für seinen eignen Heerd. Es haben sich nämlich viele Gelehrte neuerer Zeit, so durch die jeweilige Cultur ursprünglich bestimmt, und auf einen festen Platz gerückt, durch ihr subjectives Kritisiren Exegesiren u. s. w. eine Religionsansicht und Weltansicht gebildet und in ein so ganz großes Gebäude eingebauet, das nur auf solchen Ansichten ruht: rührt nun jemand dran, so wanket das Gebäude, und nicht die Religion, sondern ihre Religion ihre Welt- und Lebensansicht ist in Gefahr, und so streitet man sich nun so herum, auf seine eigene Kosten und liefert wenigstens Baumaterialien, und so hat der Kant eine Menge Bettler in Nahrung gesetzt. Diese äußere Arbeit in Kritik und Exegese ist die nothwendige Tagarbeit in der Theologie, die uns am Abende ermattet zum Gebete und lebendigen Schauen im Glauben führen soll, ohne Glauben aber und Gebet so zu arbeiten ist Sache unsrer Zeit. Wir ruhen nothgedrungen von der Ermattung, und arbeiten um zu arbeiten, erregen Zank und Streit bei diesem

Geſchäfte, und ſind einander im Wege, und verdienen uns ſo im Schweiße des Angeſichts unſer Brot; wohl uns wenn lebendiger Glaube uns dabei ſtärket. Aber überhaupt die Kritik iſt mir noch ein Seegen der Aufklärung, ſie thut der Religion große Dienſte, durch das Umſtoßen des Worts = Autoritätsglaubens, und ſie iſt immer mehr gradezu und ehrlicher zu Werke gegangen, als diejenigen, die da predigen, was ſie nicht glauben, das ſind die rechten Wölfe im Schaafskleide, Kritik gehöret nicht auf die Kanzel.

Gefährlicher aber und unwahrer ſind die Konſtruktionen der Geſchichte und das Weſen der Philoſophie. Moſes bei Görres excerpirt Aegyptier, Chaldäer und Indier. Ja wenn die Aegyptiſchen Männer aufſtänden, die des Propheten Weiſe ferner unterſcheidet, die Indier als geoffenbaret, Davids Schilderung des hebräiſchen Volkes. Denn der Glaube muß auch den andern Glauben ſein Recht laſſen, ſelbſt den nichtchriſtlichen ſollen wir nicht richten, die Glaubenslehre nicht verändert werden. Wir müſſen auch in unſerm Herzen die Stimme Gottes als Vorſehung hören, daß wir ſeine lieben Kinder ſind. Laßt uns dafür ſorgen, daß das Neue was wir thun, das Alte ſei. Chriſtus iſt die Sonne, erſt leuchtete nur der Mond die Ster-

ne in der Religion, (Astronomiedienst.) Man kann selbst gewissermaaßen die Zukunft voraus wissen, jeder kann vernünftig denken, wenn er nur will, selbst in Kriegs- und anderer Noth.

Ueber
das altfranzöſiſche Epos.

Von
D. Ludwig Uhland.

Daß in der alten nordfranzöſiſchen Sprache ein Cyklus wahrhaft epiſcher Gedichte ſich gebildet habe: dieſes auszuführen und zu belegen, iſt der Gegenſtand des folgenden Verſuches. Ohne mich über den Begriff des Epos, welcher dabei zum Grunde gelegt iſt, mit Mehrerem zu verbreiten, bemerke ich ſoviel, daß ich zu zeigen ſuchen werde, wie jene Gedichte durch Darſtellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfaſſenden Kreiſes vaterländiſcher Kunden, durch Objektivität und ruhige Entfaltung, ſo wie durch angemeſſene Haltung des Styls und Beſtändig-

keit der Versweise, endlich durch Bestimmung für den Gesang, sich als ein Analogon der Homerischen Gesänge und des Nibelungenkreises bewähren.

Die Mittel, welche mir für diese Ausführung zu Gebote stehn, sind zwar beschränkt, denn die Zeit, welche ich den Handschriften, der einzigen Quelle dieses Studiums, widmen konnte, erlaubte mir nur einen sehr kleinen Theil des bedeutenden Vorraths, der sich in den Pariser Bibliotheken befindet, näher kennen zu lernen. Eine Skizze dieser Poesie hoffe ich aber dennoch geben zu können, wenigstens durch die unvollständige Arbeit das Verlangen nach einer vollständigeren Kenntniß bei den Gleichgesinnten rege zu machen.

Man hat zwar die Dichtungen von Karln dem Großen und seiner Heldengenossenschaft als einen der bedeutendern Fabelkreise ausgezeichnet, man hat in Deutschland den epischen Gehalt des Romans von den Haymonskindern und des Strickerschen Gedichtes, welche beide auf französischen Ursprung deuten, anerkannt, und selbst die Franzosen haben ihre alten Romane, als das Epos der Zeit gelten lassen, so gut oder schlecht sie es geben konnte [1]), aber nach ihrem wahren Umfang

[1]) Le Grand Fabliaux ou Contes etc. (à Paris 1781. 5 Tom 12.) préf.

und Zuſammenhang und nach ihrer urſprünglichen Geſtalt ſind dieſe Gedichte noch keineswegs bezeichnet worden, und die in Frankreich gangbaren Begriffe von der Epopöe haben die rechte Würdigung derſelben nicht zugelaſſen.

Die naiven und witzigen Contes und Fabliaux, der allegoriſche Roman von der Roſe, die galanten und abentheuervollen Erzählungen von der Tafelrunde ſagten dem modernen Sinne beſſer zu, als der einfache und ſtrenge Styl der epiſchen Gedichte, und es läßt ſich nun denken, welche Zweige der altfranzöſiſchen Poeſie, durch Abdrücke, Auszüge und Uebertragungen in die neuere Sprache vorzugsweiſe bekannt gemacht wurden. So kam es auch, daß die Ueberſichten der altfranzöſiſchen Fabelpoeſie ſich gewöhnlich damit begnügen, zuerſt die Contes und Fabliaux von

---

„Ce n'est pas au reste que je prétende at„tacher un grand prix à un genre de composi„tion, qu'heureusement pour nous de meil„leurs ouvrages ont anéanti. Je sais d'autant „mieux l'apprecier, que j'en ai lu un grand „nombre; mais enfin c'était une production de „longue haleine; c'était l'Epopée du tems; en„core une fois on ne connaisait rien de „mieux."

den größern Romanen abzusondern, sodann bei den letztern Romane von Karln dem Großen, von der Tafelrunde, von Alexander u. s. w. zu unterscheiden. Die wesentlichste Unterscheidung aber wäre: epischer Gesang und bloße Erzählung.

Es gehört zwar nur eben für eine Uebersicht der gesammten altfranzösischen Fabelpoesie, diese Abtheilung nach allen Seiten durchzuführen, sie wird jedoch auch im Folgenden soweit berücksichtiget werden, als sie schärferer Begränzung des Epos selbst dienlich scheint.

Die Gedichte nun, welche sich um Karln den Großen und seine Genossenschaft, als ihren Mittpunkt, bewegen, bilden denjenigen epischen Cyklus, welcher hier näher bezeichnet werden soll. Zu diesem Zwecke werde ich zuerst einen allgemeinen Umriß dieses Fabelkreises nach seinem Umfang und Zusammenhang geben, sodann die dazu gehörigen einzelnen Gedichte namhaft machen, welche mir näher oder entfernter bekannt sind. Nachdem hierdurch der Stoff gegeben ist, so wird von den Versarten, dem Styl und dem musikalischen Vortrag dieser Poesieen gehandelt werden. Hierauf sollen Bemerkungen über die Geschichte des Gedichtkreises folgen und endlich seine Beziehungen zu einigen andern Fabelkreisen berührt werden. Der Geist, das innere Leben der Ge-

dichte wird nicht in einen besondern Abschnitt gefaßt, aber bei den andern Erörterungen immer darauf hingedeutet werden, und die angehängten Uebersetzungen und Auszüge aus einem dieser epischen Gedichte mögen überhaupt Manches zur Anschauung bringen, was sich der Beschreibung entzog.

Der Umfang unsres Fabelkreises ist nach den allgemeinsten Umrissen folgender:

Nachdem Karl, in früher Jugend durch die Ränke seiner Stiefbrüder von seinem Erbe verstoßen, sich den väterlichen Thron wieder erkämpft hat, muß er sich in Kriegen mit Auswärtigen und mit widerspenstigen Vasallen zwölf Genossen durch Streit gewinnen, die ihm nunmehr als geharnischte Apostel zur Seite stehn, um mit ihm die Sache Gottes zu führen. Sie ziehen zum heiligen Grabe und durch eine Glorie, die im Tempel über ihren Häuptern erscheint, werden sie als Streiter Gottes anerkannt und geweiht. Als solche kämpfen sie in vielfachen Feldzügen gegen die heidnischen Sachsen und gegen die Ungläubigen in Spanien, bis sie endlich, nach vielen wunderreichen Thaten und Schicksalen, durch den Judas Ganelon verrathen, im Thale Ronceval gemeinsamen Helden- und Märtyrertod erleiden. Karl selbst und einige aus der Zahl bleiben zwar am Leben, aber nur um Jene zu

rächen, zu verherrlichen und zeitlebens zu betrauern.

Dies ist der letzte Kern des Epos, aber in auf- und absteigender Linie, so wie in Nebenzweigen, schließen sich noch viele andere fränkische Helden an.

Den Zusammenhang der einzelnen Dichtungen aber bilden folgende Momente: der altertümliche Heldengeist, nicht so riesenhaft, wie in unsern deutschen Heldenliedern, zuweilen schon der Galanterie zugeneigt und mit gebildeterem Ritterthum versetzt, aber voll heroischer Freudigkeit; religiöser Nimbus; die durchgehende Charakteristik der bedeutendsten Helden: Karls ruhige, zuweilen starre, mehr leitende, als selbstthätige Größe, des Herzogs Naimes von Baiern bedächtiges Alter und weiser Rath, der achillische Roland und seine innige Waffenbrüderschaft mit Olivier, Ganelons Falschheit und Tücke; endlich der Helden gemeinsamer Untergang und das vorahnende Hindeuten darauf in den meisten Gedichten, welche noch die früheren Abentheuer darstellen; in Hinsicht auf das Aeußere aber, die Gleichförmigkeit des Styls und bestimmte epische Versarten.

Wenn nun nach den einzelnen Gedichten gefragt wird, in welchen diese Heldengeschichte dargestellt sey, so kann auch eine vollständige Kennt-

Kenntniß derſelben dennoch zu der Hoffnung berechtigen, daß ſich für jeden bedeutenderen Moment von dem in die Poeſie erhobenen Leben Karls und ſeiner Helden eine epiſche Darſtellung auffinden, und ſomit ein umfaſſendes, aus großen Rhapſodieen beſtehendes fränkiſches Heldenbuch gewinnen laſſen dürfte.

Als Verſuch, die Begebenheiten Karls des Großen in ein Ganzes zu bringen, iſt der Roman des Girart d'Amiens, in drei Büchern, namhaft zu machen.

Er befindet ſich in der Handſchrift No. 7188. a) als Folge eines Gedichtes von Adenés le Roi: De Berte aus grand pies. b)

Das zuletzt genannte Gedicht iſt, wie der Roman des Girart, in der dieſen Dichtungen gewöhnlichen Versart der Alexandriner, welche un-

---

a) Die ohne weiteren Beiſatz angeführten Nummern beziehen ſich immer auf den Catalog der kaiſerl. Bibliothek zu Paris.

b) Ueber dieſe beiden Gedichte und deren Verfaſſer vergl. Roquefort in der Tabl. alphab. des noms des auteurs etc. hinter ſeinem vortrefflichen Glossaire de la langue Romane (II Tom. à Paris. 1808. 8.) s. v. Adenez le Roi. Ein Auszug des Gedichtes von Berta ſteht in der Bibl. univ. de Romans. Avr. 1777 Vol. 1.

ten näher beschrieben werden wird, abgefaßt. Es enthält die Geschichte der Mutter Karls d. Gr., die Verfolgungen, welche sie durch eine statt ihrer untergeschobene Dienerin zu erleiden hat, und ihre endliche Wiedereinsetzung. Die Darstellung ist zwar gedehnt, aber recht alterthümlich, naiv und rührend, sie nähert sich dem Idyllischen.

Der Roman des Girart von Amiens, welcher übrigens auf historische Glaubwürdigkeit Anspruch macht, erzählt im ersten Buche die Verfolgungen, welche Karl durch die Bastarde der Pseudoberta in seiner Kindheit erfährt, wie ihn einige der fränkischen Edeln nach Spanien flüchten, wo er, unerkannt, im Dienste eines sarracenischen Königs die ersten jugendlichen Heldenthaten übt, die Tochter desselben, Galiena, liebt, und nach Wiedereroberung seines väterlichen Erbes, sich mit ihr vermählt. Das zweite Buch begreift die sächsischen und slavischen Kriege; das dritte und letzte die späteren Kriege in Spanien und den Untergang der Helden, übereinstimmend mit Turpin.

Nur stellenweise hat dieser Roman episches Leben. Das erste Buch macht die Auffindung älterer Gedichte von Karls Jugendjahren wünschenswerth. Eine schöne Episode aus Rolands Kindheit enthält das zweite Buch; wie überhaupt die fränkischen Gedichte mit besonderer Lie-

de bei den ersten Proben ihrer Helden verweilen *).

Noch giebt es spätere, das fabelhafte Leben Karls umfassende Schriften in Prosa, welche durch Auflösung und Compilation der älteren Gedichte entstanden **).

---

*) So erzählt auch das Gedicht von Berta im Anfange den Kampf Pipins mit dem Löwen, und bei einem jugendlichen Ritterstücke Karls gegen die Saracenen wird in Girarts Roman bemerkt: er habe sich wohl als den Sohn dessen erprobt, der in früher Jugend schon den Löwen erlegt. Ein Roman de l'Enfance d'Ogier le Danois, gleichsam von Adenes, wird von Roquefort a. a. O. genannt.

**) Von dieser Art sind die beiden von Dippoldt (Leben Kaiser Karls d. Gr. Tüb. 1810. 8. Beil. D. Poesieen und Sagen von Karls d. Gr. S. 251 — 62.) beschriebenen Handschriften; ferner ein Volksroman:

Les conquestes du grand Charlemagne etc. avec les faits et gestes des douze Pairs de France et du grand Fierabras etc. à Troyes. 1736.

Er ist in drei Bücher abgetheilt. Das erste handelt zuvörderst von einigen frühern fränkischen Königen und sodann kürzlich von dem Zuge Karls in das heilige Land; das zweite, wobei sich ausdrücklich auf ein altes Gedicht bezogen wird, ist das ausführlichste und der Kern des Buchs, es beschreibt die früheren

Was nun aber diejenigen Gedichte betrifft, welche sich auf besondere Theile dieser Heldengeschichte concentriren, so sind es vorzüglich folgende zwei, auf welche sich meine Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des fränkischen Epos gründet: der Roman von Viane und das Buch von den vier Söhnen Aimons. Beide beziehen sich auf die Kämpfe Karls mit seinen Vasallen.

Der Roman von Viane bildet zwar allerdings für sich ein schönes Ganzes, er ist aber doch wieder nur organisches Fragment eines grossen Geschlechtsgedichtes, das sich, wie es scheint, durch sieben Abtheilungen hindurchzieht und von Generation zu Generation fortschreitet. *)

Abentheuer in Spanien mit Ferabras; das dritte berichtet den letzten Krieg in Spanien, übereinstimmend mit Turpin.

Aeltere Drucke von 1505 u. f. f. unter ähnlichem Titel sind wahrscheinlich dasselbe Buch in älterer Gestalt.

Auch die in der Bibl. der Romane (von Reichardt,) Bd. IV. nach der franz. Bibl. univers. de Romans im Auszug gegebenen Gedichte dürfen hier nicht unberührt bleiben.

*) Das Ganze findet sich zusammen in der schönen Handschrift No. [illegible]. Roquefort, Tabl. alph. s. v. Bertrans Clerc, führt dieses Mskt. nicht an. Da er bei dem Roman de Vienne der demselben

Im Eingang bezieht sich der Dichter, welcher sich Bertrans nennt.

(Un gentil clerc qui ceste chanson fist,)

auf ein altes Buch in der Abtei von St. Denis,

---

folgenden Gedichte keine Erwähnung thut, vielmehr z. v. Adenéz le Roi mehrere Stücke aufzählt welche ohne Zweifel zu denjenigen gehören, die in dem gedachten Mſkt. den Fortgang des R. d. V. bilden; so vermuthe ich, daß in den von ihm gebrauchten Handschriften der R. de Vienne einzeln gestanden. So verhält es sich wenigstens mit dem ziemlich verwirrten Mſkt. No. 7222 3 welches ich gleichfalls eingesehen habe.

In dem von mir gebrauchten Codex No. 7222. ist der Inhalt sämmtlicher Abtheilungen von neuerer Hand folgendermaaßen angegeben:

1. Roman de Girart de Viane. 2. R. d'Aimery de Narbonne. 3. R. de Guill. d'Orange et de ses freres. 4. R. du Couronnement de Louis par son père Charlemagne. 5. R. des enfans d'Aimery de Narbonne (plusieurs branches). 6. R. de Vivien et de Garin d'Anseaume son père. 7. R. de Guill. le Ms. au court-nés et ses différentes branches.

Der Codex ist in fl. Folio. auf Pergament, mit einigen Bildern, hinten defekt, wahrscheinlich aus dem 13ten Jahrh. Die erste Abtheilung, der Roman von Viane, nimmt 40 Blätter in doppelten Columnen ein.

Die übrigen Abtheilungen zu lesen, reichte meine

worin er Belehrung über die fränkischen Hauptgeschlechter (gestes) gefunden habe. Das erste und vornehmste ist das des Königs; das zweite das von Doon von Mainz, mächtig, reich und tapfer, nur leider! nicht von großer Treue, aus diesem ging der Verräther Guenelon hervor; das dritte ist das des Garin von Montglaive und aus diesem entsprangen nur weise und hochherzige

---

Zeit nicht klar, und ich kann daher nicht beurtheilen, ob und wie weit Verschiedenheit der Verfasser statt finde. Mit dem dritten Abschnitt ändert sich die Versart, von der noch die Rede seyn wird, dahin, daß der kurze Abfall zu Ende jeder Romanze aufhört. Unter diesen Gedichten befindet sich wahrscheinlich das Original des altdeutschen Wilhelm von Orange.

Der Roman de Garin de Montglaive (s. Roquefort Tabl. alph. s. v. Garin d. M.) ist wohl gleichfalls mit dem Roman von Viane verwandt.

Derlei Gedichte, die einen ganzen Stamm nach seinen verschiedenen Generationen verherrlichen, scheinen in der altfranzösischen Poesie nicht ungewöhnlich zu seyn. So die zusammenhangenden Heldengedichte von Garin dem Lothringer und dessen Sohn Guibert (s. Roquefort T alph. s. v. Garin le Loherens). Der Inhalt des ersteren setzt in die Zeiten Karl Martells hinauf. Die Versart ist wie im R. von Viane, nur daß der kurze Abfall fehlt. Daß die Assonanz mit dem Reime gleich gebraucht ist, deutet auf hohes Alter.

Helden. Diese geste will der Dichter verherrlichen.

Die erste Abtheilung der Gedichtreihe nun, der Roman von Viane, handelt von dem Stammvater, von dessen Söhnen Girart, Rainier u. s. w. und besonders von der Belagerung, welche Girart durch Karln d. Gr. in Viane (Vienne an der Rhone,) erleidet, wobei Roland und Olivier, jener Karls, dieser Girarts Neffe, kämpfend den Bund schließen, der bis an ihr Ende gedauert.

Statt mich hier über den Werth dieses Gedichtes zu verbreiten, verweise ich auf die in der Beilage gegebenen Auszüge und Uebersetzungen aus demselben.

Der deutsche Volksroman von den Heimonskindern ist als eine Dichtung von epischer Größe und Lebendigkeit gewürdiget worden [7]). Das altfranzösische Gedicht, welches diesen Theil der Heldengeschichte darstellt [8]), kenne ich nicht aus eigener Einsicht der Handschrift, aber durch Aus-

---

7) Besonders durch die treffliche Charakteristik in Görres Volksbüchern S. 100 f.

8) No. 7182. Le livre des quatre fils Aymon. Ein Foliant von mehr als 200 Pergamentblättern, in großer viereckiger Schrift, mit vielen saubern Bildern.

züge und Notizen, welche ich meinem Freunde, Herrn Prof. J. Bekker aus Berlin, verdanke, bin ich von dem hohen Werthe desselben genugsam überzeugt worden. Es ist in der epischen Versart der Alexandriner verfaßt. Rührende Kindlichkeit und mächtiger Heldensinn sind darin auf die eigenste Weise verbunden. Der Gang der Geschichte scheint mehr mit dem französischen, als dem deutschen Volksroman übereinzukommen *).

Die Aehnlichkeit des Heldengedichts von Blaye mit der Dichtung von den Aimonskindern, besonders nach der Erzählung des französischen Volksbuchs, ist unverkennbar, wie man sich schon aus der Vergleichung des von Görres aus dem letztern gegebenen Auszugs mit den in der Beilage enthaltenen Auszügen und Uebersetzungen aus dem R. v. B. überzeugen kann.

In beiden Kampf des Königs mit den Vasallen und Zurückstehn des erstern gegen die letztern; in beiden die Neigung Rolands zu dem Gegner, den er im Zweikampf zu bestehen hat, sein Verhältniß zu Olivier dasselbe, wie das zu Regnault; in beiden Trennung der Kämpfer durch eine Wol-

*) Ueber die Verschiedenheit beider s. Görres a. a. O. S. 101 f.

ke; auch im R. v. V. wird König Karl von den Belagerten aufgefangen und durch einen unterirdischen Gang in die Burg geführt. Und doch ist jede dieser Dichtungen voll eigenen, kräftigen Lebens, wie zwei Heldenbrüder [10]).

Von dem Zuge Karls d. Gr. und seiner Genossenschaft zum heiligen Grabe kenne ich kein Gedicht in epischer Form. Hingegen giebt es darüber einen lateinischen Roman [11]), auch steht

---

10) Verwandt mit dem Gedichte von den Aimonskindern ist der Roman de Maugis, Cousin des quatre fils Aimon, nro. 7185. in derselben Versart. Auch gehört hieher das Gedicht von Gerard de Roussillon, Roquef. T. alph. s. v. Savesterot, sodann folgende Notiz edd. s. v. Huon de Villeneuve:

„Roman de Regnault de Montaubain, Ms. de la Bibl. de l'Arsenal. Fauchet attribue à cet auteur les Romans de Doon de Nanteuil, Garnier de Nanteuil, Aie de Avignon, Guiot de Nanteuil, et de Garnier son fils."

Gerard von Roussillon, Doon von Nanteuil und Beuves von Aigremont sind Brüder des Herzogs Aimon, und Maugis (Malagys,) ist der Sohn des Beuves.

11) S. den Auszug aus Lebeuf Examen crit. de trois hist. fabuleus. dont Charlem. est le su-

eine Erzählung von dieser Wallfahrt und dem nachherigen Aufenthalt der Helden am Hofe des Kaisers Hugo zu Constantinopel, in welcher Andacht und derber Heldenscherz auf die wunderlichste Weise verwoben sind, am Anfang des prosaischen Romans von Galien le Restoré, dem Sohne Oliviers [12]). Da der übrige Theil dieses Buches, welcher die Geschichte Galiens selbst enthält, höchst langweilig und nur eine Nachahmung sonstiger Dichtungen von den zwölf Pairs ist, so darf angenommen werden, daß jene Wallfahrtsgeschichte schon früher, entweder einzeln, oder in einem größeren Gedichte, vorhanden gewesen und nachher das übrige Machwerk an dieselbe angesponnen worden sey.

Ueber die früheren, abentheuerlichen Kämpfe

---

jet, in der Hist. de l'Acad. des Inscript. T. XXI.

12) No. 7548. Hist. des Gestes de Galien Restoré etc. fol. Auch als Volksroman, à Lons-le Saunier 1807. 4

In dem dänischen Roman von Carln d. Gr., welchen Prevold a. a. O. S. 201. aus Warton's Hist. of engl. poetry anführt, befindet sich ein besonderer Abschnitt: Von Hua, König von Constantinopel und den merkwürdigen Thaten seiner Kämpen.

in Spanien gegen Fierabras, die in die Blüte der Heldengeschichte fallen, konnte ich, der angewandten Mühe unerachtet, kein älteres Gedicht auffinden, aber ich kenne davon eine prosaische Erzählung [13]), die von wahrhaft epischem Geiste belebt und zu einem vollkommenen Ganzen abgerundet ist.

Karl und die zwölf Genossen treten darin sämmtlich in charakteristischer Thätigkeit auf, und der freudige, aber rauhe Heroismus der Franken ist mit dem Zauberglanze der maurischen Welt aufs Glücklichste zusammengestellt.

Dieser Erzählung nun ist die ausdrücklichste Angabe vorangesetzt, daß sie aus einem gereim-

---

13) Es ist der Note 9) beschriebene Volksroman. Ein deutscher Fierabras steht in Büschings und v. d. Hagens Buch der Liebe.

In Calderon's Brücke von Mantible ist dieselbe Fabel dramatisch bearbeitet, sowie in Lopes de Vega Casamiento en la muerte der Untergang der Helden in Ronceval. In Romanien, prosaischen Romanen und Schauspielen wurde das Heldenleben Karls d. Gr. von den Spaniern vielfach bearbeitet, und zwar auf eine eigene patriotische Weise: Karl wird von den mit dem Mohrenkönig Marsil verbundenen christlichen Spaniern besiegt, und Roland von dem Castilianer Bernardo del Carpio, wie der Riese Antaus vom Hercules in freier Luft erdrückt.

ten Gedichte von der alten Façon (worunter ohne Zweifel die epische Versart zu verstehen ist,) genommen sey. Es ist kein Grund vorhanden, diese Angabe zu bezweifeln, und bei der grossen Menge altfranzösischer Handschriften, deren Gebrauch mit so vieler Liberalität freigegeben ist und gefördert wird, darf man hoffen, daß auch jenes Gedicht, und damit ein bedeutendes Glied des fränkischen Cyklus noch aufgefunden werden könne.

Mit ähnlicher Hoffnung müssen wir uns vorderhand auch rücksichtlich der spätern Kriege in Spanien und des Untergangs der Helden in Roncevall begnügen. Girart von Amiens hat zwar in dem oben angeführten Roman diese Geschichten übereinstimmend mit Turpin, erzählt, aber seine Behandlung ist ohne episches Leben. Nun wissen wir aber, daß gerade dieser Theil der Heldengeschichte vorzüglich in der Nation gelebt, denn er ist zum Schlachtgesange geworden. Ist nun auch das Rolandslied für immer verloren, so finden wir doch eines handschriftlichen Roman de Roncevaux gedacht, welcher, nach den daraus bekannt gemachten Versen (*), nicht wie der des

(*) Montjoie crient por lor gent rahner.
Montjoie escrit por sa gent reshaudir.

Girart in Alexandrinern, ſondern in fünffüßigen jambiſchen Verſen verfaßt iſt. Wenn hiemit erwieſen iſt, daß es eine anderwärtige Behandlung gebe, ſo iſt auch die Hoffnung erlaubt, daß dieſes andere Gedicht von größerem Werthe ſey, als das von Girart, und für dieſe Hoffnung ſpricht noch ein beſonderer Umſtand.

Wir beſitzen bekanntlich in deutſcher Sprache ein altes Gedicht von dieſem letzten ſpaniſchen Feldzug in zweierlei Verſionen (beide in Schilters Thes. antiq. teut. T. II.) Dieſes Gedicht voll wahrhaft epiſchen Lebens iſt höchſt wahrſcheinlich einem franzöſiſchen Originale nachgebildet. An verſchiedenen Stellen beider Verſionen iſt auf ein Buch verwieſen, woraus die Erzählung genommen worden; es finden ſich mehrere franzöſiſche Worte und Formen [77]); es

---

In Du Fresne-Glossar. ad script. med. et inf. lat, s. v. Mons Gaudii. Wo ſich die Handſchrift befinde, iſt nicht angegeben.

Eines andern Romans über die Schlacht von Roncevaſ, in Alexandrinern, von Jean Bodiaux gedenkt Galland in ſ. Discours sur quelques anciens Poetes. Mémoir. de l'Acad. d. Inscr. T. II. p. 706.

[77]) Mundgov (Montjoie) — Schoiose (Joyeuse) — Altteclere (Haulteclaire) — ein Syrian

herrscht in den deutschen Stücken ein unverkennbares Mißverhältniß zwischen Inhalt und Form, die innerliche Entwicklung, ja feine Ausbildung der Fabel (man nehme die Erzählungen von Genelons Verrath, von Alitens Tode!) deutet darauf, daß diese einst in ruhige, epische Formen, wie die des französischen Epos, gefaßt war, welche ihr offenbar im Ganzen angemessener seyn mußten, als die kurzen raschen Verse des deutschen Gedichtes, so gut sich diese im Einzelnen, bei Beschreibung der Kämpfe, ausnehmen; und zu diesem Allen kömmt noch der gewichtige Grund, daß diese Dichtung, welche doch unverkennbar auf einen großen epischen Cyklus hindeutet, auf deutschem Boden isolirt dastehet [10]) während sie in Frankreich auf die natürlichste Weise, ja als wesentliches, integrirendes Glied an die Kette der fränkischen Heldengedichte sich anschließt.

Möchte nun nicht in jenem Roman de Ron-

(Syrien) — Weder Pulle noch Lateran (Pouille.) Vergl. Not 22.

20) Denn die altdeutschen Gedichte von Reinalt, Malagis u. s. w. deren Fr. Adelung (Altdeutsche Gedichte in Rom. Montasb. 1799.) gedenkt, deuten nach den von ihm angeführten Notizen gleichfalls auf französischen Ursprung.

ceveaux das Original des trefflichen deutschen Gedichtes, in früherer oder späterer Gestaltung, zu finden seyn?

Die Versart der altfranzösischen epischen Gedichte ist zweierlei, der Alexandriner und der fünffüßige jambische Vers. Eine, nach Belieben größere oder kleinere Folge solcher Verse (z. B. von 80 und mehr, und wieder nur von 10 oder weniger Zeilen,) mit demselben Reime bildet jedesmal eine Strophe, welche in einigen Gedichten noch durch einen dreifüßigen Abfall mit weiblicher Endung, der in keiner Reimverbindung steht, geschlossen wird [17]).

Die Reime können männlich oder mit dem stummen e weiblich seyn. Auch bloße Assonanz wird angetroffen, und scheint, als noch unausgebildeter Reim, das hohe Alter derjenigen Gedichte anzuzeigen, worin sie gebraucht ist [18]). So hat

17) Doch habe ich diesen Abfall nur im Roman von Blanc und dem damit zusammenhangenden Gedichte von Aimeri von Narbonne gefunden.

18) Dagegen fand man bei weiter vorgerückter Versekunst eine besondere Schönheit in der völligen Consonanz, dem reichen Reime, rime léonime, denn er galt für den König der Reime, wie der Löwe für den König der Thiere. S. Barbazan's Vorrede im 3ten Thl. der folgenden Sammlung: Fabliaux et Contes

sie in dem Heldengedichte von Garin, dem Lothringer, gleiche Rechte mit dem Reime [19]).

Die

---

des poet. franc. des 11—15e siecles, publ. p. Barbazan, nouv. édit. par Méon. IV. Tom. à Paris. 1808 8.

Chrestiens de Troyes sagt im Eingang seines Wilhelm von England, er seye gesonnen:

De conter un conte par rime
U consonante u homme.

In dem Todesgesang, lay mortal, welchen Tristan zur Harfe singt, (Rom. de Tristan no. 6776.) ist dieser Reim immer gesucht und oft durch die ganze vierzeilige Strophe fortgesetzt, z. B.

Nest pas de joye que je chant
Ains commens en doulour mon chant
Trop est amor fier et trenchant
Qui si se va de moy venchant.

19) Wenn man auch, wegen abgehender genauer Kenntniß der damaligen Aussprache, bei den männlichen Ausgangen zweifeln möchte, so ist doch bei den weiblichen die Assonanz unverkennbar, wenn z. B. barbe, messages, gales, nauare, armes, und ein andermal erbe, merle, terre, puceles etc. zusammen gehören. Ueber den Roman von Garin d. L. s. übrigens oben Note 6). Eben so unläugbare Assonanzen finden sich in dem Mährchen von Aucassin und Nicolette, bei Barbazan et Méon l. c. T. I. p. 380.

Die genannten beiden Versarten sind in der altfranzösischen Poesie die vorzugsweise epischen. Alle mir bekannte, zu dem fränkischen Heldenkreise gehörige Gedichte sind in einer von beiden verfaßt. Eben so die Heldengedichte von Alexander dem Großen [20]), das normännische von Robert dem Teufel, das von Bertrand du Guesclin ꝛc. Das schmutzige Gedicht von Audigier [21]) ahmt scherzhaft den epischen Ton nach, und bedient sich daher des fünffüßigen jambischen Verses.

In Hinsicht auf den Styl dieser Gedichte ist zu bemerken, daß in ihnen gewisse Redeformen, Wendungen, Beiwörter u. dgl. konstant sind und nicht nur in demselben Gedichte, sondern auch in verschiedenen, wiederkehren; jedoch keineswegs mit derjenigen Genauigkeit, wie im Homer, und mehr der Freiheit des deutschen Epos sich nähernd. Je nachdem ein anderer Reim an die Reihe kömmt, geht auch mit jenen Formen einige Aenderung vor. So bekommen die alten Helden ihr Beiwort gewöhnlich von dem Barte, ist nun der Reim auf ie, so heißt

---

[20]) Der gegen den Anfang des 12ten Jahrhunderts durch Alexander von Bernay und Anderer in Alexandrinern verfaßte Roman ou la Geste d'Alexandre soll gerade dieser Versart den Namen gegeben haben.

[21]) Barbazan et Méon I. c. T. IV. p. 217.

es: à la barbe florie; auf ee: à la barbe meslee; auf i: au grenon flori; ſonſt auch blos li barbeia [22]). Die Beiwörter gehören niemals gewiſſen Individuen ausſchließlich an, wie im Homer, ſondern ſie kommen überhaupt einem Geſchlecht, Alter, Stande u. ſ. w. zu. Alle Greiſe haben die eben angeführten Epitheten vom Barte, die übrigen Helden: à la chiere hardie oder manbrée; à vis fier, au corage fier, hardi, aduré, esforcie; li ber, li guerrier; li manbreiz; li vaillant. Die Frauen: la senée; au coraige sene; à cors ligier; au gent cors honoré oder signori; à la cleire façon; qui de biauté resplent etc.

Der Reim hat ſelbſt in Umwandlung einzelner Worte große Gewalt, wodurch ſeine Fortführung durch ſo viele Zeilen erleichtert wird.

Daß dieſe epiſchen Gedichte für muſikaliſchen Vortrag beſtimmt waren, läßt ſich zur Genüge erweiſen.

Es wird gewöhnlich im Eingang derſelben angekündigt, daß Geſang, chanson, beginne [23]).

---

[22]) — Charl mit dem Barte,
beim Stricker pag. 67. Vergl. Not. 15.

[23]) Der Roman von Blanz fängt an:
Bone chanson plait vos que io vos die;

Anzunehmen, daß dieſe Dichter blos figürlich von Geſang geſprochen, wie man heut zu Tage pflegt, nachdem die Poeſie aus dem Leben verſchwunden, wäre ganz gegen den Geiſt jener Zeit.

In der Erzählung des Girbers de Mostervel von Gerart v. Nevers und der ſchönen Violette, welche, wie die Contes insgemein, in den vierfüßigen Schlagreimen verfaßt iſt, kömmt eine Stelle vor, wie Gerart, als Jongleur verkleidet, mit einer Viele, ſich in ſein eigenes Schloß geſchlichen, um den Uſurpator Liſiars zu belauſchen [24]), und wie er zu ſeinem Inſtrument einen Geſang von Guillaume au-court-nez anſtimmt. Nun folgt wirklich die Romanze in der eben beſchriebenen epiſchen Versart von fünffüßigen jambiſchen Zeilen, und noch mehr: die von Gerart

---

das Gedicht von Garin dem Lothringer:

Vielle chancon voire volez oir;

in dem Gedicht von den Aimonskindern heißt es:

Et ie vous chanteray une bonne chanson
Oncque meilleur noystes bien dire le puest hons;

eben ſo in dem Roman von Manaïs:

Et ie vous chanteray dune bone chanson.

24) In der Geſchichte des Gerart von Nevers kann man ſich im zweiten Bde. von Treſſan's Corps d'Extraits de Romans de Chevalerie orientiren.

gesungenen Verse sind aus einem von denjenigen Gedichten genommen, welche sich an den Roman von Blanc anschließen, und stehen, mit wenigen Varianten, dort in ihrem Zusammenhang.

Die epischen Gedichte konnten wohl meist nur in solchen Bruchstücken abgesungen werden und nur etwa bei größeren Festen, die mehrere Tage oder Wochen dauerten, mochte es dazu kommen, daß nach und nach ein ganzes Gedicht vorgetragen wurde. Auch sind sie ganz für solchen fragmentarischen Vortrag eingerichtet, denn manche Strophen bilden beinahe für sich ein besonderes Gedicht, und um einer Strophe diese Selbstständigkeit zu geben, wird am Anfang derselben wiederholt, was schon in der vorhergehenden berichtet war. Die Bekanntschaft mit den Helden und mit dem Fabelkreise im Ganzen durfte der Sänger gewiß bei seinen Zuhörern voraussetzen.

Daß es Romane, besonders spätere, geben mag, welche ohne für den Gesang geeignet, noch selbst bestimmt gewesen zu seyn, etwa blos aus altem Herkommen, in den epischen Versarten abgefaßt wurden, soll mit diesem Allem nicht abgeläugnet werden.

Uebrigens bestand dieser Gesang ohne Zweifel nur in einem sehr einfachen Rhythmus. Wahrscheinlich gab es nur zwei Gesangsweisen, die eine für den Alexandriner, die andere für den

fünffüßigen Vers, welche auf alle und jede Gedichte von der einen oder der andern Versart angewendet wurden. Daraus, daß die Strophen- oder Reimfolgen von so sehr verschiedener Länge, sind, läßt sich schließen, daß ein Vers so ziemlich wie der andere gesungen wurde und nur etwa Anhang und Schluß jeder Strophe sich auszeichneten. Der dreifüßige Abfall im Roman von Viane sollte vielleicht nur dasjenige mit Worten und Gesang ausdrücken, was in andern Gedichten dem begleitenden Instrumente allein überlassen blieb.

Was auf diese Weise aus der Beschaffenheit der Gedichte selbst entwickelt werden kann, bestätigt sich noch durch das Mährchen von Aucassin und Nicolette [25]) und die demselben beigefügten Musiknoten. Die prosaische Erzählung wechselt darin mit Versstrophen ab, welche mit der Form der Heldengedichte große Aehnlichkeit haben, und eigentlich nur eine Verkleinerung davon sind, so wie sich auch der Styl dem der epischen Gesänge nähert. Die Zeilen sind zwar nur sieben- bis achtsylbig, aber eine beliebige Anzahl solcher sich reimender oder assonirender Zeilen bildet, wie in den epischen Gesängen, eine Strophe, an deren Schlusse sich ein Analogon

25) S. oben Note 10.

des Abfalls im Roman von Viane findet. Jeder Strophe sind die Noten besonders beigefügt, aber es sind bei jeder dieselben und überhaupt hat die Musik nur drei Abwechselungen, eine für die erste Zeile, eine andere für die Schlußzeile und eine dritte für sämmtliche in der Mitte liegende Zeilen, so viele nun deren seyn mögen.

Es wird nicht unzweckmäßig seyn, hier Einiges über die Contes und Fabliaux, hauptsächlich in Beziehung auf die Form und den Vortrag derselben, einzuschalten.

Man begreift unter jenen Namen eine zahllose Menge meist versificirter Erzählungen von der buntesten Mannigfaltigkeit des Inhalts und von großer Verschiedenheit im Umfange: von solchen an, welche sich zum größern Roman ausspinnen, bis zu andern, die sich beinahe zum Epigramm zuspitzen [25]). Das Wort Conte ist ge-

---

25) Durch die Auszüge von Legrand und die durch Barbazan und Meon veranstalteten Abdrücke in der mehrmals angeführten Sammlung ist dieser Theil der altfranzösischen Poesie vorzugsweise zugänglich geworden. Doch sind gerade die größern, romantischen Erzählungen, welche der Poesie am unmittelbarsten angehören, noch am meisten im Hintergrunde geblieben. Zwei vorzügliche Stücke dieser Art: den Roman Wilhelm von England, von Chrestiens von Troyes, welcher in der romantischen Gattung fruchtbar und vor-

nerisch, blieb jedoch vorzüglich für die größeren Stücke übrig, weil es für die kleineren noch den besonderen Namen: fabel, fabliau, gab.

Diese Erzählungen nun dürfen selbst da, wo sie als größere Romane erscheinen, durchaus nicht mit den epischen Gedichten verwechselt werden.

Schließen sich diese zu einem nationalen Mythenkreise ab, so nehmen jene zu dem Einheimischen die Erzeugnisse der entferntesten Zeiten und Völker auf; wenn hier die gesammte Nation in großen Massen und in ihren angesehensten Häuptern auftritt, so werden dort die Abenteuer eines einzelnen Ritters beschrieben, oder wir treffen die Nation in alle Individualitäten des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens zersplittert; wenn die heroischen Dichtungen näher oder entfernter unter sich zusammenhängen und ein großes Ganzes bilden, so wagt es andrerseits irgend ein witziger Gedanke für sich als besonderes Gedicht vorzutreten; wenn in der ruhigen Darstellung des Epos die geistigen Kräfte noch ungetrennt erscheinen, so ist in den Contes und Fabliaux bald das Phantastische, bald das Rührende

---

treflich war, sodann die auch in Beziehung auf die altdeutsche Poesie merkwürdige, wahrhaft rührende Erzählung von Flos und Blankflos besitze ich in Abschriften und behalte mir vor, beide bekannter zu machen.

bald das Belehrende verwaltend, besonders aber hat sich der muthwillige Witz in einer Menge kleinerer Stücke auszezeichnet abgeschieden.

Dieser innern Verschiedenheit entspricht nun ganz natürlich und auf das Bestimmteste die äußere in der Form und im Vortrag. Die Heldengedichte sind für den Gesang, die Contes und Fabliaux für die Erzählung bestimmt und geeignet. Die herrschende Versart der letztern ist der vierfüßige jambische Vers mit männlichem oder weiblichen Ausgang, und es reimen sich immer Schlag auf Schlag zwei zusammenstehende Zeilen, wie in den Hans Sachsischen Gedichten. Diese Form ist nichts weniger als strophisch, sondern es findet ein beständiger Uebergang von einem Reimpaar in das andere statt, und hieran sowohl, als an dem bequemen und nachläßigen Gange, läßt es sich unzweifelhaft erkennen, daß diese Gedichte nicht für musikalischen Vortrag, sondern für das Vorlesen und den gesellschaftlichen Ton der Erzählung bestimmt waren. Statt daß im Eingang der meisten Heldengedichte, wie oben gezeigt worden, ausdrücklich Gesang angekündigt wird, ist daher hier immer nur von conter, dire die Rede *).

*) Man nehme das nächste beste Conte oder Fabliau! Z. B. der König Wilh. v. England beginnt:

In dem ſchon erwähnten Mährchen von Aucaſſin und Nicolette ſind beide Arten des Vortrags verbunden, aber ſehr beſtimmt unterſchieden: vor den kurzen verſificirten Stücken heißt es jedesmal: or se cante, vor den proſaiſchen Abſchnitten or dient et content et fabloient; das Mährchen nennt ſich am Schluſſe eine Cante-fable [28]).

Chrestyens se veut entremetre
Sans nient oster et sans nient metre
De conter un conte par rime etc.
So auch Les trois avugles de Compiegne:
(Barbazan et Méon. T. III. p. 396.)
Une matere ci dirai
D'un fablel que vous conterai
On tient le menestrel à sage
Qui met en trovez son usage
De fere biaus dis et biaus contes
C'on dit devant Dus devant Contes etc.

28) Wenn zu einigen Stücken, welche ihrem Inhalte nach mehr zu den Cont. und Fabl. gehören, wie auch zu Gedichten didactiſcher Art, doch die epiſchen Formen gebraucht und dann wohl auch der Geſang darauf angewendet wurde, ſo ſteht dieß der obigen Anführung nicht entgegen, denn auch zwiſchen den verſchiedenſten Formen der Poeſie wird es nicht leicht an vermittelnden Uebergängen fehlen. Eben ſo wenig dasjenige, was Legrand (T. I. p. 106.) über die Lais-Fabliaux anführt. Die von ihm ausgehobenen Stellen beweiſen

Merkwürdig ist es, daß die Dichtungen von Karln dem Großen zwar späterhin in prosaische Romane aufgelöst, aber, meines Wissens, niemals in die Form der Contes und Fabliaux herabgezogen wurden.

So viel die Geschichte des fränkischen Epos anbelangt, so ist zuvörderst allerdings eine historische Grundlage vorhanden. Besonders sind die Kriege in Spanien und der Untergang der Helden in den Pyrenäen geschichtlich begründet. Dagegen dürfte die Nachforschung über manche andere Theile der Dichtung denselben Erfolg haben, wie die Untersuchung von Rolands Grabe zu Blaye, worin man, statt der erwarteten Riesenknochen, ein Häufchen Gebeine fand, welche kaum Fingerlänge hatten [25]).

---

blos, daß die bretagnischen Romanzen, Lais, nach welchen die Fabliaux von Granient und von Guaemer gemacht waren, gesammelt und mit Instrumenten begleitet wurden, nicht aber, daß dieses auch bei den Fabliaux selbst, welche den Namen ihrer Quellen, der Lais, beibehielten, der Fall gewesen.

Die ursprünglichen Lais und andere Romanzen dürften als Uebergang des epischen Gesanges in die eigentliche Lyrik zu betrachten sein.

25) Solche Resultate ergaben die Untersuchungen von Tommermann, Wilken u. A. über den fabelhaften Zug Karls des Großen nach Palästina.

Frühe ſchon mag Karls Heldenleben in die Poeſie übergegangen ſeyn und zeitig wiſſen die Chroniken manch wunderbares Mährchen von ihm zu erzählen. Einzelne Sagen, Romanzen, Schlachtgeſänge wuchſen im Lauf der Jahrhunderte zu immer größeren Dichtungen an, welche zuletzt, und zwar, wie es ſcheint, vorzüglich im zwölften Jahrhundert, von den Geiſtlichen, als den Unterrichtetſten der Zeit, zu den epiſchen Compoſitionen vereinigt und erweitert wurden, welche auf unſere Zeit gekommen ſind.

Eine ſolche ſtufenweiſe Ausbildung iſt nicht nur der Natur der Sache angemeſſen, ſondern auch durch ſonſtige Anzeigen bemerklich gemacht. Im Jahr 1066 wird das berühmte, aber nicht bekannte Rolandslied vor der Schlacht von Haſtings geſungen. Sodann beziehen ſich die noch vorhandenen Gedichte immer wieder auf etwas Früheres, auf Sagen, Geſchichtbücher, beſonders aber betrachten ſie den Geſang über die fränkiſche Heldenwelt als ein nationales Herkommen, welchem ſie ſelbſt ſich anſchließen. Wenn man ferner erwägt, wie die Dichtung von den Aimonskindern und der Roman von Viane, bei ſolchem ſelbſtſtändigen Leben eines jeden, doch in großen Grundzügen ſich unverkennbar ähnlich ſind, ſo darf man allerdings annehmen, nicht daß eine dieſer Dichtungen Nachahmung der andern ſey,

sondern daß beide das Gepräge eines älteren gemeinschaftlichen Grundtypus an sich tragen.

Dem lateinischen Roman, welcher unter dem Namen Turpins bekannt ist, hat sein hohes Alter (er fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts), ein bedeutendes Ansehen in der Geschichte der Poesie verschafft. Allein man wird nimmermehr damit ausreichen, wenn man denselben als den Urquell des fränkischen Fabelkreises darstellen will. Dieser Turpin behandelt gerade denjenigen Theil des Mythenkreises, welcher am auffallendsten in der Geschichte gegründet ist, mithin sehr frühzeitig in der Volkspoesie gelebt haben mochte. Der schon erwähnte Rolandsgesang, welcher eben auch der Schlacht von Ronceval gewidmet war [20]), geht dem Turpin fast um ein halbes Jahrhundert voran, und dieser letztere gedenkt selbst früheren Heldengesanges [21]). Ferner be-

---

20) Taillefer qui moult bien cantoit
Sor un ceval qui tost aloit
Devant le duc aloit cantant
De rainschevax et de rollant.
So lautet die Stelle der vortrefflichen normännischen Reimchronik von Meister Wace (der Fortsetzung des Roman du Rou von demselben Verfasser), in der von mir gebrauchten Handschrift No. 6987. Die ganze Beschreibung der Schlacht bei Hastings ist merkwürdig.

21) Cap. XI. „Oellus, comes urbis, quae vulgo

greift dieſer Roman nur einen Theil des ausgedehnten fränkiſchen Fabelkreiſes, er enthält nur den Untergang und die Verklärung der Helden, und ſetzt als Schlußgedicht einen Anfang und Fortgang voraus, beſonders aber findet in demſelben die ganze Reihe von Gedichten, welche nicht unmittelbar religiöſe Tendenz haben, keinen Anklang. Ueberhaupt iſt es ſchwer zu begreifen, wie ein einzelnes Buch, das noch überdieß nicht in der Volksſprache geſchrieben iſt [22]), einen nationalen, im Volksgeſange lebenden Mythenkreis, und noch überdieß in ſo kurzer Zeit, erſchaffen haben ſollte. Für die Form, den Styl, die Darſtellung, das ganze äußere Erſcheinen des fränkiſchen Epos iſt ohnedieß durch dieſen Roman nicht das Mindeſte gegeben.

Daß der Turpin ein nicht unbedeutendes Glied in der Kette ſey und, ſo wie es ſich an

---

dicitur Nantas, cum duobus millibus heroum: (de hoc canitur in cantilena usque in hodiernum diem, quia innumera fecit mirabilia).

Auch ein anderer lateiniſcher Roman, über die Wallfahrt Karls d. Gr. zum heil. Grabe iſt wahrſcheinlich älter als der Turpin. S. Lebeuf. l. c.

22) Selbſt darüber ſind die Gelehrten verſchiedener Meinung, ob dieſer Roman in Frankreich oder nicht vielmehr in Spanien verfaßt worden ſey?

die früheren Dichtungen anschließt, so, besonders nachdem er in die Vulgarsprache übersetzt worden, auf manche spätere eingewirkt habe, will ich keineswegs in Abrede ziehen, aber zu jenem großen Ansehn in der Geschichte der Poesie würde er schwerlich je gelangt seyn, wenn das altfranzösische Epos überhaupt nicht so sehr in der Dunkelheit geblieben wäre.

Der erste Kreuzzug, die Stimmung, die er voraussetzte und nährte, machte ohne Zweifel für diese Heldenpoesie Epoche, gab ihr eine bestimmtere religiöse Richtung [*]). Karl, der Sachsenbekehrer, der auch mit dem Orient und dem heiligen Grabe in mannigfacher Beziehung gestanden, war ganz geeignet sammt seiner Genossenschaft, als Vorbild aller Kreuzfahrer und Glaubenshelden aufgestellt zu werden. Die Geistlichkeit bemächtigte sich des Stoffes und so erscheinen um diese Zeit zwei lateinische Romane von religiöser Tendenz [**]). Der eine beschreibt die Wallfahrt Karls d. Gr. ins heilige Land und

*) Die Sonderung der Dichtungen von Karln d. Gr. nach zwei Richtungen, der religiösen und der weltlichen, hat Görres a. a. O. S. 100. f. scharfsinnig durchgeführt.

**) Ueber diese beiden lateinischen Romane und einen dritten aus dem 12ten Jahrhundert: Philomena, s. Leboeuf, l. c.

fälle noch in's eilfte Jahrhundert, der andere iſt der ſchon erwähnte Turpin aus dem Anfang des zwölften. Um die Mitte deſſelben Jahrhundert erſcheint die Poeſie im nordfranzöſiſchen Romanzo nach verſchiedenen Formen in voller Reihe **). Von nun an wurden die fränkiſchen Kunden von den Unterrichteten der Zeit, und dieß waren ja vorzüglich die Geiſtlichen, zu grö-

**) Beschada, Wistace, Wace, Chrestiens de Troyes ſind hier zu nennen, als von denen beſtimmte Zeitangaben vorhanden ſind. Meiſter Wace lebte unter den drei Heinrichen von England:

Trois rois henri vi et connui
Et clers lisans en lor tans fui,

von Heinrich dem zweiten hatte er eine Präbende zu Baiwes erhalten. Er beendigte eine Erzählung: Le chevalier au lion im J. 1181. Sein Roman du Rou iſt in der epiſchen Versart der Alexandriner verfaßt. In der Fortſetzung deſſelben, der ſchon erwähnten normänniſchen Chronik in vierzeiligen Schlagreimen betrauert er ſchon eine verſchwundene Zeit, in welcher die Dichter beſſer beehrt und belohnt worden. Ueberhaupt ſetzen die Werke der genannten Dichter bereits eine anſehnliche Stufenfolge früherer Verſuche in romaniſcher Sprache und in verſchiedenen Gedichtformen voraus. Ueber mehrere Poeſieen im franzöſiſchen Romant auf dem 12ten und der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts findet man Notizen in Barbazan's Dissert. sur l'orig. de la lang. franç. Fab. et Cont. T. I. und in Roquefort's Disc. prélim. vor ſeinem Glossaire.

ßerer Compositionen vereinigt und ausgebildet, in welcher Gestalt sie auch auf uns gekommen. Der Verfasser des Romans von Viane nennt sich auch ückins einen clerc, und die Glaubensbekenntnisse und Gebete, welche in diesem Gedichte sowie in dem von den Aimonskindern, vorkommen, lassen über den Stand der Verfasser keinen Zweifel übrig. Begreiflich tragen nun jene Heldengedichte überall das Gepräge der Zeit dieser letzten Bearbeitung und der Gesinnung ihrer Dichter. So wurden in einigen derselben Wallfahrtseifer und Glaubensheroismus vorherrschend, wo die Keime dazu schon von Anbeginn in der Sage liegen mochten, andere dagegen verläugneten nicht ihre ursprünglich und innerlich weltliche Richtung, und die andächtige Stimmung zeigt sich dann mehr nur in einzelnen Zügen und in Zusätzen, wie z. B. das weltliche Gedicht von den Aimonskindern mit der Wallfahrt und dem Martyrthum Regnault's sich schließt.

In diesen größeren Compositionen treffen wir eine auffallende Opposition zwischen den Verfassern derselben, den Gelehrten der Zeit, Clercs, und den herumziehenden Sängern, Jongleurs. Diese werden von jenen der Verfälschung der Kunden bezüchtigt und die Clercs geben sich die Mühe, nach alten Urkunden die Wahrheit herzustellen.

ſtellen [16]). Es iſt dies aber, wenigſtens in früherer Zeit, kein innerer Zwieſpalt, welcher durch Streit des todten Buchſtaben mit dem Leben der Sage, als deſſen Repräſentanten die Jongleurs zu betrachten ſind, entſtanden wäre, ſondern es iſt

---

16) Adenés, der Verfaſſer des Romans von Berta, führt als ſeine Quelle ein Geſchichtbuch an, das ihm von einem gefälligen Mönche zu St. Denis, Namens Savari, mitgetheilt worden, und worin er die durch Jongleurs verfälſchte Geſchichte in ächter Geſtalt gefunden:

Aprentif jugleor et escrivain marri
Qui lont de liex en liex ça et la conqueilli
On lestoire faussée — — —.

Girart von Amiens beruft ſich am Schluſſe ſeines Gedichtes auf die Chronik von Aachen, (romique days,) worin ſich die Subſtanz von den Thaten Karls d. Gr. befinde und worin auch noch der Tod Turoins berichtet werde.

Bertrans beſchuldigt im Roman von Viane die Sänger, daß ſie den beſten Heiden in Vergeſſenheit kommen ließen:

Mais dou millor nos ont mis en obli
Cil cranteor qui nos en ont servi
Car il ne sevent listoire que ie di.

Der Verfaſſer des Maugis ſagt:

Cil jugleour vos chantent de Maugis le larron

das Zeichen der Zeit, in der sich die Heldengesänge zu umfassenderen epischen Gedichten bildeten. Dieses große Geschäft konnte nur von den Unterrichtetsten und Gebildetsten, also eben von den Clercs, ausgeführt werden [27]). Darum aber ist das Gedicht der Clercs keineswegs von dem Gesange der Jongleurs feindselig abgeschieden, vielmehr stehen beide in reger Wechselwirkung. Die Clercs bearbeiteten nicht etwa blos was sie in Schriften verzeichnet fanden, sondern sie kannten und benutzten die lebendige Sage [28]), und

---

Comment il guerroya lempereour Karlon
Pour aidier ses cousins les quatre fils
Aymon
Dont il ne sevent mie la monte dun
bouton.

27) Dadurch wäre es möglich, daß das fränkische Epos allerdings auch Einflüsse des griechischen erfahren hatte. Wie in der Dichtung von den Hemmenskindern die Ilias sichtbar sey, hat Görres a. a. O. S. 102 ff. zu zeigen gesucht.

28) So beruft sich derselbe Bertrand, von dem ich so eben eine Beschuldigung gegen die Sänger angeführt habe, doch wieder einmal auf frühere Gesänge, und wenn er einerseits seine Kenntniß von den edeln fränkischen Geschlechtern aus einem alten Buche zu St. Denis geschöpft haben will, so beruft er sich andererseits auf die Erzählungen eines Jongleurs, von St. Ja-

hinwieder sind ihre Gedichte großentheils nicht nur voll regen inneren Lebens, sondern auch, wie oben gezeigt worden, ausdrücklich zum Gesange bestimmt und nach ihrer ganzen Form für den Vortrag der Jongleurs eingerichtet, die ihrerseits jene Gedichte wirklich durch Gesang in das Leben zurückführten [39]).

Daß die nordfranzösische nicht weniger als die provenzalische Poesie, nur in einer andern Art der Dichtung, auf die altdeutsche Adelspoesie bedeutenden Einfluß gehabt habe, ist eine bekannte Sache; wiewohl eben darin die seit kurzer Zeit so mächtig geförderte Kenntniß unserer ältern vaterländischen Poesie noch eine große Lücke hat, daß noch keineswegs durch eine umfassendere und genauere Vergleichung das eigenthümliche Verdienst jeder Nation überzeugend ausgemittelt worden ist. Auf der andern Seite aber dürfte es uns Deutschen nicht gleichgültig seyn, wenn sich eine Einwirkung des älteren, ursprünglich

---

los heimkehrenden Pilgrims, der ihm zur friedlichen Mahlzeit, zu Bar sor Aube, in einem blühenden Baumgarten, die Abenteuer Gerhards erzählte, welche der Pilger selbst unterwegs gehört hatte.

39) Ein Beispiel ist die oben angeführte Romanze aus der Erzählung von Gerard de Nevers.

deutschen Heldengesanges auf die Bildung des altfranzösischen Epos nachweisen ließe.

Es darf zum voraus als wahrscheinlich angenommen werden, daß mit den Franken, so wie später den Normannen, auch germanischer Gesang nach Gallien übergewandert sey, und daß, sowie deutsche Verfassung, deutsche Sitte, überhaupt deutsches Leben in Gallien Wurzel gefaßt, so auch Geist und Weise des deutschen Gesanges. Germanischer Sinn und Geist, germanische Sitte und Verfassung, wie sich dies Alles in unserem einheimischen Epos bewegt, erscheint auch wirklich in dem fränkischen; zwar durch die Vermischung der Nationen, durch gebildeteres Ritterthum und andere Einflüsse verwandelt und gemildert, im Grunde jedoch unverkennbar. Stellt man noch dem fränkischen Epos die Contes und Fabliaux entgegen, so zeigt sich dies noch auffallender und man möchte vermuthen, daß, so wie in dem epischen Gesange das deutsche, so in der Erzählungspoesie das gallische Element der franco-gallischen Nation vorgeschlagen habe.

Hiemit ist übrigens wohl der Einfluß deutscher Sinnesart, aber nicht zugleich die Einwirkung des deutschen Gesanges selbst gegeben. Ob in der Fabelgeschichte selbst und deren Ausbildung ein solcher Zusammenhang stattgefunden habe oder nicht, wird erst die vollständigere Kenntniß der

altfranzöſiſchen Poeſie aufhellen [40]). In Hinſicht auf die Darſtellung, den Styl, findet zwar allerdings viele Aehnlichkeit zwiſchen dem franzöſiſchen und dem deutſchen Epos ſtatt, aber da beide wieder ſo manche Zuſammenſtellung mit dem griechiſchen geſtatten, ſo könnte der Grund jener Aehnlichkeit ſchon in der Natur der dargeſtellten Gegenſtände im Weſen der epiſchen Darſtellung überhaupt und in der analogen Bildungsſtufe geſucht werden. Nur eine ſolche Vergleichung, welche ſich durch die Menge und Beſtändigkeit treffender Einzelnheiten bewährte, könnte hierin überzeugend werden [41]). Die Versart jedoch geſtattet ſchon jetzt eine merkwürdige Beziehung.

---

40) Görres a. a. O. S. 102. hat das Gedicht des Streiters als den Nibelungen nachgebildet dargeſtellt.

W. C. Grimm, Altdän. Heldenlieder ꝛc. S. 102., bemerkt, daß in Ritsons Anc. engl. romanc. III. 274. zwei Helden: Hildebrandt und Herebrant, aus einem altfranzöſiſchen Gedicht angeführt werden, welche in den altdeutſchen Cyklus gehören möchten.

41) In den Noten der Beilage iſt ein Verſuch gemacht, einzelne Züge, Redeformen, Wendungen ꝛc. des Romans von Blant mit ſolchen aus dem Nibelungenliede zu vergleichen. Schon aus den oben angeführten Gründen kann jedoch auf dieſen erſten Verſuch noch kein beſonderes Gewicht gelegt werden. Möglich, aber

Der epische Alexandriner der Franzosen ist gerade der Vers der deutschen Heldengedichte. Sollte nicht der Nibelungenvers als der epische Stammvers der germanischen Völkerschaften zu betrachten sein, welchen sie auf ihren Wanderungen mitgenommen und in den eroberten Ländern unter verschiedenen Modifikationen einheimisch gemacht?

Bei den Deutschen und den Nordländern, als den Stammvölkern, erscheint er in seiner größten Einfachheit und Freiheit; in den englischen Balladen hat er sich, wie auf etwas verschiedene Weise (mit hinzugekommenem Reim,) nachher in Deutschland selbst, in schärfere Abschnitte zerfetzt; in den französischen Gedichten ist der Reichthum der Reime hinzugetreten, als Folge der großen Reimfähigkeit aller Sprachen römischen Ursprungs. Auch das alte spanische Gedicht vom Cid ist in ähnlicher Versart verfaßt *).

Die Zusammensetzung der französischen Nation aus so verschiedenen Völkerstämmen macht es überhaupt zu einem Gegenstand der Untersuchung: was sich in der altfranzösischen Poesie als Beitrag jedes einzelnen noch erkennen lasse? Hier

nicht wahrscheinlich, wäre es sogar, daß vielmehr der Geist der romanischen Gedichte auf den des deutschen [illegible] eingewirkt habe, sowie sich in den Nibelungen einzelne romanische Worte nachweisen lassen.

*) Man vergl. besonders Grimm a. a. O. S. XXXVII.

mag es nicht überflüſſig ſeyn, den fränkiſchen Cyklus mit zwei andern, in der nordfranzöſiſchen Poeſie ſich auszeichnenden Fabelkreiſen zuſammenzuſtellen.

Nicht ohne Einfluß war das fränkiſche Epos auf die Ausbildung der urſprünglich brittiſchen Dichtungen vom König Artus und der Tafelrunde. Aber zu eigentlich epiſchem Leben ſind dieſe dadurch keineswegs in der franzöſiſchen Poeſie gelangt, vielmehr mag eben dieſe Umſchmelzung nach einem fremden Gedichtkreiſe die phantaſtiſche Bodenloſigkeit befördert haben, womit ſie großentheils in der franzöſiſchen und aus dieſer auch in der deutſchen Poeſie erſcheinen.

Ich kenne kein franzöſiſches Gedicht aus dieſem Fabelkreiſe, das in einer der zwei epiſchen Versarten verfaßt wäre. Die dahin einſchlagenden Dichtungen wurden in vierfüßigen Schlagreimen als Reimchroniken, oder als Contes und Fabliaux, zum Theil nach bretagniſchen Lais, vorzüglich aber in proſaiſchen Romanen von ungeheurem Umfang bearbeitet. In dieſen Romanen herrſchen Galanterie und Hofzucht, beſonders aber eine auffallende Sentimentalität. Bei den fränkiſchen Helden ſind die Thränen der heftige Ausbruch einer plötzlichen, gewaltſamen Bewegung; Karl, als er den Olivier in Gefahr weiß, verdeckt ſeine Thränen mit dem Pelze (ſ.

Heil. Str. 18.) und Richart, einer von den Aymonssöhnen, verspottet seine Brüder, als sie beim Abschied vom väterlichen Hause weinen [42 a]), dem Tristan und Lanzelot ist das Weinen zur andern Natur geworden und sie ergießen sich nicht selten in die beweglichsten Klagelieder [42 b]).

In Wales herrscht König Artus und hier ist die Tafelrunde, aus Kleinbritannien stammen die zwei ersten Ritter derselben, Lanzelot und Tris

---

42 a) Mainte larme ont plouré à celle départie
Mais le gentil Richart celui ne ploura mie
Car il estoit si fier que oncques iour de sa vie
Il ne dengna plourer tant eust de hachie
Ains en moquoit les autres et tanchoit à la fie
Et disoit nuls francs cuers plourer ne devoit mie
Pour mesaisse ne destresse annuy ne vilonie.

42 b) S. oben Note 19. Aber kein Wunder, daß Tristan so traurig ist: Man höre, wie ihn seine Mutter, gleich nach der Geburt für die Traurigkeit einweiht:

„Triste vins ici; triste j'accouche; en tristesse t'ai eu; triste est la première fête, que je te fais; pour toi mourrai triste; et comme mort par tristesse es venu en terre, à tant auras nom Tristan."

flan, das letztere Land ist als Leben mit dem ersten verbunden, beide sind Schauplatz der Leiden und Thaten der Helden von der Tafelrunde. Gottfried von Monmouth, der erste bekannte Erzähler der Geschichten von Artus, will dieselben aus der Bretagne erhalten haben *) alles dies deutet darauf, daß die dahin einschlagenden Dichtungen bei aller phantastischen Willkühr und bei aller Umbildung nach dem französischen Epos, doch in den verwandten Provinzen, Wales und Bretagne, eine Heimath haben. Nimmt man hiezu, daß der weinerliche Ton in den oben erwähnten prosaischen Romanen, (über welchem ich übrigens die sonstigen Schönheiten derselben kei-

*) S. Eichhorn's Allg. Gesch. d. Cultur u. Lit. Bd. 1. Erlaut. S. 41. Dieser Schriftsteller sucht übrigens die Angabe des Gottfried von Monmouth, als hätte er blos eine durch Walther, Archidiaconus von Oxford, aus der Bretagne mitgebrachte Geschichte der Könige von Britannien ins Lateinische übersetzt, als Erdichtung darzustellen. Mag sie auch nicht nach ihrem vollem Inhalt wahrhaft seyn, d. Hindeutung auf Bretagne kann immerhin einigen Grund haben. Nimmt man aber mit Eichhorn an daß Gottfr. v. M. wälsche Dichtersagen nach dem Turpin umgebildet, so haben wir statt der Bretagne das Mutterland, und dies stimmt nicht weniger für die folgende Ausführung.

nesweges verkenne, und durch welchen nicht selten das ächtere Gefühl hervorbricht,) nur Ausartung einer edleren Sentimentalität zu seyn scheint, wie sie in den kleinen bretagnischen Romanzen, Lais **), gewaltet, welche nicht selten Gegenstände aus dem Cyklus der Tafelrunde behandeln; daß eben diese Lais durch Ton und Form, durch Geist und Inhalt, eine ganz besondere Gedichtart ausmachen: so läßt sich wohl mit Recht annehmen, daß bei den nach Armorika geflüchteten

---

Auch führt Percy, Reliq. olranc. engl. Poetr. Vol. III. B. 1. in der Einleitung, an: daß die Waliser einige sehr alte Romane vom König Artus haben.

Die Angabe in einem Roman von der Tafelrunde, daß Rusticien de Puise zu Nitterbach in lateinischer Sprache aus den Erzählungen von Artus und dessen Rittern gesammelt habe, welche durch Thelesin und Melchem, zwei Bretagner, in ihren Chroniken aufgezeichnet worden, ist eine weitere Andeutung.

**) Aufsätze und Beschreibungen solcher Lais stehen bei Legrand T. IV. p. 27—37. Daß ich diese Art von Gedichten bretagnisch nenne, geschieht darum, weil sie in beständiger Beziehung auf die Bretagne stehen. Es wird davon vielleicht in anderer Zeit weiter gehandelt werden. Auch die Provenzalen hatten Lais, aber die Gleichheit der Namen begründet noch keine innere Verwandtschaft.

Britten sich eine eigenthümliche Poesie gebildet habe, die sich nicht blos durch Originalität in Geist und Weise, sondern auch durch nationale Mythen ausgezeichnet, welche zum Theil schon aus dem Mutterlande mitgebracht seyn mochten, wenigstens in vielfacher Beziehung auf dasselbe stehen.

In der Normandie reihte sich eine Folge nationaler Kunden, welche sich zwar nicht zu einem besondern epischen Cyklus erweitert und gebildet haben, aber doch vom Vater auf den Sohn fortschreiten und auch innerlich durch einen eigenthümlich finstern Geist zusammenhängen. Was ich davon kenne sind einige Sagen von den Roberten und Richarden im Anfange normännischer Chroniken, besonders der vortrefflichen Reimchronik von Wace **), sodann die beiden Volksromane von Robert dem Teufel und dessen Söhne, Richard Ohnefurcht **). Der erstere macht durch seinen

---

**) S. oben Not. 20 und 21. Zwei solche Kunden aus dieser Reimchronik geben, mit einigen andern altfranz. Gedichten, von mir übersetzt in Kerners Poet. Almanach f. 1812. Der eigentliche Roman du Rou mag gleichfalls Manches dieser Art enthalten.

***) La terrible et épouvantable vie de Robert le Diable, à Limoges.

L'histoire de Richard Sans-Peur, Duc de

bedeutsamen Inhalt um so mehr aufmerksam auf ein noch vorhandenes Gedicht in der epischen Alexandrinerweise über denselben Helden [47]).

Der finstere, gespenstische Charakter dieser normännischen Dichtungen deutet bestimmt auf nordische Abkunft [48].) Verkehr mit dem bösen Geiste, nächtlicher Geisterspuk erscheinen bald darin als finsterer Ernst, bald als schauerlicher Scherz. Robert der Teufel, schon vor der Geburt verflucht, unter Sturm und Gewitter geboren, unter Frevel aufgewachsen, baut sich ein Haus im dunkeln Walde, wo er alle erdenkbaren Greuelthaten verübt, zuletzt aber vor sich selbst erschrickt und durch eine wunderbare Buße mit dem Him-

---

Normandie, fils unique de Rob. le Diable etc. à Troyes.

Wie diese Volksbücher jetzt in Paris ausgeboten werden, sind sie freilich verstümmelt, besonders das letztere. Eine Skizze des ersteren steht in Görres Volksb. S. 21[illegible].

47) Dict. de Robert le Deable. Ms. fonds de l'Eglise de Paris N. [illegible]. Die Versart desselben läßt sich aus mehreren in Roquefort's Glossaire (z. B. s. v. Nas.) daraus angeführten Stellen ersehen.

48) Man stelle ihnen einmal die farbenhellen südlichen von Aucassin und Nicolette, von Flos und Blankflos gegenüber!

mel versöhnt wird. Richard Ohnefurcht reitet immer in der Nacht umher, sieht bei der Nacht, so gut als am Tage, neckt die Geister und wird von ihnen geneckt, besteht gegen sie und durch ihre Hülfe die seltsamsten Abentheuer, und erinnert an die nordischen Geisterkämpfe, sowie an die deutschen Kunden von Heinrich dem Löwen, Thedel Unverferd von Wallmoden, Junker Rechberger [48]).

Dadurch, daß ein Richard von der Normandie in die Genossenschaft Karls des Großen aufgenommen worden, verlieren sich die normännischen Kunden gewissermaaßen im fränkischen Epos.

---

48) Verwandt mit den normännischen Dichtungen ist die flandrische vom Grafen Balduin, der sich mit dem bösen Geiste vermählt, wovon ein altfranzösischer Roman in Prosa vorhanden ist.

(Die Beilage, welche Proben aus altfranzösischen Gedichten enthält, folgt im nächsten Heft.)

Der Brautring.

Novelle.

In einem Privathause wurde vor einiger Zeit der Nachlaß des verstorbenen Kantors L*** versteigert. Mein Freund Conrad, der gern jedes Musikinstrument versucht, und auch wohl darum handelt, las kaum im Vorübergehen den Anschlag, als er umkehrte, und mich in das Haus zog, um wenigstens nachzusehn, ob etwas, des Kaufes werth, vorhanden sei.

Man rief eben einige Bücher aus. Der Verfertiger des Verzeichnisses mochte nicht der größte Literaturkenner gewesen seyn, denn viele Nummern führten keine Bezeichnung, als: ein Buch ohne Titul. Aus Scherz bot ich auf einige, und erhielt um eine Kleinigkeit einen mäßigen Foliobband. Beim Durchblättern sah ich, daß er des Wilhelm von Malmesbury Geschichtbücher enthielt. An dem Rande fanden sich viel

handschriftliche Bemerkungen, hin und wieder auch Zeichen mit rother und grüner Dinte. Ein doppeltes Notabene, mit dem Zusatz: Besiehe hiezu meines Großvaters Papiere, Lit. L. no. 17, allwo eine nachdenkliche Historie von dieser Materie anzutreffen, machte mich auf die so bezeichnete Stelle aufmerksam. Es war eine Erzählung die ich schon anderwärts mich erinnerte gelesen zu haben, die aber hier eine Stelle finden mag, da sie vielleicht nicht allgemein bekannt, oder jedem sogleich erinnerlich ist.

Zu Rom — erzählt Wilhelm von Malmesbury — lebte im elften Jahrhundert ein junger Ritter. Reichthum, Geburt und persönliche Liebenswürdigkeit zeichneten ihn vor andern Jünglingen aus, und erwarben ihm bald den Besitz der schönsten Braut. Sein Hochzeitfest war das glänzendste, besucht von den edelsten Römern, und gefeiert durch ritterliche Uebungen und Vergnügungen jeder Art. Der Bräutigam glänzte dabei vor allen, denn er wollte durch alle Proben seiner Geschicklichkeit zeigen, er sei der schönsten Braut nicht unwerth. Bei einigen dieser Uebungen entfiel seinem Finger einigemal der Trauring. Besorgt um das theure Kleinod vertraute er es nicht wieder der eigenen Hand, sondern um es wohl zu verwahren, fügte er es an den Finger einer bronzenen Venusstatue, die mit

mehrern Bildern dem Platze zur Zierde diente. Hierauf setzte er mit noch größerer Sicherheit und Gewandheit die Spiele und Uebungen fort.

Als nun die Stunde des Abendmales schlug, und die Gäste vom Spiel zu der Tafel rief, wollte der Bräutigam seinen Ring zu sich nehmen, allein er vermocht es nicht, denn der Finger des Bildes war gekrümmt bis zur Hand und hielt den Ring fest. Der Bräutigam erschrak darüber, doch verrieth er den Gästen nichts von dem, was ihm begegnet war, entschlossen, unvermerkt das Mahl zu verlassen und von der Bildsäule eher den Finger abzuschlagen, als den Trauring von seiner Braut zu missen. Als er aber zu dem Venusbilde kam, fand er dessen Finger zwar ausgestreckt, allein der Ring war nicht mehr vorhanden. Ungewiß, ob ein Necker unter den Gästen den metallenen Finger vielleicht dem Bräutigam zum Schimpf gebogen, und jetzt wieder erhoben habe, oder ob die Begebenheit ein böses Blendwerk sei, mußte er zurückgehn.

Die Holdseligkeit seiner schönen Braut verdrängte indessen bald die ärgerlichen Vorstellungen, und er selbst bemühte sich mit den freundlichen Geistern des Weines und Scherzes die finstern Geister des Verdrusses in die Flucht zu schlagen. Als er aber nach aufgehobener Tafel die Braut von den Gästen hinwegführen und in dem

dem einſamen Zimmer ihr unter Küſſen das Kränzlein aus den Locken flechten wollte, da drängte es ihn wunderbar zurück von ihr, und es wallete wie ein weißer Nebel zwiſchen beiden, und der Nebel wurde bald dichter wie Thaugewölk, und immer dichter wie ein Frauenſchleier. Der öffnete ſich alsbald gegen den Bräutigam, und enthüllte ihm eine überſchöne Frauengeſtalt in allen ihren Reizen. Die ſprach: Küſſe mich ſchöner Jüngling, ich bin die Venus, der du dich verlobt haſt. Sieh hier den Ring, den du heut an meinen Finger gefügt, darum biſt du mein, und ich bin deine Braut. Der Jüngling erſchrak, denn er fürchtete ſich vor dem ſeltſamen Liebesſpiel, und als er laut zürnte und die geſpenſtiſche Braut verwünſchte, zog ſie den Schleier zu, und zeigte ſich nicht wieder, aber der wunderbare Nebel bewegte ſich zwiſchen der Braut und dem Bräutigam, und ſonderte ſie, ſo oft ſie ſich näherten einander liebzukoſen.

Nach einigen Tagen beſchloſſen die Neuvermählten dieſe Wundergeſchichte ihren Aeltern zu entdecken. Dieſe konnten aber eben ſo wenig in der ſeltſamen Sache rathen, obgleich ſie ſelbſt ſich mit ihren Augen von dem Abentheuer überzeugten. Nun war damals zu Rom ein Prieſter, mit Namen Palumbus, ein Meiſter in allen Geheimniſſen der Zauberkunſt. Zu dieſem begab

ſich der Bräutigam, und offenbarte ihm, was in der Hochzeitnacht geſchehen war, bat ihn auch beweglich um Rath und Hülfe. Palumbus aber wollte lange nicht ihm zu Willen ſeyn, und machte mancherlei Ausflüchte, bis ihm endlich der Bräutigam große Summen verhieß, wofern er ihn von der unheimlichen Braut befreiete. Da ſetzte ſich Palumbus und ſchrieb allerlei Signaturen und ſeltſame Zaubercharaktere auf ein Blatt. Das brach er als einen Brief, ſiegelte es, und übergab es dem Jüngling mit der Weiſung: Er ſollte zu Mitternacht mit dieſem Briefe auf einen Kreuzweg gehen, und daſelbſt ſich ruhig halten, ohne ſich von irgend etwas anfechten zu laſſen. Denn es würden mancherlei Menſchen und Thiere, auch andre abentheuerliche Geſtalten bei ihm vorübergehen, zu Fuß und zu Roß, dieſe ſollte er ſämmtlich ungeſtört ziehen laſſen, ohne ſie zu fragen oder ihnen Rede zu ſtehen, was auch immer ſie beginnen möchten. Käm' aber einer auf einem Wagen gefahren, größer und ſtattlicher anzuſehen, als die andern alle, dieſem ſollt' er, ohne zu reden, den Brief überantworten. Dann werde er ſeinen Ring zurückerhalten, und von aller Anfechtung frei bleiben.

Dieſe Anweiſung des Palumbus befolgte der Jüngling genau. Er ging in der nächſten Mitternacht auf den bezeichneten Kreuzweg. Da

zogen manche seltsame Gestalten, wie Palumbus ihm zuvorgesagt, bei ihm vorüber, zu Fuß und zu Roß und bald als Menschen gestaltet, bald Thieren gleich. Sie fragten den Jüngling, was er hier suche, aber ohne zu antworten, ließ er sie vorbei. Endlich kam der verheißene Mächtige. Er saß auf einem Wagen um den es glänzte, wie edle Steine und Perlen, und das Sechsgespann, welches ihn zog, schien mit seinem Schnauben die Nacht zu durchblitzen. Der Gewaltige auf dem Wagen fragte mit ernster Stimme den Jüngling, was er begehre? und erhielt statt der Antwort den Brief des Palumbus. Allmächtiger Gott! rief er dann, wie lange willst du der Bosheit dieses Palumbus nachsehn! Dann sprach er unvernehmliche Worte mit dem Gefolg um seinen Wagen, und schnell, wie vom Winde getrieben, zerstob dieses nach allen Gegenden. In kurzem erschien ein Weib, sitzend auf einem schneeweißen Roß, goldene Locken umflatterten sie, und in der Hand hielt sie eine goldne Ruthe. Das Schleiergewand umhüllte sie nur leicht, und der Jüngling erkannte bald in ihr die nächtliche Nebelbraut. Zwischen ihr und dem Mächtigen im Wagen erhob sich nun harter Streit, endlich aber zog die Reiterin einen Ring von dem Finger, und mit finsterm Blick gab sie ihn dem, auf dem Wagen.

Berührt von ihrer goldnen Ruthe flog nun ihr weißes Roß mit ihr wie ein Thaugewölk durch die Nacht.

Der Jüngling erhielt jetzt seinen Ring und eilte zu der harrenden Braut. Am andern Morgen bracht' er dem Priester den versprochenen reichen Lohn. Als aber Palumbus hörte, was der Starke im Wagen von ihm gesprochen hatte, merkt' er, daß sein Ende nicht fern sei. Er fiel in tiefe Schwermuth und tödtete sich unter den grausamsten Martern, indem er selbst sich die Glieder stückweis von dem Körper trennte.

Der schon erwähnte handschriftliche Zusatz zu dieser Erzählung erregte meine Neugierde, vielleicht rührte die Anmerkung von der Hand des letzten Besitzers her, und dann war es nicht unmöglich, daß die Papiere welche die ähnliche Geschichte enthalten sollten, unter seinem Nachlaß sich befanden und mit ihm versteigert wurden. Verlorenerweise blätterte ich in dem Verzeichnisse, und fand wirklich unter einigen Manuskripten auch eine ziemlich beträchtliche Sammlung von Nachrichten und Briefen. Die Abtheilungen waren nach alphabetischer Ordnung bezeichnet, und dieser Umstand vermehrte meine Hofnung. Ich ließ nun meinen Freund gern die Violinen und Musikalien mit aller Gemächlichkeit betrachten, und bat mir indessen einige Stücke jener Samm-

lung zur Ansicht vorzulegen. Nach der gewünschten Erzählung sucht' ich zwar vergebens, denn die Blätter waren nicht geheftet, und zwar numerirt, aber ohne Rücksicht auf diese Ordnung in Pappendeckel zusammengebunden. Indessen fand ich bald, daß die Sammlung für sich interessant genug war, wenn sie auch meine jetzt aufgeregte Neugierde nicht befriedigte, so erstand ich sie denn um einen mäßigen Preis.

Bei genauerer Durchsicht fand ich in der Folge wirklich einen Brief mit Lit. L. no. 17. bezeichnet, und sein Inhalt ließ mich nicht zweifeln, daß er derselbe sei, welchen der Schreiber jener Anmerkung zu des Wilhelm von Malmesbury Wundergeschichte im Sinn hatte. Die Anekdote scheint wenig bekannt. Ob übrigens alle Namen mit diplomatischer Richtigkeit, oder hier und da, aus leicht begreiflichen Ursachen verändert abgedruckt werden, kann dem Leser wohl gleichgültig seyn.

Euer Handbrieflein, mein herzgeliebter Ohm, ist mir durch den freundlichen Pater Benedikt richtig zugekommen, und glaub' ich wohl, daß Ihr groß Verlangen tragt, von mir selbst zu wissen, was sich bei der markgräflichen Hochzeit zugetragen, denn es mögen seltsame Nachrichten zu euch

gelnagt seyn, deren Ihr aber keine glauben dürft, sintemal wohl niemand ist, der die Wahrheit wissen kann, als ich. Auch kann wohl eine Geschicht kaum so wunderbar gedichtet werden, als diese gewiß und wahrhaftig sich begeben hat. Ich habe Alles dem Pater Benedikt erzählt, und ihn gebeten, Euch mündlich davon zu berichten, weil mir das Schreiben nicht sonderlich geläufig. Er hat mir aber heftig angelegen, ich soll' alles selbst zu Papier bringen, maaßen er alt sei und schwacher Memori. Hab' ich's nun nicht zierlich gemacht, und nach der Scribenten Regul und Weise, so mögt Ihr mir darum nicht zornig seyn, sondern bedenken, daß jeder Vogel seinen Waldgesang singet, und ich also bloß nach meiner einfältigen Weise euch berichten kann. Ich muß aber von weitem anheben, denn der Anfang dieser Geschichte ist nicht von heut und gestern.

Es war vor zwei Jahren, um die heilige Osterzeit, als ich von Rom abreisen wollte, zurück in das deutsche Vaterland. Ich gedachte aber zuvor noch einige Herren zu besuchen, die mir Briefe versprochen hatten an etliche Fürsten in der Heimath, so nicht leichtlich nach mir fragen würden, es wär denn, ich brächte Empfehlungen aus der Fremde mit. Als ich nun bei dem Cardinal Buonanni deshalb zusprachte,

hieß man mich in eine Galerie treten, und daſelbſt warten, weil Seine Eminenz Geſchäfte habe. Mir war ſolches nicht unlieb, denn ich wollte überdieſes die wunderſchönen Bildwerke in dieſer Galerie nochmals betrachten. Als ich aber kaum eingetreten war, rief mich ein vornehmer Herr mit Namen. Ei, Löwenſtein, ſprach er, ſeid ihr in Rom, und ſucht mich nicht auf? Da erkannt' ich ihn, daß es der junge Markgraf Caſimir war, und freute mich gleichfalls einen bekannten Landsmann in der Fremde zu treffen. Ich mußt ihm zuſagen, bei ihm zu bleiben, und mit ihm durch Italien zu reiſen, und dann zurück in das deutſche Reich an ſeinen Hof zu kommen. Darüber wurden wir auch denn bald einig, denn mir gefiel das Reiſen wohl und abſonderlich in dem anmuthigen italiſchen Lande. Auch konnt' ich hoffen von meinem Vater Urlaub zu bekommen, da ſeines Herrn Sohn mich bei ſich hielt.

Der Markgraf Caſimir war aber ein freudiger Herr, und hielt ſich gern zu ſchönen Frauen. Er hatte auch darum manch Abentheuer, wobei ihm meine hurtige Fauſt oft trefflich zu ſtatten kam. Einmal ſah er in der Kirche zu St. Lorenzo eine Jungfrau, deren übergroße Schönheit ich mit Worten euch nicht beſchreiben kann; ich hatte ſie auch eigentlich nicht geſehen, denn

die Augen waren mir verblendet als ich sie nach ihr aufhob. Der Markgraf aber zog mich ihr nach, und wir verfolgten sie durch etliche Gassen. Indem wir nun sie anreden wollten, kam eine vornehme Frau in einem Wagen gefahren, die ließ halten und rief die schöne Jungfrau zu sich. Es war auch der Wagen der schönen Unbekannten uns schnell aus den Augen, und als der Markgraf Einen der in der nächsten Hausthür stand, fragte, wer die Jungfrau sey? antwortete der kurz: Wer weiß das? über welche schnöde Abfertigung ich oft in Rom mich habe ärgern müssen.

Seit dem Tage hatte der Markgraf an keiner Stätte Ruhe, und ich mußte den ganzen Tag und schier auch des Nachts mit ihm durch alle Gassen streifen und in allen Kirchen stündlich Andacht halten, ob wir seines Abgottes möchten ansichtig werden. Einmal, wie er von einem schönen Venusbilde in dem Vatikan sich abwendete, und laut sagte, wenn der Bildner eine gewisse Römerin gesehen hätte, so möchte er leicht seine Venus zerschlagen haben, straften ihn etliche alte Maler um die unverständige Rede. Aber ein junger Mensch, den sie den Venediger hießen, stand neben ihm, der sprach: Wenn Ihr die Gabriele meint, die Tochter des Paruzze, so habt Ihr wohl Recht. Nach

der kann ein Bildhauer eine Venus formen, und ein Maler behält noch für die schönste Heilige Reize genug übrig. Da ging nun nichts über des Markgrafen Freude. Er ließ sich die Wohnung des Paruzzo beschreiben, welcher ein Maler war, und wir eilten noch desselben Tages hin die Gabriele zu finden.

Der Markgraf bestellte bei dem Paruzzo ein Bild zu einem Altar, und machte die Arbeit so nothwendig, als wär es ihm voller Ernst damit. Es war ihm aber nur um die Gelegenheit, daß er täglich im Hause des Paruzzo seyn könnte. Das Bild sollte die heilige Jungfrau vorstellen, wie die Engel sich vor ihr neigen, als ihr das göttliche Geheimniß verkündigt war. Paruzzo wendete ein, daß er so das Kind nicht mit abbilden könnte, aber der Markgraf blieb bei seinem Satze, und ich merkte wohl warum er darauf bestand. Er machte auch dem Maler viel Redens von dem Angesicht der Jungfrau, wie es ihm einst im Traumbild erschienen sey, so, daß der Paruzzo fast ärgerlich ward und sagte: nach Beschreibungen und luftigen Worten könne er ein Antlitz nicht malen, der Markgraf solle ihm ein Bildniß zeigen, wenn er eine Copei verlange; wo nicht so müßte er das Antlitz, des Malers Fantasie anheimgestellt lassen.

Während dem Hin- und Herreden trat Ga-

briele herein, und der Markgraf wollte nun, wie ich gleich vermuthet hatte, in der Jungfrau die Züge des himmliſchen Angeſichtes wieder erkennen, welches ihm im Traume erſchienen ſey. Er befahl deswegen dem Paruzzo ſeine Tochter zu malen, ließ ihm auch eine große Summe Goldſtücke zurück, wie er ſagte, bloß damit der Maler mit der Arbeit eile, denn er werde oft nachſehn ob das Werk fördere.

Ihr werdet mir wohl glauben, daß der Markgraf fleißig nachſchaute. Der Paruzzo kam aber mit ſeinem Bild nicht ſo ſchnell vorwärts, als mein Herr, der Markgraf mit ſeinem Minnespiel. Der kam nur wenig aus dem Quartier des Paruzzo und verſäumte über die neue Liebe alle ſeine andern Bekanntſchaften. Es half auch nichts daß ihn viele warnten, denn die Gabriele, wie ich damals von ehrbaren Leuten hörte, war übel berufen, und wollten etliche gar behaupten, ſie habe den Markgrafen mit ſo unſinniger Liebe bezaubert. Ich meinte aber nach Art des jungen Volkes, ihre holdſeligen Augen, und ihr ſüßer Mund, ſammt aller Lieblichkeit ihrer ganzen Perſon wäre der Zauber, der meinen Herrn gefangen hielt. Weil aber der Markgraf faſt thörigt ward vor heftiger Liebesbrunſt, ſo entführte ihn einmal der Fürſt von Maſſa als im Scherz auf ſeine Villa, und

hielt ihn einige Tage dort um ihn seine Liebe vergessen zu lassen, denn der alte Markgraf hatte seinen Sohn diesem Herrn angelegentlichst empfohlen. Es mochten aber kaum zwei Tage oder drei verstrichen seyn, da sagte der Markgraf zu mir: Löwenstein, ich halt' es nicht aus ohne Gabrielen, aber der Fürst läßt mich in Gutem nicht fort. Halt auf die Nacht unsere Rosse bereit, wir wollen ingeheim nach Rom. Er bat mich auch dabei so beweglich, daß ich ihm Alles versprach, und ihn am befohlnen Orte mit den Rossen erwartete.

Wir stachelten die Rosse schier blutig und langten noch vor Tages-Anbruch in Rom an. Der Markgraf konnte den Tag kaum erwarten. Er wollte mich etlichemal voraus zu Gabrielen senden, um nach ihrem Wohlseyn zu fragen, aber dann gönnte er mir es nicht sie früher zu sehen, und rief mich wieder zurück. Wir gingen nun beide nach dem Hause des Paruzzo, obgleich Alles um uns noch in tiefem Schlafe lag. Denn mein Herr wollte lieber Gabrielen aus dem Schlummer wecken, als seine Ungeduld länger tragen. Aber es war ihm großes und unerwartetes Leid zubereitet. Als wir dem Haus uns näherten wo Gabriele wohnte, sahen wir es nicht verschlossen gleich den andern. Der alte Paruzzo aber stand an der Thüre

und hatte Mühe das Volk abzuwehren, das ſich eindrängen wollte. Ich konnte dem Markgrafen kaum nachfolgen, ſo ſchnell lief er vor mir die Gaſſe hin, denn es war, als ahndete ihm, was geſchehen war.

Als wir uns nun durch die Menge gedrängt hatten, ſahen wir in dem Hauſe Gabrielens Leichnam auf einem Prunkbett liegen, und es war mir, als ſollten mir ſelbſt die Augen übergehen, weil ich das engelſchöne Weib ſo blaß vor mir liegen ſah, wiewohl ich ihr nicht hold war, dieweil mein Herr aus Liebe zu ihr ſich verzehrte.

Wie nun der Markgraf über ſie hingebeugt war, und die kalten Lippen nicht laſſen wollte, trieb ich das Volk zurück, das umherſtand und gaffete. Ein alter Prieſter aber blieb bei dem Paruzzo und tröſtete ihn, ſprechend unter Mehrem: es ſei der Gabriele manch groß Leiden durch falſche vergängliche Liebe beſchieden geweſen, darum ſei es ihr viel beſſer, daß ſie ſchon in früher Jugend aus der Welt gegangen. Darob entrüſtete ſich der Markgraf, und vermaß ſich theuer, er habe die Gabriele zu ſeiner Braut erkoren, zog auch einen koſtbaren Ring vom Finger, und ſchmückte damit die Hand der ſchönen Leiche, ſprechend: da er alſo mit der Todten ſich vermählte, ſo werde er die Lebende auch nimmer

gelaſſen haben. Ich hatte auch viel Mühe ihn von der Leiche weg in ſein Quartier zu bringen.

Als ich aber am nächſten Morgen kam, den Markgrafen zu ſehen, da fand ich ihn nicht. Ich ſuchte ihn bei den Paruzzo, aber das Haus war leer und auch der Leichnam nicht mehr darin. Das machte mich ſehr bang denn auch in der Nacht kam der Markgraf nicht heim, und ich wußte in meiner Angſt nicht, ob ich ihn ſollte ſuchen laſſen, oder ſeine Wiederkehr weiter abwarten. Endlich brachte mir ein Knabe, den ich nicht kannte, ein Brieflein von meines Herrn Hand, das mir befahl, dem Knaben zu folgen, wohin er mich führen würde. Ich nahm einen Degen zu mir und einen ſcharfen Dolch und hieß den Knaben vorausgehn. Der führte mich unbekannte Wege, daß mich oftmals alle Geduld verließ. Endlich gingen wir durch ein Gärtlein in einen anmuthigen Saal. Da ward ich höchlich erfreut, denn hier fand ich meinen Herrn, den jungen Markgrafen. Er ſchien auch fröhlich und guter Dinge, und befahl dem Knaben daß er uns allein laſſen ſollte. Dann legte er mir ſeine Hand auf die Achſel und ſprach gar beweglich: Löwenſtein, du biſt der getreuſte unter meinen Dienern, und du weißt, daß ich dich immer als meinen Freund gehalten, auch ſollſt du bei mir bleiben dein Lebenlang und kei-

nes Dinges Mangel leiden ſo du begehrſt. Haſt du nun deinen Herrn lieb, ſo ſchwöre mir, daß du bei meinem Leben nichts verräthſt von dem, was du ſehn wirſt, frag mich auch nach nichts, was ich dir nicht von freien Stücken ſage. Willſt du aber dieſes nicht, ſo verlaß mich, und nimm dir aus meinem Schatzkäſtlein ſo viel du magſt, mich aber ſollſt du nicht wiederſehn.

Da weint' ich ſehr, und umfaßte des Markgrafen Knie, ſprechend: er ſolle nicht an meiner Treu verzweifeln, ich wolle ihm dienen Zeit meines Lebens und ſolle er nur gebieten was ich zu thun habe oder zu laſſen. Da hob er mich mildiglich auf und ſagte: Du weißt ich kann der Gabriele nicht müßig gehn, denn mein Herz und mein ganzes Leben lebt nur von ihr. Erſchrick darum nicht! du ſollſt wiſſen, Gabriele iſt nicht todt, ſondern ſie lebt. Wär ſie todt, ſo wär ich gewißlich auch bei den Todten.

Um dieſe Rede erſchrak ich gewaltig und weinte noch mehr, denn ich meinte, mein guter Herr redete irr. Als er das merkte, ging er ſchweigend an die Seite, und öffnete eine Tapetenthür. Daraus trat die Gabriele in ihrer wahren leiblichen Geſtalt, daß ich nicht anders vermeinte, als ich ſäh einen Geiſt. Aber ſie ging auf mich zu und reichte mir wie ſonſt ihre Hand zum Kuß. Da gewahrte ich denn, daß es die

Gabriele leibhaftig war, und nicht ihr Schattenbild. Darüber war ich hoch erfreut, obgleich ich nicht begreifen konnte, wie sie von den Todten wiederum erstanden.

Der Markgraf hieß mich auch schweigen, und sprach: Du siehst, daß über solche hohe Schönheit auch der starke Tod keine Macht hat. Laß dich also nicht wundern, daß ich mein Leben ihr verpfändet habe, und nimmer von ihr lasse bis an den Tod. Jetzt aber hilf uns aus Rom entfliehen, denn hier kann unsers Bleibens nicht seyn.

Ich wollte hierauf dem Markgrafen erwiedern in deutscher Zunge, so die Gabriele nicht verstand, wie er seinen Herrn Vater durch solches Vorhaben höchlichst betrüben werde, allein er ließ mich nicht ausreden, vorgebend er habe das Alles bedacht, was ich sagen wollte, es sei aber beschlossen und nicht zu ändern, daß Gabriele die Seine bleiben müsse. Der alte Markgraf werde sich wohl widersetzen, allein er sei bei hohen Jahren und schwacher Gesundheit. Bis zu seinem Ableben wolle er, mein Herr, mit Gabrielen unter erdichteten Namen in Italien umherziehen und nicht in das Vaterland zurückkehren, ohne die Gabriele auf den Fürstenstuhl zu führen. So stark hatte die Liebe ihn bethört, daß er auf seines Herrn Vaters Tod

zählte. Hätte ich ihm nicht meine Treue gelobt, ich möchte in diesem Augenblick ihn wohl verlassen haben. Aber so war mir der Wille gebunden.

Während ich nun heim ging, unsre Abreise zu bereiten, begegnete mir von ungefähr der junge Bastiano, der die Lehrjahre stund bei dem Paruzzo. Ein feiner Bursch, dem ich aus Langeweile hatte die Zither schlagen gelehrt, wenn der Markgraf Abends mit Gabrielen koste. Der wollte sich nicht trösten lassen und weinte ohn' Unterlaß um die Todte, und ich merkte wohl, daß er auch um sie geminnet und manch Scherflein ihrer Huld empfangen hatte, wiewohl der Knabe mir in seiner jungen Unschuld jeden Kuß erzählte, als den Raub eines Heiligthums, des er sich zugleich freue und sich anklage. Dieser berichtete mich viel, wie alles Volk der Leiche nachgezogen sei, daß die Träger kaum fortschreiten gekonnt, weil jeder das schöne Weib noch einmal sehen wollen, ehe sie in die Gruft versenkt würde.

Das wunderte mich über die Maaße, sintemal ich in der Stunde die Gabriele lebendig gesehen, und ich wußte nicht, solle' ich den Bastiano Lügen strafen oder meinen Augen mißtrauen. Doch schwieg ich, damit ich meines Herren Heimlichkeit nicht verriethe. Bei mir selbst

aber

aber beſchloß ich, in der Kirche St. Maria della Scala, bei den Carmelitern nachzuforſchen, wo Gabriele, wie Baſtiano mich berichtet, war begraben worden. Denn es bedünkte mich faſt, als würde mit meinem Herrn ein teufliſch Spiel getrieben, und habe man ihm die Sinne verbiendet durch eine falſche Gabriele. Dann hätt' ich aber meines Eides mich quit erachtet, weil ich mich durch ihn nicht Gotte oder meinem Herrn, ſondern dem Teufel verbündet hätte.

Ich nahm alſo eine Hand voll Geld oder zwei zu mir und ging in die Kirche der Carmeliter. Es ward mir auch nicht ſchwer, weil ich fleißig nach der Taſche griff, von einem Sakriſtan zu erhalten, daß ich die Todtengruft ſehn konnte. Und weil er meinte ich wär ein Blutsfreund der Gabriele oder ſonſt mit Liebe ihr verbunden, ſo half er mir den Sarg öffnen worin ſie gelegt war. Und weil er mich zuſammenſchaudern ſah als ich eine wahrhafte Leiche im Sarg erblickte, befeſtigte ihn dies in ſeinem Glauben. Ich erſchrak aber um deswillen ſo heftig, weil ich nun die lebendige Gabriele für ein Teufelsgeſpenſt erkannte, mit dem der Arge meines Herrn Seele fangen wollte.

Aus der Gruft eilt' ich nun ſogleich in den Garten, wo ich mit dem Markgrafen geſpro

chen hatte, allein ich fand niemand als den Knaben, der mir einen Zettel übergab. Darin befahl mir der Markgraf, ich sollte ihm nach Lanciano folgen, wohin er mit der Gabriele vorausgegangen war. Das machte mir damals groß Herzeleid, daß ich ihn nicht warnen konnte, wie ich mir vorgenommen. Ich packte also an Geld und Kostbarkeiten zusammen, was sich unvermerkt fortbringen ließ und zog dem Markgrafen nach auf dem Wege, den mir der Zettel bezeichnet hatte.

Weil ich mich nun sehr spitzte auf meiner Reise, überfiel mich die Nacht auf dem Appeninengebirg, wo die Wildniß groß war, daß ich mich in der Dunkelheit nicht weiter getraute. Da lag mir die Hütte eines alten Einsiedels recht bequem. In der kehrt' ich ein und fand gute gastliche Aufnahme. Und weil der Einsiedel ein frommer Mann war und kein Verkehr mit der Welt hatte, so nahm ich mir ein Herz und that ihm die Frage: ob der Teufel wohl die Augen der Menschen also verblenden könne, daß sie ein Ding oder einen Menschen anders sähen, als er in der Natur vorhanden? Der Einsiedel lächelte darum und sprach: der Arge habe wohl große Macht, es brauche aber seiner Zauberkunst nicht die Menschen zu verblenden, maßen die sündliche Begier sie bethöre, daß sie das Böse in feiner, lieblicher

Geſtalt ſähen, und es darum liebten, ſtatt ſich mit Abſcheu von ihm zu wenden. Mit dieſer Antwort that er mir nun keine Gnüge, denn wenn auch etwann mein Herr von ſündlicher Begier geblendet war, ſo hatte ich ja ſelbſt die Gabriele geſehn, wie ſie herumwandelte und doch auch in der Gruft bei den Carmelitern im Sarge lag. Ich durfte aber davon nicht reden, weil ich gelobt hatte, meines Herrn Heimlichkeit zu bewahren. Als ich nun vom Einſiedel ſchied, verehrte er mir ein geweihtes Agnus Dei und ſprach: Traget dieſes auf eurer Bruſt und rufet fleißig die Heiligen an. Hütet euch auch vor böſen Lüſten, ſo wird der Arge keine Macht an euch haben. Damit gab er mir ſeinen Segen und entließ mich.

Nach dreien Tagen kam ich in Lanciano an, und eilte ſogleich zu dem Markgrafen, der ſich hier Paſcole del Rio nennen ließ. Er ſaß neben der Gabriele, die mir wiederum freundlich die Hand reichte. Es ſchauderte mir aber, als ich ſie zum Kuß faßte, und ſie mochte meine Bewegung gewahren, denn ſie ſchaute mich freundlich an, als wollte ſie mir zeigen, daß ich von ihr nichts Böſes zu befahren hätte, auch wich ſie meinem Blicke nicht aus, mit dem ich ſie oft und lange anſah, und forſchte, ob ich etwas unheimliches an ihr entdeckte. Sie war

aber in Geſtalt und Geberden noch dieſelbe, wie ehemals, außer daß ihre Wangen ziemlich blaß waren, wie es nach einer tödtlichen Krankheit zu ſeyn pflegt, und mußt' ich oft heimlich der Verblendung meines Herrn lachen, als der die Roſen ihres Angeſichtes laut preiſete. Da gedacht' ich des Einſiedels und was der mir von der ſündlichen Luſt geſagt hatte.

Ich erzähle euch aber mit Bedacht Alles, wie es nach und nach ſich begab. Ihr könntet mich ſonſt größerer Thorheit zeihen, als ich ſchuldig bin, und ſolches wär mir nicht lieb.

Dazumal ſtund ich viel innre Angſt aus, denn wenn ich Gabrielen ſah, ſo wußt' ich daß es ein lebender wahrhafter Leib war und kein Geſpenſt; auch trug ich das Agnus Dei auf der Bruſt, und that Alles, was mich der Einſiedel geheißen hatte, ſo, daß ich meinen Sinnen wohl trauen durfte. Dachte ich aber zurück an Gabrielens Leichnam in dem Sarge, ſo grauſete mir vor der lebendigen, und ich wußte nicht, welches die wahre Gabriele ſei. Denn wiederum konnt' ich nicht vermeinen, daß in der geweihten Kirchengruft ein teufliſches Leichengeſpenſt ruhen und meine Augen verblenden dürfe. Ich wartete daher ein vertrautes Stündlein ab, und ſprach zu dem Markgrafen: es ſtünde bei ihm, ob er mir auf meine Rede Beſcheid geben wollte.

maaßen ich versprochen ihn um nichts zu befragen. ‚Aber seines Seelenheils wegen dürfe ich ihm nicht verhelen, daß Gabriele zu Rom bei den Carmelitern begraben liege, und daß ich selbst ihren Leichnam in der Gruft zu St. Maria della Scala gesehen habe.

Da wurde der Markgraf nachdenklich und fragte mich auf Ehre und Leben und Seeligkeit, ob ich ihn mit der Wahrheit und nicht mit einer Fabel berichte? Und als ich ihm solches hoch betheuert, und versprochen die Hostie darauf zu nehmen, daß unzähliges Volk Gabrielens Begräbniß, und ich selbst noch Tages darauf ihren Leichnam in der Gruft gesehn, hieß er mich schweigen, und des Abends insgeheim seiner harren. Hierauf ging er sogleich zu der Gabriele.

Er kam aber bald von ihr zurück, und weil er mich antraf, rief er mir und redete mich an: Du hättest besser gethan, Löwenstein, sagt er ziemlich finster, wenn du dich unbekümmert gelassen hättest um mein Seelenheil, da du das deine liederlich auf das Spiel setzest. Hast du nicht gefrevelt, du wolltest den heiligen Leib unsers Herrn darauf genießen, daß du Gabrielens Leichnam zu St. Maria della Scala gesehn? Darauf vermaß ich mich nochmals theuer, daß dem also sei, wie ich gesagt, und daß

ich Erben wolle, fand er es nicht alſo. Dann müßteſt du ſterben, fuhr der Markgraf fort, denn du lügeſt. Es iſt nicht Gabrielens Leichnam ſo unten bei den Carmelitern liegt, ſondern ein künſtliches Wachsbild das ihr gleichet. Lerne alſo deinen blöden Augen mißtrauen, ſie könnten dich um Leben und Seligkeit bringen. Ich ſehe aber, daß deine Neugier die Geheimniſſe deines Herrn dich ſchlecht bewahren läßt, darum entlaß ich dich meiner Dienſte.

Die Rede betrübte mich tief, denn ich wußte wohl, wie verſichtig ich mit meines Herrn Heimlichkeit verfahren war. Als ich ihm nun Alles erzählte, vergab er mir, und hieß mich guten Muths ſeyn, zumal da auch die Gabriele hinzukam, und ihn bat, er ſolle nicht mit mir zürnen, weil ich doch nur aus übergroßer Treu und Liebe zu ihm gefehlt habe. Ich wußt' aber noch immer nicht, was ich von der Sache denken ſollte, denn wär die Gabriele ſelbſt ein Blendwerk geweſen, ſo konnte ſie meinen Herrn wohl mit einem Mährlein betrügen, als ſei ihr Leichnam in der Gruft ein bloßes Wachsbild.

Nach einigen Monaten ſendete mich der Markgraf nach Rom, daß ich forſchen ſollte, wie es daſelbſt ſtänd und ob Nachrichten aus dem deutſchen Lande angekommen. Des wurd' ich ſehr froh, denn ich wär lange gern zu Rom ge-

wesen, wegen des Wachsbildes, daß ich prüfen möchte, ob es sich also damit verhielt, wie mir der Markgraf gesagt. Also reisete ich straks ab.

Zu Rom erfuhr ich bald wichtige Neuigkeit für den Markgraf. Denn es waren Gesandte von seinem Hofe angekommen, weil sein Herr Vater, der regierende Markgraf Todes verblichen war. Die stunden in großer Angst um den Erben des Landes, weil sie ihn nicht zu Rom fanden, und niemand daselbst um ihn wußte. Ich mußte mich aber heimlich halten, daß mich niemand erkannte, sonst hätten sie mich vielleicht gefangen, und ich hätte meinem Herrn geschadet, ich mochte ihn verrathen oder nicht. Darum machte ich eiligst daß ich aus Rom kam, doch vergönnt' ich mir die Zeit in der Gruft bei den Carmelitern nach Gabrielens Sarge zu suchen.

Es traf recht schicklich, daß just Maurer in der Gruft arbeiteten, und ich also dem Sacristan nicht den Mund zu vergönnen brauchte. Denn, war es, wie der Markgraf gesprochen hatte, daß ein wächsernes Bild in dem Sarge lag, so hätte der Sacristan sich wohl über die Frische des Leichnams verwundert, und wär aus der Gabriele wohl gar eine Heilige geworden, bis endlich die Mummerei sich geoffenbart hätte.

Also blieb ich wie ein neubegieriger Fremdling bei mehren Särgen stehn und sah mich um ob die Arbeiter mich bemerkten. Da sie nun endlich gar aus der Gruft stiegen mit einem Gefäß, etwann um mehr Leimen zu holen, da nahm ich der Zeit wahr und hob eiligst die Decke von Gabrielens Sarg, da lag auch der Leichnam noch frisch, wie ich ihn auf dem Prunkbett gesehn. Ich faßte mir aber ein Herz und griff hastig nach der Hand der Leiche, die zerbrach mir unter den Fingern, so sah ich denn und fühlte, daß es nichts war, denn eitel Wachs. Da bat ich in meinem Herzen der Gabriele allen bösen Verdacht ab, und gelobte ihr fortan überall zu Willen zu seyn und ihr zu dienen ohn' allen Argwohn. Die zerbrochene Hand aber bedeckte ich mit dem Gewand das ich darüber zog und hob leise wieder den Deckel auf den Sarg. So entkam ich, ohne daß ein Mensch mich und was ich vorgenommen bemerken konnte.

Als ich so bald nach Lanciano zurückkam, wunderte sich der Markgraf über die Maaßen, denn ich war Tag und Nacht gereiset und hatte keine Herberge berührt, ohne der Rosse wegen. Da ich ihm nun von dem Ableben seines Herrn Vaters, des regierenden Markgrafen, Meldung gethan, erschrak er etwas und ward betrübt, denn er hatte ein weiches Gemüth. Aber

die Gabriele schloß ihn zärtlich in ihre Arme und tröstete ihn. Er fassete sich auch bald und es wechselte nun die Freude, daß er seine Gabriele in die Heimath führen, und auf den Fürstenstuhl setzen konnte, mit dem kurzen Leid über den Trauerfall.

Ich mußte nun nochmals nach Rom, den Herren von Hofe zu sagen: sie sollten den Markgrafen im Venediger Gebiet zu Verona erwarten, indem er nicht gesonnen sei über Rom zu reisen. Das wollte er aber nicht, damit Gabriele nicht vielleicht von ihren Freunden in Rom erkannt würde.

Wir machten uns nun zur Heimreise fertig, und hielten uns nur die Feste auf, die der Bischof Tasso dem Markgrafen zum Abschied gab, welcher nunmehr seinen falschen Namen abgelegt hatte. Wiewohl mir nun die Gabriele in ihrem Betragen dabei nicht allerdings wohlgefiel, denn ihre Augen gingen wohl zuweilen weiter, als auf den Markgrafen, und koseten mit den Herren an des Bischofes Hofe, so strafte ich mich doch selbst um solches Mißtrauen, und blieb demüthig und willfährig gegen sie, als welcher ich ein groß Unrecht abzubitten hatte. Auch war sie freundlich gegen mich und mußt' ich ihr oft auf der Zither spielen, denn sie liebte Gesang und Saitenspiel über die Maaßen.

Unſre Reiſe ging aber ziemlich langſam, denn der Markgraf wollte noch alles Denkwürdige beſehen was das italiſche Land hat, und daneben ſah er es gern, wenn Groß und Klein, wo er durchzog, der Gabriele huldigten, und ihn um den Beſitz ſo hoher, faſt übermenſchlicher Schönheit beneideten. Es kam mir damals oft vor, als ähe ſie geheime Zauberkünſte, und ich gedachte dabei meines Einſiedels auf den Appenninen, denn wiewohl die holde Röthe ihrer Wangen nicht zurückgekehrt war, ſo prieß doch jeder, auch wo es nicht Schmeichelei galt die Frühlingsblüten ihres Angeſichtes, die mich doch eitel blaſſe Lilien dünkten.

Zu Venedig wollte der Markgraf am längſten verweilen, doch trieb uns ein gefährliches Abentheuer ſchnell von dannen. Es wurden nämlich dem Markgrafen zu Ehren von dem Venediger Adel viel Feſte gegeben, bei welchen Donna Camilla, wie nämlich die Gabriele ſich hier nannte, es Allen an Schönheit und Glanz zuvorthat. Während ſie einsmals bei dem Dogen in faſt königlichem Schmuck tanzte, ſtellte der Doge dem Markgrafen einen jungen Edlen von Venedig vor, der in der Republik Aufträgen gereiſet und eben zurückgekommen war. Es ſchien mir aber derſelbe zu ſeyn der zu Rom dem Markgrafen die Gabriele als die ſchön-

ſie Römerin genannt hatte. Dieſer, mit Namen Dandolo, ſtand neben dem Markgrafen in ein Fenſter gelehnt, und, als die ſogenannte Camilla vorüber tanzte, faßte er ſie ſcharf in das Auge, und ſprach: Kennt ihr die ſchöne Tänzerin wohl? Hätt' ich nicht mit meinen Augen die Gabriele des Paruzzo begraben ſehn, ich ſetzte mein Leben, dieſe wär es. Das verdroß den Markgrafen und er wollte die Aehnlichkeit abläugnen, aber Dandolo erzählte ihm ſo viel von der Gabriele, und wußte manches zu ſagen, was eine ganz vertraute Bekanntſchaft mit ihr verrieth, daß dem Markgrafen nicht wohl dabei zu Muth ward. Es kam auch bald zu heftigem Wortwechſel und beide gingen erhitzt hinaus. Da war nun hohe Zeit, daß ich dem Markgrafen folgte, denn es war draußen ſchon zu Schwertſtreichen gekommen, und mein Herr blutete ſtark am rechten Arme. Ich riß aber meine Klinge auch aus der Scheide, und ſtieß den Dandolo damit vor die Bruſt, daß er rückwärts überſchlug, ich weiß nicht ob vom Stoß, oder weil ihm die Lebenskraft ausging. Dem Markgrafen half ich nun geſchwind in eine Gondel, und ehe die Sache laut wurde, lief ich zurück in den Tanzſaal, und winkte der Donna Camilla, daß ſie mir augenblicklich folgen ſollte. Sie verſtand mich auch, und ich führte ſie

in einer andern Gondel nach dem markgräflichen Quartier.

Unterweges in der Gondel erzählte ich ihr, so viel von den Reden des Dandolo ihr bekannt werden durfte, und sie dankte mir ungemein holdselig, daß ich ihre Ehre verfechten, reichte mir auch zum erstenmal nicht die Hand, sondern die Lippen zum Kuß. Da ward mir's wunderlich eng und heiß ums Herz, ich konnte nicht los von ihren Lippen, nnd war an ihre Brust, wie mit Ketten gefesselt. Es fingen auch ihre Wangen an hoch zu glühen, und ihre Schönheit wuchs mit meiner Liebesbrunst, daß ich nicht weiß, wie es geendet hätte, wär nicht die Gondel zu rechter Zeit an das Land gestoßen. Ich glaubte aber darum dem Dandolo um so mehr, und es gereute mich fast, daß ich in toller Wuth ihn niedergestoßen hatte.

Wir hatten nach diesem Vorfall nicht lange Zeit in Venedig zu verweilen. Auch wär es nicht gerathen gewesen, durch der Venediger Gebiet nach Verona zu gehn. Wir mietheten deswegen noch in dieser Nacht ein Schiff, und fuhren quer über das Meer nach Triest. Nach Verona aber schickte der Markgraf Briefe, die seinen Leuten befahlen, ihn in seiner Hauptstadt zu erwarten.

Die Wunde meines Herrn war wohl nicht

gefährlich, aber das Fieber ſetzte ihm hart zu. Da ſprach er auch in der Fieberhitze manches, was er bei ruhigem Gemüth wohl nicht über ſeinen Mund hätte gehen laſſen, und woran ich merkte, daß die Reden des Dandolo ihm ſtarken Argwohn zurückgelaſſen hatten. Ich hielt auch deswegen die Gabriele fern von ihm, wenn das Fieber ihn ergriff.

Als er nun dieſe meine Vorſichtigkeit merkte, lobte er mich deshalb, und eines Tages ſprach er: Löwenſtein, ich ſehe aus Allem, daß du mir treu biſt, ich will dir deswegen mein Herz vertrauen. Die Gabriele iſt mir verdächtig, und ich thät ſie gern von mir. Rathe mir nun, wie ich ihrer quit werden möge. Wenn ich ſie vor Augen habe, umnebelt ſie mir die Sinne und ich muß thun, was ſie begehrt. Entbehr' ich ſie aber eine Zeit, wie jetzt, wo ich Ruh' in der Krankheit brauche, ſo begreife ich wohl, daß ich thöricht thue, wenn ich ſie zu meiner Gemahlin nehme, denn ſie iſt mir nicht ebenbürtig, und was noch viel mehr iſt, es gehn, wie du ſelbſt von Dandolo vernommen, Reden von ihr, dergleichen man einer Fürſtin nicht muß nachſagen können. Gleichwohl bin ich ſo feſt an ſie gebunden, daß ich nicht weiß, wie ich mich von ihr losmachen will.

Dieſe letzten Worte waren mir dunkel, und

ich bat den Markgrafen, daß er mir den Sinn davon deutlicher offenbarte. Er besann sich Anfangs, als würd' es ihm schwer davon zu reden. Nach einer Weile aber sprach er: Ob ich mich wohl erinnerte, wie er der Gabriele, als sie todt gewesen, seinen Ring angesteckt? Mit diesem Ringe hätte er sich ihr in Beisein des alten Priesters verlobt, und er dürfe sie nun nicht lassen, so lange sie ihm den Ring nicht zurückgebe. Könnte ich ihm aber den Ring verschaffen, so sei er ledig, und könne sich eine Gemahlin suchen, wie es einem deutschen Fürsten gezieme.

Ich konnte wohl einsehen, daß die Gabriele den Ring nicht leichtlich von sich lassen würde, doch fiel mir bei, wie Weiberlist auch unterweilen von Schmeicheleі überwunden worden, und ich gedachte an Gabrielens Lindigkeit in der Gondel, vermeinend, wenn ich damals nur gewußt, wie viel an dem Ringe gelegen, ich hätt' ihn leichtes Kaufs von ihr erwerben mögen. Doch sagt ich dem Markgrafen nichts von meinem Vorhaben.

Des Abends aber ging ich zu Gabrielen mit meiner Zither und spielte ihr zärtliche Weisen. Ich ward auch bald selbst entzündet, denn ihre Wangen blühten jetzt wie junge Rosen unter Lilien und Granatäpfeln, und ihre Augen blitzten

wie Morgensterne in den holden Liebesgarten. Wir saßen auch bald neben einander, und ich schlang meinen Arm lind um ihren Nacken, was sie gern duldete. Es schien aber der Mond hell an das Ruhebettlein worauf wir saßen, und ich tändelte mit ihrer Hand, woran der Ring war, und ließ die Steine als zum Spiel in dem Mondstrale blitzen, da sprach ich, gebt mir den Ring bis morgen, ich will ihn an den Herzensfinger stecken, daß ich auf die Nacht süß von euch träume. Sie aber weigerte mir holdselig den Ring, und schnitt mir statt desselben eine von ihren Locken ab, die auf ihrer weißen Brust sich ringelte. Da bestand ich, als im Scherz auf dem Ring, und wollt' ihn von ihrem Finger ziehn, aber sie kämpfte heftig darum, und als ich nicht abließ, und eben hoffte ihn zu rauben, sank sie als ohnmächtig zurück und ward blaß und kalt, so daß ich in der Angst ihr den Ring, den sie nur locker mit dem obern Fingerglied hielt, eiligst wieder fest an den Finger fügte. Gleichwohl hatt' ich noch viel Mühe, sie wieder in das Leben zu rufen. Und als sie wieder zu sich selbst kam, sah sie mich mit drohenden, flammenden Blicken an, und gebot mir stolz den Abstand nicht zu vergessen zwischen der Herrin und dem Diener. Ich erhielt auch diesen Abend keinen freundlichen Blick von ihr, ob mich gleich ihre, von

Zorn glühenden Wangen so heftig entflammten, daß ich ganz die Zauberkraft fühlte mit der sie meinen Herrn gefangen gehalten hatte. Dem Markgrafen aber setzte ich von meinem verfehlten Vorhaben nichts.

So viel merkt' ich indessen, daß er es nicht ungern sah, wenn ich oft und lange mit Gabrielen allein war. Sie ward nur auch bald wieder hold, nur durft' ich den Ring nicht berühren, und ich hütete mich auch sehr, sie wiederum zu erzürnen, denn meine Liebe mehrte sich mit jedem Tage, auch dünkte sie mich schöner als jemals, seit ihre Wangen wieder geröthet waren. Nur wollte der Markgraf jetzt die Todtenblässe an ihr gewahr werden, die mich sonst von ihr gescheucht hatte. Ich meinte aber, meine Liebe wecke die schöne Glut auf ihren Wangen, und entbrannte nur um so heftiger in sie. Doch meines Herrn Rechte verletzt' ich nicht bei ihr. Aber ich meine, das Agnus Dei auf meiner Brust hat mich mehr vor der Sünde bewahrt, als mein eigenes Verdienst.

Ich hatte indessen mit dem Markgrafen verabredet, daß wir Gabrielen in Triest zurücklassen wollten, mit dem Vorgeben sie nachzuholen, wenn der Markgraf die Regierung angetreten, und alles zu ihrem Empfang bereitet hätte. Es sollte aber alsdann in Briefen versucht

werden,

werden, meinen Herrn seines Versprechens zu entledigen. Wir meinten viel Widerspruch deshalb bei ihr zu finden, allein sie ergab sich gelassen in diese Anordnung. Nur als der Markgraf von ihr Abschied nahm, sagte sie etwas schmerzhaft: Meinet Ihr vielleicht mich durch leere Worte zu täuschen, so gedenket Eures Gelübdes, und daß Ihr der Rache nicht entgehen möget. Ihr seid mein, und bleibt mein, darum werdet Ihr keines andern Weibes Gemahl. Das machte den Markgrafen sehr unruhig, mir aber wollte auch das Herz fast brechen, als ich von dem überschönen Weibe scheiden mußte. Ich gewahrte jetzt erst selbst, wie überaus mächtig sie Liebe zu entflammen verstand.

Unterweges saßen wir lange stumm bei einander. Endlich brach der Markgraf das Schweigen. Löwenstein, sagte er, glaubst du wirklich daß in Rom zu St. Maria della Scala Gabrielens Leichnam ruht? Hierauf antwortete ich ihm, wie er mich ja selbst belehret, es sei kein wahrer Leichnam, sondern ein künstliches Bildniß von Wachs, die Menschen zu täuschen. Da erwiederte er, Gabriele habe ihm dieses gesagt, sie könne ihn aber damit wohl auch getäuscht haben. Hier berichtet' ich ihm nun Alles, wie zu Rom ich zum zweitenmal in die Gruft hinabgestiegen, und dem Wachsbilde im

Sorge die Hand zerdrückt habe, daß also kein Zweifel sei, er habe die wahre leibliche Gabriele und kein Gespenst noch böses Blendwerk mit sich geführt. Dessen war der Markgraf sehr froh: er umarmte mich, und sagte: nun wolle er fürder kein Geheimniß mehr vor mir behalten, sondern mir Alles eröffnen, was geschehen sei.

Ich lag — sprach er weiter — in der ersten Nacht, nachdem ich Gabrielen todt gesehen, schlaflos auf dem Bett, und hielt das himmlische Bild, das noch im Tode so heldselig war, vor den Augen meiner Seele. Da regte es sich neben mir und wie ich aufsah, stand die todte Jungfrau im Leichenkleid an meinem Lager und sprach: Du hast mich vor Vater und Priester zu deinem Weibe erkohren, sieh hier deine Braut. Den Todten ist nur die Mitternacht vergönnt, aber jede Nacht erscheint dir deine Braut, bereit in deinen Armen zu ruhen.

Darüber entsetzte ich mich bis zum Tode. Aber mitten im Grauß vor dem blassen Antlitz und der eiskalten Berührung fühlte ich doch die Flamme der Liebe zu der engelschönen Gestalt, und weidete mich an den himmlischen Zügen des sanften weißen Angesichtes. Ihre Liebesworte tönten mir bald wie Musik aus dem Lande der seeligen Geister, ich faßte ohne Furcht ihre Hand

und kühlte damit meine brennenden Augen, und beim Scheiden hing ich an ihrem Halse und wollte den Abschiedskuß auf ihre blassen Lippen nicht enden. Aber am Morgen als mich das Frühroth frisch anglühte, und ich im Leben mich wieder heimisch fühlte, befiel mich von neuem das Grauen vor der nächtlichen Todtenerscheinung. Ich eilte zu Paruzzo, da war der Priester noch bei der Leiche, und besprengte sie mit Weihwasser. Dem beichtet' ich was mir in der Nacht begegnet war, und bat ihn um Hülfe. Doch er sah mich bedenklich an, und sprach: Ihr habt sehr unweislich gethan, daß ihr einem Leichnam euch verlobt habt. Wenn euer Ring geweihet war, wie es mich nach dieser seltsamen Wirkung fast bedünkt, so kann euch nichts von dem Bunde lösen und die Erscheinung wird allmählich grausender, weil der Leichnam nicht bleibt wie am ersten Tage. Wollt' ich euch aber durch geheime Kunst den Leichnam aufwecken, und die Todte zurückrufen, daß sie wieder wandelte und lebte, wie ein wahrer Mensch, denn die Kunst vermag viel, so seid ihr doch an euer Gelübd gebunden, und müßt die erstandene Gabriele als eure Braut halten und dürft euch keiner andern vermählen, es sei denn sie gebe Euch den Ring zurück mit welchem ihr euch sie verlobt habt.

Hier hatte ich nun nicht lange zu wählen,

denn die Hoffnung meine Gabriele wieder lebendig zu ſehen, brachte mich ſchier vor Freude von Sinnen. Ich ließ auch den Prieſter kaum ausreden, ſondern beſchwor ihn ſogleich mir Gabrielen von den Todten zurückzugeben und verſprach ihm den reichlichſten Lohn. Da ließ er mich durch einen Knaben in den Garten führen, wo du mich fandeſt, und in einer Stunde erſchien er ſelbſt und brachte mir die lebende Gabriele.

Als mir der Markgraf ſo erzählte, begriff ich wohl, warum er den Ring von Gabrielens Hand ſo ſehr zurück wünſchte, aber es durchſchauerte mich auch wie kaltes Eis, da ich gedachte, wie ſie als todt hingeſunken war, als ich ihr den Ring entwenden wollte. Denn es ging mir gleich einer dunkeln Ahnung auf, von etwas Gräßlichen mit dieſer Gabriele, ſo daß ich ſie faſt mehr ſcheute, denn vormals, da ſie mir ein arges Blendwerk ſchien und ich ihren Leichnam in der Gruft glaubte. Auch gedacht' ich jenes Einſiedels wieder, und ward mir offenbar, warum mir das falſche Weib anfangs todtenbleich erſchienen, bis mich die ſündliche Begier gleichfalls verblendet. Doch ſagt ich dem Markgrafen nichts von Allem; aber mein Agnus Dei drückt ich mit einem brünſtigen Dankgebet an meine Bruſt, weil es mich vor der Gemein-

ſchaft mit dem was ich ahndete, wunderbar bedütet hatte. Wir ſetzten aber indeſſen unſere Reiſe ſchnell fort.

Als wir nun auf dem Reſidenzſchloſſe des Markgrafen anlangten, trafen wir daſelbſt die Frau Markgräfin Witwe, welche mit dem Prinzen Xaverius die Regierung einſtweilen übernommen hatte. Sie war, nach Art der Mütter, auch ſchon um eine Braut für den neuen Herrn beſorgt geweſen, welche eine reiche Prinzeſſin war aus dem herzoglich ***ſchen Hauſe. Sie wär aber auch von jedermann geliebt worden, wär ſie gleich die Aermſte und Niedrigſte geweſen, und ich merkte bald daß Prinz Xaverius ſich bloß der lieblichen Braut, nicht aber des Landes wegen an des Bruders Stelle wünſchte. Der Markgraf war auch höchlich erfreut, in der neuen Liebe zu der Prinzeſſin Anna jede Erinnerung an Gabrielen begraben zu können; er unterließ ſogar durch Briefe ſich mit der Verlaſſenen zu verſtändigen, und meinte nach der Vermählung werde ſich alles beſſer verhandeln laſſen, als zuvor, weil Jedermann ſich leichter in das Müſſen ſchicke, als in das Wollen.

So wurde alſo der Vermählungstag angeſetzt. Die Prinzeſſin Braut zog mit einem ſtattlichen Gefolge von Damen und Cavaliers in das Schloß ein, aber als ich die Damen muſter-

te, erkannte ich mit Entſetzen unter ihnen die blaſſe Gabriele. Die Markgräfin Mutter ward ſie auch gewahr, und fragte die Braut wer das blaſſe Fräulein ſei. Dieſe antwortete, ſie ſei erſt vor kurzem in ihre Dienſte getreten und nenne ſich Gabriele della Scala. Darüber entſetzete ich mich noch mehr, und zeigte es alſobald dem Markgrafen an. Der ſagte mir, wie er ſie auch ſchon bemerkt habe, und hielt ſich ſtets an der Seite ſeiner Braut, denn der Name den ſich die blaſſe Fremde hier gab, ſchien ihm auch auf nichts Gutes zu deuten.

Die Trauung vor welcher mir ſehr bange war, ging indeſſen ganz ruhig ab. Bei der Tafel kam ich der Gabriele gegenüber zu ſitzen. Sie betrug ſich aber als kennete ſie mich nicht, und ſcherzte mit den Hofleuten und den Gäſten. Es war auch das junge Volk um ſie geſchäftig und warteten ihr fleißig auf, auch ſchien ihre Bläſſe von Niemand bemerkt zu werden, wiewohl mir dieſe heut wahrhaftig furchtbar vorkam.

Als nun Abends der Tanz am luſtigſten war, konnte es der Markgraf nicht Umgang haben, daß er mehrmals etliche Schritt mit ihr tanzen oder ſich drehen mußte. Da bemerkt ich denn, daß ſie ihm zulächelte, worauf mein Herr vertraulicher ward und ſich ihr nachmals freiwillig

im Geſpräch näherte. Ich machte mir aber in der Nähe zu ſchaffen, ſo daß mir kein Wort verloren ging, denn mir ahndete ein Unglück. Es ſprach aber die Gabriele, wie es den Anſchein hatte, verſtändig, ſie wolle ſich dem Markgrafen nicht gegen ſeinen Willen zudringen, und ſei ſie zufrieden, wenn er ihrer zuweilen in Liebe gedenke. Das erfreute den Markgrafen und er koſete lange freundlich mit ihr, bat ſie auch endlich um den Verlobungsring und verhieß ihr reichliche Löſung dafür. Da lächelte Gabriele und ſprach: ich ſollt euch wohl den Ring weigern der mir ſo lieb iſt als mein Leben, ihr ſollt erfahren wie Gabriele ſich rächt. In Liebe gabt ihr mir den Ring und nur für Liebe, nicht gegen ſchnödes Geld und Gut kann ich ihn zurückgeben. Löſet ihn alſo in jenem Nebenzimmer durch den letzten Kuß.

Ich ſah nun wie der Markgraf mit Gabrielen aus dem Saal ging. Mir aber ward bang und ich wollte ihm folgen, doch rief mich die Markgräfin Mutter zu ſich, und wollte wiſſen, woher der Markgraf das blaſſe Fräulein kenne? Indem wir aber noch darüber ſprachen, und ich mancherlei Unwahrheiten künſtlich zuſammenſtellen mußte, um die Wahrheit zu verbergen, hörten wir den Markgrafen draußen

laut ſchreien. Als ich nun zuelte, fand ich Gabrielens Leichnam auf einem Ruhebett, und den Markgrafen ohnmächtig daneben auf dem Boden. Der Leichnam aber hatte ſich ſchon in die Geſtalt eines lang Begrabenen verwandelt, ſo daß man nicht genug eilen konnte, ihn hinaus zu bringen.

Als ſich nun mein Herr von dem grauſamen Schrecken wieder erholt hatte, und ich allein neben ihm ſaß, entdeckte er mir, was ich ſchon vermuthen konnte. Gabriele hatte in dem Abſchiedekuſſe den Ring ſelbſt von ihrem Finger gezogen, und war in des Markgrafen Armen zum gräßlichen Todtenbild geworden. Das entſetzliche Grauſen vor dieſer Wandlung, und der Abſcheu, daß er über ein Jahr mit einem todten Leichnam oder Leichengeſpenſt gelebt, tödtete auch meinen armen Herrn nach wenig Stunden.

Hier, mein trauteſter Ohm habt Ihr alſo die treue Erzählung von der ſchauderhaften Begebenheit, die Ihr aber geheim halten möget, ſintemal man die Heimlichkeiten hoher Häuſer nicht gern, und oftmals nicht ungeſtraft offenbaret. Ihr möget aber keklich den falſchen Gerüchten widerſprechen, welche der frommen Braut, oder dem Prinzen Xaverius den

Tod unſers Herrn beimeſſen wollen, wie denn das Volk immer alles Ungewöhnliche auf die Art zu erklären ſucht, wie es von ihm und ſeines Gleichen wär bewirkt worden.

Ein Wort über das bürgerliche Luſtſpiel.

Wir hören allgemein die Klage, daß es uns Deutſchen an ächten Luſtſpielen fehle. Spräche ſich eine allgemeingültige Stimme deutlich darüber aus, was unter dieſem Ausdruck verſtanden werden ſoll, ſo würde es dem ſtrebenden Dichtergemüth leichter werden, in ſeinen Hervorbringungen der Erfüllung des rechten Verlangens ſich zu nähern. Daß wir wenige Stücke haben, die rein luſtig ſind, iſt nicht zu läugnen, wenn, wie doch allgemein geſchieht, unter dem Luſtigen des Luſtſpiels nicht das Erfreuliche, ſondern das Komiſche verſtanden wird. Wenn dem Luſtſpiel Auftritte eingemiſcht werden, wo die Leute nichts zu eſſen haben, ſo kann das nur ein Barbar luſtig finden, und wenn die unerwarteten Onkels et Compagnie im fünften Akt die Geldſäcke austheilen,

daß die Leute alle vor Freuden und Dankbarkeit die Pestilenz kriegen möchten, so lacht man auch nicht, man geht gewöhnlich nach Hause, wenn der Gutmacher angemeldet wird, denn das Ende weiß man.

Versteht man aber unter reinem Lustspiel die reine Aristophanische Komödie, so möchte das Ideale, das von der Wirklichkeit erhobene, und doch wieder recht fleischlich in sie eingreifende dieser an sich treflichen Späße doch Einigen zu geistig, andern zu körperlich werden und scheinen. Ein dargestelltes Schauspiel ohne Zuschauer, ist aber keins mehr.

Soll aber die Beschwerde den Tadel enthalten, daß unsre Lustspiele im bürgerlichen Zeitgewande auftreten, so glaube ich, wenn mir, so lange, als ich wirklich rede, eine Stimme erlaubt ist, daß man Unrecht hat. Calderon dichtete Lustspiele in den Sitten seines Zeitalters, wir wollen welche in den Sitten des unsrigen haben. Und unsere Zeitgenossen sind weit komischere Personnagen für das Lustspiel, als die ritterlich galanten Spanier jener Zeit waren. Unsere Zeit ist recht die Zeit des Lustspiels. Und, am Ende, soll denn das Alberne, Lächerliche, darum weniger albern und lächerlich werden, weil es von einem Geheimenrath und nicht von einem Waffenträger oder Sancho gesprochen wird? ich denke im Gegentheil! So wenig

unſre Zeitgenoſſen Tragödienmenſchen ſind, ſo treflich ſind ſie zum belachen. Freilich möchte doch in dem deutſchen Scherz zuweilen etwas Ernſt durchblicken, aber dann ſei es nur der Familienzug, den Thalia mit der Melpomene hat, und den kann jene nicht verbergen, denn ſie haben ja beide wohl einen Vater.

Ueber die Aufführung der Schauspiele des Calderon de la Barca auf dem Theater in Bamberg.

Als die Schauspiele des Calderon de la Barca durch die meisterhafte Schlegelsche Uebersetzung in Deutschland bekannter wurden, erregten sie eine nicht geringe Sensation wiewohl in ihre tiefe Romantik nur die wenigen eingehen konnten, welche mit wahrhaft poetischem Gemüth sich zu der unsichtbaren Kirche bekennen, die mit göttlicher Gewalt gegen das Gemeine wie gegen den Erbfeind kämpft und die triumphirende seyn und und bleiben wird. Die mehrsten und vorzüglich

die Anhänger des jetzt herrschenden Bühnengeschmacks, konnten zwar den gewaltigen Geist, der in den Calderonschen Schauspielen mit grauenerregendem Contrast sich ihrer Kleinlichkeit entgegenstellte, nicht wegdemonstriren, betrachteten sie aber als eine Rarität aus der Zeit, wo nach ihren Begriffen die Schauspielkunst noch in der Wiege lag, und um so weniger ist es zu verwundern, daß kein Bühnendirektor die Bereicherung des Repertoirs durch Schlegels Meisterwerk auch nur ahndete. — Die Weimarer Bühne, die schon seit geraumer Zeit es sich recht ernstlich angelegen seyn läßt, unser Theater aus der tiefen Erniedrigung, in die es versunken, zu erheben, und schon oft die Möglichkeit und Wirkung irgend einer scheinbar ganz außer der Sphäre unseres Theaters liegenden Produktion, den in Sinn und Geist beengten Direktoren größerer Bühnen praktisch bewiesen hat, gab bekanntlich zuerst den standhaften Prinzen mit Beifall, und nicht lange darauf wagte es die noch kleinere Bühne in Bamberg, mit der Andacht zum Kreuz, und dann auch mit dem standhaften Prinzen und der Brücke von Mantible hervorzutreten. Unter kenntnißreichen gemüthvollen Freunden des Theaters in Bamberg, wurde, als die Aufführung der Calderonschen Schauspiele im Werke war, lange die Frage debattirt: ob man wohl auf ihre Einwirkung auf

das Publikum rechnen könne, und welches von jenen Schauspielen am mehrsten dazu geeignet sei. Gerade die Andacht zum Kreuz, welche bestimmt war, zuerst auf die Bühne gebracht zu werden, erregte den größten Zweifel, und gerade dieses sprach in der Folge das große Publikum, von dem doch bei dem Urtheil über Theatereffekt nur die Rede ist, am mehrsten an. — Ein Publikum, das Schauspiele, wie die des Calderon, in ihrer vollen Schönheit und Stärke auffaßt, das in das Ganze und Einzelne tief eingeht, dürfte wohl nicht so leicht gefunden werden, indessen möchte doch eins vor dem andern fähiger und williger seyn, die Idee, die Tendenz des Stücks zu begreifen, und sich von der Gewalt der Sprache, von dem Fluge der kühnen, phantastischen Bilder fortreißen zu lassen; und eben diese größere Fähigkeit, vorzüglich aber den bessern Willen, glaubte man bei dem Bamberger Publikum voraussetzen zu können, weil es nicht verbildet, von dem theatralischen Genuß noch nicht übersättigt, und — katholisch fromm ist. Eben dieses letztere, der in Bamberg herrschende Katholizism war die Ursache, daß die Gallerie eben so gut wie Logen und Parterre gleich bei der Exposition, vorzüglich nach der Herz und Gemüth gewaltsam ergreifenden Erzählung des Eusebio von den Wundern des Kreuzes, die der Andacht zum

Kreuz zum Grunde liegende katholische Idee verstand, und mit steigendem Interesse den Faden des Stücks sich entwickeln sah. – Unter dem Kreuze wurden Eusebio und Julie geboren, das Kreuz flehte die Mutter in der angstvollen Stunde der Geburt um Hülfe an, und sichtbar empfingen sie das Zeichen der Gnade in der Gestalt des Purpurrothen Kreuzes auf der Brust. Nun war das Leben mit seinen feindseligen Verwicklungen nur der finstere Weg zu der Sonnenhelle die ihnen entgegen leuchtete. Vergebens kämpfte der Feind und stürzte sie überall in Noth und Gefahr; dem Kreuze blieben sie treu und ihre Verklärung aus allem Tod und Leiden war der Sieg, der Triumph des Kreuzes. Ist diese Idee des Stücks verstanden, so tritt auch dem großen Publikum seine Einheit, sein innerer Zusammenhang und sein hohes historisches Interesse lebhaft hervor, und es behauptet auch in dieser Hinsicht seinen über so manches moderne Machwerk, das vor lauter Effekt effektlos wird, so hoch erhabenen Gang. Um dem Schauspiel einen desto gewissren Eingang zu verschaffen, mußte für äußern Schmuck gesorgt werden, der jener Idee, in der sich das ganze Stück konzentrirt, nicht allein angemessen seyn, sondern dieselbe auch noch mehr herausheben sollte. Wie beschränkt kleine Thea-

ter

ter sind, wo der Platz und das Geld so zu Rathe gehalten werden muß, weiß wohl jeder Kenner der Bühne, indessen erreicht die Anständige, wodurch jede Störung der Illusion vermieden wird, und manche sinnige Einrichtung oft mehr den Zweck der theatralischen Erhebung und Täuschung bei dem Zuschauer, als prächtige Dekorationen und Maschinerien, die nicht am Orte stehen oder der Tendenz des Stücks nicht entsprechen. — Auf jene Weise wurde der Tod des Eusebio, seine Beichte und Absolution, so wie seine und Julia's Verklärung dem Zuschauer durch folgende Einrichtung versinnlicht. Eusebio erscheint in der rauhen felsigten Gegend, zu deren Muster dem Dekorateur eine Partie aus der Sierra Morena gedient hatte, von den Landleuten verfolgt, auf der Spitze eines Felsen, der im Mittelgrunde des Theaters angebracht, beinahe dessen Höhe erreichte, und stürzt hinab. Die Landleute finden den zerschmetterten Leichnam, und begraben ihn unter dichten Zweigen, aus denen das dumpfe angstvolle: „Alberto!" hervortönt. — Als Alberto die Zweige weggenommen, richtete sich mittelst einer durchaus nicht bemerkbaren Maschinerie Eusebio langsam in die Höhe, und sank eben so, nachdem er die Absolution erhalten, in sein Grab zurück. Die Wirkung dieser einfachen Idee war nach der tiefen Todtenstille, die

jedesmal im Theater bei dieser übrigens stummen Szene herrschte, zu berechnen. — Als Julia zuletzt das Kreuz, welches in dem Hintergrunde des Theaters angebracht war, umfaßte, verschwand ihr männlicher Anzug, und man sah sie in Nonnentracht an dem Kreuze knieen, das sich mit ihr in die Lüfte erhob. Die Wolken theilten sich und wie in einer Strahlenglorie erschien Eusebio mit sehnsuchtsvoll nach Julia ausgestreckten Armen. Um so zweckmäßiger und so wirkungsvoller war diese im Schauspiel nicht angedeutete Einrichtung, als der eigentliche Schluß desselben, nehmlich Eusebios und Juliae Verklärung als ein Mirakel sinnlich dargestellt wurde, und es ganz in dem Geist des Katholizism liegt, die Sinne bei der symbolischen Darstellung des Uebersinnlichen in Anspruch zu nehmen. — Merkwürdig war es gewiß, wie der Ruf von dem heiligen Schauspiel sich nach jeder Aufführung mehr verbreitete, und ein Publikum in das Theater zog, das man sonst nie darin gesehen hatte. Alte Bürger mit ihren Frauen, die es sonst für sündlich geachtet hätten, das Theater zu besuchen, entschlossen sich hineinzugehen, wobei sie nicht vergaßen den Rosenkranz mitzunehmen, und mehrere Bänke des Parterres waren oft mit Geistlichen besetzt. Ueberhaupt fand bei jeder Aufführung eine sichtbare Rührung und Erhebung statt, und

um so mehr ist dies nur dem Schauspiel, und nicht vielleicht der glanzvollen Darstellung der Schauspieler zuzuschreiben, als außer dem Eusebio, der trefflich ausgeführt wurde, die übrigen Parthieen, vorzüglich der Gil, gar viel zu wünschen übrig ließen. Kurz, die Andacht zum Kreuz erregte eine wahre Andacht, und dies möchte zur Zeit wohl eine seltene Erscheinung im Theater seyn. Unter den neuen sogenannten gangbaren Stücken findet dieses Schauspiel gar keinen Maaßstab, nach dem es gemessen werden könnte: die Personen sind nicht mit Stand und Charakter individualisirt, und erhalten dadurch eine gewisse Allgemeinheit; um so weniger wird aber der Zuschauer zerstreut und von der Hauptstendenz zur Betrachtung des Einzelnen hingezogen. Darin mag es eben liegen, daß die Tendenz des standhaften Prinzen nicht so allgemein, nicht so klar von dem großen Publikum aufgefaßt wurde. Hier erscheinen Fürsten, Könige ꝛc., der Zuschauer (es ist immer von der Masse des Publikums die Rede,) denkt an ein Ritterstück, und sein Urtheil ist befangen. Manche fanden es für einen Prinzen und Helden wie Don Fernando nicht anständig sich so tief vor dem Könige zu erniedrigen, und bewiesen, dadurch, daß sie die Idee des Stücke, das Märtyrerthum Don Fernandos, der standhaft im Glauben jede Schmach

erduldet, nicht aufgefaßt hatten. Uebrigens fand indessen auch dieses Schauspiel bei dem Publikum den besten Eingang, und wurde mehrmals bei besetztem Hause wiederholt. Dekorationen und Maschinerieen, die im Stücke nicht vorgeschrieben, aber im Geist des Ganzen angeordnet waren, dienten dem Zuschauer zum besseren Verständniß, denn auch hier wurde Don Fernando's Verklärung sinnlich dargestellt. Dem Sarg entschwebte so bald er, von den Mauern von Tanger herabgelassen, sich in den Händen der Christen befindet, Fernandes Lufigestalt: gleich darauf röthet sich der Himmel und man sieht die Gestalt des auf Wolken thronenden Christus, vor dem Fernando kniet. Diese Erscheinung war ganz luftig und durchsichtig, so daß man die Gegenstände hinter ihr (Mauern, Thürme u. von Tanger,) wie im Nebel gewahr wurde, und so schien das Ganze nur der Reflex eines himmlischen Schauspiels, das die Ehren zu Boden schlug, von den Christen aber in knieender Andetung betrachtet wurde. So wie bei Julius Empersteigen mit dem Kreuze, ertönten auch hier feierliche Akkorde aus weiter Ferne. Weniger interessirte die Brücke von Assumtible und das wohl aus dem Grunde, weil der Geist der Theaterie, den dieses Schauspiel athmet, dem großen Publikum ganz entfremdet ist; unsere Bühnenrite-

ter, die ſich gar unziemlich gebehrden, ſind wohl nichts weniger als jene romantiſche Chevaliers, die ſich ſo keck und muthig in Liebe und Krieg bewegen, und der Ritterzug Kaiſer Karls gegen den prahlenden Mohren Fierabras, der grüne Fluß, die magiſche Brücke, alles kommt dem Zuſchauer vor, wie es wirklich iſt, nehmlich — ſpaniſch. Dieſes herrliche romantiſche Schauſpiel mit ſeinen Maſchinen und Dekorationen erfordert ein großes Theater, aber hier dürfte es ſeinen Effekt nicht verfehlen. Selbſt auf der kleineren Bühne in Bamberg wirkte, unerachtet des beſchränkten Raumes, die entſtehende und verſchwindende Brücke, die Erſcheinung des rieſenhaften Fierabras in dem Kaſtell, das auf dem ungeheuern Kopf eines bronzenen Zwerges aus dem Waſſer hervorragt und den Schluß der Brücke macht, impoſant, und dürfte im Großen nachgeahmt zu werden verdienen.

Die Bahn iſt nun einmal gebrochen, und es wäre ein verſtocktes Beharren bei dem gewöhnlichen Theaterſchlendrian, wenn mehrere Bühnen ſich nicht entſchließen ſollten, den in Bamberg mit glücklichem Erfolg gemachten Verſuch zu wiederholen. Jedes kleinere Theater, dem auch nicht außerordentliche Kräfte zu Gebote ſtehn, wird die Andacht zum Kreuz mit Glück aufführen können, ſo bald es nur dahin gebracht wird, daß die

Schauspieler ihre Rollen nicht conversationsmäßig, sondern mit Verstand, Gemüth und Beachtung des rythmischen Verhältnisses sprechen; daß die ganze Darstellung ineinander greift, und daß der äußere Schmuck des Stücks anständig und sinnig angeordnet ist. Der standhafte Prinz ist für das Personal offenbar eine schwierige Aufgabe, und die Brücke von Mannheim erfordert ein Publikum, dem die höhere Ausbildung, die Aneignung des romantischen Geschmacks, ein Auffassen des Geistes der Chevallerie das ersetzt, was bei den früheren gemeinen Schauspielen zu einem katholischen Publikum schon die Erziehung und der Glaube von selbst hervorbringt. Eben deshalb dürfte sich die Brücke von Mannheim für das Theater einer großen Stadt eignen, welches statt mancher sinnlosen Mißgeburt für die Neugierde des Volks erfunden, dieses geniale Meisterwerk als Spektakelstück geben, und so den Kenner und das Volk befriedigen und sich um die Verbesserung des Bühnengeschmacks verdient machen könnte. In Bamberg wurde bei dem Schluß des Schauspiels nach der Besiegung des Fierabras die durch höllische Künste gebaute Brücke gesprengt, und dies ist nachzuahmen, denn mancher geht vielleicht bloß dieser Explosion zu Ehren in das Theater, und bekommt nebenher Dinge

zu ſehen und zu hören, die ihn am Ende anſprechen und erfreuen, ſo wie manche geiſtig Erſtarrte bei fortdauernder ſchöner Muſik aus ihrer Erſtarrung erwachen.

Thrymsquida, edr Hamarsheimt.

Das Lied von Thrym oder die Wiedererlangung des Hammers.

(Aus der ältern Edda, in der Versweise des Originals.)

1.

Da war erzürnet
Thor beim Erwachen,
Als seinen Hammer
Vergebens er suchte. *)
Den Bart er bewegt,
Das Haupt er schüttelt,
Umgeworfen spüret
Der Sohn der Erde.

2.

Dann diese Worte
Zuerst er sagte:
„Höre nun Loki, *)

Was ich nun spreche,
Unerhört ist es
Hier auf der Erde,
Oben im Himmel:
Dem Gott fehlt der Hammer!"

3.

Zur glänzenden Wohnung
Der Freyr sie gingen, *)
Und dort die Worte
Zuerst er sagte:
„Freyr verleihe
Ein Federgewand mir,
Ob meinen Hammer
Ich möge erlangen!"

4.

Freya.

„Ich würd' es dir geben,
Wenn's auch von Gold wär'
Ich würd' es dir reichen,
Und wär' es von Silber!"
Weg flog nun Loke,
Federkleid rauschte,
Bis er hinaus kam
Vor Asen Land,
Und er hineinkam
Nach Riesenheim.

5.

Thrym ſaß erhaben
Der Thurſen Gebieter; *)
Goldenes Halsband
Knüpft er den Hunden,
Und ihren Mähren
Kämmt er die Mähne.

6.

Thrym.

Wie ſteht's bei den Aſen?
Wie ſteht's bei den Alfen?
Warum kommſt du allein
In die Heimath der Rieſen?

7.

Loke.

Schlecht bei den Aſen.
Schlecht bei den Alfen! *)
Sag' haſt du des Donner's
Entwendeten Hammer?

8.

Thrym.

Ich habe des Donner's
Entwendeten Hammer,
Acht Meilen weit
In tiefer Erde.

Keiner der Männer
Ihn wieder kann haben,
Führt man nicht her mir
Die Freya zum Weibe.

9.

Weg flog nun Loke,
Federkleid rauschte,
Bis er hinauskam
Aus Riesenheim.
Und dann hineinkam,
Ins Land der Asen.
Mitten im Vorhof
Thor ihm begegnet,
Und diese Worte
Zuerst er sagte.

10.

Thor.

Wenn Auftrag und Mühe
Du wohl vollbrachtest?
So sag aus der Luft mir
Langersehnten Ausgang.
Oft bei dem Sitzen
Stockt die Rede.
Und wenn man lieget
Machet man Lügen.

11.

Loke.

In Auftrag und Mühe
Ich wohl vollbrachte.
Ob mir bat deinen Hammer,
Den Herr der Riesen.
Keiner der Asaen
Ihn wieder kann haben,
Führt man nicht zu ihm
Die Freya zum Weibe.

12.

Sie gingen zu sprechen
Die glänzende Freya,
Und da die Worte
Zuerst er sagte:
„Bedecke dich Freya
Mit bräutlichem Kleide,
Wir beide reisen
Nach Riesenheim."

13.

Freya ward zornig,
Laut schnaubend sie zürnte,
Aller Asen Wohnung
Davon erbebte.
Es zersprang der große
Der glänzende Schmuck.

„Wüßt', ich wäre
Wohl die Mannsüchtigſte,
Wenn mit die ich führe
Nach Rieſenheim!“

14.

Schnell eilten die Aſen
Alle zum Rathe,
Und die Aſinnen
Zum Allgeſpräch.
Darob ſie Rath pflogen
Die hohen Regenten:
Wie des Donnerers Hammer
Wiederzuhaben.

15.

Da ſagte Heimdall *)
Der leuchtende Aſe,
Voraus wohl er's wußte,
Gleich anderen Wanen:
„Laßt Thor uns bedecken
Mit bräutlichem Kleide,
Er trage den großen,
Den glänzenden Schmuck!

16.

Laßt uns an ihm
Locken ſich ringeln;
Kleidung der Frauen

Um die Kniee winden;
Mit breiten Steinen
Die Bruſt ihm ſchmücken;
Und eine Binde
Ums Haupt ihm legen.“

17.

Da ſagte Thor,
Der ernſthafte Aſe:
„Die Götter ſie werden
Mich weibiſch nennen,
Laß ich mich bedecken
Mit bräutlichem Kleide.“

18.

Da ſagte nun Loke,
Laufeya's Geborner:
„Wohl wär's, du vermiedeſt
Jetzt dieſe Worte:
Schnell würden in Rieſen
In Asgard hauſen,
So du deinen Hammer
Nicht wieder magſt haben.“

19.

Drauf mit dem Brautkleid
Thor ward bekleidet,
Und mit dem großen
Glänzenden Schmuck;

Auch ließ man an ihm
Locken ſich ringeln,
Und Frauenkleidung
Um die Knie fallen.
Die Bruſt ward geziert
Mit breiten Geſteinen,
Und um das Haupt rings
Die Binde gewunden.

20.

Da ſagte Loke
Laufeya's Geborner:
„Auch ich will mit dir
Als Dienerin gehen;
Wir beide fahren
Ins Land der Rieſen.“

21.

Gleich wurden die Böcke
Nach Hauſe getrieben,
Geſpannt an die Deichſel,
Gar heftig zu rennen.
Die Berge zerſprangen,
Die Erde entflammte,
Als Odins Erzeugter
Nach Rieſenheim fuhr.

22.

Da ſagte Thrym
Der Thurſen Beherrſcher:

„Steht auf ihr Riesen
Und streuet das Lager;
Dann führet herbei mir
Die Freya zum Weibe,
Die Tochter Niords
Aus Noatuna.

23.

Her gehen zur Wohnung
Goldhornige Kühe,
Durchaus schwarze Ochsen,
Zur Freude dem Riesen;
Viel Geschmeid ich habe,
Viel Halsschmuck ich habe,
Nur eines noch fehlt mir:
„Die Freya als Gattin.“

24.

Frühzeitig am Abend
Das Mahl begann.
Man trug für die Riesen
Den Trank herbei.
Einen Ochsen aß der eine
Auch achte der Lachse,
Dazu allen Nachtisch
Den Frauen bestimmt,
Drei Meiste Meth
Trank Gistin's Mann. *)

25.

Da ſagte Thrym
Der Thurſen Beherrſcher;
„Wo ſah man Bräute
Gieriger ſpeiſen?
Nie ſah ich noch Bräute
So viel Speiſe nehmen,
Noch auch ein Mädchen
Meth ſo viel trinken.“

26.

Da rückte die liſtige
Dienerin näher,
Und Worte ſie fand
Auf des Rieſen Rede:
„Freya acht Nächte
Nichts hat gegeſſen,
So thörigt ſie eilte
Nach dem Lande der Rieſen!“

27.

Unter den Schleier gebogen
Voll Gierde zu küſſen,
Sprang zurück der Rieſe
Den Saal entlang.
„Warum Freya's Augen
So wildblitzend glänzen?
Zu brennen mit
Die Augen ſchienen!“

28.

Da rückte die listige
Dienerin näher,
Und Worte sie fand
Auf des [illegible] Rede:
„Zwölf acht Nächte
Nicht hat geschlafen,
So thöricht sie eilte
Nach dem Lande der Riesen."

29.

Die Schwester des Riesen,
Die wilde, hereintrat,
Und kühn sie bittet
Das Brautgeschenk.
„Mir zieh von den Händen
Die glänzenden Ringe,
Willst du erwerben
All' meine Liebe,
All' meine Liebe,
All' meine Huld."

30.

Da sagte Thrym
Der Thursen Beherrscher:
„Bringt her den Hammer
Die Braut zu weihen,
Legt den Mjolner
Auf des Mädchens Knies

Und füget zuſammen
Unſere Hände.“

31.

Dem Donnerer lachte
Die Seel in der Bruſt,
Als er nun endlich
Den Hammer erblickte.
Thrym traf er zuerſt
Den Herrn der Thurſen,
Und des Rieſen Geſchlecht
Vernichtet er gänzlich.

32.

Er traf die Alte,
Die Schweſter des Rieſen,
Die vorhin kühnlich
Den Brautſchatz verlangt.
Ein Schall ihr ward
Für ſchellend Gut,
Ein Schlag des Hammers,
Statt vieler Ringe.
So kam der Sohn Odins
Wieder zum Hammer.

Anmerkungen.

1) Thor, ein Sohn des Odin und der Jord iſt der ſtärkſte unter allen Göttern und Menſchen, und wie es ſcheint

der Gott des Wolkenhimmels und des Donners. Drei unschätzbare Kleinodien sind in seinem Besitz: der Hammer Miolner, d. i. der Zermalmer oder Zerschmetterer, der Gurtel der Kraft und ein Paar kunstliche eiserne Handschuhe.

z) Loke, ein Sohn des Riesen Farbauta, aber unter die Asen aufgenommen. In einer schönen und angenehmen Gestalt verbarg er ein verderbtes Gemüth. Ganz vorzüglich hatte er es in allen Künsten der List und des Betrugs zur Meisterschaft gebracht.

a) Freya. Die Göttin der Liebe, reich an Schönheit, Tugend und Güte, eine Tochter des Wanen Noerd und der Skade, und Schwester des Freur, des Gottes der Fruchtbarkeit.

b) Die Thursen sind die Riesen.

c) Die Alfen sind ein Geschlecht von Halbgöttern oder Genien, und entweder Lichtalfen oder Nachtalfen. Der Beherrscher der ersteren ist Frei oder Freur.

d) Heimdall ein Sohn des Odin, von den Göttern bestellt, am Ende des Himmels Wache zu halten, damit die Bergriesen nicht über die Himmelsbrücke in den [illegible] men mögen.

e) Sifia's Gemahl ist Thor

Traum.

Es hat mir jüngſt geträumet,
Ich läg' auf ſteiler Höh';
Es war am Meeres Strande,
Ich ſah wohl in die Lande
Und über die weite See.

Es lag am Ufer drunten
Ein ſchmuckes Schiff bereit,
Mit bunten Wimpeln wehend,
Der Ferg' am Ruder ſtehend,
Als wär' ihm lang die Zeit.

Da kam von fernen Bergen
Ein luſt'ger Zug daher.
Wie Engel thäten ſie glänzen,
Geſchmückt mit Blumenkränzen,
Und zogen nach dem Meer.

Voran dem Zuge ſchwärmten
Der muntern Kinder viel,

Die Andern Becher ſchwangen,
Muſicirten, ſangen,
Schwebten in Tanz und Spiel.

Sie ſprachen zu dem Schiffer:
„Willt du uns führen gern?
Wir ſind die Wonnen und Freuden,
Wollen von der Erde ſcheiden,
All von der Erde fern.“

Er hieß in's Schiff ſie treten,
Die Freuden allzumal,
Er ſprach: „ſagt an, ihr Lieben!
Iſt Keins zurückgeblieben
Auf Bergen, noch im Thal?“

Sie riefen: „wir ſind alle!
Fahr' zu, wir haben Eil'!“
Sie fuhren mit friſchen Winden,
Fern, ferne ſah ich ſchwinden
Der Erde Luſt und Heil.

Mitternacht.

Düsterniß umhüllt die Bäume,
Schaurig seufzen drein die Winde,
Wandrer irret durch die Räume,
Sorgend ob er Ruhe finde,
Sehnend er gen Morgen schaut
Ob nicht bald die Dämmrung graut.

So des bangen Lebens müde
Seufzt das Herz von Troste fern,
Ach! wo bist du, süßer Friede?
Wo schwand hin der Hoffnung Stern?
Harre! hinterm Todes Thal
Glänzt des Morgens erster Strahl!

Trauer.

Still! still! mein liebend Sehnen,
Kein Seufzer nenne dich!
Fort, fort, mein träumend Wähnen
Du täuschest sicherlich!
Ist einmal Mai gewesen,
Ist lange schon nicht mehr,
Die Blume statt verstreuet,
Der Kelch noch thränenschwer —
Nichts ist was mich erfreuet,
Und nie kann ich genesen!

Die Nachtigall.

Hör auf, du ſüße Nachtigall!
Was willſt du mit den Seufzern all
Denn ſagen?
Was ſoll dein holdes Klagen?
Du ſtiehlſt das Weh aus meiner Bruſt,
Machſt Schmerz zu Sehnſucht, Gram zu Luſt,
Hör auf, denn was dein Lied verſpricht,
Das iſt dahin,
Dahin!
Und wird mir Ewig nicht!

Sie, nur Sie!

(Nach Hafis.)

Sieh die Fluren dicht voll Rosen,
Stolz entblüht will jede siegen,
Eine könnte mir genügen,
Eine nur von allen Rosen!

Sieh den Himmel dicht voll Sterne,
Aetherwellen sanft sie wiegen,
Mir zwei Sterne nur genügen,
Nacht ist alles, sind sie ferne!

Von den Klippen sieh die Quellen
Sich an Blumenlippen schmiegen,
Eine müsse nie versiegen,
Labung sind nur ihre Wellen!

Droben über jenen Sternen,
Soll's ein seelig Eden geben,
Sollt' es mich von ihr entfernen,
Will ich nicht in Eden leben!

Klage.

Giebt keine Treu
Auf weiter Erde mehr,
Davon, davon
Iſt mir das Herz ſo ſchwer!
In Liebesgluth
Iſt nichts, als Wankelmuth
Am falſchen Herzen ſichs gefährlich ruht!

Ade, Ade!
Liebſüßer Liebe Traum!
Dahin biſt du,
Und giebſt der Nacht nun Raum,
Nacht ohne Licht,
Herein mit Stürmen bricht,
Vergeſſen, ſie!
Ich kann es ewig nicht!

Du blühteſt ſchön
In heller Unſchuld Kranz

Gewichen nun
Von dir der Himmelsglanz,
Nun bist nicht mehr,
Bist du nicht mehr,
Und gingest du
Vor Allen schön einher?

Innrer Frieden.

Treib' außen nur im steten Gleis
Der stürm'gen Zeit dich schnelle,
Wie's Mühlrad brauſt, von Schaum so weiß,
Es rollt und rollt den feuchten Kreis,
Und bleibt doch stets zur Stelle.

In meiner Brust die eig'ne Zeit
Rauscht nimmermehr von hinnen,
So klar, so meerestief, so weit,
Sie ruht wie eine Ewigkeit,
Ihr Licht nur wechselt innen.
Und alte Welt mit grauen Haar,
Und die noch nicht geboren,
Nehm' ich in diesem Spiegel klar,
Auch wohl mein eigen Bildniß wahr,
Bis All' in Gott verloren.

Die beiden Hagen.

(An den Herausgeber des Nibelungenliedes.)

Den Treuen zu erſchlagen,
Den Helden ſonder Gleich,
Das rieth der grimme Hagen
Gunthern, dem Könige reich,
Darnach den Hort der Zwergen,
Des klaren Goldes Schein,
In dunkle Flut zu bergen
Bei Wormes an dem Rhein.

Auch auf der ſchlimmſten Reiſe
Die je ein Held beſtand,
Zur ſchlimmſten Hochzeitreiſe
Half Hagens Sinn und Hand.
Verderblich tolles Wagen
Riß ſie zum Tod hinan;
Ei Hagen, grimmer Hagen,
Wie arg haſt du gethan!

In Tönen fort zu leben
Ward dem erſchlagnen Herrn.
Die konnten auch erheben
Des Goldes beſten Kern;
Auch davon ward geſungen,
Was man bei'n Heunen rieth,
Wohl in der Nibelungen
Geheimnißreichem Lied.

Manch edler Sinn erquickte
Sich an dem wackern Klang,
Draus Gold und Waffe blickte,
Die Herzen Lieb' umſchlang.
Doch bald erſtarb das Sehnen
Im mätten Zeitenlauf.
Wollt' Helden wer erwähnen,
So hörte Keiner drauf.

Das Lied lag wie erſchlagen,
Sah kaum ſich ſelber gleich.
Da kam ein andrer Hagen,
An Kraft und Sinnen reich,
Rief Helden aus den Bergen,
Rief Helden auf am Rhein,
Gewann von klugen Zwergen
Des Hortes goldnen Schein;

ward Führer auf der Reiſe,
Die Gunthers Heer beſtand.

Was reiche Hochzeitsweise
Gewann des Tapfern Hand!
Schon darf das Lied es wagen,
Blickt frisch und frei uns an.
Ei Hagen, wackrer Hagen,
Wie gut hast du gethan!

Der kranke Ritter.

„Da draußen hallen die Schilde,
Da draußen wiehert es hell!
Die Kämpfer sind hart aneinander;
Ihr Knappen, waffnet mich schnell!

Was steht Ihr, und weilet so trübe?
Zu Sattel, und drauf und dran! —
Ach Gott, ich hatt' es vergessen;
Ich bin ein verwundeter Mann.

Die Pfeileschauer sie trafen
Die Schulter und auch die Brust;
Her kommt der Tod mir gezogen,
Und hin mir welket die Lust.

Und wär' nur der Tod schon gekommen,
Nach seiner gestrengen Pflicht,
Da schlief' ich still bei den Ahnen
Bis an das ewige Licht.

So muß ich leben, ach leben,
Ohn' adliche Waffenzier,
Und fernhin brauſet der Schlachtlärm
Und fraget nicht fürder nach mir.

Still neben mir ſitzt mein Falke,
Weil nicht mehr jagen er kann,
Hat auch einen Pfeil im Flügel,
Und ſieht ſo trübe mich an."

Nachruf an Peter Simon Pallas.

Was uns die Erde Theures giebt,
Das giebt sie uns für wenig kurze Stunden:
Dich, den ich innig wie mich selbst geliebt,
Dich fand ich kaum, so bist du mir entschwunden!

Als ich begeistert Dich zuerst umfing,
Da trat ich in ein neues, reiches Leben. —
Wie ich an Dir, an Deinen Lippen hing,
So kann der Sohn sich nur dem Vater geben!

Ich schöpfte' aus Deines Wissens vollem Born,
Nie hätt' ich ihn, so oft ich kam, geleeret.
Ein König standest Du mit Amaltheens Horn,
Das Jedem floß, der seiner je begehret.

In früher Jugend hatte die Natur
Als Liebling Dich zu ihrem Dienst berufen,
Ihr athmete Dein treuer Busen nur,
Und Du verschiedst an ihres Altars Stufen.

Und Keiner ringt, so weit die Sonne scheint,
Wird Deine Kraft, wird Deinen Ruhm erringen,
Was Du allein so leicht in Dir vereint,
Das könnte Tausenden den Lorbeer bringen.

Ich sah in Dir ein Denkmal beßrer Zeit,
Wo noch der Geiß des vollen Lichts begehrte,
Nicht Kopf und Herz wie itzt, in ew'gem Streit,
Das Recht in Trug, den Tag in Nacht verkehrte.

Wem klag' ich itzt des Busens tiefen Gram,
Wenn mich das lose Treiben rings empöret,
Daß Schwärmer sonder Kraft und sonder Scham
Auch selbst der Beßern Sinn so ganz bethöret!

Wohl Dir! Du siehst den tollen Frevel nicht,
Der alles lockt zu seinen bunten Fahnen.
Ein Sohn des Lichts bringst Du zu neuem Licht
Und wandelst fort auf immer hellern Bahnen!

Der Schiffer.

Der Schiffer breitet die Segel aus,
Weib und Kind ſtehn am Ufer und weinen.
Fahr wohl, fahr wohl, du geliebtes Haus,
Möge die Sonne dir freundlich ſcheinen!

Bald flieht die Küſte dem ſpähenden Blick;
In die Wogen nur magſt du ſchauen!
Der Schiffer vertraut des Ruders Glück,
Und die Oede gebiert ihm kein Grauen.

Und er ſchiffet und ſchifft, es nahet kein Land,
Nur das Meer entfaltet ſein Leben.
Doch fühlt er ſich froh in Deſſen Hand,
Den alle Weſen erheben.

Und die Sonn' erliſcht, die ſchwarze Nacht
Durchzucken nur Blitzesflammen,
Es heult der Sturm, der Maſtbaum kracht:
Schiffer, nimm dein Herz zuſammen!

Und ruhig ſchöpft er das Waſſer aus,
Das ſein Fahrzeug droht zu begraben,
Von Gütern entleert er ſein morſches Haus:
Lieber iſt in Leben als Haben.

Und die Arbeit führet den Tag herbei,
Und der Sturm wird zum leitenden Winde,
Und plötzlich erhebt sich ein Jubelgeschrei,
Daß Land, nahes Land sich finde!

Es fällt der Anker, der Schiffer steigt
An's Land mit den fröhlichen Scharen,
Voll Demuth er dankend sein Antlitz neigt
Vor dem Retter aus allen Gefahren.

Und Brüder, anderer Farbe zwar
Und anderer Sprache, erscheinen,
Und bringen die Palme des Friedens dar,
Sich brüderlich ihnen zu einen.

Und was die Woge bisher getrennt,
Ist nun auf immer verbunden,
Und wo der Eine Besseres kannt,
Ist itzt auch dem Andern gefunden.

Der Funke, mühsam nur entbrannt,
Wächst rasch zu leuchtenden Flammen,
Das Rechte, Jedem schnell erkannt,
Kettet Aller Herzen zusammen.

O Schiffer, Schiffer, dein freier Sinn
Hat neue Welten geboren,
Wohl ziehst du fröhlich zur Heimath hin,
Was du schufst, wird nimmer verloren!

Denkmal auf die gefallenen Preußen an der Düna im August 1812.

Schon wieder brausen sie die Wetterstürme,
Und Todesschauer weht ein kalter Nord;
Es schaut Ruthenia die Riesenthürme
Der Heere, neu bereit zu Krieg und Mord!
Wo ist das Land, das deine Tempel schirme,
O Friede, wo winkt dir ein sichrer Port!
Geworfen ist das Loos, das Wort erschollen,
Die Donnerwolke soll sich dort entrollen.

Auch euch hat das Verhängniß fortgezogen,
Ihr wackern Brüder, von dem Vaterheerd,
Ihr ginget mit deutschem Muth zu Baltas Wogen,
Und liehet dem Franken euer Heldenschwerdt.
So manches theure Leben ist entflogen,
So manche Tapfern wohl im Streit bewährt.
Es röthete ihr Blut der Düna Wellen,
Sie wallten fröhlich zu des Ruhms Schwellen.

Sie wallten, jene Geister zu versöhnen
Die uns des Liedes Macht unsterblich heißt,
Dich Zierden, und wenn sonst von Brennus Söhnen
Das Vaterland auf ewig dankbar preist,
Mit Thaten Friedrichs Helden neu zu krönen,
Schwerin und Seidlitz, Winterfeld und Kleist.

Denn was der Väter blut'ger Schweiß errungen,
Ist treuen Enkeln nimmer noch verklungen!

Seid uns gefeiert dann, ihr Siegermannen,
Ihr starbet schöner goldner Tage werth,
Der großen, wo sich unter Friedrichs Fahnen
Der hohe Kampf für's Vaterland bewährt.
Heil! ferne Enkel wird zu Thaten mahnen
Auch euer Gemme, in Glanz verklärt.
Es lert hinfort die Kraft der Allemannen
Ein Schrecken einst den kühnen Welttyrannen.

Groß ist die Zeit, und wundervoll die Zeichen
Es ringen Völker blutig um ihr Seyn.
Der Süden füllt, der Norden sich mit Leichen,
Die Palme mag auf keiner Flur gedeihn.
Es will die Hoffnung oft der Erd' entweichen,
Ihr Auge blickt zum matten Himmelsschein;
Doch das Verhängniß waltet mild besonnen,
Bald ist das Stundenglas der Nacht verronnen.

Wohlan! so mag Bellona ferner wüthen,
Vom Tejo bis zum Don Vernichtung drohn!
Wenn rings umher in Zwist und Graus geriethen
Die Elemente, blinken Sterne schon:
Der Himmel lacht, es keimen schöne Blüthen,
Und durch die Schöpfung tönt ein Wonneton.
Der Weise wirkt, begeistert vom Vertrauen,
Und harrt der Zukunft sonder Furcht und Grauen.

Schöne Litteratur.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Göthe. Erster Theil. Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται. Tübingen 1811.

Wer nur hin und wieder etwas von Göthe's Leben und Art gehört hatte, der mußte wohl sonderbar überrascht werden, als es hieß: Göthe schreibe sein Leben, eine Arbeit, die schon in der Nachrede zur Farbenlehre bestimmt angedeutet wurde. Man vermuthete nicht ohne Grund eine große Zurückhaltung, und der Zusatz auf dem Titel schien sogar das Recht in Anspruch zu nehmen, an die Stelle des wirklichen Lebens, so oft es bequem dünkte, ein solches zu setzen, das einer großen Einbildungskraft als möglich erscheinen mochte.

Nun sehn wir mit freudigem Erstaunen, welchem die tiefste Rührung zur Seite geht, den weisen Dichter mit unschuldigem Sinn seine eigenste, wahrste Geschichte, ja sich selbst mit allem

Innern, ohne Rückhalt einem Publikum hinzugeben, das er bisher nicht sehr zu achten schien, in welchem er zwar die lauteste Verehrung gefunden, das aber auch oft mit bösem Willen und stumpfer Einsicht ihm entgegen war. Der drei und sechzigjährige Dichter, als einFürst der deutschen Sänger weit und breit erkannt, beklatscht mit der Verehrung zweier Jahrhunderte, von Kaisern und Königen mit Ordenszeichen beschenkt, Exzellenz und Minister, der sich von jeher darin gefiel, sich von dem Pöbel jeder Art auf jede Art abzusondern, der geht jetzt aus innerem Drang anspruchlos in das beschränkte Dasein der Kindheit zurück, verweilt, von uns allen gesehn, auf's neue in den dürftigen Kreisen der Jugend, und entbüllt mit liebevoller Unbefangenheit die Wege, auf welchen er das geworden, was er zu unserer Freude jetzt ist!

Die Ursachen, die er selbst in der Vorrede für sein Beginnen angiebt, können wir, so schön sie gesagt sind, für unnöthig halten, es ist genug, daß es ihm so gefiel, und sein Talent, bisher so glücklich im Dichten der Wahrheit, brauchte keine Entschuldigung wenn es einen Gegenstand wählte, dessen Behandlung gewissermaßen ein Bewahrheiten der Dichtung heißen kann. Diese Vorrede abgerechnet, die etwas gezwungen scheint durch den doch wohl nur vergeblichen Brief eines Freun-

des, der wie Göthe ſchreibt, iſt das ganze Buch ſo rein, ſo klar, ſo frei und heiter, daß es alle Beziehung auf die Leſer wieder verliert, weder um ihren Beifall buhlt, noch ſelbſtgefällig lächelt, wie durch einen göttlichen Geiſt iſt ihm jede irdiſche Befangenheit von der Stirne gehaucht. Da es ſo iſt, ſo bleibt wohl unausgemacht, ob Göthe's Beginnen eine Freundlichkeit zu dem Publikum ſei, oder eine neue Verachtung, der es nur nicht der Mühe werth dünkte, um der elenden Menſchen willen einem ſüßen Triebe, den er in ſich fühlte, nicht zu willfahren. Doch wir wollen nicht auf einem Gegenſtande verweilen, den Göthe ſelbſt in dem Buche ſanft und verſöhnend berührt.

Die einfache, ſtille Weiſe, in welcher hier erzählt wird, mag den Unverſtändigen, die auf Prunk und Glanz des Genies gefaßt waren, ein allzuwohlfeiles Feſt dünken, wozu dies Buch uns einladet. Sie ahnden nicht, daß alle Reichthümer der Welt, alle Kunſt des Dichters und alle Weisheit des Zeitalters hier in dem beſcheidenen Gewande gegenwärtig ſind. Wo fände ſich wie hier, ein Abbild des wahren, beſtimmten Lebens einer großen Zeit, eines ganzen Geſchlechts, der Zuſtände einer Stadt, eines Hauſes, das Wirken und Regen menſchlicher Kräfte, das innere Heiligthum einer ahndungsvollen Seele, ſo leben-

dig, wahr und groß aufgefaßt, ſo beſonnen als ein Glied der Geſchichte dargeſtellt? Wie der ſiebenjährige Krieg und Friedrich der Große hier auf eine Familie, auf eine Reichsſtadt wirken, nur aus der Ferne zwar, aber dennoch heftig und bedeutend, wie der preußiſche Geſandte ſpäterhin bei der Kaiſerkrönung erſcheint, und hundert andere Züge dieſer Art, iſt dies alles nicht erſchöpfender für die Kenntniß der damaligen Zeit, als tauſend weitläuftige Bücher, die nur davon handeln, und dennoch keinen freien Blick in das Weſen der Geſchichte zulaſſen? Die Gärten um Frankfurt, die Häuſer in der Stadt, der Bau, die Einquartirung, das franzöſiſche Theater, alles iſt hier ein Glied in dem großen Lebenskörper eines ganzen Geſchlechts, und an jenen Gegenſtänden werden die Triebfedern und Werkzeuge des Lebens ſichtbar. Wie das Leben ſelbſt, ſo kräftig und lauter iſt das Buch auf jedem Punkte, und daher wird es auch vielen Leuten, wie das Leben, armſelig und unbedeutend dünken. Man denkt vielleicht an Rouſſeau, an Stilling, von denen der erſtere ſeine geſpannte Natur mit Beredſamkeit, der andere ſeine weichliche mit dichteriſchem Zuſatz behandelt hat, und tadelt an Göthe, von dem man zugeſtehn muß, daß er beides gekannt hätte, vielleicht die ſchlichte, einfache Wahrhaftigkeit am meiſten, die grade ſein höchſter Triumph iſt. Er

übernimmt ſich nie in einem Steff, die Behandlung iſt dieſem ſtets gemäß; die Hand, die den Fauſt und Egmont ſchuf, den Taſſo und Iphigenie bildete, die führt mit anmuthiger Leichtigkeit jetzt den Knaben in das Leben hinauf. Und doch, wie bedeutend, wie inhaltſchwer iſt jeder Satz! wie tiefſinnig und weiſe jede Betrachtung! Maaß und Ordnung ſind überall die Anzeiger, wie hoch und überſehend der Dichter über ſeinem Werk ſtehe, und wie herrlich die ganze Kraft der Jugend in dem lebensreichen Manne ſich als Geiſt wiedergeboren hat.

Wenn dieſe Wahrhaftigkeit im allgemeinen uns ſo rein entgegen leuchtet, ſo können wir nicht begreifen, wie man der Ueberzeugung nur entgehn kann, daß auch das Perſönliche eben ſo treu, eben ſo wahr erzählt ſei, als die größern Umgebungen der Welt geſchildert worden. Wir verſchmähen die hundertfältigen Beſtätigungen und Zeugniſſe, die Mitwiſſende dem Dichter zur Beglaubigung der erzählten Thatſachen geben mögen, und halten uns an das innere Kennzeichen der Wahrheit. Sie kann nicht Folge einer vorſätzlichen Gewiſſenhaftigkeit ſein, es fehlt jene Aengſtlichkeit, die jede Wahrheit, ſobald ſie Vorhaben iſt, begleitet; der freie, edle Trieb der Natur hat es ſo geſchaffen.

Dieſer erſte Theil umfaßt in fünf Büchern

den Zeitraum von der frühesten Kindheit bis in das erste Jünglingsalter. Die erste Entwickelung so mannigfacher Kräfte und Anlagen steht offen vor uns, und wir können nicht läugnen, daß schon der entschiedenste Charakter sich zeigt, der überhaupt bei den meisten Menschen früher bestimmt wird, als man gewöhnlich glaubt. In der Geschichte der ersten Kindheit, deren weniger Stoff, der vorhanden war, durch keine rednerische Fülle erweitert worden, sind bewundernswürdige Züge, deren edle Einfalt den gemeinen Leser täuscht, sie für gewöhnliche zu halten, aber den Eingeweihten zur Entzückung hinreißt. Wir rechnen dahin, um nur Eines zu nennen, die schöne Weise, wie Göthe von seinen frühverstorbenen Geschwistern spricht, und eines lieblichen Mädchens erwähnt „das aber auch bald wieder verschwand" ein Ausdruck, dessen Fülle mannigfacher Anschauung hier unendlich bedeutend ist, man sieht darin den ganzen Zustand der wundervollen Ungewißheit des Kindes, dem die Schwester erschien, es wußte nicht woher, und das die geliebte Erscheinung an seiner Seite wieder vermißte, ohne zu wissen, wo sie geblieben war.

Die wohlgegründete Sicherheit einer wohlhabenden und geehrten Familie, die bürgerliche, freisinnige Verwendung eines reichlichen Besitzthums, das genossen, aber im Genuß auch erhal-

ten werden soll, der edlere Fleiß der Kenntniß und der Kunst, der aus dem kaufmännischen Fleiße des Erwerbes hervorgegangen, dies alles ist unnachahmlich gezeichnet, und wir freuen uns, den glücklichen Knaben inmitten dieser Welt aufwachsen zu sehn. Mit gönnendem Neide sehn wir ihn durch alles, was ihn umgiebt, gefördert, selbst durch das, was anfangs zu hemmen schien, und im väterlichen Hause sowohl, als weiterhin in seiner Vaterstadt überhaupt, jede Kenntniß, jeden Genuß, jede Erfahrung ihm zu rechter Zeit günstig dargeboten, ihn selbst aber auch mit sinnvollem Gemüth und kräftiger Treue das Dargebotene jedesmal ergreifen; und was dem Leben nutzt, von der Welt gefordert wird, das Herz erfreut, den Körper ziert und den Geist bereichert, mußte ihm durch Glück und Willen nach einem schicklichen Maßstabe zu Theil werden. Das Fortschreiten des Lernens und Lebens, die ruhige, doch lebhafte Weise seiner Entwickelung, geben ein großes Bild der Erziehung, und nicht leicht wird irgend ein Buch über diesen Gegenstand dem nachdenkenden Forscher so reichhaltige Belehrung schenken.

Die Zeit gewährte vieles, aber das meiste, was wir jetzt fordern, versagte sie noch; glücklicherweise trat sie wenigstens in Göthe's ruhigen Verhältnissen dem, was still der Zukunft reifte, nicht

entgegen, und ohne Streit konnte jedes Neue seine wahre Stelle finden. Was ihm früh begegnet, mußte mancher von uns als Mann suchen, was ihn von selbst ergriff, wurde von vielen ein langes, arbeitvolles Leben hindurch vergebens erzielt; und so mußte es auch sein, die Götter alle mußten seinem Leben lächeln, damit das Talent des Dichters würdig verliehn, und rein verwaltet würde. Aber auch ein solches Geschick ist nicht ohne Schmerzen und Leiden, und der Name Glück wendet sich für höhere Geister in eine eigene Bedeutung, die mehr auf die Möglichkeit als auf die Wirklichkeit geht, und glücklich muß ein Mensch gebildet sein, um die Tiefen des Unglücks in seiner Brust zu fühlen.

Bescheiden verkündigt sich die erste zarte Neigung der Poesie als ein Gefühl der Einsamkeit, und der daraus entspringenden Sehnsucht, als ein von der Natur in das Gemüth gelegtes Ernste und Ahndungsvolle; von einer abgelegenen Kammer herab, wo der Knabe im Sommer seine Lectionen lernte, sah er die schöne Ebene gegen Höchst vor sich, wartete er die Gewitter, hörte er den Schall fröhlicher Gesellschaft aus den umliegenden Gärten, blickte er der untergehenden Sonne nach. Nie war seine Jugend getrübt, in edler Reinheit wuchs der schöne Baum empor, und das Gemeine berührte die herrliche Seele nur feindlich, nie verfüh-

führerisch. Selbst da, wo im Umgange mit solchen, die seiner unwerth waren, sich das holdseligste Verhältniß für den Jüngling erschlossen hatte, ein Verhältniß, in dessen Darstellung die Anmuth der Kunst erschöpft ist, bewahrt sich Herz und Geist in unverletzter Unschuld. Höchst merkwürdig ist die bald nähere, bald entferntere Aehnlichkeit zwischen den Begebenheiten, die hier erzählt werden, und denen, mit welchen Wilhelm Meisters Lehrjahre anfangen, wodurch den Freunden der Poesie und Göthe's ein tiefer Blick in seine Art und Kunst eröffnet wird. Die Krönungsfestlichkeiten drängen endlich, wie im Leben, so in der Beschreibung, jenen Umgang mit der züchtigen Geliebten und ihren leichtfertigen Vettern in den Schatten zurück, nur hie und da treten sie wieder, doch nur als Zuschauer bei den wichtigen Vorgängen, vereint hervor. Plötzlich aber bricht ein Ungewitter herein, das kaum geahndet werden konnte, und die härtesten Anklagen, der schimpflichste Verdacht, dringen auf den Ueberraschten, der sich keiner Schuld bewußt ist, stürmend los, bis er endlich seine Rechtfertigung findet, aber den erhöhten Reiz lieberfüllter Tage zugleich mit der Geliebten verliert. Hiemit endet der erste Theil, und ein wunderbar wehmüthiges Gefühl bleibt in dem Leser zurück, der mit dem natürlichen, allmählichen und erwarteten Ausgang einer zeitlichen Pracht,

die alle ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, unerwartet auch ein Verhältniß plötzlich abbrechen und erlöſchen ſieht, das die Möglichkeit und Hoffnung längeren Beſtehns noch in ſich trug.

Drei größere Stücke ſind in dieſem Bande, die den meiſten Leſern ſogleich auffallen werden. Viele werden nicht wiſſen, was ſie damit anfangen ſollen; man wünſcht eine genaue Verknüpfung zu ſehn, und aus dem ebenmäßigen Erzählen nicht ohne augenſcheinliche Nothwendigkeit herausgeriſſen zu werden: hier aber drängen ſich in den Verlauf der Begebenheiten ohne unmittelbaren Bezug fremdartige Dinge ein, deren Zuſammenhang mit der Perſönlichkeit des Dichters, ſelbſt durch ſeine eigene Erklärung darüber, nicht zur Genüge dargethan ſcheint. Das Märchen, die bibliſche Geſchichte, und die Kaiſerkrönung in Frankfurt, drei Aufſätze, denen man die beſondere Liebe des Verfaſſers ſogleich anſieht, merkwürdig und ſchön jeder für ſich, werden den Anſtoß, den man an den Auszügen aus Ottiliens Tagebuch in den Wahlverwandtſchaften nahm, ſchwerlich vermeiden können. Wenigſtens einen epiſodiſchen Eigenſinn wird man darin ſehn, wenn man ſo gütig iſt, die Anklage nicht aus gemeineren Gründen führen zu wollen. Wenn jedoch die hohe Nothwendigkeit, die über dem Schaffen eines großen Geiſtes unabänderlich waltet, und die in Shak-

speare's, Cervantes, und Göthe's Werken von scharfsinnigen Männern heute so klar dargethan, als tief von ahndungsreichen Gemüthern ewig gefühlt werden, wem diese einer gewöhnlicheren Rechtfertigung bedarf, der versuche es einmal, und lass aus den Wahlverwandtschaften jenes Tagebuch, aus der Lebensbeschreibung die genannten Stücke weg, und er wird dort ein begleitendes Bewußtsein, wodurch das Bild der Zeit, der Menschen und der Verhältnisse, die vor uns spielen, erst vollendet wird, hier die feste Unterlage des Bodens vermissen, woraus der mächtige Baum einer unsterblichen Poesie hervorwächst.

Es würde zu weit führen, in die Zergliederung des Gesagten einzugehn, oder die vielen farbigen Lichter einzeln aufzufassen, die aus den reichhaltigen Episoden, von denen die Kaiserkrönung ein wahrhaft vaterländisches Prachtbild, die Erzählung der biblischen Geschichten eine schöne Idylle der frömmsten Unschuld ist, in unzähligen Strahlen auf das Gemüth des werdenden Dichters treffen: allein wir dürfen einen andern Vorwurf, der bei dieser Gelegenheit verlauten will, nicht unerörtert lassen. Das wunderliebliche Mährchen, das der Knabe erzählt, wird manchen schwer überreden, daß es so ganz in dieser Gestalt aus der jungen Einbildung hervorgegangen sei. In der That ist der Gehalt dieses Mährchens verwandt

mit dem Gang und Stoff jenes andern, das die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten beſchließt, und leicht dürfte ſich die Meinung einfinden, daß dem jugendlichen Erzeugniſſe beim Niederſchreiben etwas von der Reife geſpendet worden, die dem bewährten Meiſter nicht verſagt. Ohne jeden Antheil an der Vermuthung ganz von uns abzulehnen, müſſen wir jedoch einwenden, daß der Verluſt, welchen die frühen Traumbilder einer Zauberwelt, die nicht geſpielt, die gelebt wurde, und das Gemüth der forſchenden Knaben in rege Bewegung brachte, immer dadurch erleiden, daß ſie von ſpätern Augen betrachtet werden, einen anderweitigen Erſatz finden muß, und daß alles beim Niederſchreiben angewandte Ordnen, Bilden und Mäßigen auf keine Weiſe hinreicht, die Gluth und Innigkeit der erſten Vorſtellung zu erſetzen, und jenes Lebendige des Eindrucks zu geben, das ſich im Schreiben nicht erreichen läßt. So wird ſelbſt durch das ſcheinbar Ungetreue die Treue bewährt, und aus der Beſchuldigung entſteht eine neue Bewunderung der weiſen Wahrhaftigkeit des Dichters.

Bitte um Belehrung an einen Rezenſenten.

Im 61ſten Stück der Erholungen, eines Thüringiſchen Unterhaltungsblattes, hat ein unbekannter Rezenſent das erſte Heft dieſer Zeitſchrift mit vieler Güte beurtheilt. Wir ſind ihm dafür dankbar, und glauben dies am beſten dadurch zu beweiſen, daß wir nicht, wie wohl andere Schriftſteller thun, dem eingeſtreuten Tadel durch heftige Antikritiken entgegen treten, ſondern vielmehr einen Fehler, auf den er hindeutet, aufrichtig geſtehen, und zugleich einige andere gleicher Gattung anzeigen. Es tadelt nehmlich jener Kritiker einige undeutſche Ausdrücke, die in der Romanze von Ludwig Robat, Ritterſitte überſchrieben, mit unterlaufen, und unter dieſen auch das franzöſiſche Wort Jargeau. Wir bekennen frei, daß dieſes kein deutſches Wort iſt, ſondern vielmehr der Name eines gewiſſen Bergſchloſſes in Frankreich. Wir können auch

nicht verhehlen, daß in derselben Romanze noch einige andere undeutsche Wörter dieser Gattung vorkommen, als da sind der Name Suffolk, der offenbar englisch ist, ferner die Namen d'Arc, Loire, welche französisch sind; nur hätten wir gewünscht, daß unser Rezensent uns belehrt hätte, wie solche Namen ins deutsche übersetzt werden müssen, damit wir im Stande wären, uns bei künftigen Gelegenheiten vor dergleichen Fehlern gegen die Reinheit der Sprache zu hüten. Wir bitten ihn, uns seinen lehrreichen Unterricht über diesen wichtigen Theil der Sprachwissenschaft doch ja nicht vorzuenthalten.

Die Herausgeber.

Gedichte

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Erster Band.

Gedichte aus dem Jünglings-Alter.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1816.

A 503 450*9

Univ. Bibl.
München

Prolog.

Wenn unser eignen Blick das eigne Selbst
Erschien' in sichtbarer Gestalt, — wer trüge
Den Schrecken wohl? — Auch, wie die Sage spricht
Verkündet das unrettbar nahen Tod.
Und dennoch — schon so manche Woche lang
Erschein' ich mir in frühgesung'nen Liedern,
Auch wohl in solchen, die unlängst nur erst
Entblüht mir sind, ein unverkennbar Ich.
Doch zittr' ich nicht. Vielmehr mit ernster Rührung
Späh' ich die eignen Züge sorgsam durch,
Entwerfend mir darnach mein eignes Bild.
Was deutet das? — Gilt es wohl nahen Tod? —
Mag seyn. Die rühmlich strenge Kriegsbeschwer
Des großen Jahres Dreizehn lastet pressend
Auf meiner kranken Brust, pocht in den Gliedern,
Und spricht mich an: Mensch, mach dein Testament!
Das thu' ich denn mit dieser Sammlerarbeit,
Mit diesem ernsten Anschau'n meiner selbst,
Und so wird Ursach Ahnung, Ahnung Ursach. —
Ihr, edle Frau'n, und liebe, deutsche Herr'n,
Die Ihr gewünscht, in Einem Blumenkorb

Versammelt meine Blüthen all' zu sehn,
Nehmt diese erste Gabe huldreich auf.
Ich sende sie als einen duft'gen Vortrab,
Zuerst sie sammelnd, weil zuerst sie sproßten,
Und weil sie Niemand sammeln kann, als ich.
Ruft mich fortan der Herr vom Aernten ab,
Eh' ich die Arbeit ganz Euch ausgeführt,
So kann den Rest ein wahrer Freund vollbringen.
Auch hätt' ich gern ein odern andern Gruß
Aus theuerm Mund für meine Müh' vorweg.
Den spendet mir. Hat Gott dann auch mein Leben
Verlängert, neu erstärkend Seel' und Leib,
So reut Euch doch wohl nicht der Blumendank,
Den Ihr um Blumen Euerm Dichter gabt.

Jünglingsgedichte.

Vorspiel.

Wo der Jugend kecke Blüthen
Wunderlich ringsum erſtehn,
Kann auch Klagen, Schelten, Wüthen
Man mit Wohlbehagen ſehn.

Ritterlich auf ſeinem Roſſe
Sprengt der Jüngling in die Welt,
Sucht nach manchem Zauberſchloſſe, —
Findet nichts, das ihm gefällt.

Zürnend reißt er in die Saiten,
Die ihm Gottes Huld verlieh,
Doch ſein Lieben, doch ſein Streiten
Trifft die rechten Pfade nie.

Dennoch künft'ger Thaten Ahnung,
Höh'rer Liebe künft'ger Schmerz
Trifft mit unverſtand'ner Mahnung
An ſein vielbewegtes Herz.

Drum, auch hier, wo Jugendblüthen
Wunderlich ringsum erſtehn,
Mögt das Klagen, Schelten, Wüthen
Ihr mit güt'ger Milde ſehn.

Aufforderung.

Nach dem Gefecht am 2ten Julius 1794.

Franken, wo war Euer Schwerdt? Zwar sandtet Ihr tödtende Donner,
Daß zerschmettert im Staub sich Reiter wälzten und Rosse.
Aber, da wir uns nahten im ernsten Glanze der Waffen —
Zürnend brausten die Säule, hoch wehte die flatternde Mähne,
Und Euch bedrohten die Krieger mit todtverkündendem Blicke —
Ha, da floht Ihr zurück, noch eh' wir die Schwerdter entblösten! —
Franken, Euch blieb kein Schwerdt! Ihr habt nur blutige Beile,
Um wohlthätige Fürsten und treue, verrathene Helden,
Waffenberaubte Krieger und Priester der Gottheit zu morden!

Zornesruf.

Im Sommer 1794.

Zurück vom alten Rhein, verderbende Hyänen,
Zurück! Noch schützt ihn unser Schwerdt,
Vergebens droht Ihr uns mit mörderischen Zähnen!
Der Deutsche siegt für seinen Heerd.

Zwar drängtet Ihr die Schaar vom hohen Felsensitze,
Die deutsch und ruhig widerstand,
Zwar fiel so mancher Held durch todesschwangre Blitze
Im Streit für Fürst und Vaterland.

Noch jüngst traf Euer Dolch den Freund aus unsrer Mitte,
Der früh im Schooß der Erde ruht.
Vergebens stieg zu Gott der frommen Mutter Bitte,
Vergebens focht des Jünglings Muth.

Doch Rache schwören wir an seinem Rasenhügel,
Fluch Euer Tiegertapferkeit!
Prophetisch rauscht um uns der ernsten Muse Flügel,
Die Euch dem nahen Abgrund weiht.

Mathildens Klage.

Romanze.

In Aſiens fernem Gefilde
Fand Reinald, mein Lieber, den Tod.
Da fiel er, vom Blute ſo roth,
Und lispelte ſterbend: „Mathilde!“ —
Verlaſſen!
Mir blaſſen
Die Wangen in einſamer Noth.

Doch ward die Martyrerkrone,
Da ſiegend im heiligen Streit
Sein Leben er Jeſu geweiht,
Dem Treuen zum ewigen Lohne.
Geſchieden
In Frieden
Von jeglichem irdiſchen Leid!

Jüngſt weint' ich im Schatten der Linden,
Im Buſen ſtieg Sehnſucht mir auf;
Da ſchwebte der Abend herauf
Aus bräunlichen Felſengewinden,
Durch Wälder
Und Felder
Ging Mond ſeinen einſamen Lauf.

Und seltsam rauscht' es im Haine.
Herab von buschigen Höh'n
Ließ dämmernd ein Schatten sich sehn;
Der wankt' um die moosigen Stein.
„Mathilde!
Mathilde!"
So flüsterte leises Getön.

„Hör' auf, Mathilde, zu trauern,
Und trockne die Thränen dir ab.
Ich fand ein rühmliches Grab
Vor Salem's heiligen Mauern.
Zur Erde
Vom Pferde
Sank blutend mein Leichnam herab.

Gethsemane's Palmengesträuche
Beschatten mein stilles Gebein;
Dort senkten die Krieger es ein,
Und netzten mit Thränen die Leiche.
Doch schonend,
Und lohnend,
Rief Gott mich in's Himmelreich ein."

Da strahlte aus himmlischer Ferne
Ein Glanz um die Schattengestalt.
Er wandelte leicht durch den Wald,
Die Locken umkränzten ihm Sterne. —
Ihr Mächte,
Durch Nächte
Führt mich zu dem Heiligen bald!

An Viele.

Was staunt Ihr, Menschen, daß mit Feuergluth'
Von meinen Lippen kühn die Rede tönt?
Was lächelt Ihr, wenn ungestümm mein Blut
Durch jede Ader wallt, und ich in heil'ger Gluth
Der Erde Gold und seine Sclaven höhne?

Was hält Euch fest in jenem bangen Kreis,
Worin ein schmählich Vorurtheil Euch bannte?
Was bist Du werth, Du Jüngling oder Greis,
Wenn nie, von stolzem Muth und hoher Ahnung heiß,

Dein Herz beim Bild' erhabner That entbrannte?
Schlummert Psyche denn in Deinem Busen,
Daß Du nicht der Heimath mehr gedenkst?
Nicht, o Armer, vor dem Lied der Musen
Deine Blicke zu den Sternen lenkst?
Besser warst Du an der Mutter Busen.

Zukunft schien durch Deiner Kindheit Traum,
Frühling flocht Dir Blumen in die Locken,
Winter gab zum Spiel Dir seine Flocken,
Freude fand im Knabenherzen Raum.
Aber schändlich rechnet nun der Mann,
Was ihm dient zum reichbesetzten Mahle,
Was ihm füllt die schwelgerische Schaale,
Blum' und Flocke sieht er nicht mehr an.

Schlinget wieder Eure Arm' um ihn,
Holder Kindheit segenreiche Stunden.
Klugheit, ach, schlug seiner Freude Wunden,
Und er sah mit ihr die Götter fliehn.

Wähnst Dich weise, rechnendes Geschlecht,
Weil am Boden Deine Blicke kleben?
Ja, zum Himmel sie empor zu heben,
Bist zu klüglich Du und auch zu schlecht.

Staunt mich immer an, und lächelt nur!
Nennt es Schwärmerei, wovon ich glühe!
Freiheit, Deinem Tempel weihte frühe
Wahrheit mich und heilige Natur!

Lied.

Singend zog auf seinem Rappen
Wohl ein Graf den Berg hinan;
Hinter ihm die muntern Knappen
Stimmten viele Lieder an.

Eins begannen sie zu singen
Von der Liebe süssem Schmerz:
Wie er wunderlich mag dringen
Durch den Panzer in das Herz;

Wie im wilden Schlachtgewimmel
Und auf rauher Pilgerfahrt
Der ersehnte Liebeshimmel
Schöner nur sich offenbart;

Wie allgegenwärtig schaltet
Liebchens süsse Zaubermacht;
Wie sich Alles umgestaltet,
Ob sie trauert, ob sie lacht.

Und es spricht auf seinem Rappen
Still der Ritter vor sich hin:
„Wie Ihr's scherzend singt, Ihr Knappen,
Ach ist ernstlich mir zu Sinn!".

Sängerglück.

Der Sänger schlich um Liebchens Thür,
Sein Zitherspiel im Arm,
Das Auge voller Liebesgluth,
Die Brust voll süssem Harm.

Er sang mit holdem Klagelaut:
„O laßt mich hier allein!
Die Menschen alle, klug und froh,
Die sollen ferne seyn.

Versteht mich keiner doch so wohl,
Als hier mein Zitherspiel;
Gab keiner doch der wunden Brust
Des Trostes je so viel.

Sie rufen wohl mir klüglich zu:
Ermanne Dich und flieh!
Gebannt in süssen Zauberkreis,
Vermag's der Arme nie.

Bedeutsam geht der Stunden Lauf
An meinem Leben hin;
Was Andre so gelassen sehn,
Bewegt mir Herz und Sinn.

Ich deute sehnend Bilderschrift
Aus Liedchens Sprach' und Gang,
Und sprech' es liebend wieder aus
Im bildenden Gesang.

Den Besten soll des Sängers Wort
Geoffenbaret seyn;
Für Andre hüllt sich stolze Kunst
In tiefe Nebel ein.

Drum beut der Liebe gern das Lied
Die schwesterliche Hand;
Drum kleidet gern die Liebe sich
In Liedes Festgewand."

Da kam das Hofgesind herbei,
Dem Weis' und Ton gefiel.
Der Sänger ging in Wald zurück
Mit seinem Zitherspiel.

Wunſch.

Ach, wie heiter wollt' ich ſterben!
Aber, Schickſal, Einen Kranz
Möcht' ich ringend noch erwerben,
Und vergehn in ſeinem Glanz.

Sänk' ich ſtolz und blutend nieder
Nach dem ſieggekrönten Streit!
Gäben preiſend Bardenlieder
Mir das rühmliche Geleit!

Nahe wär' die Süſſe, Milde,
Sprách' ein freundlich Wort mir zu,
Und auf heiſſem Schlachtgefilde
Fánd' ich die erſehnte Ruh!

Warnung. *)

Es war aus kühner Brust gedrungen
Der Wunsch nach kühnem Tod' im Feld,
Wo, noch vom Liebesarm umschlungen,
Zum Seel'gen sich verklärt der Held.

O mir, Geschick, mit ernstem Spotte,
Wie hast Du Alles mir verkehrt!
Du lockte'st mich aus tapfrer Rotte,
Betrogst mich um mein gutes Schwerdt!

Und die mich Todten sollt' umkränzen,
Und Thränen weih'n auf seinem Grab,
Die sank in Mitte blüh'nder Lenzen,
Von mir bekränzt, beweint hinab.

Drum still mit jeder dreisten Frage,
Mit jeder dreisten Bitte still!
Verderblich tönt des Himmels Wage
Dem Kecken, der was Eig'nes will.

*) Um viele Jahre später gedichtet, aber allzugenau dem vorstehenden Liede verschwistert, um von ihm getrennt zu werden.

Romanze.

Zog ein Ritter jung und heiter,
Waffenruhm sich zu erfechten,
Durch das Land Hispania.
Kühne Sehnsucht trieb ihn weiter,
Und das Schwerdt in seiner Rechten
War Bedrängten schützend nah.

Beten gingen hin und wieder,
In der span'schen Christen Landen,
Flehten ernst und kummervoll:
„Hört, Ihr Ritter brav und bieder,
Rettet Unschuld aus den Banden,
Die verläumdet bluten soll.

Für den Preis der Königinnen
Mög' ein Held sich kühn erheben,
Schirmend ihrer Ehre Licht.
Ach, mit frevelndem Beginnen
Strebt nach ihrem süssen Leben
Ein verschmähter Bösewicht!"

Was Verläumdung frech begonnen,
Hört erzürnt der wackre Ritter,
Eilt zum Schutz der Dame schnell.
Sieh, schon ist der Streit begonnen!
Im geweihten Kampfesgitter
Schwirren Klingen scharf und hell.

Nimmer achtet er der Wunden,
Die ihm tief und schmerzlich bluten;
Ach er sah die Königin!
Nimmer mag er doch gesunden
Von der heissen Liebe Gluten,
Tod für sie ist ihm Gewinn.

Doch nicht Tod ist ihm beschieden;
Der Verläumder sinkt, vom Stahle
Hartgetroffen, in den Sand.
Neuvereint zum schönern Frieden,
Reicht die Fürstin dem Gemahle
Schuldbefreit die weisse Hand.

„Weile nun, mein Retter, weile;
Spricht sie drauf zum trüben Streiter,
Dessen Herz von Sehnsucht schwillt.
„Nimmer treibe wilde Eile
Durch die trübe Welt Dich weiter;
Ruhm hat Deinen Durst gestillt."

Schweigend wandelt er am Abend
Zu des Meeres fernem Strande,
Findet dort ein Schiff bereit.
O wie klang die Kund' ihm labend:
Morgen nach dem heil'gen Lande
Segel' es einsam fort und weit!

Wie er endlich dann gefallen,
Meldet nicht die dunkle Sage;
Doch, wo Sions Palmen wehn,
Stritt er, sammt den Helden allen,
Rühmlich einst am heissen Tage,
Und er ward nicht mehr gesehn.

Heimweh.

Ballade.

Ueber die Klippen herzynischer Hügel
Glänzte so blendend das Wintergewand,
Wehten die Lüfte mit kältendem Flügel,
Fesselnd die Wogen im eisigen Band.
Hoch auf schroffem Felsengipfel
Stand ein graues Ritterschloß.
Sturm aus seinen Zinnen goß
Schnee auf die entlaubten Wipfel,
Deren Kranz den Wall umschloß.

Mitten im Kreise der jubelnden Mannen
Leerte der Schloßherr den weiten Pokal.
Wärmende Lichter verstreuten die Tannen
Flammend vom Heerd über's trauliche Mahl.
Doch des Ritters Gattin schaute,
Fern von des Gelages Braus,
In die Winternacht hinaus.
Klagend scholl ihr Sang zur Laute
Durch das stille Frauenhaus:

„Ging ich nicht ehmals durch blumige Felder,
Labend von südlichen Lüften umspielt?
Haben Italiens duftende Wälder
Nicht mir die glühenden Wangen gekühlt? —

Ach, fernab vom Heimathslande,
Hör' ich Nordens Stürme wehn!
Liebe, Liebe mild und schön
Wand um mich die Rosenbande, —
Konnte Bianca widerstehn?

Kehrend als Sieger aus heil'gem Gefechte
Nahte Germania's muthiger Sohn.
Traulich mir bot er die rühmliche Rechte;
Liebe wand Myrten, dem Helden zum Lohn.
Und ich floh der Heimath Fluren
An des blonden Ritters Hand;
Und Neapels Himmel schwand, —
Trauernd such' ich seine Spuren,
Ach umsonst, im kalten Land!

Treues Gefühl in der herzlichen Rede,
Liebt mich der Traute zwar innig und warm,
Aber ihn ruft zum Gelag' und zur Fehde
Oft die Trompet' aus der Liebenden Arm.
Und dann lockt mit sanften Klängen
Aus den Bergen, rauh und wild,
Mich hinweg der Heimath Bild,
Zu den sehnenden Gesängen
Klagt die welsche Laute mild.

Flattern nicht singend zum wärmeren Himmel
Vögel in reger Geselligkeit fort,
Wenn durch der eisigen Flocken Gewimmel
Stürmet mit grausem Gebrülle der Nord? —

Mit Euch, mit Euch möcht' ich fliegen,
Aber an des Treuen Hand,
Und im süssen Mutterland
Mich in goldne Träume wiegen,
Die mein junges Herz gekannt.

Duftend entsprieſſen dem glücklichen Süden
Zärtere Blumen hellrosig und weiß,
Pflegend dort schirmen im ewigen Frieden
Thauwind und Sonne die Töchter des Mai's.
Wo mit Schnee sich Fluren färben,
Wo der Sturm durch Wälder bricht,
Pflanzt die zarten Keime nicht;
Trauernd welken sie und sterben,
Fern von milder Heimath Licht."

Lebensmuth.

Das Schwerdt an der Seite,
Die Leier zur Hand!
Wohl lockt in der Weite
Manch liebliches Land;
Wohl winken Geſtalten
Von Helden Dir zu;
Vertrau' ihrem Walten,
Entſtrebe der Ruh!

Was wollteſt Du zagen?
Biſt rüſtig belebt.
Vermagſt ja zu wagen,
Wo Schwachſinn erbebt,
Vermagſt ja, zu ſingen
Manch kräftiges Lied;
Viel kann er erringen,
Den Muſe durchglüht.

Und ob Dich verkennen
Die Thoren umher,
Im Buſen doch brennen
Die Flammen ſo hehr.
Nie glänzet dem Matten
Das Sonnenlicht frei,
Leicht ziehen die Schatten
Dem Kühnen vorbei.

Die Stimme und der Sänger.

Die Stimme.

Was blickst Du trauernd rückwärts auf Dein Leben?
Entfloh die Freud' aus Deinem Sinn?
Siehst Du nicht Hoffnung golden vor Dir schweben?
Sie lockt Dich in die Zukunft hin.
Dort blühn die schönen Blumen alle,
Die einst der Kindheit Sehnsucht kannte;
Dort rufen Thaten Dich in Nachruhms Halle,
Vor deren Bild Dein früher Muth entbrannte,
Und gute Menschen öffnen ihre Arme,
Daß mild Dein Herz an ihrer Brust erwarme.

Der Sänger.

Ja, holde Stimm', ich kenne Dich.
Du lockst mich weiter stets mit sanftem Kosen,
Doch ach, es blühen Deine Rosen
Und Deine Lorbeern nicht für mich!

Oft täuschte mich ein schöner Traum,
Ich wähnte, Deine Bilder zu umfangen, —
Vergebens glühten meine Wangen,
Mein Paradies zerrann in Schaum.

Oft winkte mich Unsterblichkeit
In großer Thaten strahlendes Gefilde.
Wie glüht' ich vor dem stolzen Bilde,
Zum schönen Tod für Recht bereit.

Ach, Wirklichkeit mit ehrner Hand
Stieß mich zurück in ihre engen Schranken,
Um stumm und taub darin zu wanken,
An Taglohnsarbeit fest gebannt.

Dann sucht' ich glühend einen Mann,
Mein Leid in seine warme Brust zu tragen; —
Sie lächelten bei meinen Klagen,
Und sah'n erstaunt den Schwärmer an.

Die Stimme.

Weißt Du schon, was Schicksal für Dich trägt?
Kennst Du schon des guten Greises Willen?
Hat er sorgsam Dich nicht oft gepflegt?
Nicht, entschwundner Träume Gram zu stillen,
Dir manch liebes Glück in Arm gelegt?
Ist nicht, warm von der Begeistrung Funken,
Mancher Edle Dir an's Herz gesunken?
Trau der milden Ahnung Rosen,
Wenn Dein Busen stürmisch wallt;
Nimmer wird die Hoffnung alt,
Nimmer welken ihre Rosen.
Aus der bessern Welten Ferne
Singt sie tröstend süße Lieder,
Und es glänzen ihre Sterne
Dir im leichtern Herzen wieder.

Der Kirchhof.

Mild scheint Abendsonnenstrahl
Ueber stille Grüfte,
Durch den Strauch am Todtenmal
Säuseln warme Lüfte.

Tod verschloß mit kalter Hand
Denen, die hier schlafen,
Frühlings mildes Zauberland
Und der Hoffnung Hafen.

Ihnen schien der Himmel hell
Durch entblühte Bäume,
Lächelten aus jedem Quell
Holde Lieblingsträume.

Nun in starrer, öder Nacht
Hält sie Tod gefangen;
Ach er bleicht mit grauser Macht
Ihre kalten Wangen,

Welt zerbrach ihr armes Herz,
Und der Täuschung Schimmer,
Doch betrogner Hoffnung Schmerz
Weckt die Schläfer nimmer.

Schwindet denn dahin in Luft,
Meine schönen Träume!
Ruhe wehn um meine Gruft
Einst des Kirchhofs Bäume.

Warnung.

Zwei sind, Jüngling, der Wege, die Dir, dem Hoffenden winken:
Einer strebet empor, herrlich von Sonne bestrahlt,
Auf zur prächtigen Höh', wo Waffen glänzen und Palmen,
Und ein Heroengeschlecht wandelt, mit Göttern vertraut.
Ist Dir es nicht, als riefen Dich Kühnen die lichten Gestalten,
Nachzuwallen den Weg, den sie ihr Genius trieb?
Regt nicht ähnliche Kraft sich Dir im muthigen Busen?
Ahnst Du den Hymnus nicht, welchen die Nachwelt Dir weiht? —
Aber thalwärts senkt, von blühenden Stauden umschattet,
Sich ein friedlicher Pfad. Viele wandeln hinab.
Gute Menschen führen Dich hin, und sagen Dir freundlich,
Ehre sei glänzender Trug, Wahrheit bewohne das Thal.
Dort verstreiche das Leben in schuldlos seeligen Spielen,
Mehr auch gelte das Glück, als der hellstrahlendste Ruhm.
Folgst Du? — Siehe, begrüßt von Nachtigallengesängen,
Trittst in die Schatten Du ein, häuslichen Freuden ein Gast;
Treu auch bleiben die Guten, die Dir wohlmeinend gerathen,
Stets an der Seite Dir, loben die glückliche Wahl.

Aber breiter nun wird der Pfad und sandiger immer,
Selten noch klinget ein Lied, selten noch blühet ein Baum;
Früchte sprossen empor aus nahrungskräftigem Boden,
Sense klirret und Pflug durch das bestäubte Gefild.
Und es loben Dir fort die Guten das seelige Leben,
Preisen, wie sicher man sey, fern von der rühmlichen Höh'!
Fernher schimmert sie noch hervor aus dunkelnden Zweigen,
Fernher winken nur noch Götter und Helden Dir zu.
Wendest Du trauernd den Blick hinweg vom räthlichen Mahle
Auf zum schwindenden Licht, singst Du ein sehnendes Lied,
Ach, dann schelten die Guten Dich Schwärmer und toller Geselle,
Der nicht den Seegen erkennt, welchen ihm Ruhe gewährt.
Ställe bauen sie Dir und Wohngebäude vor Augen,
Daß nur der herrliche Glanz nicht bis zu Dir sich verirrt.
Ist Dir die Wahl noch frei, o fliehe die Schatten des Thales!
Wandle die strahlende Bahn freudigen Muthes entlang!

Geiſterkunde.

Siehſt Du an des ſanften Hügels Rand
Unter alten Bäumen die Kapelle?
Epheu flüſtert an der grauen Wand,
Gräſer wanken auf der morſchen Schwelle,
Wie berühret von unſichtbarer Hand,
Murmelt aus dem Thal herauf die Quelle.
Höre, was der ernſten Sage Laut
Von dem ſtillen Hügel mir vertraut.

Oft, wenn ferner über Fichtenhöhn
Vollmond ſeine milden Strahlen ſandte,
Hat der Landmann ſchaudernd es geſehn,
Wie ein ſeltſam Feuer dort entbrannte;
Durch die Zweige glüht' es furchtbar ſchön,
Daß es fern den kühnen Forſcher bannte.
Dann, in der geweihten Stunden Lauf,
Stehn die Geiſter aus den Gräbern auf.

Und mit feierlichen Liedern geht
Um die Flamme rings der Todten Reigen:
Ritter ſieht in alter Majeſtät
Mitternacht aus ihren Gräbern ſteigen,
Sieht, die Hände faltend zum Gebet,
Sich der frommen Mönche Chor verneigen;
Frühgeſtorbner Bräute Myrthenkranz
Flimmert bleich im ſanften Mondenglanz.

Iſt der ernſte Kreisgang dann vollbracht
Unter der Kapelle heil'gen Bäumen,
Wandeln ſie in ſchauerlicher Pracht
Deutend hin, wo gute Menſchen träumen.
Doch nur, bis das Morgenroth erwacht,
Dürfen Grabgeſtalten oben ſäumen;
Dann zum Schlummer unter'm Leichenſtein
Sinkt die bleiche Bildung wieder ein.

Sehnſucht.

Glücklich, wem am frühen Grabeshügel
Vaterland des Dankes Kränze weiht.
Seinen Namen trägt auf heil'gem Flügel
Hoher Barden Lied zur Ewigkeit.
Liebe wird in ihren Myrtenhainen
Vor des kühnen Jünglings Bilde weinen.

Schickſal! Nur die Eine, groſſe Bitte
Schlage nicht dem warmen Herzen ab!
Oeffne früh in ernſter Schlachten Mitte
Für der Freiheit Rettung mir ein Grab.
Stolz erringe meine Todeswunde
Des gerechten Sieges heil'ge Stunde.

Sterbend will ich dann den Jubel hören,
Der durch freier Sieger Reihen tönt;
Näher ſchwebt mein Geiſt den Heldenchören,
Die der Vorwelt ernſter Lorbeer krönt.
Fingals Krieger ſeh' aus Nebelhallen
Feierlich entgegen ich mir wallen.

Zürne nicht, Du Holde, die ich liebe,
Daß mein Wunſch der ſchönen Erd' entſtrebt!
O wer gern dem Ruhm vergeſſen bliebe,
Hätte nimmer, werth des Lichts, gelebt.
Laß mich zu des Nachruhms en'gen Weiten
Durch des Grabes enge Pforte ſchreiten.

Weinend hörſt Du dann die ernſte Kunde,
Wie des Feindes Schwerdt den Gatten traf.
Doch getroſt! Es wiegt die finſtre Stunde
Nicht den Todten ein in ew'gen Schlaf.
Jenſeits, wo die Sterne golden winken,
Wirſt Du ſeelig an das Herz mir ſinken.

Der Wandrer und die Bäume.

Wandrer.

Seid mir gegrüßt, Ihr lieben Bäume!
Winkt ja so freundlich aus dem Garten.
Ach, könnt' ich meiner schönsten Träume
In Euerm grünen Dunkel warten,
Und an den hellen
Rieselnden Quellen,
Die labend um Eure Wurzeln rinnen,
Das junge Leben neu beginnen!

Die Bäume.

Ach, daß wir doch im Felde wären,
Wo alle Lüfte frisch sich regen!
Sieh doch die vollen, gelben Aehren,
Wie sie im Winde sich bewegen.
Sieh doch, es schreiten,
Fahren und reiten
Gestalten auf ebener Strasse munter
Den Berg hinan, den Berg herunter.

Wandrer.

Hier wirbelt Staub bei jedem Tritte,
Stets will die Sonne heisser brennen;
Ruht' ich am Bach in Eurer Mitte,
Nie wollt' ich mehr mein Glück verkennen.
Hast Du mir Frieden,
Geschick, beschieden,
Bereite doch bald in solchen Schatten
Ein Plätzchen mir, dem Lebensmatten!

Die Bäume.

Wir ſind um Luſt und Wuchs betrogen,
Der Gärtner ſchneidet unſre Kronen;
Nie kommen Vögel hergezogen,
Auf uns zu ſingen und zu wohnen.
Kläglich und eben
Iſt unſer Leben!
Wenn wir im Staube nur drauſſen ſtänden!
Wär' beſſer, als in dieſen Wänden.

Sibylla Cumaea.

Ein Bild von Domenichino.

Mit Geistern im geheimnißvollen Bunde,
Durchschaust Du der Natur verborgne Ringe,
Erkennest künft'ge, wie vergang'ne Dinge,
Sprichst sie melodisch aus mit heil'gem Munde.

Sieh, fromme Seherin, mir Armen Kunde,
Wie ich des Lebens süsse Freud' erringe,
Der Welt verworr'ne Bande klug entschlinge,
Und von der wilden Sehnsucht Drang gesunde! —

Du willst Dich nicht der leisen Bitte neigen.
Nur wenn die Völker siegen oder bluten,
Magst Du verletzen das geweihte Schweigen.

Ich fühle, wie im Busen kühne Gluthen
Mich reissen möchten in den grossen Reigen;
Doch abwärts treiben mich des Schicksals Fluthen.

Lied.

Ach, warum weiter, du eilende Welle,
Führſt du den ſehnenden Menſchen durch's Leben?
Nimmer verweilend auf blumiger Stelle,
Kann er der Freude ſich nimmer ergeben!

Weit ſchon hinter ſeinen Tritten
Liegt die ſchöne goldne Zeit!
Fern iſt ſeine Seeligkeit!
Welt und ihrer Luſt geweiht,
Hat er tiefen Gram erlitten.

Und aus ſeinem Blick entſchwunden
Iſt der Zukunft goldner Schein.
Nur Erinn'rung mag allein
Ihm zum Kranze Blumen reih'n
In der heil'gen Weihe Stunden.

Fliehe, du eilende Welle, denn immer!
Mag dich beſchwören der Sterblichen Keiner.
Doch in des Liedes olympiſchem Schimmer
Wandelſt du ſanfter, und glänzeſt du reiner.

Sturmwind ſauſt mit kaltem Flügel
Ueber deinem dunkeln Gang.
Sieh, du eilſt die Wüſt' entlang!
Weit zurück iſt Feſtesklang,
Blumen welken dort am Hügel.

Aber freundliche Geſtalten
Treten aus der dunkeln Nacht.
Wunderbarer Schimmer lacht,
Ausgeſtrömt von höh'rer Macht,
Wo die milden Engel walten.

Du auf des Lebens verrinnender Welle,
Singe den Schützenden freundliche Lieder,
Und es entblühen in zaubriſcher Helle
Blumen der lieblichen Kindheit dir wieder.

Trost.

Nur Einmal flammt der hohe Jugendmuth,
Nur Einmal stehn der Freude Hallen offen;
Da brennt das Leben rings in farb'ger Gluth,
Da wagt's der Geist, auf Erdenlust zu hoffen.

Ach, bald erlischt der wunderbare Schein,
Darin zu uns die Götter niedersteigen!
Bald hüllt uns dichtes Erdendunkel ein,
Die Freude flieht, und ihre Hymnen schweigen.

Getrost! Noch mancher lichte Augenblick
Wird Dir die rauhe Pilgerfahrt verschönen.
Treu bleibt der goldnen Dichtkunst Götterglück
Auf ewig den erkornen lieben Söhnen.

Nicht fremd bist Du dem süssen Leierklang,
Und magst ihn selbst aus reinen Saiten rufen.
Der Kranz, der sich um Andrer Locken schlang,
Er winkt auch Dich hinan die lichten Stufen.

Hinan! Am Boden kriecht ein arm Geschlecht;
Dort mag es dumpf, von Gott vergessen, zagen.
Du fühlst zum heil'gen Streite Kraft und Recht:
Nur Muth! Und alle Nachtgewölke tagen.

Liebesproben.

Es war ein Edelknabe,
Der liebt' eine Jungfrau hold,
Und warb um ſüſſe Gabe,
Um keuſchen Minneſold.
Die Jungfrau war ſo ſtolz und rein,
Sie ſprach: „ich will mein eigen ſeyn;
Ich bleibe bis zum Grabe
Wohl frank und frei allein.“

Als an der Felſenquelle
Sie froh ſich einſt ergeht,
Hat in die flücht'ge Welle
Der Wind ihr Tuch gewebt.
Der Edelknecht, voll Liebesgluth,
Sprang freudig wagend in die Fluth,
Und bracht' es ihr zur Stelle
Zurück mit frohem Muth.

„Wie kannſt Du's redlich meinen?“
Sprach ſie ihn zürnend an.
„Dies Wagniß hat den Deinen
Im Herzen weh gethan.
Wer nicht den Gram der Aeltern ehrt,
Iſt keiner keuſchen Jungfrau werth.
Magſt lachen oder weinen,
Mein' Huld bleibt Dir verwehrt.“

Einſt focht der Knappe eben
Mit ſeines Stammes Feind,
Und als auf Tod und Leben
Zu ſiegen er gemeint,
Da rief die Herzgeliebte ihn,
Gebot, das Schwerdt zurückzuziehn,
Und ihrem Wink ergeben,
Ließ er den Feind entfliehn.

Ein Graf lag hart gefangen,
Den hieß ſie ihn befrei'n,
Und eiferſücht'ges Bangen
Nahm ſeinen Buſen ein.
Doch ſammelt' er der Freunde Schaar,
Und ſtürmte kühn und offenbar,
Bis in den Thurm ſie drangen,
Und frei der Graſe war.

Er zeigt mit dieſer Kunde
Dem ſüſſen Weibe ſich,
Und hört aus ihrem Munde:
„Mein Freund, ich liebe Dich.“
Da hob der herrliche Gewinn
Zu raſch empor ihm Bruſt und Sinn,
Und aus verborgner Wunde
Floß Blut und Leben hin.

An den Tod.

Kommſt Du, bleicher Jüngling, mit der Hippe?
Lächeln ſchwebt auf Deiner welken Lippe,
Nur der thränenſchwere Blick
Starrt noch in die Welt zurück.

Wend' ihn von den wechſelnden Geſtalten,
Die auf Erden kalt und täuſchend walten.
Daß ich ihrer je begehrt,
Ach, ſie waren's nimmer werth!

Leite mich in Deine dunkle Zelle.
Wird auch nie vom Tageslicht ſie helle,
Gerne ſchlaf' ich ſtumm und kalt
In zerſtäubender Geſtalt.

Dann doch muß dies wilde Sehnen ſchweigen!
Ueberhin wohl geht der Horen Reigen,
Bringt nicht Schmerz und bringt nicht Luſt
In die eingefallne Bruſt.

Endlich dann ſchwingt aus dem ſtillen Hügel
Pſyche frei an's Licht empor die Flügel,
Findet in dem reinen Strahl,
Was ihr Nacht und Erde ſtahl.

Der Graf von der Haide.

Ein Knappe ritt die Haid' entlang,
Seinem Liebchen fein entgegen;
Ihm ward so einsam und so bang,
Thät rings sich nichts mehr regen;
Die Nacht brach still und schwarz herein,
Und Nebel hüllten den Pfad ihm ein.

Weit war der Weg zum Liebchen fein,
Fern ihres Vaters Hallen;
Da sah der Knapp' im Dämmerschein
Einen Pilger einsam wallen.
Gesellig sprach er den Fremden an:
„Woher, wohin, Du Wandersmann?

Was gehst allein auf der Haid' umher?
Magst leicht im Dunkel irren.
Sieh, Nachtgewölke ziehn so schwer,
Und Fledermäuse schwirren.
Gern halt' ich an des Rosses Gang,
So ziehn wir selbander die Haid' entlang."

Die Beiden reis'ten zusammen fort,
Doch blieb der Pilger stille.
Da fragte der Knapp': „nach welchem Ort,
Gefährte, steht Dein Wille?" —
„Wohin Du gehst, da geh ich nicht,
Wir scheiden, wenn der Tag anbricht." —

„So ſage mir denn, wie nennſt Du Dich?“ —
„Ich bin der Graf von der Haide.“ —
„Und geht Ihr ſo ſtill und einſamlich?“ —
„Das macht, ich geh' im Leide.“ —
„Wo iſt Euer Knapp' und Euer Roß?“ —
„Sie harren mein im dunklen Schloß.“

„Ach edler Graf, ſo unbewehrt
Durchwallt Ihr die dunkle Haide?“ —
„Was ſoll mir Helm, was ſoll mir Schwerdt?
Thut Keiner mir was zu Leide.
Und daß Du, Knapp', nur Alles weißt:
Ich bin eines todten Grafen Geiſt.

Du reiteſt ſchnell durch die dunkle Nacht,
Bei Liebchen ſüß zu erwarmen;
Mich hat die Lieb' in's Grab gebracht,
Ich ruh in Todes Armen.
Nun fahre wohl; der Tag bricht an,
Reit hin, du friſcher lebendiger Mann!“

Störung.

Rein mit angebornem Glanze
Wallt dahin des Lebens Quelle,
Klarer Spiegel jede Welle
In dem wunderbaren Tanze.

Doch bedürftige Gestalten
Bücken sich vom Ufer nieder,
Und der Erdensorge Walten
Scheint im heil'gen Bache wieder,
Daß ihm Licht und Wärm' erkalten.

Ewig ist des Stromes Milde,
Ewig ist sein leichtes Schweben,
Aber kurz das Erdenleben,
Nah die störenden Gebilde! —

Wohl und Weh.

Sprich, was willst Du weiter,
Lieber, in der Welt?
Bist nicht froh und heiter
Du hinein gestellt?
Blüthen duften labend
In der Sonne Scheln,
Und am stillen Abend
Lullt Gesang Dich ein.
Wunderbares Sehnen
Zieht durch deine Brust.
Laß die Menschen wähnen; —
Du bist Dein bewußt.
Und sie spielen gerne
Dir ein Puppenspiel.
Sieh, um Ordenssterne
Drängt sich das Gewühl.
Lache doch, Sie lachen,
Um den tollen Scherz
Toller noch zu machen,
Ueber Deinen Schmerz.
Laß denn das Gewimmel
Wilder stets sich drehn!
Jenseits wird im Himmel
Dich ein Geist verstehn.

Die Wolke.

Wolken verdunkeln uns oft des Lebens freundliche Strahlen,
Aber sie wandeln vorbei, weichend dem kehrenden Licht.
Eine senket sich tiefer dereinst und grauender nieder,
Ach, und weichet nicht mehr! — Ruhig. Sie bringt
Dir den Schlaf.

Die Muſe und der Dichter.

Die Muſe.

Lieber, wie ſind' ich Dich heut? Du haſt ja die häuslichen Wände
Feſtlich prangend geſchmückt; Blumen duften umher;
Selbſt italiſche Zweige, die längſtbefreundeten, grüſſen
Brüderlich mich und vertraut. Sage, was haſt Du im Sinn?

Der Dichter.

Immer ſollen hinfort Dich ſolche Blüthen empfangen,
Denn aus ſonniger Flur kommſt Du dem Freunde zum Troſt,
Drängſt Dich muthig hindurch, wo Menſchen toben und Stürme,
Bringſt mir Blumen herbei, bildend zu flechten den Kranz.
Bringe ſie freundlich ſtets. Ich Sterblicher gebe zum Danke,
Künftig für ewige Dir irdiſche Blumen zurück.

Wechselgesang.

Der Sänger und das Mädchen in Neugriechenland

Das Mädchen.

Wer ist der Mann im fremden Kleide?
Er schreitet sinnend durch das Thal.
Ob ich wohl klüglich ihn vermeide?
Ob lade zu des Vaters Mahl?
Er trägt die Harfe ja in Händen;
Das giebt zu ihm Vertrau'n und Muth.
Denn wem die Götter Lieder spenden,
Der ist den Menschen sanft und gut.

Der Sänger.

Ein heitrer Geist ist mir gewogen;
Früh weckt' er in des Knaben Brust,
Was mächtig nun mich hergezogen:
Den Trieb nach alter Kunst und Lust.
Jetzt steh' ich auf ersehnter Schwelle,
An Hellas blüh'ndem Wunderland.
Die Schönheit zeigt sich an der Schwelle,
Als der Gewährung süßes Pfand.

Das Mädchen.

Gegrüßet sei auf Deiner Reise,
Du unbekannter Wandersmann!
Nimm in des Vaters Wohnung Speise
Und Trank und gastlich Obdach an.

Wir reichen Dir die volle Schaale,
Du bringest uns den süßen Klang.
Noch immer lieben wir bei'm Mahle,
Wie unsre Väter, den Gesang.

Der Sänger.

Hier will ich neue Lieder singen,
Wie sie kein Sterblicher vernahm;
Daß Wald und Meer und Wolken klingen,
Zu wecken Kraft aus dumpfem Gram.
Denn wo die alten Helden rangen,
Ersteht wohl noch ein stolzer Geist,
Der uns zum göttlichen Verlangen
Nach seiner Größe aufwärts reißt.

Das Mädchen.

Du redest von der Väter Sitten,
Von jener süßen Zauberwelt,
Wo Muth und Lied auf allen Tritten
Den frohen Menschen war gesellt.
Fern standen zitternde Barbaren,
Wir wußten nichts von Sklaverei;
Frisch blühten tapfre Jünglingsscharen,
Von banger Furcht war Schönheit frei.

Der Sänger.

Was in verschwundner Zeiten Gange
Die Erde froh erstaunt gesehn,
Mag herrlich vor dem kühnen Drange
Des jungen Geistes neu erstehn.

Doch, soll ein kühnes Werk gelingen,
So sei die Liebe nimmer weit,
Auf Ruhmes jugendlichen Schwingen
Erstrebend die Unsterblichkeit.

Das Mädchen.

Was hilft Dir alte Kraft im Busen,
Wenn Dich das neue Volk verkennt!
Wenn nirgend mehr den holden Musen
Ein Herz als reines Opfer brennt!
Birg Dich in dieses Thales Schatten;
Hier wohnen Männer, stolz und gut.
Im Streite konnt' ihr Arm ermatten,
Doch nicht des Geistes hoher Muth.

Der Sänger.

So mag Gesang ihn neu erwecken
Zu nie erhörter, freud'ger That,
Des feindlichen Barbaren Schrecken,
Der Hellas Blüthe niedertrat.
Und haben wir erfleht das Leben,
Dann, Schönste, reiche mir die Hand,
Daß wir den Himmel neu erstreben,
Den heil'ger Vorwelt Jugend fand.

Das Mädchen.

Du würdest nur im Streit erliegen
Mit Menschenlist und Menschenwahn.
Laß' ab, das Schlechte zu bekriegen,
Und strebe, Göttern Dich zu nah'n.

Sie kommen freundlich wohl hernieder
Zu frommen Sängern in den Hain,
Die gern das schönste ihrer Lieder
Dem Schönsten aller Guter weih'n.

Die Brautfeier der Erde.

Aus ihrem Schooß viel Herrliches zu zeugen,
Erglüht die Erde tief in heil'ger Lust.
Es will ein Gott sich liebend zu ihr neigen,
Der Bilder künft'ger Dinge sich bewußt;
Sie gäbe gern dem Hohen sich zu eigen,
Doch zarte Scham versiegelt ihre Brust.
Soll die geheime Feier ihm gelingen,
Muß er die Braut im süssen Streit bezwingen.

Er kommt, in dunklen Wolkenzug verkleidet,
Und hüllt sie dicht in seinen Mantel ein;
Ihr Busen, seltner Ahnung voll, erleidet
So schauerliche Lust, als süße Pein.
Wie er sie weit von allen Lichtern scheidet,
Ist sie mit ihm, dem Furchtbaren, allein,
Schon hört sie streng' aus unbekannten Hallen
Gebot und Ruf zu sich hernieder schallen.

Nun regt er seine glühendrothen Schwingen,
Und zeucht heran mit des Orkanes Macht,
Und wie aus wunderbaren Tiefen dringen
Verworrne Töne durch die schwarze Nacht.
Fast scheint der ersten Kräfte altes Ringen
Um Sein und Bildung wieder neu erwacht.
Stets dichter ziehn die Schleier sich zusammen,
In grauser Pracht besäumt von goldnen Flammen.

Erbebend ſieht die Erde ſein Beginnen,
Und kennt ihn kaum in ſolcher raſchen Wuth.
Sie wähnt, nun müſſe Alles ganz verrinnen:
Der Felſen Stärke, wie der Menſchen Muth;
Kraft müſſe zwiefach drob der Feind gewinnen,
Der längſt in ihrem eignen Schooſſe ruht,
Und wiederdringend alter Zeit Gefahren,
Werd' er im Feuer bald ſich offenbaren.

Da ſieht der Gott gerührt der Holden Bangen,
Und hält mit ſeinem raſchen Toben ein.
Soll ſie ihn hold und liebevoll umfangen,
Muß die Erſcheinung ſanft und friedlich ſeyn.
Drum, die erſehnte Liebe zu erlangen,
Verhüllt er des Begehrens troh'gen Schein.
Er ſteigt als Regen ſüß verdunkelt nieder,
Und froh begrüßen ihn der Erde Lieder.

Dichterlust.

Mag die Sonne sich verhüllen,
Wolken aus dem Meere steigen,
Daß Dich kalter Sturm umweht!
Alle Winde werden schweigen,
Mildes Licht die Himmel füllen,
Wenn Dein Geist das Lied versteht.

Klänge wandeln durch die Wälder,
Klänge spielen auf den Wogen,
Aber nur dem freiern Sinn.
Hat auch Schicksal Dich betrogen,
Geh mit ihnen über Felder
Fröhlich her und fröhlich hin.

Ungezähmte Thiere schmiegen
Sich mit schmeichelnden Geberden
Um des heil'gen Sängers Fuß.
Alles muß ihm milder werden;
Sorgen, welche nimmer schweigen,
Sänftigt seiner Harfe Gruß.

Darf den göttlichen Gesängen,
Töchtern einer reinern Sphäre,
Sich die Erdensorge nahn?
Welke Blüthe doch und Aehre!
Laß sich doch die Menschen drängen!
Aufwärts geht des Liedes Bahn.

Und es hat in ernſten Stunden
Uns zu Prieſtern ihrer Hallen
Hohe Dichtkunſt auserſehn.
Stolze Feierhymnen ſchallen,
Kränze werden uns gewunden,
Und die heil'gen Flammen wehn.

Weiter denn! In ihren Kreiſen
Gehn die Welten auf und nieder,
Ewig alt und ewig jung,
Und es tönen ſiegend wieder
Aller Sänger kühne Weiſen
Durch ſie hin mit Adlerſchwung.

Freundesvertheidigung.

Tadelt immer nur mit bittern Worten,
Menschen, was ein Armer wider Sitte,
Wider Euer strenges Recht verbrach!
Dennoch führt des vollen Herzens Bitte
Den Verirrten zu des Friedens-Pforten,
Hoch erhaben über Gram und Schmach.

Meint Ihr, ewig sei der Seele Adel,
Ewig sei erhabner Thaten Schimmer
Seinem dunklen Wege abgewandt?
Schöner Herzen Glanz verschwindet nimmer,
Eurer kleinen Weisheit dumpfer Tadel
Hat vom Ziel den Kämpfer nicht gebannt.

Meßt nur dort mit Euerm engen Maasse,
Was in kühner Leidenschaften Drange
Frevelnd ein gewalt'ger Geist gethan.
Ja, Euch klopft's im Busen fremd und bange,
Wenn von der gewohnten sichern Straße
Wunderbar sich scheidet seine Bahn.

Aber dennoch ist er nicht verloren.
Ja, auch Eure Gottheit mag ihn krönen,
Das gewalt'ge Glück, mit stolzem Kranz.
O wie würden dann sich ihm versöhnen
Schnell und freundlich alle kleinen Thoren,
Spielend in der fremden Sonne Glanz! —

Sänger, schweige denn die kühne Rede,
Die sich zürnend aus dem freien Busen
Gegen manchen klugen Spruch erhebt! —
Heilig sind die Worte hoher Musen,
Doch die Welt umher ist kalt und öde,
Und ein Thor, der sie zu wärmen strebt.

Lied.

Laß die Menschen stumm und fern
Wandeln ihren Gang;
Nimmer blinkt ein heitrer Stern
Deine Straß' entlang.
Haßt so lang' umsonst geliebt
Manches kalte Herz!
Ach, was Allen Freude giebt,
Trug dir herben Schmerz.

Hoffe denn auf Frieden nicht
In der trüben Welt,
Die nur ferner Ahnung Licht
Tröstend noch erhellt.
Sei gelassen, denn auch du
Wirst im kühlen Grund,
Wo dich Schlummer faßt und Ruh',
Armer, erst gesund.

O, wo sind die Tage hin,
Welche Hoffnungsglanz
Mild belebte deinem Sinn
In der Jugend Glanz!
Lange hat sie Wirklichkeit
Abwärts schon gescheucht,
Daß mit dumpfem Tritt die Zeit
Dir vorüber schleicht.

Nicht, o Armer, dir allein
Gilt dies Klagelied.
Viele ſchließt der Nebel ein,
Der auch dich umzieht:
Jeden, der die Welt betrat,
Warm und froh, wie ich,
Und umſonſt um Liebe bat,
Hartgetäuſcht wie ich.

Ja, Euch gilt der Klageton
Dieſer bangen Bruſt!
Euch ja iſt wie mir entflohn
Die geträumte Luſt!
Aber freundlich ſchließt Geſang
Meine Wunde zu;
Bring' auch Euch der milde Klang
Troſt und Herzensruh.

Kennt ihr wohl den Genius,
Der die Fackel ſenkt,
Und mit ernſtem Weihekuß
Euch den Frieden ſchenkt?
End' in Krankheit oder Schlacht
Er des Müden Lauf:
Jeden, der zu lange macht,
Sucht er liebend auf.

Kriegeshoffnung.

Krieg iſt entſchieden,
Kräftig und frei!
Fort aus dem Frieden!
Alles wird neu.

Weichlich, ach, engte
Ruhe uns ein,
Freude nur ſchenkte
Lieben und Wein.

Nun geht es weiter,
Fort in die Welt!
Vorwärts, Ihr Reiter!
Feind iſt im Feld;

Treibt Euch entgegen
Rüſtig ſein Pferd,
Fühlt ſo verwegen
Eurer ſich werth.

Raſch denn die Klingen,
Brüder, heraus!
Daß Euch beſingen
Mädchen bei'm Schmaus.

Fallt Ihr, o labend
Schläft ſich's, wenn Sieg
Glänzend am Abend
Wolken entſtieg.

Wo Ihr auch ſtreitet
Wagend und wild,
Stets euch geleitet
Liebchens Gebild.

Kann Euch noch ſtören
Zweifel und Wahn?
Wird ſie nicht hören,
Was Ihr gethan?

Ob ſie auch weine,
Wenn Ihr erliegt,
Habt für die Eine
Doch Ihr gekriegt.

Und Euch ertönet
Preiſender Sang.
Todte verſchönet
Vaterlands Dank.

Siehe, wie ſchauen
Froh auf das Grab
Geiſter aus grauen
Wolken herab.

Treu Euern Fahnen
Floß Euer Blut.
So fecht der Ahnen
Rühmlicher Muth!

Nach einem Gaſtmahle mit Muſik.

Schwach und matt iſt der Irdiſchen Leben,
Thöricht und dumpf ihr ganzes Streben;
Ach, ſie glauben an's Himmliſche nicht!
Oft dann meint ſo ein kluger Wicht,
Wie Geſang die Enthuſiaſten ergötze,
Müſ' er auch ihn vernünftig laben,
Und er verſammelt mehr der Klötze,
Die nichts als Gold und Silber haben;
Setzen ſich kalt mit einander hin,
Trinken, und laſſen ſich Lieder ſpielen.
Doch der Klang will den ganzen Sinn,
Will frei im warmen Herzen wühlen,
Es weih'n zu einem Tempelhaus,
Und alles Irdiſche treiben hinaus.
Das mag den Männlein nicht gefallen,
Wollen ſich bei Verſtand erhalten,
Ueberſchrei'n der Töne wildes Wallen,
Laſſen die Götter nimmer ſchalten,
Meinen, ſie hätten Klüg'res zu ſchaffen,
Sei'n keine ſentimentaliſche Laffen;
Muſik nehme ſich zu viel heraus,
Müſſe lieber gar zum Saale 'naus;
Wozu man denn zuſammenkomme,
Als weil's der Leib'sgeſundheit fromme?
Muſik wolle Erdengedanken vertreiben,
Und man lieſſe doch gern die Ewigkeit,

Könnte man nur nach Bequemlichkeit
Immer wie Erd' auf Erde bleiben!
Wie ſei ſie doch ſo kühn, zu klingen?
Man ſpräche ja von vernünftigen Dingen!
Nur Narren fänden was Schönes an ihr,
Die Klugen tränken ſtill ihr Bier. —
So wird die Göttin denn vertrieben;
Mag Keiner mit freiem Sinn ſie lieben,
Legten ſie lieber gar an Ketten.
Sie muß ſich in die Kirchen retten,
Daß alte, traute Frömmigkeit
Die frühe Geſpielin gaſtlich ſchütze.
Doch ſagt moderne Gelehrſamkeit,
Daß ſie auch dort zu gar nichts nütze:
Man ſoll' ihr das unkluge Tönen wehren,
Lieber dafür was Tücht'ges lehren,
Etwa, wie man backe weiſſes Brod,
Oder ſonſt Hülfe für Wirthſchaftsnoth. —
Aber die Frömmigkeit leider's nimmer.
Die weiß von früher Tage Schimmer,
Wo Menſchen kindlich fromm und rein
Mit Liebe traten zum Tempel ein,
Von des Geſanges herrlichen Wogen
Mit wunderbarem Glanz umzogen. —
Ach, wie liegt nun ſo fern und weit
Die liebe, alte, goldne Zeit!
Sind Alle kalt und vernünftig werden,
Aber davon nicht kühner und milder,
Lachen der alten Kläng' und Bilder,

Und ſtiften dafür manch ſittlichen Orden,
Fieh'n Schwärmerei, als wär's die Peſt,
Sind unentzündbar, wie Asbeſt,
Und wem noch Feuer im Buſen brennt,
Thut beſſer, wenn er's nicht bekennt.

Wechſelgeſang,

(Aus einem ungedruckten Roman.)

Klingsohr.

Harf' und Schwerdt ſind getreue Geſellen,
Tönen und ſingen im herrlichen Bund.
Ob ihrem Freunde, dem Muthigen, Hellen,
Sturm und Gefahren entgegen ſich ſtellen,
Machen ſie Luſt ihm und Lebensmuth kund.

Engelſchall.

Weckt dir Liebe die zärtlichen Klagen,
Iſt ihnen Harfe getreulich verwandt.
Gilt's für Liebchen das Leben zu wagen,
Gilt's ihre trotzigen Feinde zu ſchlagen,
Funkelt dir Schwerdt in der rüſtigen Hand.

Klingsohr.

Droh't den Freien das Heer der Tyrannen,
Wecket ſie Harfe zum rühmlichen Krieg,
Und wie die freudigen Töne begannen,
Zagheit und ängſtliches Sorgen zu bannen,
Ringet vollendend nun Schwerdt um den Sieg.

Engelſchall.

Streifſt du allein in der Fremdlinge Landen,
Leitet dich Harfe zum gaſtlichen Mahl.
Und wenn die blühenden Tage verſchwanden,
Räuber dir drohen mit Wunden und Banden,
Schirmet dich Schwerdtes gebietender Stahl.

Klingsohr.

Trenne sie Keiner, die trauten Gesellen,
Welchem sie Gott mit einander bescheert!
Sang mag aus zagendem Busen nicht quellen,
Stumm nicht der Krieger dem Feinde sich stellen,
Stark nur im Bunde sind Harfe und Schwerdt.

Lied.

Lied.

Es flog ein muntres Vögelein
Im Sonnenſchein,
Und ſang, daß Alles wiederhallt:
„Der Wald, der Wald,
Der ganze Wald iſt mein!“

Da kam ein Vogelſteller fein,
Und fing es ein,
Und trug es mit ſich ſtumm und kalt,
Fort aus dem Wald,
Als wär' es rechtlich ſein.

Nahm eine Schöne zart und rein
Das Vögelein,
Und vor der lieblichen Geſtalt
Vergaß es Wald
Und Luft und Sonnenſchein.

Ein ſeidner Faden ſtark und fein
Hielt ihm das Bein.
Und ſucht' es Freiheit auch und Wald,
Der zög' es bald
Zum Fenſter doch herein.

Der Leiermann am Jahrmarkte.

Wie kommen die Menschen in fröhliche Haufen
Zusammengelaufen,
Und bringen sich lauter Ergötzliches dar!
So Bücher, als Seide,
So Flachs, als Geschmeide,
So Früchte zum Leben, als Blumen in's Haar.

O möcht' es mir diesesmal auch nur gelingen,
Was Schönes zu bringen,
Für Alter und Jugend zum freudigen Kauf!
Doch ist für den Handel
Verderben mein Wandel;
Ich brachte wohl nimmer viel Nützliches auf.

Mich liebte Gesang, der erquickende, holde,
Nur wußte vom Golde
So wenig die Hand als der lustige Sinn.
Aus schönen Geschichten
Gesänge zu dichten,
War einzig des gaukelnden Wandrers Gewinn.

Hier bietet ein Jeder vertrauend und offen
Mit freudigem Hoffen
Zum Tausche, was rüstig sein Streben gewann.
Als freiere Gabe
Nehmt hin, was ich habe,
Und höret und preiset den fröhlichen Mann.

Klage und Ahnung.

O sprich es aus, was dir im Herzen waltet,
Sprich aus, bedrängter Geist, dein freies Leben!
Ward dazu nicht die Gluth, die nie erkaltet,
Des Liedes stolze Flamme dir gegeben?
Der Menschen Alltagswerk ist leicht veraltet,
Vergeblich oft ihr ungewisses Streben,
Doch was die Muse liebend hat begonnen,
Wächst auf und blüht im Glanz der ew'gen Sonnen.

Einst wähntest du die Menschen zu entzünden
Mit Lieb' und Kraft in kühngesprochnen Reden;
Du wolltest viele Seelen dir verbünden,
Und neu erringen das verlorne Eden.
Allein, was half prophetisches Verkünden?
Was half's, die neure Kälte zu befehden?
Du bliebst verkannt, o Armer, und verlassen,
Und konntest doch nur zürnen, nimmer hassen.

Laß einsam deine bittern Thränen fliessen!
Birg tief im Innern deinen dunkeln Gram!
Vergiß, was Lieb' und Hoffnung dir verhiessen,
Vergiß, was dir das todte Leben nahm.
Doch im Gesang darf liebend sich ergiessen,
Die Quelle, die aus deinem Busen kam.
Vielleicht mag deiner Bilder seltsam Regen
Ein warmes Herz lebendig einst bewegen.

Alonzo.

Romanze.

„O Senora, süsse Liebe
Rührt der Laute leise Klänge,
Weckt des Sehnenden Gesänge,
Ob auch von der Holden fern
Weiter stets ein böser Stern
Den verbannten Armen triebe! —
Horch, wie dumpf die Wachen rufen!
Auf der Berge Felsenstufen
Wandeln Mohren hin und wieder;
Schaurig tönen ihre Lieder. —

Laß der Feinde Waffen klingen!
Liebe hat mich auserwählet,
Sie der Helden, die mich quälet,
In des Sieges stolzem Glanz
Unter Jubelschall und Tanz
Triumphirend darzubringen. —
Wüthen werden unsre Speere
Durch der Ungetauften Heere,
Schöner wird der Morgen glänzen,
Gottes Krieger zu bekränzen.

Lieblich ſchwanden mir die Tage
Unter Barcelona's Bäumen,
Süſſer Wehmuth milden Träumen,
Gab mein liebetrunkner Sinn
Still ſich und ergebend hin;
Dir, Senora, galt die Klage. —
Sieh, die Sterne ſinken unter,
Wache wird und Lager munter!
Horch, der Heiden Speere klirren,
Ihre Bogenſehnen ſchwirren!

Welche Wonne, zu erſtreben
Sieg, wo Freund' und Feinde fallen,
Wenn in ferner Heimath Hallen
Deine Holde, ſpät bewegt,
Scheu nach jedem Krieger frägt,
Lieblich bangend für dein Leben! —
Vorwärts! Die Trompeten klingen,
Kampf und Freude dir zu bringen.
Auf, mein ſchneller Barbar, fliege!
Muth und Liebe führt zum Siege.

Der Reiterangriff.

Auf, auf! In die blutige Schlacht
Ruft ſchmetternd Trompetengetön.
Es brüllen Kanonen von dampfenden Höh'n,
Der Streit iſt begonnen in ſchrecklicher Pracht.
Donnert, donnert, Ihr Geſchoſſe!
Die Entſcheidung ſchwebt heran.
Muthig brauſen unſre Roſſe
Dichte Feindeshaufen an.
Feindliche Standarten fliegen
Stolz heran zum kühnen Streit;
Ha, zum Denkmal unſern Siegen
Hat ſie das Geſchick geweiht.
Bald zum drängenden Gefechte
Tönt das jubelnde Signal;
Reiter, dann in ſtarker Rechte
Schwingt den ſieggewohnten Stahl.

Horch! Schmettert Trompete ſo wild,
Und ruft zum entſcheidenden Streite!
Hinan, des Krieges Geweihte,
Hinan durch's blut'ge Gefild.
Vorwärts rückt nun feſt geſchloſſen,
Ernſt und ſtill die Reiterſchaar,
Wilder wallt den kühnen Roſſen
Um den Hals ihr Mähnenhaar.

Tönt erneuter Trompetenklang!
Rascher geht's das Gefild' entlang.
Dumpf, wie ferner Donner Brüllen,
Hallt des Haufens rascher Trab.
Manchen zwar vom Roß herab
Schleudern Kugeln in sein Grab; —
Schnell, die Lücken auszufüllen!
Ha, bald schweigt der Kugelregen,
Wenn die Reiterschlacht sich mengt,
Mann an Mann sich zürnend drängt,
In gehobner Hand den Degen!

Ruft Trompet' uns wieder auf!
Spornt das Roß zum schnellern Lauf!
Muthig sprengen Reiterschaaren,
Wackre Feinde, auf uns an.
Näher, rühmliche Gefahren!
Euch entgegen jauchzt der Mann.

Hat Trompete zum leztenmal geklungen!
Fröhlich nun in den Feind gedrungen,
Hoch den blitzenden Pallasch geschwungen!
Ha, wie schnellen die Rosse den Zügel!
Hebt Euch jubelnd empor in dem Bügel!
Wildes Getümmel braust wie ein Meer
Durch das stäubende Feld umher.

Lied.

Du willst ja jetzt so wenig nur
Mein armes, stilles Herz;
Trugst schweigend über Thal und Flur
Den innern tiefen Schmerz.

Einst hätte wohl des Ruhmes Glanz,
Von Wolken unverhüllt,
Ja selbst der Liebe vollster Kranz
Dein Sehnen nicht gestillt.

Da hob sich noch die junge Brust
Voll Ungenügsamkeit
In stolzer Ahnung künft'ger Lust
Und Siegesherrlichkeit.

Ach, bald erblich die Zauberpracht
Der freien Phantasie!
Kampf hat das Schicksal mir gebracht,
Des Sieges Wonnen nie.

Doch trug ich meinen bittern Gram
Still und ergebungsvoll;
Denn oft, mich Müden tröstend, kam
Der himmlische Apoll.

Auch blühten sonst mir Blümchen auf,
Schön, aber selten nur,
Im Sternenstrahl, der meinen Lauf
Beschien durch freud'ge Flur.

Der Strahl iſt hin, die Blumen ganz
Verwelket und zerſtreut.
Wo wänd' ich einen friſchen Kranz
In Oed' und Dunkelheit

Du fliehſt, o freundlich Lächeln, hin,
Du Schimmer, durch die Nacht,
Der oft dem wildbewegten Sinn
So Fried' als Muth gebracht.

Fahr wohl, fahr wohl! Ich ſcheide ſtill,
Und klag' es fromm und rein,
Ihr, die mich nicht verrathen will,
Der ſüſſen Muſ' allein.

Schäfer und Reiter.

Ein Schäfer saß im Grünen,
Sein Liebchen süß im Arm;
Durch Buchenwipfel schienen
Der Sonne Strahlen warm.

Er koste froh und heiter
Von Liebeständelei.
Da ritt bewehrt ein Reiter
Den Glücklichen vorbei.

„Sitz' ab, und suche Kühle!"
Rief ihm der Schäfer zu.
„Des Mittags nahe Schwüle
Gebietet stille Ruh.

Noch lacht im Morgenglanze
So Strauch als Blume hier,
Und Liebchen pflückt zum Kranze
Die frischen Blüthen dir."

Da sprach der finstre Reiter:
„Nie hielt mich Wald und Flur.
Mich treibt mein Schicksal weiter,
Und ach, mein ernster Schwur!

Ich gab mein frisches Leben
Dahin um schnöden Sold;
Glück kann ich nicht erstreben,
Nur höchstens Ruhm und Gold.

Drum schnell, mein Roß, und trabe
Vorbei, wo Blumen blüh'n.
Einst lehnt wohl Ruh' im Grabe
Des Kämpfenden Bemüh'n."

Scheiden.

Aus dem Paradiese fortgetrieben,
Wo ein milder Frühlingshimmel lachte,
Der mir Seeligkeit herniederströmte,
Darf ich nicht noch Einmal rückwärts schauen,
Einmal noch im sehnsuchtsvollen Blicke
Das geliebte, zarte Bild umfassen!
Mit verhüllten Augen treibt's mich weiter,
Vorwärts soll ich wandeln und vergessen, —
Ach und doch, Ihr Götter, soll ich leben!

Reiters Ausfahrt.

Auf, es iſt entſchieden,
Munter fort in's Feld!
Alles was im Frieden
Bindet ihn und hält,
Wirft der kühne Reiter
Hinter ſich und weiter
Trabt er durch die ungeſtüme Welt.

Doch die ſüſſe Liebe,
Liebchen, wandelt mit,
Wie ihn Schickſal triebe,
Folgt ihm Schritt auf Schritt,
Wagt's, in ſüſſen Bildern
Deine Huld zu ſchildern,
Heißt vergeſſen, was er ſchweigend litt.

Denn die Menſchen alle
Mögen ſchwatzen nun!
Wenn ich ſiegend falle,
Wird ihr Tadel ruh'n.
Unter'm freien Himmel,
Kühn im Schlachtgewimmel
Zwängt ſich nicht mein Reden und mein Thun.

Beſſer iſt's zu bluten,
Offen und bewehrt,
Als, von wilden Gluthen
Schweigend aufgezehrt,
Unter Kirchhofsbäumen
Todestraum zu träumen,
Wo kein Edler den Gefall'nen ehrt.

Rinaldo's Klage.

In ihren Zelten ſchliefen
Des Kreuzes Krieger all,
Nur ferne Wachen riefen
Vom hohen Lagerwall.
Rinaldo, fern vom Schlummer,
Sang ſeines Herzens Kummer,
Des Geiſtes heißen Drang
In ſeiner Laute Klang:

„Nun tön', o töne freier,
Mein leiſes Klagelied!
Wer kennt den Zauberſchleier,
Der meinen Sinn umzieht?
Wer von den Menſchen allen
War in Armidens Hallen
Sich hoher Götterluſt
Der Liebe je bewußt?

Habt Ihr in ihren Blicken
Den Himmel je geſehn?
Und wagt es, das Entzücken
Des Seeligen zu ſchmähn,
Der unter Myrtenbäumen,
Gewiegt von Liebesträumen,
Von jedem Weh genaß,
Und Kampf und Sieg vergaß!

Gebietet doch den Lüften,
Die ſich auf freier Bahn,
Den jungfräulichen Düften
Der jungen Roſe nahn;
Gebietet doch den Wogen,
Von Sehnſucht fortgezogen; —
Frei geht durch Thal und Flur
Die Lieb' und die Natur.

So zürne denn, Ubaldo,
Dem Zauber länger nicht,
Der ſehnend um Rinaldo
Die ſüſſen Bande flicht.
Mich rief aus meinem Himmel
Das rauhe Weltgewimmel; —
Ich Unglückſeel'ger kam! —
Nun laßt mir meinen Gram.

Schifferlied.

Morgen iſt erſtanden,
Friſch und ſonnenhell.
Finſtre Träume ſchwanden;
Frei von ihren Banden
Trinkt der Geiſt des regen Lebens Quell.

Sieh, mich lockt mein Nachen
Auf die hohe Fluth!
Will mir Liebchen lachen,
Muß mir Freud' erwachen,
Und der längſt entwichne leichte Muth.

Oft hält mich befangen
Sorg' und Dunkelheit.
Aber Liebchens Wangen
Seh' ich roſig prangen,
Und bin neu dem ſüſſen Licht geweiht.

Sterbelied.

Armer Mensch, sie haben viel
Dich betrogen auf der Erde!
Fort von deinem stillen Heerde,
Weit in's trübe Weltgewühl
Riß dich falscher Träume Spiel.
Ach, was hast du nun gefunden?
Tief im Herzen schwere Wunden!
Ruhe sanft vom Kampfe aus,
Friedlich ist das enge Haus.

Bist so scheu zurückgebebt
Vor des bleichen Todes Winken?
Sieh, du hast nun lang gelebt,
Und den Freudenkelch zu trinken
Immer doch umsonst gestrebt.
Laß den Leib und seine Habe!
Wohl erstanden aus dem Grabe
Sieht verklärter dein Gesicht
In ein schön'res Himmelslicht.

Drüben wandelt mancher Held,
Mancher Heil'ge dir entgegen;
Drüben wirst den Gram der Welt,
Nicht im wunden Herzen hegen,
Denn der Geist ist dir erhellt.
Bist auf ewig abgeschieden
Von dem Traumgedräng hienieden;
Alle Sorgen schlafen ein
Ueber deinem Leichenstein.

Fromme Ahnung.

Zu heil'gen Kirchenhallen
Ruft dich der Chorgeſang;
Im feierlichen Gang
Hörſt Orgelton du wallen;
Laß' Erdenſorge fallen,
Iſt auch das Herz dir bang.
Zum Himmel ſtrebt die Seele;
Vergiß der Menſchen Fehle!

Hier reden dich Gebilde
Von alter Mauer an:
Weißt du, wie ſchön begann
Dein Leben in der Milde
Entblühender Gefilde? —
Jetzt biſt du wohl ein Mann,
Und haſt im Weltgetriebe
Verloren Luſt und Liebe.

Geſang iſt längſt verſchwunden;
Sein Nachhall athmet kaum
Durch deines Lebens Traum.
Hier heilt in ernſten Stunden
Er noch des Herzens Wunden,
Und giebt der Ahnung Raum.
Laß ſüſſer Andacht Leben
Noch einmal dich durchbeben.

Dann ſieht auf goldnen Schwingen
Ein Engelchor dein Blick.
Sie woll'n dein altes Glück,
Dir liebend wiederbringen.
Horch auf! Ihr leiſes Singen
Ruft klagend dich zurück:
„Seit du die Welt ermeſſen,
Haſt du uns ganz vergeſſen?“

Abſchied.

Ich wollte gern das Kühnſte wagen,
Friſch der Gefahr entgegengehn,
Ja, ſtill mein Leid im Buſen tragen,
Dürft' ich dein freundlich Lächeln ſehn.
Nur Eines will mein Stolz verſagen,
Und wahrlich, nimmer wird's geſchehn.
Wo ihm Verläumder Netze ſchlingen,
Beginnt kein edler Mann den Streit.
Sein Genius regt die friſchen Schwingen,
Und trägt ihn aus der Dunkelheit.

Der Papagei.

Alles rief mir ihn zu, den Einen gefeierten Namen,
Berge, Wolken und See'n, Himmel und Erde zugleich.
Sprächeſt auch du ihn nach, wie ahnt' ich höhere Deutung.
Wie in der innerſten Bruſt tönte mir wieder das Wort!
Jetzo acht' ich es kaum. Es iſt mir im Innern verklungen
Und die ſchön're Natur lächelt mich würdiger an.
Schwatze denn immer fort, du ärmlicher Vogel im Bauer
Nichts hat der göttliche Geiſt mit dem Geſang'nen gemein.

Neue Liebe.

Mich hatte Schickſal ſtreng' von dir vertrieben,
Zurücke mich gebannt zum engen Heerde.
Da fühlt' ich ſchon leibeigen mich der Erde,
Und wußte kaum zu haſſen, noch zu lieben.

Die alte Kraft mit friſchem Muth zu üben,
Sprengt' ich in's Feld hinein auf munterm Pferde;
Doch war der Sehnſucht ängſtliche Beſchwerde
Zur Seite ſtets dem Eilenden geblieben.

Nun, wie ein Held, der ſich mit Schuld beladen,
Floh ich, die Götter ſuchend, zum Altare,
Den ich der Muſen zartem Bund' errichtet.

Nichts mochte hier dem frommen Prieſter ſchaden.
Mir blühte friſch dein ſchöner Kranz im Haare,
Sobald ich liebend nur von ihm gedichtet.

Des Sängers Lohn.

Es zog ein Sänger heiter
In's ferne Land hinein,
Die Zither zum Geleiter,
Zu Freunden Lieb' und Wein.

Der Holden zu gefallen,
Die einst sein Arm umschloß,
Ließ er der Heimath Hallen,
Und sucht' ihr fernes Schloß.

Sich reisend zu erlaben,
Bewahrt' er im Gewand
An Gold und andern Gaben,
Was Glück ihm zugewandt.

Schon nah dem süßen Ziele,
Führt ihn die rauhe Bahn
In banger Mittagsschwüle
Den schroffen Berg hinan.

Aus schwarzem Abgrund toben
Gewässer dumpf herauf,
Und Felsen starren oben,
Beengend seinen Lauf.

Von Liebe fortgezogen,
Erklimmt er das Geſtein,
Doch in des Strudels Wogen
Stürzt all' ſein Gold hinein.

Er hat den Berg erſtiegen,
Und ſingt mit frohem Muth:
„Mag Gold im Abgrund liegen,
Die Zither iſt mein Gut!“

Entſagung.

Vergt es nicht, geliebte Blicke,
Daß mich Eure Huld verläßt.
Wie auch Lieb' es immer ſchicke,
Bleibt ſie doch ein ewig Feſt.

Was verſchwand, iſt doch geweſen,
Nie Geweſ'nes wird doch ſein,
Und zu ew'ger Luſt erleſen,
Wallt vorüber jede Pein.

Vergt es nicht, Ihr ſüſſen Augen,
Birg es nicht, du ſüſſer Mund.
Müßt nun ſo zu Boten taugen,
Thatet einſt mir andres kund.

Ach vorüber, ſchon vorüber
Dieſer Stunden kurzes Glüh'n!
Wolken wandern tiefer, trüber,
Blumen woll'n noch kaum erblühn.

Blumen, mag's Euch wer verdenken?
Wolken, nein, ich klage nicht.
Blum' und Wolke muß ſich kränken,
Denn es ſticht das ſchönſte Licht.

Bald entſchwunden, wie entſproſſen,
Schließt Vergängliches den Lauf.
Mir im Aeuſſern zugeſchloſſen,
Wacht das Licht im Innern auf.

Abgeschiedenheit.

Grün in Busch und Kraute
Steht mein Hüttendach.
Zitherklang, der traute,
Ist dort immer wach,
Spielt auch nach Gefallen
Wohl bergab, bergauf,
Mit der Lüfte Wallen,
Mit der Quellen Lauf.

Oft, o süß Begegnen!
Trifft er Nachtigall
In dem nahgeleg'nen
Hain am Wasserfall.
Dann ergeht ein Klingen,
Freud'ger Liebesscherz,
Immer höh'res Ringen,
Immer süss'rer Schmerz.

Oft, wie fern von Leuten
Auch die Wohnung sei,
Kommt ein muntres Läuten
Uns zum Spiel herbei.
Von den Heerden klingt es,
Von der Alpe dort,
Und neugierig dringt es
Bis an diesen Ort.

Trauter Spielgeselle
Meinem Zitherklang,
Spricht es fein und helle
Manche Stunde lang,
Will von den Geschichten
Unten auf der Flur
Mancherlei berichten,
Halbvernehmlich nur.

Zitherklang, begleite,
Was der Tändler sprach,
Doch in seine Weite
Folg' ihm nimmer nach.
Oft, wenn aus den Wäldern
Er herunter glitt,
Sprach er: „Komm zu Feldern
Meiner Heimath mit."

Laß dich nicht betrügen,
Du, von mir erwählt,
Wenn er schöne Lügen
Aus der Welt erzählt!
Bleib zu allen Tagen
Fromm bei mir allein;
Hat er was zu sagen,
Kommt er wohl herein.

Tempelbau.

Das Leben ringt, als woll' es ſich geſtalten
In Luſt und Ordnung, wie zum ſchönen Bilde,
Doch ſchwindet bald des jungen Friedens Milde
Vor feindlicher Geſtirne rauhem Walten.

Im Streite muß, was kaum entblüht, veralten,
Es drohen ſich, befehdend, kühne Wilde;
Nur Liebe ſinnt, wie ſie das Zarte bilde,
Und ſtrebet, Licht aus Dunkel zu entfalten.

Der Dichter tritt in's wogende Gedränge
Mit freiem Sinn hinein zur guten Stunde,
Befragt vertraut die Geiſter der Geſänge.

Die geben ihm, dem Freunde, willig Kunde,
Und Alles ſteiget aus verworrner Enge
Harmoniſch auf zum ſchönen Tempelrunde.

Sinnspruch.

Laß Andre Vieles sein, und mehr, als du, auf Erden.
Hier trachte, ganz du selbst, ein Engel dort zu werden.

Ernste Mahnung.

Traum schafft aus War ein Ist, aus Zukunft Gestern.
Jüngst zeigt er mir, wo heitre Reigen klangen,
Die todte Freundin, und ein süß Verlangen
Hielt mich in alten Banden, ja in festern.

Zum Tanz wollt' ich sie führen. Als ob Lästern
Solch Bitten sei, — zwar lag auf blüh'nden Wangen
Ein Lächeln noch, — war ernst ihr Spruch ergangen:
„Du siehst, ich traure. Geh zu meinen Schwestern."

Verstanden hab' ich dieses ernste Winken:
Von Erdenlust soll ich, von Erdenleide
Mich selbst befrei'n, den alten Feind besiegend.

Dann, wenn des Todes Schatten tiefer sinken,
Erscheinst du mir, nicht mehr im Trauerkleide,
Mit dem Verklärten seel'ge Reih'n durchfliegend.

Zu Rousseau's dreitöniger Romanze.

Einsam ist's im Zimmer,
Dunkel auf der Flur,
Hell und labend immer
Mir im Herzen nur;
Und von Freunden, Schönen,
Leben, Lieb' und Grab
In bekannten Tönen
Wiegt sich's auf und ab.

Lang' vor meinen Tagen,
Meiner Noth und Lust,
Ging Vertrau'n und Zagen
Durch verwandte Brust.
An des See's Gestaden,
Drin sich Genf beschaut,
Sang schon grambeladen
Einer diesen Laut.

Mit zu diesen Tönen,
Meiner Thränen Schaar!
Könnt Euch leicht gewöhnen,
Rollend Paar an Paar:
Ihr im linden Gleiten
Lindernd, was mich quält,
Ihr auf hellen Saiten
Schaffend, was mir fehlt.

Du, o ſüße Milde,
Kommſt zu mir herein,
Himmliſches Gebilde,
Seel'ger Sonnenſchein!
Mir von kühner Liebe,
Wie auch vormals, fern!
Doch was ewig bliebe,
Gabſt und giebſt du gern.

Willſt mir, wie im Leben,
Wecken andern Schein,
Fragſt mich: „gilt dein Beben
Mir, nur mir allein?
Heil'ge, Lichtumglänzte
Nein, ich beichte dir:
Manches Laub umkränzte
Stirn und Schläfe mir.

Welkend doch die Blüthen,
Dorrend jeglich Reis,
Half getreues Hüthen
Nimmer mir zum Preis.
Was mir Zorn und Milde,
Krieg und Liebe nahm,
Fei'rt in deinem Bilde
Mein verklärter Gram.

Der Knabe und die Jungfrau.

Unter Thränen, still vergossen,
Schlief der Knabe ein,
Lag, von dunkler Nacht umschlossen,
In dem Wald allein.
Und es kam zu seinen Ohren
Wie bekannter Liedeslaut;
Was er längst schon gab verloren,
Schien ihm nun vertraut.

Von der Holden sprach das Flüstern,
Sprach von Liebesschmerz,
Und von Neuem klopfte lüstern
Das bewegte Herz.
„Traum, ich weiß, du willst betrügen,
Weiß, sie bleibt mir ewig fern.
Aber weiter, süße Lügen!
Hör' ich doch Euch gern."

Da vernehmlich klang's in Worten:
„Liebst du mich noch treu?
Dringst du noch durch alle Pforten
Zu mir sonder Scheu?
Liebster komm, o komm, ich warte,
Warte dein mit süßer Gluth,
Bin nicht länger mehr die Harte,
Bin dir innig gut."

Und er ſprach: „wie umgeſtaltet
Meines Liebens Lauf!
Feindlich ſchien ſie mir erkaltet,
Sucht nun ſelbſt mich auf.
Nein, ich weiß, ich weiß, ich träume,
Nichts von allem dem geſchah.
Felſen nur und ſtumme Bäume
Sind mir drohend nah.“

Wieder klang ein ſüßes Schelten:
„Wärſt ſo glaubensleer?
Nicht Vertrau'n und Liebe ſchwellten
Deinen Buſen mehr?
Laß mich nicht vergebens winken,
Weiche nicht vom Mund zurück,
Wo zwei holde Augen blinken,
Ehmals all dein Glück.

Weißt du's ja, ich bin geſtorben,
Bin ſchon längſt hinab.
Rechte Liebe wird erworben
Nur im ſtillen Grab.
Was du hoffteſt, was du wähnteſt
In der Oberwelt Gebraus,
Immer ſuchteſt, nie erſehnteſt,
Iſt bei uns zu Haus.“

Wie geheilt vom bittern Harme
Ward der Knab' alsbald,
Regt' er wachend schon die Arme, —
Lag allein im Wald.
Und er klagte Feldern, Lüften
Seinen Gram so heiß und tief,
Aber bald in dunkeln Gräften
Fand er, die ihn rief.

König Richards, des Gefangenen, Lied.

Schlummer hält die Menſchen nun gebunden,
Einſam dunkelt ſtille Mitternacht,
Und mit allen ihren großen Stunden,
Ihren Siegen, ihren ſtolzen Wunden,
Iſt Vergangenheit für mich erwacht.

Horch! Es tönt erfocht'ner Siege Feier,
Und es ſchweigt die feige Gegenwart.
Kühne Ahnung hebt der Zukunft Schleier,
Des Gefang'nen Buſen athmet freier,
Der auf künft'ge große Tage harrt.

Zieht' ich darum in den heil'gen Landen
Für den Ruhm der frommen Chriſtenheit,
Daß die Feigen mit Betrug und Banden
Schimpflich mir den ſtarken Arm umwanden,
Der den Kriegen Gottes ſich geweiht!

Nein, des Falſchen Knechte werden fallen!
Kühnlich trotz' ich meiner Feinde Wuth.
Oft noch in der Heimath blut'gen Hallen
Sollen ſtolze Barbenlieder ſchallen,
Preiſend meinen Sieg und meinen Muth.

Darf mich Tod im Kerker überwinden?
Freiheit iſt dem kühnen Streiter hold.
Auch in dieſer Gruft wird ſie mich finden,
Und des Truges Nebelwolken ſchwinden,
Wo die Göttin ihre Donner rollt.

Waldessprache.

Ein Flüstern, Rauschen, Klingen
Geht durch den Frühlingshain,
Fängt wie mit Liedesschlingen
Geist, Sinn und Leben ein.

Ein Chor von all den Zweigen
In süsser Harmonie,
Und doch jedwedes Reigen
In eigner Melodie.

Sang' ich es nach, was leise
Solch stilles Leben spricht,
So schien' aus meiner Weise
Das ew'ge Liebeslicht.

Doch schon im leichten Wandeln
Zog das Geflüster fort;
Dumpf ist der Menschen Handeln,
Und todt der Sprache Wort.

Der Lerchenbaum.

Du, ſo ſchlank emporgeſchoſſen,
Du, im grünen Lichtgewand,
Mit den rothen Blüthenſproſſen,
Sag, wie hat man dich genannt?

„Lerche heiß' ich, lieber Waller!
Wundert mich, daß du noch fragſt,
Nicht mir nach den Sitten Aller
Gleich vertraute Grüße ſagſt."

Lerche? Wie mag Lerche heiſſen,
Wer, an Wurzeln feſtgebannt,
Nie ſich kann der Erd' entreiſſen,
Zu durchziehn das blaue Land?

„Glaubſt du, daß ich Lüfte ſcheue?
Mir bekannt iſt wohl ihr Lauf.
Sieh, umſpielt von klarer Bläue,
Schießt mein hoher Wipfel auf."

Willſt du Lerchen dich vergleichen,
Wohl ſo gieb nach Lerchenbrauch
Kunde von des Schnee's Entweichen
Und vom erſten Frühlingshauch!

Wenn die Lerchen droben ſingen,
Laß' ich andre Lerche hier
Zart mein junges Grün entſpringen,
Und man kennt des Maien Zier."

Wohl an Farben, wohl an Schatten,
Aber nicht am süssen Klang,
Den die Vöglein ohn' Ermatten
Wirbeln ihre Bahn entlang.

„Farben hier und dorten Klänge,
Beide hell aus freud'gem Trieb,
Grüne Sprossen, Lustgesänge,
Hoffnungsvollen Herzen lieb!"

Farb'ge Schwester jener süssen,
Heitern Himmelsmelodie,
Ja, man soll dich Lerche grüssen,
Hoch, frühauf und hell wie sie.

Die wahrsagenden Bäume.

Es war ein also schöner Tag,
An Farb' und Düften wohlgethan,
Wie nur auf Indiens bestem Plan
Das Aug' ihn jemals schauen mag;
Da kam mit seiner Ritterschaft
Herr Alexander hergefahren,
Durch Schönheit, Adel, Muth und Kraft
Hochprangend er vor all den Schaaren.

Und wie er lustig weiter zieht,
Gewahrt er einen grünen Baum,
Die Blätter schön mit goldnem Saum,
Weil Sonnenschein nach ihnen sieht.
Er hält des Rosses Zügel an,
Der Farben Spiel sich zu beschauen,
Fühlt sich von ernster Lust umfah'n,
Und auch von heimlich süssem Grauen.

Er spricht: „was will der Baum von mir?
Ich sann in diesem Augenblick,
Ob mich zur Mutter das Geschick
Noch brächt' in's heimische Revier;
Und kaum nur hatt' ich's ausgedacht,
So war, gleich Worten, in den Zweigen
Ein unbekannter Ton erwacht; —
Hört Ihr noch jetzt ihn niedersteigen?

Drauf sagt ein Magus in dem Heer,
Ein alter Indier, weiß an Bart:
„Die Sprach' ist wundervoller Art,
Doch eben nicht zu deuten schwer."
„So thu es!" ruft der König aus.
Und Jener spricht, — und alle lauschen,
Indeß mit feierlichem Gebraus
Die Zweige laut und lauter rauschen:

„O tapfres Herz, o kühner Sinn,
O Falkenaug' so ritterlich,
Seltsamer Weise kehrst du dich
Nach der verlaßnen Heimath hin.
Du hast kein' andre Heimath mehr,
Als all' das Erdenrund zusammen.
Fleuch vorwärts über Land und Meer,
Gehorsam deinen innern Flammen!

Du hast kein' andre Mutter nun,
Als Gloriam früh von dir erkoren;
Die hat zum Leben dich geboren,
In ihren Armen sollst du ruh'n.
Das Erdenweib Olympia, muß
Um deinen Tod sich frühe grämen,
Und kann auch Abschied nicht und Kuß
Von der entfernten Leiche nehmen.

Erfreu' dich nun, du kühner Geist!
Du hast's nach deiner eignen Wahl.
Steh auf vom kurzen Lebensmahl,
Empfange, was du Beßres weißt!
Sei du die unverlöschte Gluth,
Durch aller Zeiten Himmel streifend,
Und später Helden tapfern Muth
Als dein verwandtes Gut ergreifend."

Es schweigt der Baum, der Magus schweigt,
Doch Alexander horcht dem Wort
Mit glüh'nden Wangen fort und fort,
Hat Ohr und Herz dahin geneigt.
Und all' die Ritter um ihn her
Ergießen sich in laute Klagen;
Den biedern Degen wird es schwer,
Des großen Königs Tod zu tragen.

Und nimmer hat ihr Forschen Ruh:
„Wannehr? Wodurch? War's gar ein Traum?"
„Für Euch giebt's einen andern Baum;
So spricht der Magus ihnen zu.
Freut dieser sich der Sonne Gunst,
So wächst in jenen dunkeln Thalen
Ein andrer, welcher Red' und Kunst
Empfängt von Mondes bleichen Strahlen.

Der spricht jedwedes Erdenkind
In seiner eignen Zungen an,
Und sagt Euch Zeit und Ort und Bahn,
Und was der Fragen mehr noch sind. —
Man zieht dahin. Und kaum erwacht
Des Mondes ungewisser Schimmer,
So klingen Worte durch die Nacht,
Als wie mit leisem Klaggewimmer:

„Im Mai, im Mai, im nächsten Mai,
Wenn andres Leben all geht auf,
Da ist des jungen Fürsten Lauf
Ganz wider Blumenart vorbei.
Er traue nicht dem klaren Schein,
Er traue nicht der kühlen Milde!
Erladen wird ein Grab ihm sein,
Und feindlich, friedliche Gefilde."

„Fahr hin, fahr hin, so spricht der Held,
Fahr hin, du üpp'ge Lebenslust!
Mein Erbtheil ist ein höh'res Gut.
Fahr hin, du bunte Maienwelt!
Du Baum mit deinen Klagen, still!
Dein Bruder sang die rechten Klänge.
Wer Gloriam froh umfangen will,
Zerbricht auch froh des Lebens Enge."

Der Ritter und der Mönch.

Der Ritter.

Wer kühn die Erd' befahren mag,
Muß dulden mannig Ungemach.
Die Sonn' am Himmel heftig glüht,
Kein Lüftlein durch die Thäler zieht;
Doch stehn an eines Klosters Schwelle
Viel Bäume grün um eine Quelle.

Der Mönch.

Des Wandrers gut zu pflegen hier,
Gebietet mein Gelübde mir.
Tritt, Lieber, in die Schatten ein;
Du findest Speis' und kühlen Wein,
Auch mag dein Roß auf nahen Wiesen
Die schönste Weide sich erlesen.

Der Ritter.

Wohl ist für matten Wandrers Sinn
So edle Ladung viel Gewinn.
Die hohe Buche, gastlich mild,
Bewahre meinen Helm und Schild,
Und an der frischen Quelle Rande
Lös' ich der schweren Rüstung Bande.

Der Mönch.

Entsagen ist mir Heil und Pflicht,
Mich plagt die eitle Neugier nicht,
Auch wünsch' ich nie die Welt zu sehn,
Doch ließ' ich gern die Frag' ergehn,
Wie nur mühvollem Ritterleben
Ein Menschenkind sich mag ergeben?

Der Ritter.

Wer Sitte kennt und Biederkeit,
Giebt fremden Leuten gern Bescheid.
Doch gönnst du wohl dagegen mir,
Daß Antwort ich erbitt' von dir,
Wie in des Klosters dunkeln Hallen
Ein Menschenkind sich mag gefallen?

Der Mönch.

Die Seele, welche Gott vertraut,
Am liebsten ihn allein beschaut;
Sich andachtsvoll ihm geben hin,
Gilt ihr der herrlichste Gewinn.
Wie sollte, ird'scher Lust zu fröhnen,
Die Himmlische sich doch gewöhnen?

Der Ritter.

Wer frisch des Geistes Leben sieht,
Wie Sturm durch alle Lüfte zieht,
Wie Donner kühn und freudig droht,
Wie Blitz zertheilt die Wolken roth, —
Ein solcher mag sich nie gewöhnen,
Der stillen Einsamkeit zu fröhnen.

Der Mönch.

Ich gab in früher Kindlichkeit
Mein Herz dahin der Frömmigkeit,
Und als Patronin dort und hier
Erschien die heil'ge Jungfrau mir,
So daß ich immerfort mein Leben
Zu ihrem Anschau'n darf erheben.

Der Ritter.

Weltlich bedünkt Euch wohl mein Sinn.
Doch ward viel Hohes mir Gewinn.
Für reiner Frauen Heil und Werth
Entblöß' ich gern mein Ritterschwerdt,
Weil hoch zum Ruhm sich Helden heben,
Die in der Frauen Munde leben.

Der Mönch.

Hab' ich nur Gott gedenedeit,
Andacht bewahrt und Reinigkeit,
Ist nur von seines Sohnes Bild
Mein Herz in süsser Brunst erfüllt,
So kann den Ruhm auf allen Strassen
Ich deines Gleichen überlassen.

Der Ritter.

Das Menschenleben bald vergeht,
Sein Ruf noch lang nachher besteht,
Ich stamm' aus herrlichem Geschlecht,
Drum ward mir auch so Pflicht als Recht,
Des Mannes Ruhm zu hinterlassen,
Daß Viele folgen meiner Strassen.

Der Mönch.

Ein Regentröpflein fallen thut
Gar unbeacht't in Meeresfluth.
Vom Himmel hoch kam es herab,
Der drinnen noch sich spiegelt ab;
Auch wird es endlich aus den Wogen
Nach oben wiederum gezogen.

Der Ritter.

Sich ritterlicher Sinn vergleicht
Dem Leu'n, der aus der Höhle steigt.
Ob auch die Vest' ihm Beute füllt,
Ist seine Kampgier nicht gestillt;
Er wird zum Kampfe fortgezogen,
Hat nie der Ruhe Lust erwogen.

Der Mönch.

Das ist ein wundersamer Geist,
Der so den Menschen leben heißt.
Doch treibt er Euch nur immerfort,
Zu sein der Frommen Schild und Hort
Vor heidnischer Barbaren Toben,
So woll'n wir dankbarlich ihn loben.

Der Ritter.

Wer fromme Wort' Euch sprechen heißt,
Das ist fürwahr der heil'ge Geist.
Durch Euer Beten unser Hort,
Beschirmet er uns immerfort,
Und wenn wir ihn recht treulich loben,
Muß stets umsonst der Arge toben.

Der

Der Mönch.

Wir sprachen Worte her und hin,
Vernehmend kaum des Andern Sinn,
Doch wo nur auf das ew'ge Licht
Ein's Jeden Trachten ist gericht't,
Da muß, ob Zell' und Welt sie trennen,
Sich Mönch und Ritter doch erkennen.

Späte Reue.

Die Dame.

Wer sitzet dort betrübt am Strand,
Und trachtet, wie mit Thränenhelle
Sein Auge noch die Fluthen schwelle,
Und birgt sein Antlitz in die Hand?

Demüthig schmiegt sein treuer Hund
Sich an ihn, wie mit stiller Klage.
Ob wohl der Fremd' auf meine Frage
Sein tiefes Leiden thäte kund?

Der Knappe.

Gar schlecht verständ' ich Sitt' und Pflicht,
Vernähm' ich nicht die Worte leise,
Die eine Dame auf der Reise
Zu mir in meinen Nöthen spricht.

Ich künd' es willig und bereit,
Zur Antwort Euern sanften Fragen,
Wie hier mein Ritter ward erschlagen
Ehrlich in einem harten Streit.

Den Todten barg mein treuer Arm
In jene dunkeln Felsengänge,
Bis mit gebührendem Gepränge
Sich naht der fernen Freunde Schwarm.

Die Dame.

Das war gewiß ein frommer Held,
Den, wie er still hier liegt erschlagen,
Des Knappen Thränen so beklagen;
Drum sage, wie er ward gefällt.

Der Knappe.

Noch lange hätt' er wohl sein Schwerdt
Geführt zu seines Stammes Ruhme.
Doch war des Lebens farb'ge Blume
In seinem Gram ihm nichts mehr werth.

Der Dame, die er sich erlor,
Das edle Herze ihr zu schenken,
Gefiel's, ihn mannigfach zu kränken,
Zu schliessen ihm der Gnade Thor.

Da gab er wild sich in's Gefecht,
Um ehrlich irgendwo zu sterben,
Und mußt' es endlich auch erwerben,
Im Tod zu enden sein Geschlecht.

Die Freunde werden Helm und Schild
Dem jungen, ungestümen Degen
Mit in sein letztes Häuslein legen;
Dahin trieb ihn der Schönen Bild.

Die Dame.

Trug er die Waffen lange schon,
Die ritterlichem Stand gebüren?
Wie, oder durft' er nicht sie führen
Als früh'ster Thaten schnellen Lohn?

Der Knappe.

An Jahren grün, doch grau an That,
Schmückt' er die wundersame Jugend
Schon längst mit ritterlicher Tugend,
Berühmt in greiser Helden Rath.

Die Dame.

War doch sein adliches Geschlecht?
Und folgten Ritter ihm zu Siegen?
Wie, oder focht, dienstbar in Kriegen,
Er als Vasall für fremdes Recht?

Der Knappe.

Es war sein Wappenschild so baar
Von jedem Mackel oder Tadel,
Daß seinem Banner gern der Adel
Nachritt zu Spiel und zu Gefahr.

Die Dame.

Hat wohl, erfreut von bunter Lust,
Er gern im reichen Prunk stolzieret?
Mit Federschmuck den Helm gezieret?
Mit Gold des edlen Rosses Brust?

Der Knappe.

Meist liebt die Jugend derlei Pracht:
Doch ihm band alle seine Sinne
Das wundersüsse Leid der Minne,
Drum ging er dunkel, wie die Nacht.

Die Dame.

Und trug er von der Dame Hand
Als Lindrung für das bittre Kränken,
Nicht irgend wohl ein Angedenken,
Ein Ringlein oder buntes Band?

Der Knappe.

Sie gab ein Kreuzlein ihm von Gold,
Das ließ er auf dem Harnisch gleissen.
Wohl mocht' er Kreuzesträger heissen,
Der arme Ritter treu und hold!

Die Dame.

Um Eines noch mir Rede steh'!
Pflegt' er im Streiten und Turnieren
Nicht einen Schlachtgaul zu regieren,
An Farbe weiß, wie frischer Schnee?

Der Knappe.

Seht dort das edle Thier von fern!
Ich ließ es frei auf üpp'ger Weide,
Doch geht es wie im tiefen Leide
Um seinen ritterlichen Herr'n.

Die Dame.

O weh', ich kenn' das treue Pferd!
Mich, Knappe, treffen deine Klagen.
Den edlen Herr'n hab' ich erschlagen,
Ich, seiner Liebe nimmer werth!

O weh' der falschen Eitelkeit,
Die so mich hieß den Holden quälen!
Was mußt' ich doch mein Glück verhehlen?
Nun ist ja offenbar mein Leid.

O weh'! Nun soll das stolze Weib,
Um die der edle Held gefallen,
Zu jenem Kloster reuig wallen,
Und Busse thun am eig'nen Leib.

Ein vorbeigehender Pilger.

So muß, von eitlem Stolz verführt,
Die Dame viel zu spät sich kränken.
Ach, wolle Jede doch bedenken,
Daß treuer Lieb' auch Lohn gebührt.

Der alte Held.

Der Knappe.

Es wohnt am Meergestade
Ein greiser Held allein;
Wißt, Alter, Ihr die Pfade
Zu seinem festen Stein?
Ich möchte Ruhm erjagen,
Bin edel von Geschlecht,
Drum will ich ihn befragen,
Was ehrbar ist und recht.

Der Ritter.

Zwar glänzet Muth und Ehre
Von selbst in edler Brust,
Doch schaffet gute Lehre
So Frommen dir, als Lust.
Magst fragend nur beginnen;
Ich bin der alte Held,
Nach dem dein löblich Sinnen
Und Trachten war gestellt.

Der Knappe.

Zum ersten gebt mir Kunde
Nach Eurer Gütigkeit:
Wenn sich zum Waffenbunde
Zwei Ritter eingeweiht,
Und thut nun Einer schalten
Nach Sitt' und Ehre nicht,
Mag ihm der Andre halten
Die angelobte Pflicht?

Der Ritter.

Dem Tiger half der Leue
Gar brüderlich im Streit,
Und zeigt' ihm große Treue
In mancher Fährlichkeit.
Als der mit scharfen Biſſen
Anfiel ein keusches Weib,
Hat ihn der Leu' zerriſſen,
Zu ſchirmen ihren Leib.

Der Knappe.

Zum zweiten wollt mir ſagen:
Was haltet Ihr für recht?
Kommt eine Dame klagen,
Und ihre Sach' iſt ſchlecht,
Soll doch der Ritter faſſen
Für ſie ſein gutes Schwerdt?
Wie, oder die verlaſſen,
Die Schutz von ihm begehrt?

Der Ritter.

Daß Gott dir nie bereite
So zweifelhaften Stand!
Da hält auf jeder Seite
Dich ein geweihtes Band.
Das Recht im Kampfesgitter
Iſt heilig immerdar;
Für Damen wird ein Ritter
Nie ſeiner Pflichten baar.

Den Rath mag ich dir geben:
Iſt ſo der Dame Schuld,
Daß man bedroht ihr Leben,
So ſteh' ihr bei mit Huld.
Denn Keiner darf erröthen,
Beſtehend ſolch Gefecht;
Ein ſüſſes Weib zu tödten,
Gilt Helden nie für Recht.

Der Knappe.

Zum dritten hätt' ich gerne
Auf dieſes noch Beſcheid:
Man fragt wohl oft die Sterne
Um künft'ges Glück und Leid;
Darf wohl ein Ritter ſinnen
Auf ſolche Wiſſenſchaft?
Mich treibt es, zu gewinnen,
Magiſch geheime Kraft.

Der Ritter.

Gott hat die Welt erfunden
In ihrer Herrlichkeit,
Und durch des Sohnes Wunden
Sie ſeinem Dienſt geweiht,
So Berg' als Vöglein kleine:
Die himmliſche Natur
Geh' aus in ſüſſem Scheine
Von aller Creatur.

Wer nun den Schein verstanden,
Kennt das Mysterium,
Und geht, befreit von Banden,
Im Vaterhaus herum.
Mond, Sonn' und Stern erzählen
Von künft'ger That ihm viel,
Die Stein' ihm nicht verhehlen
Des Lebens endlich Ziel.

Die Blumen all zusammen,
Wo er sich nur ergeht,
Rühren die bunten Flammen,
Daß er sie hell versteht.
Der Dinge eigne Geister,
Den Menschen sonst ein Graus,
Gehn vor dem lieben Meister
Gar freundlich ein und aus.

Und solch ein frommes Wissen
Wär' Teufelsgaukelei?
Nein! Wer sich des beflissen,
Wird erst vom Argen frei.
Komm mit an's Meergestade
Zu meinem festen Stein.
Ich will auf dunklem Pfade
Dein treuer Führer seyn.

Univ. Bibl.
München

Der gehörnte Siegfried in der Schmiede.

Der Meister.

Da es schon ganz dunkel ist, und die Arme uns Allen lahm werden, müssen wir aufhören zu arbeiten, so nöthig es auch auf Morgen thäte. Wir wollen uns hier um den Tisch setzen, und das Wenige verzehren, was wir erworben haben. — Aber wer klopft da an der Thüre?

Ein Geselle.

Wer da?

Siegfried (von Aussen).

Ich bin im Wald seit Gestern irr' gegangen,
Von ferne sah ich Eures Lichtes Schein.
Nun komm' ich, Speis' und Dach von Euch zu fodern,
Wie Ihr's dem müden Wandrer schuldig seid.

Der Geselle.

Ein kecker Bursch, Meister. Nicht einmal höfliche Worte will er um Brod und Nachtlager verlieren.

Der Meister.

Wird noch wohl wenig in der Welt herumgekommen seyn. Laßt ihn warten, so giebt er es näher. Ich habe mich auch mühsam durchbetteln müssen.

Siegfried.

Sehr ungern möcht' ich Euer Haus verletzen,
Und wie ein wilder Gast hinein mich drängen,
Doch hindert es die morsche Thüre nicht.

Bei meinem Vater lernt' ich beff're Sitte;
Dem Fremden öffneten sich leicht die Thore,
Ob er bei Nacht, ob er am Tage kam.

Der Meister.

Nun so komm denn herein, du Sittenlehrer, und erzähle uns, wer deine vortrefflichen Aeltern waren.

Siegfried.

Was hülf' es Euch? Ihr würdet's nicht begreifen,
Wie es an Schlössern zugeht und an Höfen.
Auch zög' ich nicht so einsam durch die Wälder,
Wenn ich der großen Aeltern theuern Namen
Als einen Schutzbrief mit mir führen wollte.
Nur Platz am Feuer! Draussen ist es kalt.

Der Meister.

Erwärm' dich erst. Dann sollst du Brod verdienen.
Indessen sag' uns doch: wo kommst du her?
Und was bewog dich, wenn du vornehm bist,
So Stand und Pracht mit Mühsal zu vertauschen?

Siegfried.

Hier sitzen junge Leute mit am Feuer,
Die werden schon begreifen, wie ich's meine;
Ergeht's Euch anders, mein ist nicht die Schuld.
Man sagt ja, wir vergässen oft im Alter,
Was uns vordem das junge Herz bewegt.
Ich kann's nicht glauben, da ich's nicht erfahren,
Doch mag es Euch wohl so zu Sinne seyn;
Drum müßt Ihr lieber etwas anders denken,
Indeß ich rede, was Ihr nicht versteht. —

So oft von alten Thaten man gesungen,
Hat sich mir wunderbar die Brust gehoben.
Ich dachte: was in jener Zeit gelungen,
Soll auch an dir ein künft'ges Alter loben;
Den Jüngling, der mit frischer Kraft gerungen,
Erwarter Lieb' und Ruhm am Ziele oben;
Du mußt die Erde ritterlich befahren,
Dich zugesellend jenen Heldenschaaren.

Der Vater wollte Knechte mir und Waffen
Und Rosse geben zu der weiten Reise;
So hätt' ich mit den Thoren stets zu schaffen,
Die feige wanken durch gewohnte Gleise.
Drum thät ich klüglich mich zusammenraffen,
Verließ in dunkler Nacht die Veste leise,
Und ging allein, auf meinen eignen Wegen,
Der tiefverhüllten, künft'gen Zeit entgegen.

Der Meister.

Das war gewiß recht ohne Kopf gehandelt.
Was denkt Ihr denn in weiter Welt zu finden?
Verschloss'ne Thüren, Arbeit, harte Worte.

Siegfried.

Ich bin nun ganz mein eigner Herr und Meister.
Wo mir es schlimm ergeht, trag' ich's alleine,
Und was ich Schönes thu', ist gänzlich meine.

Der Meister.

Da Ihr denn doch es einmal so erwählet,
Kommt Ihr uns heute Abend recht zu Passe.

Wir sind schon Alle müde von der Arbeit,
Und haben noch viel Eisen zu verhämmern.
Macht Euch daran. Es geht um's Abendbrod.

Siegfried.

Nur her! Ich laß' es willig mir gefallen.
Schon viele Helden haben klein begonnen,
Und immer ward in ihren edlen Händen
Das Niedrigste zum Höchsten umgestaltet.

Ein Geselle.

Meister! Meister! Wir haben Tagelang zu thun, um Alles wieder in Ordnung zu bringen, was dieser hier verwirrt. Seht nur, er schlägt das Eisen entzwei, statt es zu hämmern, und der Amboß ist um eine halbe Elle tiefer in die Erde getrieben.

Der Meister.

Du loser Bursch, was machst du hier für Dinge?
Willst du die ganze Werkstatt mir verderben?

Siegfried.

Wer heißt Euch solch ein kleinlich Handwerk treiben,
Daß Alles meinem ersten Schlag erliegen!
Wollt Ihr an jungen Helden gern Euch reiben,
So müßt Ihr klüglich, was Ihr thut, erwägen.
Der Schwache mag bei schwachen Thaten bleiben,
Ein Starker bringt der Wirthschaft keinen Segen.
Spannt Eur' und Eures Gleichen Kraft zusammen,
Nur braucht nicht uns, die wir von Fürsten stammen

Der Meister.

Hört nur, Gesellen, seine harten Worte!
Wir dürfen nimmer solchen Schimpf erdulden.
Packt an den Burschen! Laßt ihn weidlich fühlen,
Wie leicht an Einem Viel' ihr Müthchen kühlen.

Siegfried.

Da liege du! Und du im andern Winkel!
Der Meister oben, wie es sich gebührt.
Seid Ihr zufrieden mit dem lust'gen Ringen?

Meister.

Sachte, Gesellen! Wenn ich erst auf den Beinen bin, könnt Ihr auch leicht aufkommen. — Das ist ein Teufelskerl! Seht nur, wie er vor dem Hause auf und abspaziert. Ich dächte, wir schickten ihn nach dem Forste, wo der Drache hauset. Der schaffte uns mit Einemmale Genugthuung an dem Grobian.

Ein Geselle.

Das ist sehr verständig geredet, Meister. Wir Alle möchten uns nicht gern nochmals mit diesem Grobian einlassen.

Der Meister.

Ihr junger Bursche, hört! Es war 'ne Probe,
Auf die wir jetzt zu stellen Euch beliebten.
Ihr habt Euch ziemlich gut dabei gehalten,
Und darum will ich Euch zur Wirthschaft brauchen.
Es wohnt hier nahebei ein Kohlenbrenner
Im dichten Forste; doch Ihr könnt nicht irren,
So Ihr nur immerfort dem Rauche nachgeht,
Der schwefelgelb aus seinem Meiler dampft.

Siegfried.

Ich kenne wohl der feigen Arglist Schlingen,
Und hörte klüglich, wie Ihr Euch berathen;
Doch muß dem Helden Alles Ehre bringen,
Aus dunkler Bosheit sprießen für ihn Thaten.
Ich gehe, mit dem Lindwurm nun zu ringen,
Beseelend künft'ger Ehre frische Saaten.
Lebt wohl! Ihr meint, ich solle schmählich sterben,
Und müsset unbewußt mir Ruhm erwerben.

Der Meister.

Hol' ihn der Satan! Es wird niemals ein ordentlicher Schmidt aus ihm!

Seufzer.

Ein weiches Herz im Busen,
Ein kriegrisch glüh'nder Sinn,
Manch holder Wink der Musen,
Das ward mir zum Gewinn.

Und früh besonnte Bahnen
Sie schlossen mir sich auf.
Beifällig sah'n die Ahnen
Auf ihres Enkels Lauf.

Wie schnell, wie hart geendet!
Wie nah der Freude Grab!
Vom weichen Herzen wendet
Die kluge Welt sich ab.

Die ehmals tapfre Klinge
Blitzt matt in Trümmern auf,
Und wenn ich Lieder singe,
Wer hört in Liebe drauf?

Zwar edle Kränze rauschen
Fernher zu meinem Preis.
Die möcht' ich gerne tauschen,
Um ein demüth'ges Reis;

Um's Reis der süssen Minne,
Die welkend mir verblich.
Umsonst. Im stillen Sinne
Verzehrt mein Sehnen mich!

Nachhall.

Alle diese Jünglingslieder
Hab' ich so Euch vorgeführt,
Und sie haben schmerzlich wieder
Mir das wunde Herz berührt;

Doch auch süß. Denn Maienblumen,
Frühlingshauch und Frühlingsduft
Sawehten, wie aus Heiligthumen,
Aus versunkner Tage Gruft.

Klug und lächelnd hergegangen
Kam ich, windend diesen Strauß;
Nun mit thränenfeuchten Wangen
Schreit' ich wiederum hinaus.

Mannheit übt man wohl und Tugend,
Und erstickt manch sehnend Ach!
Dennoch bleibt geheim die Jugend
Auch im ältern Herzen nach.

Gönnt mir's, daß in linden Träumen
Schmiegt meinen Busen schwellt,
Wenn nur in des Wachens Räumen
Kraft und Muth die Zügel hält.

Lehrlingsgedichte.

Vorſpiel.

Keck blühen Baum und Strauch in Forſtes Weiten,
Zur eig'nen Luſt, zu fremder auch geboren;
Im Frühling geht kein Waldgeſang verloren,
Und keines Baches Rauſchen, Rieſeln, Gleiten.

Jedoch wo Gärtner die Natur bereiten,
Sieht man den Baum zum Tempel oft geſchoren,
Fremd ſingt der Vogel, wird beinah zum Thoren,
Der Bach muß irr in Waſſerkünſten ſtreiten.

Und doch, — zum Zeitvertreib, und um zu ſchauen,
Wie Gott auch oft ſich gnädig mag erzeigen, —
Wer geht nicht gern einmal durch ſolch Getändel?

Ihr kommt aus Jünglings wildentblühten Auen;
Jetzt nehmt fürlieb mit glattpolierten Steigen,
Umblüht von Taxus, Thymian und Lavendel.

Minnelied.

Mir gefällt ein blondes Haar,
Dessen Locken zierlich fallen,
Mir zwei Augen hell und klar,
Blaue Gluthen aus Krystallen,
Mir der Zähne weisse Schaar,
Und zwei Lippen von Korallen,
Mir die Stimme wunderbar,
Und der süssen Lieder Schallen,
Mir ein Leib, des Tadels baar,
Welchen Seid' und Gold umwallen,
Mir der zarten Füßchen Paar,
Hüpfend durch des Festes Hallen,
Mir die Rede treu und wahr,
Sonder Hinterlist noch Fallen,
Mir gefällt, was offenbar
Dir allein gehört vor Allen,
Und ein Seel'ger wär' ich gar,
Könnt' ich selber dir gefallen.

Zueignungs-Sonett

von zwei Schauspielen,

an A. W. Schlegel.

Wer triebe wohl, unkundig der Behandlung,
Sein Schiff durch nie erprobter Brandung Schmettern?
Wer träte, fern von schützenden Errettern,
Durch Zauberwälder an die schwier'ge Wandlung?

Doch führerlos befährt — viel dreistre Handlung! —
Der Poesie Weltmeer auf morschen Brettern
Manch neuer Geist, will ihre Höh' erklettern,
Nicht achtend Circe's Stab und der Verwandlung.

Der alten Sitte treu, andächtig lebend,
Stand ich am Port, stand an des Waldes Hallen;
Da führtest du mich ein in's Land der Geister.

Wenn, ferne See'n und Alpen überschwebend,
Die Klänge meiner Zither dich umschallen,
So nimm sie freundlich auf, geliebter Meister!

Lobgesang
an die heilige Rosa von Viterbo.

Manch ein schönes Lied gesungen
Ward von kunstbegabten Zungen,
Doch hat reinsten Preis errungen,
Wer der Heil'gen nie vergaß;
Herrlich unter edlen Schaaren,
Ritterlicher Kunst erfahren,
Glänzet, wer sich in Gefahren
Eine heil'ge Dam' erlas.
Solches ziemt mir zu vollbringen,
Der ich Lieder weiß zu singen,
Und auch oft wo Schwerdter klingen,
Ritterlich zu Rosse saß.

Vor den Himmelsbürgern allen
Lockt mich süßes Wohlgefallen,
Treibt mich keusches Liebeswallen
Zu dem heil'gen Röslein zart,
Das in demuthsvoller Güte
Früh' zum Preis des Herr'n erblühte,
Früh' im höhern Licht auch glühte,
Wo es jetzt ist wohlbewahrt.
Süße! Jugendliche! Klare!
Reine! Fromme! Wunderbare!
Gönne, daß ich offenbare
Deine englisch seltne Art.

Wo des Himmels Vöglein fliegen,
Wo sich Schmetterlinge wiegen,
Schlummernd dann in Träumen liegen,
Blüht gewiß ein edles Reis;
Denn so zarte Thierchen schweben
Gern um duft'ger Blumen Leben,
Die sich unschuldsvoll erheben
Als des Schöpfers holder Preis.
Schmetterling' und Vöglein schwangen
Sich vertraut um deine Wangen,
Ließen gern von dir sich fangen,
Süße Rose roth und weiß.

Der Gespielin Leichnam schauend,
Vor dem Tode nicht ergrauend,
Gingst du zu ihr hin vertrauend,
Als ein Kind im dritten Jahr.
Und ein Wunder ward erbeten
Von den kindlichen Gebeten;
Aus dem Sarge sah man treten
Neubelebt das Mägdlein klar.
Deine Vaterstadt, gefangen
Von der List der alten Schlangen,
Kehrte mit heilsamem Bangen
Sich deshalb zur gläub'gen Schaar.

Aber mehr als ird'sche Gaben
Mochten himmlische dich laben;
Dir erschien, von Engelsknaben
Hell umringt, des Höchsten Braut.

Krankheit hielt den Leib gebunden,
Doch es hat zu vielen Stunden
Sich dem Schmerz die Seel' entwunden
Vor seraphisch holdem Laut.
Seelig wohl ist der zu preisen,
Der, verzückt von solchen Weisen,
In der reinsten Himmel Kreisen
Ueberirdisch Wesen schaut!

Pred'gend einst mit glüh'nden Worten,
Rufend zu den heil'gen Orten,
Warnend vor der Hölle Pforten,
Standest du, ein holdes Kind.
Und es kam das Volk gezogen;
Jeder, den die Welt betrogen,
Ward, geläutert in den Wogen
Deiner Rede, treugesinnt.
Daß dich Alle möchten schauen,
Hob ein Wunder dich dem blauen
Himmel näher sonder Grauen,
Ließ dich dann zur Erde sind.

Achtzehn Jahr bliebst du hinieden,
Bis der Rose ward beschieden,
Fortzublüh'n in Himmelsfrieden
Nach bestand'ner Erdennoth.
Doch dein Reiz thät nicht ersterben
Vor des bleichen Todes Werben,
Höher mußte noch sich färben
Deiner zarten Lippen Roth.

Lieblich blieb die holde Blume,
Ihrem Herrn und Gott zum Ruhme,
Der zu seinem Heiligthume
Früh erschlossen sie entbot.

Deinem Grabe, dir zum Bilde, —
Toste Nord und Herbst auch wilde, —
War entblüht in holder Milde
Einer Rose Frühlingspracht.
Ob ergrimmte Stürme wüthen,
Sind schon oft des Himmels Blüthen
Vor getreuer Seelen Hüthen
Aus der dunklen Erd' erwachs.
Irdisch ist mein Thun und Wesen,
Sturm läßt oft mich kaum genesen,
Doch zum Heil ist der erlesen,
Dem im Herzen Rosa lacht.

Die Verirrte.

Gloſſe.

Thema.

Linde ſäuſeln kühle Lüfte,
Und im ſüſſen Himmelsglanze
Bilden ſpielend ſich zum Kranze
Töne, Worte, Farb' und Düfte.

Aus dem ſchirmenden Gehege,
Das unſchließt des Vaters Haus,
Ging ich armes Kind heraus,
Dreiſt auf unbetret'nem Wege.
Welche Luſt, im Herzen rege,
Treibt mich durch des Berges Schlüfte?
Wollten doch des Gartens Düfte
Mich behalten als ihr eigen,
Wo von wohlbekannten Zweigen
Linde ſäuſeln kühle Lüfte.

Spiele' ich nicht im ſichern Schatten
Art'ger Spiele mancherlei,
Wie wir Kinder froh und frei
Sie uns oft erſonnen hatten?
Nun auf dieſen fremden Matten
Seh' ich Blumen, Baum und Pflanze
Eingefaßt vom bunten Tanze

Wunderlicher Schmetterlinge,
Funkelnd in so schönem Ringe,
Und im süssen Himmelsglanze.

Ach, ich fühl' es, was sie wollen!
Meiner Spielgefährten Kreis,
Meine Blumen roth und weiß
Werd' ich ganz vergessen sollen.
Aber horch! Gesang mit vollen
Tönen klingt nun durch die ganze
Wildniß! Eine goldne Lanze
Führend, singt ein Knabe Lieder,
Blüthen schweben auf ihn nieder,
Bilden spielend sich zum Kranze.

Wie kam solcher Reiz ihm nur?
Wie der Klang, und wie die Waffen,
Die vereinigt Wunder schaffen?
Sicher ist es Gott Amur.
„Ja, du bist auf rechter Spur!"
Klingt es durch die blüh'nden Klüfte.
„Kindheit spielt durch andre Lüfte,"
Und, statt sie dir aufzufinden,
Wollen für Amur dich binden
Töne, Worte, Farb' und Düfte.

Othars Brautwerbung.

Eine Sage in Romanzen.

Sywald und Syritha.

Hoch im alten Dänenlande,
Wo man Lethra sieht und Röschild,
Und viel andre feste Burgen,
Herrschte Sywald, mächt'ger König,
Ob der Waffen, ob der Schätze,
Mehr ob seiner Tochter fröhlich,
Ob der Schönsten aller Mädchen:
Von der Jugend Anhauch röthlich
Ihre Wangen, blau der Augen
Klare Lichter, unauflöslich
All der Reize seel'ger Zauber;
Und von süsser Macht genöthigt,
Kamen aus den fernsten Landen
Helden, opfernd solcher Göttin.
Doch Syritha, keuschen Herzens,
Blieb dem Liebesschmeicheln störrig,
Kalt der glüh'nden Liebesbitte,
Liebesmächten unversöhnlich.
Das vernahm der alte Vater,
Sywald, der geehrte König,
Sprach: „Syritha, holde Tochter,
Was mich sehr bekümmert, hör' ich:
Willst dich keinem Mann ergeben,

Bist den Helden streng' und höhnisch."
„Höhnisch nicht, mein edler Vater,
Doch in banger Schaam erröth' ich,
Kann die Augen nicht erheben,
Bin vor Männern blöd' und thöricht."
„Lehr' die Augen beff're Sitte,
Lehr' sie's noch, so lang' sie schön sind,
Denn die Jahre ziehn vorüber,
Und ihr schneller Flug verschwört sich
Gegen dich, wie gegen Andre,
Bist du gleich der Schönsten Kön'gin."
„Laß die Jahre ziehn und fliegen!
Ihre Warnung überhör' ich,
Rauben sie die Maienblüthe
Meinem Angesicht auch völlig.
Hier als Jungfrau zu verweilen,
Bei Euch im Pallaste gönnt mir."
„Nach dem Trotze folgt die Reue,
Stolz und eitler Wahn bethört dich.
Kannst das Alter dir nicht denken,
Fühlst es nicht so gar unlöslich.
Brich des Lebens Jugendblume,
Wenn dir wer gefällt, erhör' ihn."
„Keiner wird mir je gefallen,
Keinen Ritter je erkör' ich,
Glänzt' er schön auch wie der Morgen,
Wär' an Wuchs und Bildung göttlich.
Allen schließ' ich ja die Augen,
Kaum nur ihre Worte hör' ich."

„Worte führen seltne Kräfte,
Wandeln Sinn und Regung plötzlich;
Schlieg' du nur die Strahlenaugen!
Wohl ein glücklich Wort beschwört sie,
Und die Schönheit eines Helden
Wird dem kalten Hochmuth tödtlich."
„Glaubt Ihr das, geliebter Vater,
Trauter Vater, so erhört mich:
Gebt mir keinen zum Gemahle,
Der mich nicht mit Worten nöthigt,
Ihm die Augen zu erschliessen."
„Tochter, ja. Und das beschwör' ich."
„Hätter Ihr die höchsten Burgen,
Lethra mir verlieh'n und Röschild,
Und die besten sonst im Lande,
Nimmer sähe Ihr mich so fröhlich,
Als da nun ich bei Euch bleibe,
Trauter Vater, mächt'ger König."

Othars Bitten.

„Jüngling mit den reichen Waffen,
Du, in Schmuck und Lieb' erglühend,
Warum ziehſt du, ſchöner Wand'rer,
Schnell herunter vom Gebürge?" —
„Halte nicht mit deinen Fragen,
Den, ſo Lieb' und Sehnſucht flügeln.
Kann dir's nicht die glüh'nde Wange,
Nicht der reiche Schmuck verkünden?
Werbend zieh' ich fort, Syritha,
Swalds Tochter zu begrüſſen." —
„Armer Knabe, gehſt ſo munter,
Kommſt ſo munter nicht zurücke!
Nimmer wird verliebtes Schmeicheln
Deiner Lieben Herz entzünden." —
Doch er hörte nicht die Warnung,
Flog an Allem ſchnell vorüber,
Stand nun in der hohen Lethra
Vor des Königsſchloſſes Thüren. —
„Wer auf ſeinem muth'gen Roſſe
Hält da bei des Grabes Brücken?" —
„Othar bin ich, lieber Wächter;
Viel der reichen Gaben führend,
Komm' ich, ob Syritha's Augen
Mich als Freier milde grüſſen." —
Gaſtlich flogen auf die Thore,
Gern des Freiers Zug begaſt'gend.

Ach wenn doch Syritha's Augen
Gleiche Huld am Jüngling übten!
Auf dem hohen Throne saß sie,
Zarte Ros' aus Gold erblühend,
Und die Schönheit und die Jugend
Schwebend über ihren Zügen,
Schmiegend sich an ihre Glieder,
Spielend in der Locken Fülle.
Nur des Reizes höchste Lichter,
Nur der Liebe schnellste Führer,
Die ersehnten Strahlenaugen,
Schlossen fest sich vor dem Kühnen.
Zitternd, glühend, hoffend, zagend
Hub er an mit Schmeichelkünsten:

„Auf, Ihr Freudenbringer,
Jugendliche Sonnen,
Auf, der Welt Gestaltung
Funkelnd zu vergolden,
Sonnen, steigt empor!
Denn der Liebe Dämmrung
Kündet nahen Morgen,
Spielt mit Nebelbildern,
Schickt als freud'ge Boten
Lieder Euch entgegen,
Lieder, süsser Wonne,
Süsser Wehmuth voll.
Euch nur gilt ihr Schmeicheln,
Euch nur gilt ihr Locken;

Möchtet nicht erspähen,
Wer am Himmelsbogen,
Frühe Liebeslerche,
Noch in Nacht verborgen
Euch entgegen flog?
Blickt nur auf, Ihr schönen,
Denn der Jugend Rosen
Blüh'n auf meinen Wangen,
Und im reichen Chore
Junger Dänenhelden
Prang' ich, kühn erhoben,
Tanne, schlank und groß.
Auf, Ihr Freudebringer,
Auf, mich zu vergolden,
Sonnen, steigt hervor!"

Doch der langen Wimpern Schatten,
Des ersehnten Lichtes Hüter,
Lagen still und sonder Regung
Auf der Wange zarten Blüthen.
Othar nun begann von neuem,
Hoffnung leihend seinen Wünschen:

„Sterne, wie so lange
Hinter Nebeln weilend?
Dunkel ist die Nacht,
Freudeles die Haine,
Bang' die schwarze Ebne,
All in Näh' und Weite
Tiefes Grau'n sich lagernd,

Ungewisser Zweifel. —
Sterne, kommt herauf!
Daß in Euerm Scheine
Burg und Hütte flimmern,
Auf der Wogen Gleiten
Silberlichter tanzen,
Rings ein froher Reigen,
Huld'gend Eurer Macht,
Eure Milde feiernd! —
Alles bleibt verschlossen
An des Himmels Kreisen,
Keine lichten Blicke
Kein erheiternd Neigen!
Sterne, seid Ihr stolz?
Wollt vor Eures Gleichen
Nur die süssen Strahlen
Hüllenlos entschleiern?
Wohl, so blickt herunter,
Blickt auf ernste Zeichen,
Reich in Farben spielend,
Blickt auf edle Steine,
Dieser Erde Sterne,
Die, sich darzureichen
Euern holden Blitzen,
Hier auf Silber gleissen
Und auf rothem Golde,
Künstlich auch verbreitet
Auf gewürkten Decken
Und auf Purpurkleidern.

Sterne, süße Sterne,
Unverhüllt an Reizen
Kommt, ein würd'ges Opfer
Günstig zu bescheinen!"

Ach, der langen Wimpern Schatten,
Des ersehnten Lichtes Hüter,
Lagen still und sonder Regung
Auf der Wange zarten Blüthen!
Othar doch begann von Neuem,
Kaum noch hoffend, was er wünschte:

„Ob ergrimmten Wogen
Brüllt der Schlachten Zorngeist,
Schiff an Schiff geentert,
Todfeind nah dem Todfeind,
Schnellgeworfne Lanze,
Hochgeschwungnes Mordbeil!
Wer, vor all den Kriegern,
Prangt in stolzer Hoheit?
Trifft die kühnsten Helden
Aus dem fernen Ostreich?
Wo der feige Kämpfer,
Den er nicht mit fortreißt,
Wie, voran den Seinen,
Er an Feindes Bord steigt?
Wo des Widersachers
Hochgepriesʼner Vortheil?
Viel der Schiffe warenʼs,
All die Schiffe voltreich,

Doch vor Otbars Grimme
Schlang ſie all der Tod ein.
Mädchen lieben Helden,
Drum vom eitlen Wortſtreit
Laß ich ab, mit Thaten,
Mahnend dich zur Hochzeit.
Auf, Ihr ſüßen Augen!
Helden müßt Ihr hold ſeyn."

Weh! der langen Wimpern Schatten,
Des erſehnten Lichtes Hüter,
Lagen ſtill und ſonder Regung
Auf der Wange zarten Blüthen.
Otbar zog von dannen, klagend:
„Arge Hoffnung, logſt den Wünſchen."

Der Riese.

An der hohen Lethra Thore
Donnert ein gewalt'ger Faustschlag,
Ruft's mit unzähmer Drohung:
„Ho, wer aufmacht! Ho, wer aufmacht!
Laßt nicht warten. Warten haß' ich,
Oeffne selbst mir wohl die Laufbahn!"
Staunend ging hervor der Wächter.
Als er kaum vom Thurm hinaussah,
Von dem hohen Thurm der Veste,
Sah er ein gewalt'ges Haupthaar
Nahe fast an seiner Zinne;
Hörte, wie der Ries' hinaufsprach:
„Männlein kleine, Männlein kleine,
Bist wohl kaum zum Wächter brauchbar,
Lagst im Schlaf, und stehst nun zitternd,
Läßt mich warten auf der Brautfahrt.
Komm herunter, schnell herunter,
Daß mein Arm nicht zu dir auflangt."
Und der Wächter kam mit Zittern;
Riesen, wußt' er schon, sind grausam,
Und nicht Mauern und nicht Wälle
Sind für ihren Zug ein Aufhalt.
„Eh' die Krieger kämen, sprach er,
Riß mir der gewiß das Haupt ab."
Durch die Thore zog der Riese,
Bückte tief sich in der Auffahrt

Bogenwölbung, ſtand im Hof nun,
Schrie, daß durch die Hallen 's laut klang:
„Leute, Rieſ' iſt angekommen,
Mal herunter in das Bauland,
Aus den Bergen, aus den Wäldern,
Geht dem ſchönſten Kind als Braut nach,
Sagt's der Kleinen, ſagt's Sorithen,
Und daß ſie die Augen aufmacht." —
Das vernahm man in den Sälen,
Wo bei'm Feſt noch Alles auf war,
Und die bleichen Diener ſagten's,
Weich ein Ungethüm in's Haus trat.
Krieger griffen zu den Waffen,
Frauen ſanken in den Staub faſt,
Und die Schönſt' in ihren Schleiern,
Mit dem goldnen Strahlenhaupthaar,
Mit verhüllten ſüſſen Lichtern,
Suchte bebend nach dem Ausgang,
Wollt' in ihre Kammern flüchten,
Scheuend ſo gewalt'gen Brautmann.
Doch der König ſprach: „verweile!
Königswort, das Keinen ausnahm,
Hab' ich aller Welt gegeben;
In der Welt ſind Rieſen auch da.
Laßt ihn ein, Ihr wackern Helden,
Doch wie eben Jeder aufſtand,
Bleib' er auch bei ſeinen Waffen,
Zu verhindern freche Raubthat."
Schweren Tritt, wie ehrner Füſſe,

Hörte man, als Ries' heraufkam;
Und nun trat er in die Halle,
Schreckensbild aus banger Traumnacht.
Fester, fester schloß Syritha
Ihrer Blicke süssen Aufgang,
Sonst von Scham allein gehalten,
Nun von Schrecken auch, da lautbar
Des unsitt'gen Gastes Worte
Zu dem König klangen: „Graubart,
Alter Graubart, zeig dein Mädchen,
Die, so alle Männer auslacht.
Laß nur seyn! Braucht nicht des Zeigens.
Die dort mit dem goldnen Haupthaar,
Seh' ich, muß es seyn vor Andern.
Munter, Kind, du bist im Brautstand!
Andre Männer sind nur Zwerge,
Hier ist aller Männer Hauptmann!
Hör' nur. Eh' du, mich zu grüssen,
Deine klaren Augen aufmachst,
Beug den Kopf nach hinten über,
Daß dein Blick den Bräut'gam auffaßt,
Denn ich reich' hier bis an Balken,
Rühr' die Simse mit dem Krausbart.
Munter, Mädchen, kleines Mädchen,
Heute noch ist unsre Brautnacht.
Morgens treten dann wir Beide
Nach den Bergen unsern Lauf an.
Kind, da sollst dich mal verwundern!
Findest dort 'nen schönen Haushalt:

Hölen tief, voll blanker Steine,
Berge, draus ein steter Rauch wallt,
Rauch aus Küchen und aus Schmieden;
Ew'ges Feu'r ist dort die Hausmagd,
Reinigt, kocht und härtet Alles,
Keinen andern Diener braucht man;
Brauchst nicht Zofen mehr noch Knappen,
Wenn der Riese dich zur Frau macht.
Ganz allein in dunkeln Hölen
Wohnen wir, ein lust'ges Brautpaar.
Denn ich weiß der Künste viele,
Künste, drob du laut noch auflachst,
Ruf' hervor des Berges Gnomen,
Zwinge sie zu Schlacht und Ausfall,
Und zu Tänzen und zu Sprüngen;
Droll'ges Volk, zu Späßen brauchbar!
Willst du schmausen? Ich gewinne
Jedem Wilde Preis im Lauf ab;
Hirsche, Rehe, Gemsen, Ihre
Fang' ich dir bei jeder Ausfahrt,
Lebend jene, diese zuckend,
Bring' ich zu des Mahles Aufwand.
Ho du Mädchen, kleines Mädchen,
Heute noch ist unsre Brautnacht. —
Hörst nicht? Siehst nicht? Willst nicht schauen
Nicht den Riesen? Machst den Ausgang
Aus den Bergen mir zum Spotte?
Machst mich zum verschmähten Brautmann?
Wart' nur, wart'! Ich komme wieder,

Seh' dann, wer den Andern auslacht." —
Und er stürmt' hinab die Steigen,
Brach das Thor, wie er hinausstrang,
Rief noch fern aus den Gebürgen:
„Riese bin ich, komm' auf Brautfahrt
Von den Bergen bald zurücke,
Riese, welcher Lust am Raub hat!"

Der Gang in's Gebürge.

Auf den Wiesen spielt Syritha,
Schöne Blume mild sich beugend
Zu den andern kleinen Blumen,
Windet Kränze mit der theuern,
Der vertraulichen Gefährtin,
Die auf Meeres wilden Schäumen
Erst vor wenig Tagen herschwamm,
Reich an Künsten, und an neuen
Spielen, daß Syritha ihrer
Vor den Andern sich erfreute.
Nun in seinen hellsten Schimmern
Abendroth die Wolken säumte,
Fing Syritha dieses Lied an,
Froh der Gräser, Blumen, Bäume:

„Gold in Gold und Blau gewoben,
Grün und Gold in grünen Flammen,
Spielt auf klarem Himmelsgrunde
Spielt auf lebensfrischen Matten,
Und die Knospen, und die Blätter
Aus den Gärten, aus dem Walde,
Schau'n herauf und schau'n herunter,
Holen Licht, und geben Schatten.
Das sind meine besten Spiele,
Diese sucht mein sorglos Wandeln,

Die besing' ich, denen öffn' ich
Nur allein des Auges Strahlen.
Frühling ist mein Allerliebster,
Wie er in des Thales Armen
Liebeslicht entfaltet."

Viel im andern Ton beginnend,
Wang' und Auge kühn befeuernd,
Sang entgegen die Gespielin,
Nicht des Liedes Wettlauf scheuend:

„O Ihr Berge, o Ihr Klippen,
Die ich kühnlich einst durchzog,
Ihr Genossen reiner Lüfte,
Ihr in Himmelsnähe stolz!
Will von Farbe jetzt und Schönheit,
Will von Bläue nun und Gold,
Will von Wolken auch die Ebne
Prahlen, Euch zum frechen Hohn?
Wie Ihr aus der Fern' herüber
Feierlich und mahnend droht,
In dem alten Prachtgewande,
Daß die Schultern Euch umzog,
Seit der ersten Fluthen Zürnen
Machtlos an Euch nieder floß!
Zeigt uns, Berge, zeigt uns, Klippen,
Aechte Farb' und ächtes Gold!
Hebt uns auf zu Euern Gipfeln,

Hebt uns auf im Abendroth!
Königstochter, tritt den Lauf an
Mit mir nach dem höchsten Thron
Des Gebürg's empor!"

Schüchtern sagte drauf Syritha:
„Laß es in den Bergen leuchten,
So von Gold aus tiefen Klüften,
Als von naher Wolkenbläue,
Nimmer wag' ich da hinein mich,
Denn den Riesen muß ich scheuen,
Den verschmähten argen Brautmann,
Das ergrimmte Ungeheuer."
„Komm nur, lachte die Gespielin,
Komm nur 'mal aus deinen Zäunen,
Deinen Zimmern, deinen Gärtchen,
Und dein Grausen wird zur Freude.
Sollte Riel' uns ja begegnen,
Will ich bald ihn von uns scheuchen,
Denn ich weiß der Sprüch' und Lieder,
Denen Sterne selbst sich beugen."
Weit hinaus, hinaus in's Freie,
Weit in Abends spätem Leuchten,
Ziehn die Mädchen nun selbander,
Wandeln schon durch düstrer Bäume
Dunkel, schon auf engern Pfaden,
Schon in höhern Grases Feuchte. —
Königstochter, schöner Wandrer,
Hörst die Waldgewässer schäumen?

Was ſo ſpät noch in's Gebürge?
Ferne ſind der Ebne Häuſer. —
Zur Gefährtin ſpricht Syritha:
„Laß nun ab von all den Träumen,
Die du mir als Mährchen verſagſt.
Laß doch ab. Ich muß mich ſcheuen.“
„Ho, das Beſte wird noch kommen,
Tönt's zurück, die rechte Freude,
Von den Zwergen in den Klüften,
Und von Grundes tiefen Feuern.“
„Nein, laß ab, laß ab; ich zittre.
Sag', was will das dumpfe Heulen?“ —
„Sind die Wölfe, ſind die Uhre,
Aengſtlich ſchon vor meinem Dräuen;
Und die Schnellſten fang' im Lauf' ich,
Treff' die Stärkſten mit den Fäuſten,
Bring' ſie dir zum reichen Mahle,
Feuer kocht's in tiefen Räumen.“
„Weh mir, weh, du biſt verwandelt!
Gräßlich deiner Augen Leuchten,
Furchtbar deiner Stimme Donnern!
Weh, Geſpielin, einſt mir Theure!“
„Bin der Rieſ' und bin die Jungfrau,
Fing dich ein durch luſt'ges Täuſchen.
Ho! du ſchließt die Strahlenaugen?
Hilft nun nichts. Biſt doch mein Bräutchen!
Ho! Wohlauf! Liegſt gar in Ohnmacht?
Käm' wohl noch ein läſ'ger Zeuge.
Gut. Ich faß' dein goldnes Haupthaar,

Trag' dich hoch ob Fels und Bäumen,
Trag' dich tief in meine Herrschaft,
Jauchzend, ein beglückter Räuber.
Immer fort an goldnen Locken,
Du noch mehr als goldne Beute!"

Der Sieg.

„Heb' die Augen, ſchönes Mädchen,
Die du fern am Felſen weilſt,
Scheuend das Geklirr der Waffen,
Und das rauhe Kampfgeſchrei!
Heb' die Augen, o Spritha!
Königstochter! Biſt befreit.
Denn erſchlagen liegt der Rieſe,
Purpurfärbend das Geſtein,
Und mit ſeinen wilden Locken
Spielt des Stromes Wandeln leicht;
Heb' die Augen, ſchönes Mädchen,
Die du fern am Felſen weilſt! —
Durch die Lande kam heräber
Kunde von der Schönheit Preis,
Von Spritha, der Erſehnten,
Und des Rieſen Feindlichkeit,
Wie er in des Berges Hölen,
Von der trauten Heimath weit,
Des geraubten Mädchens Liebreiz
Eiferſüchtig ſchlöſſe ein.
Meine Waffen hieß ich bringen,
Schwang auf's wilde Roß mich leicht,
Hörte kaum der edlen Mutter
Warnen, die mit Klaggeſchrei
Nach mir rief: „ach Othar, Othar,
Wie du in's Verderben eilſt!

Zauberkünſte weiß der Rieſe,
Iſt gewaltig auch im Streit.“
„Mutter, rief ich noch zurücke,
Liebe weiß von Zauberei,
Lieb' iſt mächtig in den Waffen,
Liebe macht die Holde frei.“
Durch des Bergs verſchlung'ne Gründe
Zog ich ſuchend und allein,
Tief im Abgrund, wo der Sonne
Licht das Dunkel nimmer theilt,
Wo die alten Schrecken wohnen,
Allen Menſchenkindern feind;
Dann hinauf die höchſten Klippen,
Schwindelnd oben am Geſtein,
Unter mir im ſchrägen Neſte
Mit den ſchlimmen Kindern Greif,
Hart vorbei an meinen Locken
Nächt'ger Lüfte dunkler Geiſt.
So hinan, hinab gezogen,
Lang' in Wald und Berg daheim,
Traf ich auf des Räubers Wohnung,
Sah der Schönheit milden Schein.
O wie freudevoll entbrannte
Zwiſchen mir und ihm der Streit!
Was vermochten Rieſenkräfte?
Was der Keule ſchwerſter Streich?
Schlimm berath ſich, wer Verliebten
Ihren Weg zu ſperren meint!
Rieſe hat es bald erfahren,

Liegt am Felſen ſtarr und bleich.
Du, o Mädchen, wirſt von kühner
That des Retters nun erweicht,
Lenkſt auf ihn der holden Blicke
Jungfräulichen Morgenſchein,
Und als Braut und Bräut'gam wandeln
Othar und Spritha heim." —
Alſo ſprach der freud'ge Jüngling,
Hoffend auf des Sieges Preis.
Armer! Mit verhüllten Augen
Floh ſie, ſcheues Reh! waldein.

Die Waldfrau.

Schaurig iſt's im wald'gen Runde,
Schaurig in den Thälern unten,
Wenn, vom Wolkenſchleier umwunden,
Mitternacht auf ihrem Zuge
Hoch und ernſt hernieder dunkelt.
Eichen ſelbſt und mächt'ge Buchen
Beben, unberührt vom Sturme,
Rauſchen, wie vor grauſ'ger Kunde.
Wild, in ſeinen Höhlen ruhend,
Starrt empor vom tiefen Schlummer,
Schmiegt ſich näher, wie zum Schutze,
Den Genoſſen; Adler ducken
Scheu das Haupt dem Flügel unter.
Wie nun dir, o zarte, junge
Königstochter, holde Blume?
Wie nun dir allein im Dunkel,
Pfadlos auf dem feuchten Grunde?
Licht der Helden, ſüßes Wunder,
Strahlenauge, ſoll dein Funkeln,
Hier erbleichen, ſonder Spuren
In dem nächt'gen Wald verſchwunden? —
Nein, Sorikha, noch des Muthes
Wahr' in deinem zarten Buſen;
Schöne, nein, du gehſt nicht unter.
Siehſt du nicht des Lichtes Funken,

Schimmernd aus dem finſtern Buſche?
Auf nun, auf, das Licht zu ſuchen!
Licht iſt ja dem Reiz verbunden. —
Zwiſchen Aeſten, unter Wurzeln,
Schwankt ſie fort mit ſcheuem Fuſſe,
Klimmt bergan, und klimmt bergunter,
Hat zuletzt ihr Ziel gefunden,
Steht als wie vor einem Thurme,
Wie vor eines Felſens Kuppe,
Weiß nicht: rollten's wilde Fluthen
So zuſammen aus dem Grunde?
Bracht' es Menſchenhand in Fugen?
Oder hat ſich's vor dem Gruſſe
Böſen Zaubers ſo gerundet?
Aengſtlich blickt ſie durch die Luken,
Sieht ein gräßlich Weib, mit bunten
Fellen wilder Thier' umwunden,
Rieſengroß der Leib, der Buſen
Gelb und hager; über Gluthen,
Halberloſchen, auf dem Grunde
Beugt ſie ſich, und haucht und huſtet.
Zitternd wendet nach dem Buſche
Sich das Mägdlein, doch ein Rufen
Krächzt ihr drohend nach vom Thurme:
„Halt! Halt an, du Kleine, Junge!
Halt! du kommſt mir recht zu Gute!
Hier herein! Ich brauch' 'ne muntre
Hausmagd, brauch' 'ne leicht beſchuhte
Hirtin, die durch Wald und Schluften,

Durch der wilden Bäche Furthen,
Meiner Ziegen Spur erkunder.
Nur herein! zu schlimmen Gruße
Komm' ich sonst hinaus in's Dunkel,
Messend deiner Schrittchen hundert
Leicht mit drei'n von meinem Zuge.
Gingst in Wald zur bösen Stunde,
Zartes Mägdlein! Hast 'nen Buhlen?
Wirst von ihm nichts mehr erkunden.
Käm' er her, dich aufzusuchen,
Tränk' ich bald von seinem Blute.
Stehst nun in der Waldfrau Bunde,
Siehst nicht Vater mehr und Bruder,
Spendest meinem Dienst die Jugend.
Munter, Magd und Hirtin, munter!"

Die Befreiung.

Nun, o Eichen, nun, o Felsen,
Nun, Ihr waldumkränzten Wiesen,
Länger haltet Ihr die Jungfrau
Nicht im menschenleeren Ringe!
Flüchtig geht's an Euch vorüber;
Kaum gesehn, bleibt Ihr dahinten.
Othor hält sein Lieb im Arme,
Führt es, trägt es, hebt es, schwingt es
Leicht am Bergeshang hinunter,
Hoch ob schneller Bäche Rieseln.
Schlimme Waldfrau, hast das Nachsehn!
Wahre selbst nun deine Ziegen,
Schüre selbst des Heerdes Flamme,
Kehre selbst des Hauses Winkel. —
Hell schon durch des Waldes Oeffnung
Strahlt ja Meer in blauen Schimmern! —
Da beginnt der schnelle Retter
Schmeichelworte zur Geliebten:
„Schönes Mägdlein, zartes Mägdlein,
Leicht dich mir im Arme wiegend,
Hast nun lang' genug der Wälder,
Der Gebürge Nacht durchstrichen?
Lang' genug vor Ries' und Waldfrau
In der Wüst' allein gezittert?
Deiu', o höne nun die Augen,
Strahlt mich an, Ihr süssen Lichter!

Seht ſchon nah die weiſſen Segel
Flattern und die bunten Wimpel
Das iſt Othars mächt'ge Flotte,
Schätze drauf und wackre Krieger,
Allbereit, o Königstochter,
Deinen Worten, deinen Winken. —
Kühn des Meeres Ebnen pflügend,
Eilen wir mit günſt'gem Winde
Fort und fort zur hohen Lethra,
Ziehn au's Thor mit Jubelliedern.
Anders wird man uns empfangen,
Als vordem den wilden Rieſen;
Anders auch, als er hinwegritt,
Kehrt der freud'ge Othar wieder."
So noch hofft' er, ſo noch ſang er,
Aber ſchon vom Arm geglitten
War ihm ſchnell die zarte Jungfrau
Wandte mit geſchloſſ'nen Wimpern
Ab ſich vom betrübten Retter.
Der — was half ihm That und Bitte? —
Ging, in Leid und Schaam erröthend,
Still hinab zu ſeinen Schiffen.

Der Gaſt.

Gold- und Purpurfäden webend,
Saß im kerzenhellen Saal
Die geehrte Frau des Hauſes
Mit der Dienerinnen Schaar,
Als der Laut wehmüth'ger Bitte
Durch die hohen Pforten klang:
„Laßt mich ruhn in Euerm Vorhof,
Edle Frau, bis an den Tag;
Geiſter ſchweifen durch die Lüfte,
Wölfe heulen durch den Wald.
Irrgegangen, armes Mädchen,
Wegemüd' und ſchreckensmatt,
Fleh' ich Schutz von Euerm Hauſe,
Ach, nur für die Eine Nacht.
Beſſer wär' ich aufgehoben,
Fehlt' es Euch an einer Magd.
Sticken kann ich, kann auch weben
Schöne Kleider bunt und zart,
Meiner Herrſchaft Zier und Freude,
Preis der kunſtgeübten Hand.
Oft auch hört' ich ſchon mich loben,
Wenn bei'm feſtlich reichen Mahl
Das Gericht, von mir bereitet,
Würzig vor den Helden ſtand."
„Du mit lieblich ſüſſer Stimme,
Mit der Augen hellem Strahl,

Daß der Sturm den Othem anhält,
Freundlich wird die alte Nacht,
Tritt herein, du zartes Wunder,
Schmücke meines Hauses Saal.
Sprich, von wannen kommt herüber
Mir die herrliche Gestalt?
Welche Aeltern freu'n sich deiner?
Welch ein hochbeglücktes Land?" —
„Spottet nicht des blöden Mägdleins.
Vater sind und Mutter arm,
Würdig nicht, genannt zu werden
Vor so hoher Gegenwart;
Mühsam ist ihr hartes Tagwerk,
Niedrig ihr bemoostes Dach."
„Kluge Jungfraun in der Fremde
Bergen oft den hohen Stand.
Willst du's? Gut. Er sei verborgen,
Du hinfüro nicht befragt.
Aber weilen sollst du, Schöne,
Mir als Tochter im Pallast.
Schnell, Ihr Jungfrau'n, Kleider, Mäntel,
Ringe, Kleider holt heran,
Draus die herrlichsten zu wählen
Diesen Gliedern schlank und zart." —
Und die Jungfrau'n eilten, flogen,
Schmückten Pracht mit neuer Pracht,
Daß die Reichst' an eigner Schönheit
Reich auch in Gewändern stand.
Plötzlich klang herauf den Schloßberg

Eines Roſſes flüchtiger Trab,
Und die Hausfrau ging zur Pforte,
Sprach: „gegrüßt nach langer Fahrt,
Othar, lieber Sohn und Erbe!“
Fiel ihm weinend um den Hals.
Doch die Jungfrau ließ den Schleier
Vor dem Jüngling ſchnell herab.
Der trat näher hin, und fragte:
„Was verbirgſt du deinen Glanz?“
Still die Jungfrau unter'm Schleier
Glühend roth von heiſſer Scham,
Aber Othar lachte heimlich,
Kannte wohl den ſüſſen Gaſt.

Die Hochzeit.

Fackeln lodern, Lichter scheinen,
Gäste grüßen, Boten reiten,
Rings Musik und luſt'ge Reigen,
Alles zu der Hochzeitfeier
Othars wunderschön bereitet.
Bald wird auch die Braut ſich zeigen,
Die er (hochbeglückter Freier!)
Sich gewann in fernen Weiten:
Gold (ſo rühmt' er ſie den Seinen)
Gold an Locken, Schnee an Weiſſe,
Huld im Wandeln, Stehn und Neigen.
Alles freut ſich; nur die Einz'ge
Hüllt ſich trauernd in die Schleier,
Du Spreitha, der ſein Schmeicheln,
Der ſein heldenkühnes Streiten,
Der ſein fernumſchweifend Reiſen
Ehmals er vergeblich weihte,
Du nun viel zu ſpät Erweichte!
Dennoch ſtehſt du in dem Reihen
Andrer Mädchen um das reiche
Brautbett, prangſt in Gold und Seide,
Hältſt die Kerze ernſt und ſchweigend.
Weh! das Wachs, hernieder gleitend,
Aufgezehrt vom lichten Scheine,
Trifft die Hand, die zarte, weiche!
Nicht den heißen Schmerz vermeidet,

Nein, ihn fühlt nicht vor den heissen,
Innern Gluthen die Versteinte.
Othar sagt mit süssem Schmeicheln:
„Wie nur darf die Flamme, pein'gend,
Diesen zarten Schnee befeinden?
Hüt' ihn. Laß die Kerz' erbleichen,
Leucht', entschleiert, selbst dem Kreise."
Länger nicht die Sehnsucht meisternd,
Sank der Schleier von dem reichen,
Goldnen Haar. Im sanften Weinen
Sah'n die Augen, nichts mehr weigernd,
Auf zum hochbeglückten Freier.
„Liebessterne, Liebespfeile,
Nun nun der, Ihr seid die Meinen!
Dir, Syritha, galt die Feier,
Die gewann ich in der Weite:
Gold an Locken, Schnee an Weisse,
Huld im Wandeln, Stehn und Neigen,
Nun im Blick ein Himmelszeichen!"
Und die Jungfrau'n zu den Seiten
Tanzten den verschlungnen Reigen,
Leisten dann, von hinnen schleichend,
Al der Kerzen helles Scheinen,
Das, geheimnißvoll verbreitet,
Nacht umfing die seel'gen Beiden.

Die Verſöhnung.

„Habt Ihr ihn, den kecken Räuber?
Fingt Ihr ihn, den frechen Othar?
Der mein Kind aus dem Pallaſte
Mir mit Zauberränken fortſtahl,
Daß ich Alter einſam traure,
Daß verödet ward mein Wohnplatz!
Fort mit ihm! Er iſt gerichtet.
Schmachvoll thut, Ihr Knecht', ihm Tod an!" —
Alſo ruft der alte König
Oswald, jung in wilder Zornkraft,
Und ſie faſſen ſchon den Helden,
Und der Pöbel gafft und hohnlacht.
Aber eh' die laute Menge
Zu dem grimmen Feſte fortwallt,
Kniet Syritha vor dem Vater,
Flatternd ihr das reiche Goldhaar,
Strömend ihr die ſchönen Augen.
„König, ruft ſie, keine Mordthat,
Keine Mordthat an dem Jüngling,
Der mir immer lieb und hold war.
Im Gebürge liegt der Rieſe,
Liegt in ſeinem Blut am Stromfall,
Tief im Haine zürnt die Waldfrau,
Ruft umſonſt der Hirtin oftmals;
Er iſt's, der den Rieſen fällte,
Mir von arge Herrſchaft loshalf.

Ihm ließ ich den Trotz erbleichen,
Ihm entſchwinden Kält' und Hoffahrt.
Schenk' mir ihn, den Herzgeliebten,
Knieend faß' ich deinen Thron an." —
Das erfreut den alten König,
Willig läßt er nun vom Zorn ab,
Nimmt der Tochter edlen Retter
Ehrend auf in ſeinen Hofhalt.
Doch Spritha ſpricht zum Gatten:
„Hätt' er mir das ganze Nordland,
Lethra mir verliehn und Röſchild,
Nimmer ſchaut' ich ihn ſo froh an,
Als da nun ich bei dir bleibe,
Süßer Liebling, holder Othar!"

Walzergeſpräch.

Der Ritter.

Dame, zu Gnaden
Wollt mich empfangen!
Zartliches Bangen
Schwellt mir die Bruſt.
Darf ich ſo lieblicher Laſt mich entladen?
Liebe ward freier, als Saiten erklangen,
Weckend zum Tanze geſellige Luſt.

Die Dame.

Ritter, zu ſchweigen
Fodert die Sitte.
Solcher Bitte
Ziemet ſich nicht.
Seht nur, es drehet ſich ringsum der Reigen!
Wahrlich, ich ſtände beſchämt in der Mitte,
Hörte man, wie Ihr verletzet die Pflicht!

Der Ritter.

Dame, der Minne
Heimlichem Leben
Zeigt ſich ergeben
Luſtiger Klang.
Wie ich mein heimliches Flüſtern beginne,
Will er beſchirmend ſich lauter erheben;
Seid drum, o Süſſe, vor Lauſchern nicht bang.

Die Dame.

Ritter, ich ſahe
Jüngſt in der Kühle
Pöalein bei'm Spiele
Lieblich und zart.
Denkt nur, ich trat in der Freude zu nahe,
Ach, und verſcheuchte das muntre Gewühle!
Leicht zu erſchrecken iſt ſolcherlei Art.

Der Ritter.

Dame, vergeben
Wollet dem Kühnen!
Könnt' ich es ſühnen,
Was ich verbrach!
Zürnt Ihr, ſo muß ja verſchmachten mein Leben;
Gönnet mir gnädig, Euch ferner zu dienen,
Wollet vergeſſen, was frevelnd ich ſprach.

Die Dame.

Ritter, zum treuen
Diener vor Allen
Mögt mir gefallen,
Ehrt Ihr die Pflicht.
Laßt Euch die frevelnden Worte gereuen.
Sehet, die Blümchen dort ſind mir entfallen;
Könnt ſie behalten; ich trage ſie nicht.

Burg Askanien.

Vier Romanzen.

I.

„Burg Askanien, strenge Veste,
Wie so starr und herrisch drohst du
Hoch vom steilen Berg hernieder,
Thust wie unser Aller Vormund!
Laß, laß ab von solchem Prahlen!
Laß, laß ab vom kecken Hochmuth!
Feindlich schelt' ich junger Bürger
Zu dir auf, im Herzen zornwund,
Denn mein Lieb hältst du verborgen,
Wahrst es fest, du arge Hofburg,
Für des Grafen wilde Lüste,
Der's vom blüh'nden Anger forttrug,
Forttrug auf den schnellen Rossen,
Uns voran im weiten Vorsprung.
Nicht mehr arglos nun im Thale
Reih'n wir Tänze, nicht mehr wortklug
Spielen wir mit sinn'gen Räthseln
Auf den Wiesen, nicht in Goldgluth
Milder Abendwolken ruh'n wir,
Sind auf Streit und Wagniß stolz nun." —
Also rief der junge Bürger,
Rief hinauf die wilde Drohung,
Junger Hirsch, um Liebe zürnend,

Achtlos

Achtlos auf des Jägers Hornruf.
Aber gleich traf ihn der Freunde,
Der bedachten Freunde Vorwurf:
„Stehst und lärmst! Verräthst den Anschlag!
Prahlst in wilder Rede Fortschwung!
Wirst dein Lieb dir selbst verlieren,
Uns zugleich des Sieges Hochruhm.“
Ungern folgt' er; dennoch schweigend,
Ging er heim zur stillen Wohnung.

2.

Von den Hallen rief der Grafe
Laut hinab in seinen Reitstall,
Wo aus Barberland und Dänmark
Manch ein altes Roß bereit stand:
Sattelt mir den Preis der Gäule,
Meinen ungestümen Weißhaar.
Auf, Ihr Knappen, auf, Ihr Knechte,
Daß Ihr süße Lust mir einfangt!“
Rege ward's im Burghof. Tosend
Drängte sich jedweder Freihart
Schon an's Thor, als mit der Rüstung
Zu dem Herrn sein Diener eintrat.
„Was die Rüstung mir die läst'ge!“
Scholls entgegen. „Lust'gen Reih'ntanz,
Halten Mägdlein auf dem Anger.
Fing die Schönste derten weiland.
Aus in Liebesfehden wandr' ich,

Branche keiner ehrnen Scheidwand."
„Lieber Herr;" — so sprach der alte,
Treue Diener, der das Leithand
Ihm geführt in sonst'gen Tagen; —
„Lieber Herr, Ihr thut nicht Einhalt
Euern Zügen, Euern Fehden,
Stört't raubend manche Heirath;
Alles zürnt im Thal dort unten,
Paßt auf Euch bei Aus- und Einfahrt.
Wohlberathen bleibt der Ritter,
Der zum Kampfe stets bereit war."
Achtlam hört der kecke Degen
Auf den alten, klugen Beistand,
Nimmt den Helm aus treuen Händen,
Legt den Küras schon dem Leib' an.
Da beginnt ein Abschiedsliedlein,
Singt im Thal von naher Heimfahrt,
Soll der letzte Reigen umgehn,
Weil der Abend schon hereinbrach.
Nun kein Zaudern, nun kein Rathen!
Thöricht, was der Alte weissagt,
Still des eignen Sinnes Mahnen!
Furcht heißt dieses, Zeiher Neidhard.
Sonder Helm und Schild zu Rosse,
Wild hinab des Berges Steinwand.
Unten blühet's von holden Blumen, —
Hüt' dich Grafe, kecker Weigand!

3.

„Mägdlein auf dem grünen Anger,
Blumenflor auf reichem Tanzort,
Wie so fröhlich, nah dem Unheil?
Wie, dem Feinde nah, so fahrlos?
Wißt Ihr nicht, daß Burg Askanien
Euch vom nächsten Berg herabdroht?“ —
„Laß nur Burg Askanien drohen,
Laß die Warte leuchten brandroth;
Mehr verherrlichts unsern Reigen,
Leuchtet unserm Feste prachtvoll.“ —
„Mägdlein, jüngst noch eilt' ich wandernd
Durch dies Thal den steilen Gang fort,
Und wo jetzt Ihr lustig tändelt,
Brach's hervor im wilden Anstoß:
Aus den Büschen kecke Reiter;
Einer griff der Schönsten Haargold,
Riß sie raubend auf zum Rosse,
Floh mit ihr, des Weinens achtlos.“ —
„Warner, Warner, geh' von hinnen,“ —
Also kam es ihm zur Antwort
Von der Höchsten all der Jungfrau'n, —
„Warner, geh'! Hier stürmt ein Brand los.
Geh', daß nicht er dich erfasse!
Geh'! Wir heischens mild und kraftvoll.“ —
„Mägdlein, seid Ihr Elfen, Druden,
Wie Ihr wild im Tanz herumtobt?
Wißt Ihr seltne Zauberkünste?

Halter's mit dem bleichen Nachtmohr?
Groß seid Ihr, von Gliedern kräftig,
Wie kein junges Weib man sah noch,
Seltsam flattern die Gewänder;
Eine bläst das laute Waldhorn,
Und ein wunderlich Geräthe
Wahren Andre dort am Thalstrom,
Einen Käfig schwer und eisern,
Den nur Männerkraft heranhob." —
„Jungfraun sind wir groß und kräftig,
Groß und kräftig auch der Wall dort,
Schwer auch unser ehrner Käfig,
Ließ' uns sonst den schweren Fang los." —
Kaum noch war es ausgesprochen,
Als vom Berg der Graf herabschoß,
Adler, meint' er, ob den Tauben,
Wege, die auf Blumen anrollt.
Räuber, weh' dir! Weh' dir, Räuber,
Dem so starker Feind die Hand bot!
In den Mädchenröcken Knaben,
Schnell die Klingen vom Gewand los,
Schnell gefangen, der zum Fange
Lüstern zog mit seinem Schandtroß!
„Kriech in Käfig nun, du Räuber,
Wilder Wolf, lustglüh'nder Waldgott.
Mägdlein sollen bald dich schauen,
Sollen höhnen dich am Stadtthor,
Du, so klug bethörte Schlauheit,
Du, so streng bezwungnes Machtwort!"

4.

Wandrer zog am ſpäten Abend
Aufwärts durch des Berges Schluft,
Mühſam ſchreitend, mühſam athmend,
Wohlbedürftig ſüſſer Ruh.
Wirthlich Dach verhieß von oben,
Durch die Nebel ſchau'nd, ein Thurm.
„Munter! Flügle deine Tritte!
Schnell zuletzt noch, müder Fuß! —
Keine Reiſ'gen ſtehn am Walle?
Keine Wacht erhebt den Ruf?
Keine Brücken? Keine Thore?
Unbewahrt der inn're Rund?" —
Unter wilden Trümmern ſtand er,
Alles Leben gar verſtummt,
Nur daß bange Klagetöne
Tiefer Luftzug näher trug:
„Burg Askanien, Burg Askanien,
Wie ſo plötzlich öde nun?
Gras auf deiner Hallen Boden,
Deine Pfeiler wüſter Schutt!
Weh' um unſre ſtolze Veſte!
Weh' um unſre ſchöne Burg!"
Und der Wandrer frug, im Grauſen
Kühn durch rettungsloſe Furcht:
„Wer zerbrach die ſtolze Veſte?
Wem erlag die ſchöne Burg?"
„Wandrer du auf unſern Trümmern" —

Scholl's zurück aus tiefem Grund, —
„Wandrer, ſtrichſt ja durch den Süden,
Kennſt die unterird'ſche Wuth,
Kennſt die Flammen, ſchnell entlodernd,
Städte reiſſend in den Schlund.
Staune nicht, daß kühn'res Feuer
Burg Askaniens Pracht begrub.
Fiel doch manch ein Reich zuſammen
Vor ergrimmter Liebesgluth.
Flieh', und mögſt dich ſelbſt bewahren,
Du, von gleichen Flammen wund!"

Nächtliche Andacht im Walde.

Der Einsiedel.

Gar weit ist schon gekommen
Die Nacht in ihrem Lauf,
Doch hält, der Seel' zum Frommen
Mich Andacht wachend auf.
Was giebt wohl süssern Frieden,
Als so im Wald allein,
Von Eitelkeit geschieden,
Bei Gott dem Herrn zu seyn.

Ey, welche süsse Quelle
Von seinem Throne fleußt,
Daß Labung sich und Helle
Durch jedes Herze geußt!
Wie das auch wohl berichten
Von alten Zeiten her
Die herrlichen Geschichten
Der theuern Märtyrer.

Wer sich an deren Lesen
Getreuen Sinns erbaut,
Ist bald dem eig'nen Wesen
Der Tief' und Höh' vertraut.
Wollt' ehmals oft mir grauen
Vor Wald und Dunkelheit,
Nun mag ich's gern beschauen
In tiefer Einsamkeit.

Fängt wieder an zu regen
Sich drauſſen die Natur;
Solch wunderlich Bewegen
Bringt mich auf rechte Spur.
Laßt hören, was ihr meinet,
So ſpät im Walde dort.
Wir auch ein Herz verſeinet,
Doch ſchmelzt es Euer Wort.

Die Bäume.

Hörſt durch das Dunkel unſre Zweige rauſchen,
Und hätteſt Luſt zu lauſchen ſolchen Worten,
So tritt nur in die Pforten unſrer Hallen;
Vernehmlich wird ihr Schallen dich bedunken,
Wenn hinter dir verſunken Wahn und Grauen.
Ein Gotteshaus zu bauen allerwegen
Entzünder kräft'ger Seegen die Naturen;
Siehſt nichts als lauter Spuren ſeiner Stärke. —
Wir auch ſind zu dem Werke nicht verdroſſen,
Und halten ernſt umſchloſſen das Gebäude,
Worinn der Andacht Freude ſchon will klingen,
Wir Pfeiler alle ſpringen froh im Kranze
Empor zum Sternenglanze jenes Domes. —
In ſolches Gnadenſtromes reichen Wogen
Wird alles fortgezogen zum Geſange.
Du auch ergieb dich dem preiswürd'gen Gange.

Der Wind.

Ein wunderheil'ges Schallen
Wallt in den Wipfeln allen,

Wenn Wind auf luſt'gem Wagen
Will über Wälder tragen
In tiefen Nächten ſpät
Sein feierlich Gebet.
Bald ſenken ſich die Klänge
Zu Thälern ſtill und enge;
Faſt möchten ſie erſterben,
Doch treibt ein kühn'res Werben
Empor an Felſenhöhn
Das ſchwellende Getön. —
Schon auf ſtolzen Klippen oben
Wollt mit höh'rer Feier loben
Euren Herrn, der Euch erhoben,
Auszuſprechen ſein Gebot.
Fort! In dreh'ndes Klanges Wogen
Auf den öden Fels gezogen!
Sturm bezwingt den ſtarren Tod! —
Auch in des Berges Klüfte
Senkt Euch hinunter, tönende Lüfte!
Liegt ſtumm und dunkel der Grund,
Dem thut belebend Euch kund;
Murmelt, ihn weckend aus todter Ruh,
Magiſche Worte dem Wiederhall zu.
Dann hervor mit lautem Geſieder,
Heraus aus ſchweigenden Grotten wieder!
Weit, weit auf klingenden Schwingen
Ueber Haiden und Meere Botſchaft zu bringen.

Ein wunderhell'ges Schallen
Klingt in den Tönen allen,
Wenn Wind auf luft'gem Wagen
Will über Wälder tragen
In feierlicher Nacht
Des frommen Hymnus Pracht.

Der Quell.

Von den Bergen hergeflossen
Kommen meine Wogen kühle,
Freude bringend in die Ebne,
Wachsthum Blumen und Gebüschen.
Also kommt die rechte Frische
Von dem ew'gen Reich herüber
Himmlisch, wie ich ird'scher Weise,
Labung schenkend allen Müden.
Doch bedeut' ich jen' im Tempel,
Fromme Seelen zu vergnügen;
Schöpfe vom geweihten Wasser,
Wer den heil'gen Geist will spüren;
Nicht erlab' ich nur am Ufer
Freundlich Blume, Gras und Blüthe,
Ew'ge Blüthen mag ich nähren
Dem, der kennt die rechte Thüre.

Irrlichter.

Weil wir so flink und klein,
Nennt ihr man unsern Schein;
Es geh'n wohl unsre Kreise
Nicht in der Menschen Gleise;

Doch iſt's auch zweierlei,
Wer Sclav' iſt und wer frei.
Zu Gottes Feſt bereit
Iſt unſer lichtes Kleid,
Und wie wir uns im Reigen,
Bald heben, bald verneigen,
Sind wir am Tempel rein
Die kleinen Chorknäblein.

Das Reh.

Ich komme zur Quelle
Recht traulich gegangen,
An einſamer Stelle
Verſchwindet das Bangen!
Bin auch wie die Andern
Im Tempel zu Haus,
Darf ſpielen und wandern;
Treibt Keiner mich aus.

Einſiedel im Dunkeln
Steht dort an der Thüre;
Die Sterne nicht funkeln,
Doch wohl ich ihn ſpüre.
Sonſt ſprang ich voll Zittern
Wald aus und Wald ein,
War er mit den Rittern
Mir raſch hinterdrein.

Nun hat er vergessen
Des Jägergeschmeides;
Leicht kann ich's ermessen:
Er thut mir nichts Leides.
Aus einerlei Stammen
Ist jedes ein Kind;
Gar friedlich beisammen
Im Walde wir sind.

Die Wolken.

Riesengestalten
Zaub'risch verschlungen
Am Himmel walten.
Zusammengedrungen
Sind Krieger in grimm'ger Kampfes Wuth,
Die Waffen erhoben, —
Und gleich ist zerstoben
Der Helden zorn'ger Muth.

Städte sich auf Bergen erbauen,
Wälder und luft'ge Bahnen daneben,
Spielende Kinder sind zu schauen,
Aber es will ein furchtbar Leben
Sich unter ihren Füßen erheben.
Feindliche Drachen
In Abgrunds Schauern
Verborgen lauern; —
Und sie erwachen,
Aufgesperrt den drohenden Rachen; —

Da ſind die Städte vergangen,
Die ſpielenden Kinder gefangen.
Meereswogen
Kommen verworren herüber gezogen. —
Iſt alles ein ſchwebender Verhang nur,
Vom Licht, das hinter den Bildern dämmert,
Nur dunkle Ahnung, verwehte Spur. —
Wies heller und heller ſchimmert,
Müſſen ſie aus einander fließen; —
Preis ſei dem Licht und ew'ges Siegen!

Die Sterne.

Nun ſeh'n wir klar am blauen Himmelsbogen,
Der Kreatur gebietende Regenten,
Wir, die den weiſen Frager nie betrogen.
Hier wär's zu ſpäh'n, was in den Elementen
Liebreich und mild, was feindlich und verdroſſen,
So nur die Menſchen unſern Schein erkennten.
Vergebens iſt der Tempel aufgeſchloſſen;
Strebt doch das Volk im Taumel nach Geſtalten
Die ſchnell verſchwinden, wie ſie ſchnell entſproſſen.
Bethört wird Euer Auge feſtgehalten
Auf Bergen, Städten und ergrimmten Heeren,
Wo einzig Trug und blöder Irrthum walten.
Gern möchtet Ihr das ſüſſe Licht entbehren,
Womit wir Herrſcher leitend Euch beſtrahlen,
Gern Euch des Glaubens unſrer Macht erwehren.
Umſonſt! Es ſpricht Euch an aus Worten, Zahlen,
Aus Pflanzen und Gewäſſern, Feu'r und Thieren,
Aus Lieb' und Haß, aus Wonnen und aus Qualen:

Die Stern' auf ihren Thronen ſtets regieren
Was aus der Tiefe ſich empor gerungen;
Sie leiten, was ſoll weilen, was ſtoriren.
Habt Ihr zu ſolcher Höh' Euch aufgeſchwungen,
So laßt nicht ab, bis an die rechte Quelle,
Wo ew'ges Leben wohnt, Ihr hingedrungen.
Wir Lichter ſprechen fern von jener Helle,
Die innerlich im tiefſten Kern entglommen,
Euch winkend aus des heil'gen Bades Welle.
Iſt ird'ſcher Weisheit Glanz von uns gekommen,
So wird doch das, dem Keines zu vergleichen,
Im eig'nen Sinn am beſten wahrgenommen.
Es lebt und wärmt und flammt in allen Reichen
Mit linder Pracht, mit labungsvollen Schimmern;
Sein iſt das Weſen; wir ſind myſt'ſche Zeichen,
Und dürfen außen nur am Vorhang flimmern.

Die Träume.

Haſt du verſtanden jenes ernſte Mahnen,
So nimm uns willig auf mit frommen Sinnen.
Es führt heilſam dich bieder ſtets nach Innen
Die gottgefälligſte von allen Bahnen.
Ein treuer Streiter unter Chriſti Fahnen.
Mag ſelbſt im Schlummer Troſt und Licht gewinnen;
Er ſpürt bei unſerm zaub'riſchen Beginnen
In ſeinem Herzen ein verheißend Ahnen.
Der Bäume Flüſtern und des Windes Toben,
Der Quelle Lauf, der Sterne klare Ringe,
Ja, was ſich nur Erkenntliches geſtaltet,

Sei wunderbarlich all' in Eins verwoben,
Und draus die rechte Kraft in jedem Dinge,
Das heil'ge Kreuz, vor deinem Geiſt entfaltet.

Der Einſiedel.

Gleichwie ein ſichrer Hafen
Läd't mich die Ruhe ein;
Der Leib geht nun zum Schlafen,
Die Seele wacht allein.
Sich alles thut verlieren,
Was ſonſten ihr mißfiel.
In himmliſchen Revieren
Treibt ſie ein freundlich Spiel.

Gut' Nacht den lieben Bäumen,
Und jeder Kreatur;
Es liegt ſchon wie in Träumen
Die ſchweigende Natur;
Doch wenn's der Herr beſchieden,
Steh'n mit der Sonne Lauf
Wir morgen all' in Frieden
Zu ſeinem Lobe auf.

Legende von Kaiser Julianus dem Abtrünnigen.

I.

Nah' der großen Cäsarea,
Die vor andern Städten funkelt,
Heller Preiß von Cappadocien,
Trifft im stillen Thalesgrunde
Zwischen Wiesen, zwischen Wäldern,
Wandrer eines Klosters Kuppel,
Draus die gottergebnen Brüder
Tag und Nacht zum Heiland rufen. —
Als Julianus, der Verlorne,
Der Abtrünn'ge, falschen Muthes
Hielt des Röm'schen Reiches Scepter,
Feindlich aller Christentugend;
Lebt als Abt in jenem Kloster
Sankt Basilius, treugemuthet
Für die einig rechte Wahrheit,
Für das einig frohe Gute. —
Durch das heil'ge Thal heran
Klang's im mitternächtlichen Dunkel
Schaurig einst von ehrnen Waffen,
Kam's im feierlichen Zuge.
Wach beim Beten all' die Frommen
Sandten einen Laienbruder,
Der am Thor die Fremden fragte:
Wer? Wohin? Kommt Ihr im Guten?

„Kriegs-

„Kriegesleute, ſcholl zurücke,
Dumpf zurück die trübe Kunde,
Kriegsleut' aus des Kaiſers Lager,
Kommen traurig, doch im Guten,
Bringen einen theuern Leichnam,
Hier zu ruhn in Euern Gruften.
Hoch berühmt war er im Leben,
Ja es muß in Eures Bundes
Stille Nacht gedrungen ſeyn,
(Lebt' es doch in jedem Munde)
Wie Mercurius, unſer Hauptmann,
Viel der Feinde hat bezwungen,
Wie er freud'gen Sinnes fortflog
Von Triumphen zu Triumphen.
Ihn, (o weh' uns Kampfgenoſſen!)
Ihn nun bringen wir verblutet,
Daß zu ſein und Euern Ehren
Er allhier im Grabe ſchlummre."
Sankt Baſilius, das vernehmend,
Ging zum Thore, ſprach: Dem Muthe
Der in Schlachten blitzt und donnert,
Sind wohl Plätze reich gefunden
In der Fürſten Prachtgebäuden,
Nicht in Kloſters ſtiller Ruhe.
Chriſten leben hier in Demuth,
Chriſten ſchlafen hier im Grunde
Der geweihten Kirchenerde
Bis zum letzten, furchtbar'n Gruſſe.
Wendet Euch mit Euerm Helden,

Mit dem ſiegberühmten, blut'gen,
Mit Mercurius, der den Namen
Führt nach Eurer Götzen Hulden,
Wendet Euch mit ihm, Ihr Krieger,
Hin zu glänzenden Rotunden,
Wo die Opferflammen blitzen,
Wo die Opferthiere bluten.
Nicht für ſolchen Gaſt hat Thüren
Unſre ſtille Himmelsſchule."
Und die Krieger draußen weinten,
Und die Krieger draußen ſchlugen
An die Bruſt ſich, riefen: „Wehe!
Weh, o Herr und Waffenbruder!
Weh, wo ſoll'n wir dich beſtatten!
Weh! du biſt umſonſt verblutet,
Wann von ihren Schwell'n dich bannen
Dieſ', im Glauben dir verbunden!"
Solch' ein Wort hat ſchier des Abtes
Strenge Weig'rung ſchon bezwungen,
Und er forſcht mit lindern Sinnen,
Forſcht, und hört die ernſte Kunde:
„Ihm, dem Helden, ihm, dem Licht
In der Schreckensnacht des Sturmes,
Schlug ſein Kalier, ſchlug Julianus
Zürnend dieſe Todeswunde;
Denn Mercurius, abgewendet
Von des Opfers falſchem Prunke,
Diente Chriſto, wollte liebend
An des Heilands Bruſt geſunden,

Brachte Gott ein freud'ges Zeugniß
Mit dem treuen Herzensblute."
Da gehn auf des Klosters Pforten,
Feierud leuchtet das Gefunkel
Heil'ger Kerzen durch die Hallen,
Strömt Gesang in ernsten Fugen.
Die gewalt'ge hohe Bildung
Des gefallnen Schlachtenkund'gen
Heben fromm der Klosterbrüder
Viel' auf ungeübte Schultern,
Tragen ihn zum letzten Beete,
Sich der riesigen Wucht verwundernd.
Nun an seines Grabes Eingang
Bringen Scapulier und Kutte
Her sie zu des Todten Preis,
Well'n entgürten ihn aus dunkler
Eisentracht, daß er den Lämmlein
Christi gleich im Sarge ruhe.
Doch nicht wollte Sankt Bäßlins
Solcherlei Verwandlung dulden.
Für den Herrn hat er gestritten,
Sprach der Abt, hat seine Wunden
Als ein frommergebner Kriegsmann
Für den Herrn auch ausgeblutet.
Seine Waffen sind Trophäen,
Sind die Zeichen seiner Tugend;
Die bewahr' er wohlerworben
Noch in Grabes tiefem Schlunde."
Also ward er eingesenket,

Schlief im ernſten Eiſenſchmucke,
Schwerdt an ſeiner Hüfte hängend,
Speer in ſeiner Rechten funkelnd,
Als ein Ritter Jeſu Chriſti,
In des Kloſters ſtillem Runde.

2.

Wer an reichlichen Geſchenken
Luſt hat, an dem Prunk der Kön'ge,
An des Volks gewalt'gem Zulauf,
An dem Lobſang reicher Chöre,
Der begeb' ſich auf die Straſſen,
Wo im kriegriſch frohen Tönen
Kaiſer Julianus herzieht,
Um der Perſer Pracht zu löſchen,
Daß er, neuer Alexander,
Bis zu Indiens reichen Strömen
Er allein hochherrlich, ſiegreich,
Kühn nach Götterart geböte.
Vor der großen Cäſaren,
Nah den auf ihn harr'nden Völkern,
Sagt, was beugt er ſchnell vom Weg' ab,
Drängt ſich durch's Gezweig der Föhren?
Denen vom Gefolg' erwiedernd,
Die zum Fragen ſich entblöden,
Spricht er: „nach dem Kloſter will ich,
Wo Baſilius ſeinen Gönner,

Chriſtum, den an's Kreuz Geſchlagnen,
Ehrt, und kaum den Herrn der Römer.
Neubegierig forſcht mein Sinn,
Welch Geſchenk er mir entböte,
Mir, dem Meer und Land vereinigt
Spenden ihrer Schönheit Schönſtes."
An des Kloſters Pforten donnert's,
Durch des Kloſters Hallen tönt' es:
„Hier iſt Rom's gewalt'ger Kaiſer!
Aufgemacht, Ihr trägen Mönche!
Her mit angemeſſnen Gaben
Für des Herrſchers Macht und Größe!"
Auf nun gehn des Kloſters Pforten,
Weiß umkleidet Geiſt und Körper
Mit der Unſchuld ſeel'ger Farbe,
Traten vor den Herrn die Mönche. —
Sankt Baſil an ihrer Spitze,
Bläſſer nicht, und auch nicht röther,
Als ſich ihn die Brüder all'
Jahrelang zu ſehn gewöhnten,
Sankt Baſil, im ſitt'gen Neigen,
Beut dem Herrn vier Gerſtenbrödte,
Seines armen Kloſters Gabe,
Das nur geiſt'ger Reichthum krönet.
Und der Kaiſer, den Europa's,
Den auch Aſia's Pracht verwöhnte,
Kehrt ſich zornig zum Gefolge,
Spricht die ſtrengen Worte höhnend:
„Bringt mir Heu, Ihr meine Diener,

Zum Geſchenk für dieſe Mönche.
So vergilt ſich ihre Gabe,
Fraß für Thier' in Wald und Höhle!"
Ernſt anſchau'nd den zorn'gen Herrn,
Sagt der Abt: „du richteſt ſchnöde;
Hältſt der Wage Zünglein ſchwankend,
Denn von dem was uns beköſt'get
Brachten wir die ſchuld'ge Gabe,
Treu, demüthig, ſonder Zögern.
Du hingegen läßt uns bieten
Was nur dumpfe Beſtien mögen.
Menſchen ſind wir, deines Gleichen;
Wahr' dich vor zu keckem Höhnen!" —
O wie ungern ſchuld'ge Ohren
Unſchuldsvolle Worte hören!
Wutheutlodert flammt des Kaiſers
Furchtbar Antlitz, Gluthen ſtrömen
Ihm aus wildem Augenpaar,
Während Sturm der Lipp' entt önet:
„Ha, Chriſtianiſche Rebellen!
Heuchler! Thoren! Greu'l den Göttern!
Alſo frech zu mir zu ſchwatzen?
Alſo laut ſich zu empören!
Doch (vernehmt den hohen Eidſchwur,
All' Ihr in Olympus Höhen)
Wenn des Perſers weites Reich
Mir beſiegt in Banden fröhnet,
Will im triumphir'nden Heimzug
Ich dies dunkle Neſt zerſtören,

Nicht dies Neſt nur; Cäſarea,
Die ihm Pfleg' und Ruh vergönnte,
Soll mit ihm zugleich verſtänden,
Rings die Gegend ſtehn verödet,
Bis dereinſt ein ämſ'ger Pflüger
Furchen zieht, wo Kirchen, Schlöſſer,
Mauern prangten, und die letzten
Spuren der verwegnen Spötter
Auf des Ackerfeldes Gränzen
Schwinden vor entſproſſnen Körnern.
Alſo will ich's, hör mich, Zeus,
Alſo will ich's, und beſchwör' es.
Du nun, Abt, zum Galiläer
Ruf, zum kreuzgeſtorbnen Götzen,
Ob, wenn Held Julianus zürnet
Sein ohnmächt'ges Weinen gölte!" —
Hin mit dieſen Frevelworten
Fliegt der Kaiſer durch's Gehölze,
Fliegt ihm nach der dichte Schlachtreihn
Wilder Krieger, erzertönend;
Still in's Kloſter gehn die Frommen,
Sich befehlend in des höchſten
Gotteshirten Schirm und Liebe
Vor dem Dräun ergrimmter Wölfe.

3.

Unter mitternächt'gem Zittig,
In geweihter Kirchendämm'rung
Wohnt das Tröſten ſtiller Andacht,
Träuft der Balſam ſüßer Wehmuth.
Das empfindet Sankt Baſilius,
Denn des Lebens wilde Meerfluth,
Wie er nächtig einſam betet,
Rollt von ſeines Geiſtes Veſtung
Machtlos ab. Im tiefſten Sinne
Regt ſich's freudig, ruft ihm: „ſteh' nur
Steh' nur feſt dem grimm'gen Andrang,
Mit dir iſt ein Held, iſt Jeſus.
Freudig hebt Baſil ſein Antlitz,
Und es will die innre Hellung
Auch von außen ihn umleuchten;'
Zehnfach ſchöner als der Erdrund
Vor der Mittagsſonne lächelt,
Strahlt die Kirche, weil Verklärung
Mild um Chor, Altar und Kanzel
Sich ergeußt, wie um die Seebucht
Schmeichelnd ſich die Fluthen ſchmiegen,
Süßes Spiel in Kraft und Demuth.
Hoch im Mittelpunkt des Glanzes
Prangt, die aller Menſchen Wehruf
Hülfreich anhört, Chriſti Mutter,
Bei ihr ſchön im ernſten Heerzug
Viele Martyrer und Heil'gen,

Treubewährt in ſchwerer Sendung.
Durch die lichten Reihen hin
Blickt Maria, links nun, rechts nun,
Bis zuletzt ihr Wort ertönet. —
Hörteſt du in heitrer Spätluft,
Frommer Sänger, Harfenklänge
Rein hinzieh'nd durch Wald und Felsgrund?
Süſſes hörteſt du; viel Süſſres
Aus Maria's Mund vernähmſt du.
Dies war ihrer Rede Sinn:
„Zeit nun kommt für Rach' und Rettung,
Denn geſchmäht, verhöhnt am Boden
Liegt der Glauben, eitle Weltluſt
Triumphirt, lenkt durch die Länder
Schaaren hin mit wildem Heerruf.
Steig' empor aus deinem Grabe,
Held Mercurius, wirf die Herrſchſucht
In das Blut, das ſie vergoſſen,
Faß die ſchwere Lanze feſt nun.
Wo Julianus, der Abtrünn'ge,
Prangt im dreiſtbegonn'nen Feldzug,
Wo er zwiſchen thörichtklugen
Heiden witzelt freche Läſtrung,
Dahin deine mächt'gen Waffen,
Dort thu die Gewalt des Speers kund!“ —
Aus der Erde dröhnt es, klirrt es;
Zwingend Nacht, Ohnmacht, Verweſung,
Bricht Mercurius durch die Grüfte,
Stahlumglänzt, ein zorn'ger Cherub.

Ernſt ver unſrer lieben Frauen
Neigt er ſich, nach edler Herkunft
Und nach guter Kriegszucht Sitte,
Dann des Schildes goldne Hellung
Schwingt er dreimal rings im Kreiſe,
Blitzend wie aus ſchwarzer Bergkluft
Mond emporſteigt, laut erhallend
Wie des Donners Roll'n auf Meerfluth.
Vor der Rieſenbildung Wandeln
Sinkt, ein ſcheu ohnmächt'ger Erdwurm,
In den Staub Baſil darnieder,
Hört nur durch des Thales Wendung
Fernher noch die ehernen Tritte,
Fernher noch den lauten Feldruf. —
Als er wankend endlich aufſtand,
Zaghaft froh, in halber Blendung,
Zog vor Tages rub'gem Lichte
Abwärts der Viſion Beſeel'gung.

4.

„Folge mir, mein Sacriſtan,
Folge mir zum ſtillen Grabe,
Drin wir des getreuen Kriegers
Heil'ge Leiche jüngſt verbargen.
Oeffn' es mir, mich treibt der Geiſt,
Ihn noch einmal zu betrachten."
Und der Sacriſtan, gehorſam,

Geht mit seinem frommen Abte,
Trägt in einer Hand die Schlüssel
In der andern hell die Lampe
Denn es ist die tiefe Wölbung
Dunkel, fremd den Sonnenstrahlen.
Zuversichtlich schließt er auf,
Zuversichtlich von dem Grabe
Wälzt er fort die Wucht des Steines,
Hebt den Deckel ab vom Sarge. —
Welch' ein Staunen, welch' Entsetzen!
Leer der Sarg! Von Leib und Waffen
Keine Spur! Der riesige Körper
Scheint in nichtigen Staub zerflattert!
Zu Basilius Füssen sinkend
Ruft der Sacristan, im blassen
Angesichts des Schrecks Gestaltung:
„Herr, du hast auf guten Bahnen
Lang mich treu erfunden, Raubthat
An dem Grab ist hier begangen!
Herr, doch bin ich Alter schuldlos!
Auf! das Kloster zu versammeln!
Auf, zu unermüdbar'm Forschen,
Bis die Gräulthat wir entfalten!"
Doch der Abt, im tiefen Sinnen,
Legt den Finger, ernst bewahrend,
Auf des Sacristanes Lippen.
„Diese dir versiegl' ich, sagt er,
Bis nach vier und zwanzig Stunden
Wir nochmals die Gruft betrachtet."

Und hinauf gehn sie die Stufen,
Und der Sacristan, betrachtend
Seines Abt's Gebote, schweigt,
Tief im stillen Sinn erbangend;
Auch Basilius schweigt und zittert,
Unerhörte Dinge ahnend.
Und vorüber ziehn die Stunden,
All' die vier und zwanzig. Wandeln
Sieht man drauf die Beiden wieder
Zu Mercurius dunkelm Grabe.
Zitternd schließet nun die Thüren
Auf der Sacristan, den schwarzen
Stein hebt zitternd er von hinnen,
Zitternd ab vom schwarzen Sarge
Den gewicht'gen Deckel, leuchtet
Zweifelnd hin mit seiner Lampe —
Sieh' der Lampe Schimmer blitzen
Auf Mercurius ehrnem Panzer.
Bleich und groß und langgestreckt
Liegt der Held auf kaltem Lager,
Nichts verstellt und nichts verändert,
Nur die Beiden seh'ns und schwanken
Scheu zurück — nur blutesroth
Prangt die Spitze seiner Lanze.

5.

In des Kloſters Refectorium
Liegt, verwundet auf den Tod,
Ein verſuchter Kriegsgeſelle,
Aus dem Mordgefecht entflohn,
Wo Julian ſo Macht als Leben
Im gewagten Spiel verlor.
Alle Mönch' am Bett des Wunden,
Flehn für ſeiner Seele Troſt,
Salben ihm die blut'gen Zeichen
Des ſieghaften Perſerzorns.
Aus der Ohnmacht dumpfen Banden
Reißt er da ſich plötzlich los,
Starrt umher, im Blick' Entſetzen,
Ruft das furchtbarliche Wort:
„Weh mir! Weh! Ich bin verloren!
Weh! Mein harrt der Höllen Schooß!
Durch der Ohnmacht ſchweres Dunkel
Brach heran ein gräßlich Drohn,
Brach heran von böſen Geiſtern
Eine ſpottende Legion;
Welt, weit ab die ſeel'gen Mächte,
Fremde meiner ſünd'gen Noth.
Ach, ich war ein freud'ger Jüngling,
War auf hohen Kriegsruhm ſtolz,
Feſt in meines Kaiſers Gnade,
Reicher Frauenliebe froh.

Nun ſo gar, ſo gar in Unheil
Jammer wach, und Freude todt!
Betet, betet, fromme Mönche,
Für den weitverirrten Sohn,
Den es treibt in ernſter Stunde
Von des Abgrunds argem Port
Wegzuſcheuchen was da lebet,
Wie auch Luſt und Ehre lockt.
Saht Ihr auf den kühnen Bahnen
Jenen neuern Phaeton?
Saht Ihr wohl Julianus Ringen
Zu des Himmels Pracht empor?
So vernehmt auch, welch ein Wetter
Ihn hinabwarf von dem Thron,
Welch ein ſchrecklicher Geſandter
Ihm des Abgrunds Thor erſchloß.
Vor den ſchöngereihten Schaaren,
Hoch auf ſeinem kühnen Roß
Hielt Julianus, ſiegverheißend,
Wie an vielen Tagen ſchon,
Ja, noch glüh'nder brach die Flamme
Ihm vom Heldenaug' hervor,
Daß in Zuverſicht und Freude
Jedes Kriegers Herze ſchwoll.
Gegenüber zwar des Perſers
Zahllos Heer in Stahl und Gold —
Doch was wollten die Barbaren?
Hier der Kaiſer und ſein Rom!
O, der Tuba Ruf ſo freudig!

O, die Adler hell und ſtolz!
Wie in edler Spiele Kreiſen,
Sicher heitern Siegerlohns,
War bereits die erſte Woge
Schöner Schlacht herangerollt,
Bogenſchützen leichte Reiter,
Unſres Feſtes frühſter Chor,
Prophezeih'nd den großen Ausgang
In des Scherzes munterm Troz.
Und Julianus, ſtolzen Lächelns,
Ritt zuſchauend weiter vor,
Unter friſchen Lorbeerzweigen
Strahlend ihm des Haars Gelock.
Weh', da bricht's hervor wie Sturmwind,
Brüllts heran wie Donnerton!
War's ein Rieſe? War's ein Dämon?
Ringsum ſchweigt (als ſchritt ein Gott
Richtend durch der Kämpfer Reihen)
Schweigt und ſtarrt der Schlachten Geroll.
Denn auf ſeinem ſchwarzen Hengſte
Kommt ein grauſer Held im Zorn,
Ueber andre Krieger alle
Seltſam anzuſchau'n und groß,
Blickt das Antlitz aus dem Helm vor,
Gluthentbrannt der Augen Drohn,
Hoch wie Tannen ſeine Lanze,
Und ſein Schild ein goldner Mond.
Drehend ſchwang er ihn im Kreiſe,
Schlug die Lanze drauf, da ſcholl's

Von den fernſten Klippen wieder,
Dröhnt' es aus der Erden Schooß.
Achtlos Aller, die ſich bargen
Fliehend, ſtürzend, ſinnenlos
Vor dem Schreckbild, trieb's den Renner
Stachelnd mit dem goldnen Sporn
Hin, wo ſich's des Kaiſers Leben
Als ſein hohes Ziel erkor.
Wie nur, daß vor ſolchen Flammen
Der nicht gleich zu Aſche ſchmolz!
Doch ihn hielt der eigne Hochmuth,
Bietend auch dem Himmel Trotz.
Ja, die Waffen wollt' er regen,
Fechten wollt' er — ach, umſonſt!
Tief in's Herz die Lanzenſpitze! —
Ledig ſprang ſein ſcheues Roß. —
Und vom Leichnam ab ſich wendend,
Sprengt der rieſ'ge Dämon fort;
Fern noch durch die Schaaren ragte
Seine Lanz' im blut'gen Pomp.
Wir, von ſolchem Blitz getroffen,
Wurden nun der Perſer Spott;
Daher mir auch dieſe Wunden,
Daher mir unzeit'ger Tod!
Betet, betet, fromme Mönche,
Auf thut ſich des Abgrunds Thor!"
So mit dieſen bangen Worten
War ihm ſchon der Geiſt entflohn,
Und die Mönche ſtanden zitternd,

Doch vor Allen ſtaunensvoll
Sankt Baſilius und der alte
Sacriſtan, an die Viſion
Jener denkend, beid' an's Grabmal,
An die Lanze blutesroth.

Gloſſe.

An A. W. Schlegel.

Aus dem Abgrund mich erſchwingend,
Weck' ich die bekannten Töne,
Daß ich Alles mild verſöhne,
Lieb' und Streit in Eins verſchlingend.

Sehnend, aber unbewußt
Deſſen, was mein Sehnen weckte,
Bald mich koſte, bald mich neckte,
Rang ich nach des Liedes Luſt.
Freundlich nahm an ſeine Bruſt
Mich der Meiſter, mahnte dringend,
Rief, in hohen Liedern klingend,
Mich zum Streit mit dumpfem Wahn,
Und ich flog die neue Bahn,
Aus dem Abgrund mich erſchwingend.

Espinelen und Sonette
Floſſen in die Saiten mir,
Und der edlen Gloſſe Zier,
Oft zu kunſtgeprieſ'ner Wette.
Aber bald im eignen Bette
Rang ich, Strom, nach andrer Schöne,
Folgte tragiſcher Kamöne
Kühn in kecker Wellen Streit.

Nun aus der Vergangenheit
Weck' ich die bekannten Töne.

Denn auf ewig muß ich lieben,
Trauter Meiſter, deine Spuren,
Wandle ſehnend durch die Fluren,
Waiſenkind, dir fern geblieben.
Gerne nun von Euch getrieben,
Ihr, ſo holder Schule Söhne,
Ihr, o Espinelentöne,
Ruf' ich, mein entſchwundnes Glück
In den heut'gen Kreis zurück,
Daß ſich Alles mild verſöhne.

Neu geſtaltet ſich die Erde,
Kronen ſinken, Kronen ſteigen,
Wilder ſtets der kühne Reigen,
Fremder jegliche Geberde!
Doch in drohender Beſchwerde,
Unter Waffen, feindlich klingend,
Unter Kriegern, zornig ringend,
Weil' ich vor des Meiſters Bild,
Rühre Saiten zart und mild,
Lieb' und Streit in Eins verſchlingend.

Nachhall.

Wohl fragt ein Kluger nun: „was soll das Alles?
Giebts ja genug der klingenden Sonette,
Der Gloſſen auch zu kunſtgeprieſ'ner Wette,
Leer des Verſtandes, überreich des Schalles!“ —

Mag ſeyn. Doch hoff' ich, Manchem noch gefall' es,
Wie ſich ein Geiſt umſchmiegt mit goldner Kette,
Damit er vor der wüſten Welt ſich rette,
Ermangelnd eines andern ſichern Walles.

Wer ſteht denn feſt in dieſer Erdverſandung?
Wer fliegt denn ſtark durch dieſe Wolkenſchatten?
Wer führt ſein Schiff denn gradhin durch die Brandung?

Ach lieben Brüder, wollt zur Beicht' Euch gatten:
„Wir ſtreben Alle, doch wir All' ermatten,
Und Gott allein beſcheert einſt ſeel'ge Landung!“

Gedichte

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Zweiter Band.

Gedichte aus dem Manns-Alter.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1817.

Inhalt.

Seite.

Dem Andenken Friedrichs, Grafen von Schmettau . . 1

Oden, Lieder und Sprüche.

Vorspiel 5
Ahnung 6
Der Ungeliebte 8
Der Gärtner 10
Lebens-Herbstlied 12
An Naiden 13
Grabschrift einer Bäuerin 15
An Diona 16
An eine Sängerin 17
An eine Flötenspielerin 18
Geburtstagslied 19
An die Ueberlebenden 21
Die Stelle am Fliederbaum 22
Gute Nacht 23
In der alten Heimath 24
Wehmuth 26
Der Getäuschte 27
Der Stachel 28
Des Wahnsinnigen Verklärung 29
Seufzer eines Heidepriesters 32
Das Gögenopfer 33
Thurmwächters-Lied 35
Der gefundene Schild 37
Altdeutsches Räthsel 38
Ein Spruch Meister Hildebrands von Bern . . . 39
Gebet Meister Hildebrands von Bern 40
Der Eichbaum in der Mark Brandenburg 42
Sinnesart 48
Der Dom zu Magdeburg 49

Seite.
Auf Nelsons Tod 32
Grenadierlied bei Landshut 33
Trost 36
Die Wünsche 57
Das Soldatenliebchen 58
Fromme Liebe 59
Grabstätte 60
Verloren 61
Gebet 1808. 62
Sprüche 64
Bitte und Wunsch 67
Denksprüche in Erinnerungsblätter 68
Dichterleiden und Dichterfreuden 69
Klage des kranken Ritters 71
Noch ein Klagelied des kranken Ritters . . . 73
Trost 75
Gebet 76
Mailied im Jahre 1813. 78
Sprüche 80
Die Greisin 81
Lebensblumen 82
Fromme Minne 84
Dichterschicksal 85
Burglied 87
Schwermuth 89
Der verlassene Sänger 90
Dichtertrost 92
Nachspiel 93

Gedichte aus dem Jahre 1813.

Vorspiel 97
Kriegslied für die freiwilligen Jäger 98
Ahnung 100
Das Gastmahl 102
An Cyane 103
Nach der Botschaft vom Siege bei Lüneburg . . 105
Nach der Schlacht bei Lützen 107
Dem Andenken Wilhelms Grafen von der Gröben . 109
Trost der Liebe 111

	Seite.
Das Kind und der Vater	112
Das Mädchen und der Lützowsche Jäger	113
Auf dem Marsche	117
Der Tod und der Dichter	117
Nach der Schlacht von Dresden	118
Nach der Schlacht von Kulm	120
Auf Wilhelm von Rüders Tod	121
In einem verfallenen Fenster der Ruinen des Schloßberges zu Töplitz	123
Preussisches Marschlied, im October 1813	124
Die Siegestöchter	125
An Napoleon	128
Kosackenerinnerung	129
Des Kosacken Heimritt	131
Der Nachtwächter am Schlusse des Jahres 1813.	133
Nachspiel	135
	139

Liedergrüsse.

Vorspiel	139
An Marie	140
Für einen Knaben an seinem Geburtstag	141
Zum Weihnachtsgeschenk	142
In Fichte's Reden an die deutsche Nation	143
In Adelbert von Chamisso's Stammbuch	144
In das Stammbuch eines künftigen Arztes	145
Die beiden Hagen	146
Dem Heldensänger des Nordens. (Von Theodor Körner)	148
An Theodor Körner	151
An Julius Eduard Hitzig. Zum 26. März	154
Marie am Geburtstage ihres Königs, 1808.	157
Marie am 7ten October 1808.	158
An Cornelius	160
Der Bund mit Cornelius, an Amalie von Helwig	163
An Ewald	164
An ein junges Mädchen, mit dem Sommerbest der Jahreszeiten	165
An eine Freundin, bei Uebersendung des Alboin	166
An Fräulein Julie Mihes	167
Der 7. April 1814.	170

Seite.

An Gustav Schwab's Stammbuch 171
Spinnlied für Mariechen 173
Zum dreizehnten Geburtstag meines Kindes . . . 174
Zwei Schwestern an der silbernen Hochzeit ihrer Eltern 175
An Minona 177
An Friedrich Freiherrn von Matty 178
An Moritz Retzsch 179
An den Wandsbecker Boten 180
An Christian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg 181
In die Stammbücher drei junger Ritterssöhne am Ostseestrande 183
Der Mutterschwester des Dichters und ihrem Ehemann, zur goldenen Hochzeit 185
An Karl Grafen von der Gröben 189
Rittergruß an Friedrich Wilhelm von Brebow . . . 192
Das Lied vom treuen Rosse an Karl Grafen von der Gröben 195
An Altenburg 198
An Christian, Grafen zu Stolberg 200
Die Fahrt gen Norden 205
Victoria 208
Der 15. October, 1815. 210
Nachspiel 212

Todtenklagen.

Vorspiel 213
An Hülsens Wittwe 214
An Heinrich, Freiherrn von Welck 217
Abschied von Heinrich von Kleist 219
Auf den Tod der Frau Johanna Hitzig 221
An Julius Eduard Hitzig 223
Kosackenklage über Alexander von Blombergs Tod . 226
An Cyane 228
Brandenburgisches Aermtelied im Sommer 1810. . 231
Gespräch am Morgen des 19. Julius 1811. . . . 232
Nachspiel 234

Dem Andenken

Friedrichs, Grafen von Schmettau,

Königlich Preuſſiſchen Hauptmanns.

(Geboren im Jahr 1741, geſtorben im Jahr 1807.)

Ein Held aus Friedrichs Zeiten, früh und oft
Glorreich geprüft auf blut'gem Feld; ſein Blick
Des Ruhmes Sonnenpfade kühn durchfliegend,
Doch klar auch meſſend ſtets Gang, Richtung, Abſtand,—
O welch ein Feldherr lag in ihm verhüllt!
Wie hätt' in Mild' und Flamm', in Kraft und Huld,
Er Kranz auf Kranz des heitern Sieg's errungen!—
Gott wollt' es anders. Und derſelbe Mann,
Dem nichts zum Ruhm, als Rang und Heerſchaar fehlte,

Fromm zügelt' er ſein tapfres Ritterherz,
Und gottergeben ließ er gern den Reichthum
Des edlen Geiſtes durch die ſtillen Gärten
Der Häuslichkeit in Seegenslichtern ziehn.
Dem Beet der Blumen, die er treu gepflegt,
Gehört auch Eures Dichters Seele an.
Was irgend gut in mir iſt, das iſt ſein;
Was nicht gut iſt in mir, iſt einzig mein.
Er ſtarb, eh' mir manch kräft'ges Thun gelungen.
Nun ſei von mir ſein theures Mal umſchlungen
Mit dieſem Liederkranz, auf deſſen Grün
Des Dankes Zähren meinem Aug' entſprühn.

Geſchrieben am 8. Junius 1816.

Oden, Lieder und Sprüche.

I.

Vorſpiel.

Wo feſte Burgespforten
Sich offen thun, da klingt es
Aus ſtarker Angeln Erz.
So klingt es auch in Worten,
Wo ſich zu Freud' und Schmerz
Erſchließt ein Mannesherz.
Ein Sänger aber ſingt es:
Das Leid, die Luſt, die Schwächen,
Wenn's andre Leute ſprechen. —
'S wird drum nicht ſchlechter ſeyn;
Schaut nur getroſt herein!

II.

Ahnung.

Wenn's knospet an den Bäumen,
Vom Himmel duftig weht,
Hellgrün in weiten Räumen
So Feld als Wiese steht:

Dann rühren sich die Schmerzen
Mir in der kranken Brust,
Und mischen tief im Herzen
Den Tod zur Frühlingslust.

„Du liegst auf sonn'gem Rasen,
Freust Dich an seiner Zier;
Wird Lenzluft wieder blasen,
Liegt Rasen wohl auf Dir."

Was sprecht Ihr, Todesstimmen,
Mir stets von langer Nacht,
Sobald im heitern Glimmen
Das junge Jahr erwacht?

Harrt, bis aus Nordens Pforten
Der Winter kommt zum Streit;
Das ist zu Euern Worten
Die rechte rübe Zeit.

„Nicht soll Dich ja erschrecken,
Nur mahnen unser Chor,
Drum stets aus Blumen strecken
Wir unsre Häupter vor.“

III.

Der Ungeliebte.

Und're laß' auf Kleider ſinnen,
Sich beim Feſt damit zu ſchmücken;
Und're laß den Tanz beginnen,
Und die helle Schlittenfarth.
Und're laß' auf Straß' und Brücken
Schön gezierte Roſſe reiten,
Und ſich vor den Fenſtern bücken,
Leicht mit ſittig kühner Art.

All' das wußt' ich auch in Zeiten,
All' das muß fortan ich laſſen;
Denn ſie fragt nach meinem Reiten,
Fragt nach mein.m Schmucke nichts.
Glich' an Pracht ich ſtolzen Waffen,
Edlen Rittern an Geberde;
Bliebe ſtät ihr kaltes Haſſen,
Fern die Strahlen ihres Lichts.

Drum für mich nur schlechte Pferde!
Drum an Kleidern, Mänteln, Hüten,
Schlechtes mir! Und schmucklos werde
Mir dereinst ein stilles Grab.
Nichts an mir ist werth zu hüten!
Wem die schönste Blüth' erblichen,
Fallen bald die andern Blüthen
Winterlich von selber ab.

IV.

Der Gärtner.

Er pflanzte Myrt' und Lorbeerreis
In seinem stillen Garten,
Und konnt' im ersten Hauch des Mais
Die Blüthen kaum erwarten.

O Myrtenbaum, o Myrtenbaum,
Wie herrlich thätst Du grünen,
Viel schöner, als im schönsten Traum
Es ihm geahnt, dem Kühnen.

Das Lorbeerreis wuchs still und sacht,
Und ward beinah vergessen,
Weil mit der stolzen Myrte Pracht
Sich's doch nicht durfte messen.

Als nun herauf der Sommer kam
Mit seinen heissen Augen,
Da wollte zu des Gärtners Gram
Die Myrte nichts mehr taugen.

Zwar täglich fast begoß er sie
Mit frischen Thränenquellen,
Doch zeigte fürderhin sich nie
Der zarten Knospen Schwellen.

Da hatt' indeß den Thränenquell
Das Lorbeerreis geſogen,
Und unverſehns ſich friſch und hell
Zum Bäumlein aufgezogen;

Gab Donnerkronen ſeinem Freund,
Zum Schutze vor Gewittern,
Und hielt am Mittag ihn umzäunt
Mit kühlen Laubengittern.

O Bäumlein ſchön, o Bäumlein hold,
Bleib grün bis an mein Sterben;
Und möchte Dich, mein Gut und Gold,
Dereinſt mein Kindlein erben!

V.

Lebens-Herbstlied.

Fahre wohl, Du holde Liebe,
Deine süße Zeit ist um.
Was auch sonst mir schönes bliebe,
Dein Geflüster wird nun stumm.

Kämst Du noch zu meinen Wegen,
Trau'n, die Menschen lachten Dein.
Kaum in diesen Zitherschlägen
Darfst Du mir lebendig seyn.

Alles hat ja seine Blüthe,
Alles findet ja sein Grab;
Was im Frühlingslicht erglühte,
Fällt im Herbst erkältet ab.

Tausend haben dies gesungen,
Tausend singen's künftig auch;
Sei dies Lied denn mit erklungen
Nach des grossen Chores Brauch.

VI.

An Naidion.

Der Tanz begann, die hellen Saiten klangen,
Du ſchwebteſt zierlich mit mir durch die Reih'n,
Und wach ward mir ein jugendlich Verlangen
Nach längſt verblich'ner Freude Sonnenſchein.
Ich meint', es käme wieder
Des Lebens Maienzeit,
Nicht nur im Geiſt der Lieder,
Nein, wahr in Lieb und Leid.

O Du bethörter Mann mit dieſem Herzen
Voll halbverglüh'tem, halb noch glüh'ndem Brand,
Was ſollen Dir der Augen ſtille Kerzen,
Mild leuchtend aus der Kindheit Dämmerland?
Ungleiches Paar! Die Frohe
Schwebt hell durch heit're Luft,
Ich flackr' in trüber Lohe
Aus dunkeln Herzens Gruft.

Mein, ende, Tanz, verklingend bald zu scheiden,
Was uns, zum Trotz dem Leben, hier vereint.
Wie kann so lang' die junge Sonn' es leiden,
Daß bleicher Mond mit ihr am Himmel scheint?
Und schon war im Verhallen
Mein wunderliches Glück;
Du trat'st in Blumenhallen,
In Hölen ich zurück.

VII.

Grabschrift einer Bäuerin.

Ich schlafe gut im kühlen Grund,
Ausruhend zum viel bessern Leben.
Sonst gab ich fromm und froh mich kund
Durch fleiß'ger Arbeit treu Bestreben;
Und Kinder blühn von meinem Haus,
Von meinem Grabe Blumen aus.

VIII.

An Diona.

Die Perl' aus Deinem Haare,
Dem labyrinthisch lockenden Geflechte,
Sich nieder auf die Silberstirne senkend,
Daß sie die Königsrechte
Als Diadem ihr wahre,
Besiegt an Weiße, stäten Sieg ihr schenkend,
Die Perl' ist in mein wundes Herz gefallen,
Um fort und fort als Thräne d'rinn zu wallen.

IX.

An eine Sängerin.

Erſt hielt ich's für 'nes frommen Glöckleins Klingen,
Das der Einſiedler läutet fern im Wald;
Dann wieder klang's, als wenn ſich Lerchen ſchwingen
Durch Maigewölk, das klar am Himmel wallt;
Drauf ſchien's, ein Bächlein ſchmieg' in krauſen Ringen
Hellrieſelnd fort die ſilberne Geſtalt:
Da hatteſt Du in ſolchen holden Zungen
Ein heit'res Lied aus frommer Bruſt geſungen.

X.

An eine Flötenspielerin.

Man sagt, Hirtinnen auf sicil'schem Rasen
Verstanden süßen Flotenlaut zu wecken;
So heißt es auch: mit heit'rer Lieder Blasen
Begrüßten Ritterlöchter edle Recken.
Ich glaubt', es sey nur Bild auf schlanken Vasen,
Nur Spiel auf Heldenlied's reichbunten Decken.
Doch sprach die Sage wahr: am Mund der Frauen
Ist Flöte süß zu hören und zu schauen.

XI.

Geburtstagslied.

(Aus einer ungedruckten Dichtung.)

Sie bringen Alle Dir Gaben,
Vielfarbig, reich und licht,
Sie kommen mit Sprüchen nach heil'rer Pflicht,
Sie wissen Dich mannigfach zu erlaben, —
Dein Sänger, der kommt nicht! —

Zwar dürft' er fromm es wagen,
Dir Alles vorzusagen,
Was ihm das Herz bewegt;
Jedoch die Welt ist thörig,
Und schon vorahnend hör' ich,
Was reinem Wort man unterlegt.

Da bleib' ich still zu Hause
In meiner Siedlerklause,
Und singe froh und rein
In meine Zitherklänge,
Was aus des Herzens Enge
Aufblüht nach Deinem Sonnenschein.

O himmlisch reine Sonne,
O meiner Saiten Wonne,
O meiner Dichtung Glanz,
Dir wird sich herrlich flechten
Nach ew'ger Weihe Rechten
Des Lebens Palm- und Blumenkranz.

Sieh dann bisweilen nieder,
Wo eines Dichters Lieder
Sich Dir in Demuth weih'n.
Blickt ja der Strahl der Sonnen
Auch in das Spiel der Brunnen
Bisweilen still ergötzt hinein! —

So sei es Allen gelungen,
Mit ihrer Gaben Pracht!
So habe nun Jedem Dein Blick gelacht! —
Ich habe doch auch gesungen; —
Ach hast Du mein gedacht?

XII.

An die Ueberlebenden.

Aus meiner trauten Heimath Arm
Riß es mich fort, das wilde Leben;
Viel hat's genommen, viel gegeben,
Reich schoß in Saaten Freud' und Harm.

Die Saaten werden bald verblüh'n,
Bald dies mein krankes Daseyn welken;
Mir ahn't's: ich seh' nicht oft die Nelken
Und Rosen mehr aus Knospen glüh'n.

Dann, die Ihr's gut mit mir gemeint,
Bergt mich in heimathlicher Erde;
Der arme, müde Pilger werde
Den lieben Eltern so vereint.

XIII.

Die Stelle am Fliederbaum.

Dies ist der wohlvertraute Flieder,
Hier saß ich oft, ein frohes Kind,
Und stammelte die früh'sten Lieder,
Gewiegt von Träumen hell und lind.

Das Glück, auf ungestümer Welle
Entfloh'n mir in des Sturm's Gebraus,
Such' ich an der geliebten Stelle —
Ach, Alles sieht viel anders aus!

Die kleine Bank ist weggenommen,
Hoch auf wuchs das Gebüsch umher,
Und mag ich selbst auch wiederkommen,
Doch kommt das frohe Kind nicht mehr.

XIV.

Gute Nacht.

Allem schöne gute Nacht,
Was da schläft, und was noch wacht:
Kindern gold'ne Weihnachtsbäume,
Knaben Kampf's- und Minneträume,
Jungfrau'n reiner Unschuld Walten,
Dichtern glänzende Gestalten,
Müttern aus prophet'schem Bronnen
Ihrer Kinder künft'ge Wonnen,
Männern hoher Thaten Mahnung,
Greisen nahes Friedens Ahnung;
Allem schöne gute Nacht,
Was da schläft, und was noch wacht!

XV.

In der alten Heimath.

Von Bäumen, aus Wellen, aus Mauern,
Wie ruft es mir freundlich und lind:
„Was haſt Du zu grübeln, zu trauern?
Komm ſpielen, Du freundliches Kind!“

„Ich bin ja kein Kind mehr geblieben,
Bin trübe geworden, faſt alt,
Bin, Heimath, aus Dir ja vertrieben
Durch fremde und eig'ne Gewalt.“

„So ſchick' uns Dein Kindlein zum Spielen,
Du grämlich gewordener Mann!
Wir lehren ihm was von dem Vielen,
Das einſt hier Dein Leben begann.

Du weiſt ja die alten Geſchichten
Von Rittern und zaub'riſcher Burg;
Wir wollen's dem Kindlein berichten,
Das ſpielt's dann wohl wieder 'mal durch.“

„Das thut nur, Ihr lieben Gesellen,
Langjährigem Bunde getreu.
Denn mich, Ihr vertraulichen Stellen,
Mich schafft ihr nicht jung mehr und neu.

Nur Eins kann ich wieder Euch bringen,
Von Allem, was sonst mir gerieth:
Ein herzlich treuinniges Singen;
Und so ist entsprossen dies Lied.

XVI.

Wehmuth.

Der graue Wolkenhimmel
Schaut her, wie trüb geſinnt,
Faſt wie ſonſt Betteshimmel
Auf mich als krankes Kind.

Dann bat ich: „Mutter höre,
Zieh die Gardinen vor!“
Sorgſam, daß nichts mich ſtöre,
Schloß ſie das ſeid'ne Thor.

Dann konnt' ich ruhig ſchlafen,
Die Krankheit fühlt' ich kaum,
Von Wald und frommen Schaafen
War grün und weiß mein Traum.

Mutter, aus ew'gen Sphären
Siehſt du, was ich verlor.
Zieh dieſen kranken Jahren
Die letzte Decke vor!

XVII.

Der Getäuschte.

(Vor einem Kriege.)

Willst Du Todten auferwecken?
Thör'ger Mensch, davon laß ab.
Deine frohen Stunden strecken
Kalt und starr sich in das Grab.

Hell war Liebens süsse Blüthe,
Mild ihr kosend Schmeichelwort;
Trügend nahm sie dem Gemüthe
Leben, Lächeln, Hoffen fort.

Bist Du innen halb gestorben,
Gern empfang den äuss'rn Tod.
Oft ward Liebe rückerworben
Mit des eig'nen Blutes Roth.

XVIII.

Der Stachel.

„Biene, Thörin, wie drückst in die Haut Du zürnend den Stachel,
Mir zum flüchtigen Schmerz, Dir zum unrettbaren Tod?“
Du nicht, table sie, Thor, der Worte voll Stachel oft hinzürnst,
Tödtend dem Bruder und Dir Eure Urgöttergestalt.

XIX.

Des Wahnsinnigen Verklärung.

„Sie haben mir die Kammer zugesperrt,
Und sieh'n nun draussen scheu, und flüstern sachte:
Furchtbar sei ich, mein Antlitz wild verzerrt.

Und ich, der ich gedörrt nach Regen trachte,
Ich ruf' umsonst: o Herr, gieb Regen mir!
Den Augenregen gieb, denn ich verschmachte. —

Was ist denn das? Vor mir liegt ein Papier?
Zur Hand ein Griffel? O, ich krankes Wesen,
Ich schreibe — ach! sonst schrieb ich auch allhier.

Sonst schrieb ich. — Menschen mochten's gerne lesen,
Und auch gefiel's der wunderschönen Dame,
Zur Zeit, als mich ihr Minnen hatt' erlesen.

Auch nachher schrieb ich fort im bittern Grame;
Verschlungen ward in Schlacht- und Lieb'sgeschichten
Viel tausendfach der theure Schmerzensname.

Und wie? Jetzt sagst Du, soll ich wieder dichten?
Jetzt kommst Du zu mir, die mich hat verlassen,
Und mahnst mich an die holden Sangespflichten?

Ach nein! Bist fern in Deinem kalten Hassen;
Bist fern, und scheu'st mich zwiefach, den Verrückter;
Einsam soll ich in meiner Zell' erblassen.

Nein! sag' ich, nein! — Die vormals mich beglücken,
Die Blick' und Reden woll'n ja wieder kommen,
Und mich beklagen, den so grimm Zerstückten.

Ihr süssen Dinge, seid mir schön willkommen,
Nur seid diesmal nicht wieder Traumgestalten, —
O Gott, da kommt die Thränenfluth geschwommen.

Fließt, bitte, fließt, — laßt nichts zurück Euch halten, —
Fließt, thaut mir dieses starre Leben auf;
'S wird Frühling. Laßt den Frost nicht länger walten.

Die Schöne schwimmt heran im Wellenlauf;
Es ist dieselbe nicht, die mich betrogen
Mit weltgeübtem, klugem Herzenskauf.

Jedoch die ist es, die mich hat gezogen
An ihre schöne Brust mit weissen Armen, —
Die ist's, die kommt zurück auf Thränenwogen.

O laß Dir's klagen, Du mit Deinem warmen
Getreuen Herzen, voll der heil'gen Gluth!
Getäuscht, verspottet haben sie mich Armen;

Gebrochen mir den freudig kecken Muth,
Verhüllt mir all' mein Lieben und mein Sehnen,
Und aufgedörrt mein kindlich leichtes Blut.

Da lächelt sie mich an durch Mitleids Thränen,
Da schmieg' ich wieder lind an sie mein Haupt,
Da wird mir's wie den liebeskranken Schwänen.

Mein Gott, wer hätt' an solch ein Heil geglaubt!
Ja, Gott kann Schönes schenken, wem er will.
O daß nur dieser Kranz sich nie entlaubt!

Du ſchwille, ſüſſer Thränenregen, ſchwill!
Und zu den alten Schrecken nimmer, nimmer!“
Da hört' er auf zu ſchreiben, und ward ſtill.

Die draußen wagten ſich herein in's Zimmer,
Und fanden dieſes Blatt, den Schreiber kalt,
Auf ſeinem Antlitz der Verklärung Schimmer.

Er kehrte nicht zum finſtern Aufenthalt.
Gelöſ't hatt' ihn von jeglichen Beſchwerden,
Veredelt ihm die bleichende Geſtalt
Der groſſe Hirt auch der verirrten Heerden.

XX.

Seufzer eines Heidenprieſters.

Ach, wenn doch nur einmal aus den Pforten,
Die den ſtrengen, ernſten Himmel ſchlieſſen,
Käm' ein recht getreuer Gottesbote,
Uns zu lehren, was die gute Bahn iſt!
Stark an Wundern müßt' er ſeyn wie Niemand,
Daß der Zweifel davor niederbräche;
Leiden müßt' er Erdennoth, wie Jeder,
Daß man zu ihm könnt' als ſeines Gleichen;
Und voran geh'n müßt' er auf dem Todweg,
Und voran uns ſchweben in den Himmel:
Ach! dann wär' ein Leben erſt auf Erden,
Alle Menſchen würden froh und ſeelig!

XXI.

Das Götzenopfer.

Der Mond wie Blut,
Die Wolken fahl, —
Die Stund' ist gut!
Wir ziehn in's Thal
Zum Opferheerde nieder.
Das Opfer ächzt,
Der Blutgott lechzt.
Hebt an die strengen Lieder!

Was dunkel haust
Im Wolkenthron,
Ost in uns graust
Mit ernstem Droh'n,
Wir wissen's nicht zu nennen.
Dem leben wir,
Dem fällt das Thier,
Und Opfergluthen brennen.

Das Blut versöhnt,
Wenn's fleußt dahin!
So ist's ertönt
Durch unsern Sinn
Aus ernsten Wunderträumen.

Fleuß, Opferblut!
Erbeb', o Muth,
Und laß dein stolzes Schäumen.

Geheimnißreich
Am trüben Ort,
Und schreckenbleich
Mit hartem Wort
Begehn wir unsre Feste.
Der Mond allein
Darf Zeuge seyn,
Und Eul' und Nachtmohr Gäste.

Von Osten zieht
Herauf das Licht!
Schließt Euer Lied,
Verweilet nicht;
Uns lehrten's alte Sagen:
Lang' wird vollbracht
Das Werk in Nacht,
Einst wird, einst wird es tagen.

XXII.

Thurmwächters-Lied.

Am gewaltigen Meer,
In der Mitternacht,
Wo der Wogen Heer
An die Felsen kracht,
Da schau' ich vom Thurm hinaus.
Ich erheb' einen Sang
Aus starker Brust,
Und mische den Klang
In die wilde Luft,
In die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

Dringe durch, dringe durch
Recht freudenvoll,
Mein Lied, von der Burg
In das Sturmgeroll,
Verkünd' es weit durch die Nacht,
Wo schwanket ein Schiff
Durch die Fluth entlang,
Wo schwindelt am Riff
Des Wanderers Gang,
Daß oben ein Mensch hier wacht:

Ein kräftiger Mann,
Recht frisch bereit,
Wo er helfen kann,
Zu wenden das Leid
Mit Ruf, mit Leuchte, mit Hand.
Ist zu schwarz die Nacht,
Ist zu fern der Ort,
Da schickt er mit Macht
Seine Stimme fort
Mit Trost über See und Land.

Wer auf Wogen schwebt,
Sehr leck sein Kahn,
Wer im Walde bebt,
Wo sich Räuber nah'n,
Der denke: „Gott hilft wohl gleich."
Wen das wilde Meer
Schon hinunter schlingt,
Wem des Räubers Speer
In die Hüfte dringt,
Der denk' an das Himmelreich!

XXIII.

Der gefundene Schild.

Was strahlt so hell' auf dem Gefild?
Was aus den Gräsern Goldespracht?
Es ist ein ritterlicher Schild,
Verloren hier in heisser Schlacht.
Die rief im Feldgeschrei der Kühnen
Dir, Schild, verwandten Nachhall zu.
Wie sind's nun Deine Lust am Grünen,
Wie Lust an stiller Waldesruh?

Das Gold im Grün, das Grün am Gold,
Ein wunderliches Räthsel [illegible]eint's.
Doch was auch Jeglicher gewollt,
Gewiß, was Hohes, Edles meint's.
Ich nehm', Dich Schild. Mir soll's gelingen;
Mir wird Dein hoher Sinn bekannt.
Grün müssen Lorbeer'n Dich umschlingen,
Sonst fällt Dein Licht aus schwacher Hand.

XXIV.

Altdeutsches Räthsel.

Der junge Held, Dietrich von Bern,
Hatt' edle Sprüch' und Räthsel gern.
Da sprach der alte Hildebrand,
Sein weiser Meister wohl bekannt,
Des Abends bei der Heerdesruh
Einstmalen ihm auch dieses zu:
„Wer ist der Freud' und Tugend voll;
Will heitern Herzens, was er soll?
Wer ist gar trübe, starr und karg,
Freudlos, wie ein verschloß'ner Sarg?
Wer sehnt sich hold zum Himmel auf,
Stellt nach dem Christ den Lebenslauf?
Wer sinkt in Erdenlust und Noth,
Vergißt all göttliches Gebot?
Nun rathe, wer da rathen kann!
Das alles ist ein ein'ger Mann."
Erröthend sprach der Dieterich:
„Ach lieber Meister, das bin ich!"
„Ja, sprach der Meister, ernstgesinnt,
Doch ist es auch all Menschenkind."

XXV.

Ein Spruch Meister Hildebrands von Bern.

Von allem Klang durch Wald und Feld,
Ist zwei'rlei, so mir best gefällt;
Das ein' ist Abendglockenlaut,
Wenn Fried und Schlaf vom Himmel thaut.
Das andr' ist der Trompeten Pracht,
Wenn's heißt: „erwacht zur Schlacht, erwacht!“—
Doch wenn zugleich am selben Ort
Ruft eines hier, das and're dort,
Ist all' ihr Lieblichkeit verloren,
Mißlaut im Herzen und in Ohren.
Drum, Herrgott, lieber Vater mein,
Soll dies mein stätig Bitten seyn:
Hast beide Kläng' in Deinen Händen,
Und kannst so den, als jenen senden;
Doch, paßt's in Deine heil'ge Wahl,
Schick mir nur Einen auf einmal.

XXVI.

Gebet Meister Hildebrands von Bern.

Ich lade Dich, Du höchstes Gut,
Tritt ein in meinen sünd'gen Muth.
Ach, bei der Ladung zag' ich fast;
Wie wag' ich's mit so reichem Gast!
Du König aus dem Himmelssaal,
Dich lad' ich in ein Hüttlein schmal,
Wo Staub und Moder liegt zu Hauf,
Daß nicht 'mal recht die Thür' geht auf;
Thät' nicht Dein Liebeszorn sie sprengen,
Du möchtest kaum herein Dich drängen.
Dann sieht es innen dunkel aus,
Streift Uhu ring's und Fledermaus;
Sind Fünklein kaum in Heerdes Aschen,
Von kaltem Thau halb ausgewaschen.
Du mußt, mein Herr, so groß und rein,
Hier Gast und Wirth und Diener seyn,
Anzünden die halb todte Glut,
'Rausscheuchen die verdächt'ge Brut,
Rings ihre Nester all' zerstören,
Daß Licht und Ordnung wiederkehren.
Dann fehlt es noch an Speis' und Trank,
Von würd'ger Art, und Dir zu Dank.
Da schließest Du, o reichster Gast,
Den reichen Schrein auf, den Du hast

In Deiner linken heil'gen Seiten,
Läßt Purpurblut herniedergleiten,
Tränk'st Dich mit eig'nem Lebensquell;
Nun wird das Hüttlein weit und hell,
Und Du erfreu'st Dich, lächelst's an,
Als wär' Dir selbst 'ne Gunst gethan.
Ey Du herzlieber Jesu Christ,
Was für ein selt'ner Gast Du bist!

XXVII.

Der Eichbaum in der Mark Brandenburg.

Im Jahr 1809.

Ich war ein jung aufblühend Kind,
Die Zweige mir schwach und schwank im Wind,
Als hoch ob all' den ehrbar'n deutschen Gauen,
Sich Karol Magnus ließ als Kaiser schauen.
Doch war es meistens hier zu Land
Mit seiner Macht nicht wohl bewandt;
Oft that man am mindesten, was er gewollt,
War selten ihm treu und nimmer ihm hold,
Verehrte noch alter Götter Wink,
War sie zu hüten stark, war sie zu feiern flink.
Ja hielt mich die lustige Wenden-Schaar
Selbst für 'ne junge Göttin gar,
Tanzten und jubelten um mich her,
Als ob mein's Gleichen im Wald nicht wär'.
Meth und Wein ha'n sie ausgegossen
Um meine Wurzeln. Da bin ich aufgeschossen,
Und hab' mich, wie ein fechtender Riese thut,
Fest angestemmt mit freud'gem Muth.
Verloschen sind nachher die Flammen
Des Opferfestes um meines Gleichen Stammen,
Dagegen unter unsern Zweigen
Sah'n wir manch schönes Kreuz aufsteigen,

Und die Ritter in blanker Harnisch-Pracht
Ritten hin und her zu Spiel und Schlacht,
Daß ich ihnen so rechte freudig hab' zugewinkt,
Denn Grün iſt gerne, wo reiche Waffe blinkt.
Hab' auch den Frauen gethan manch art'ges Grüſſen,
Ihnen die Müh' des Wandelns zu verſüſſen,
Wenn ſie hinaus am Abend gingen,
Spähend nach luſt'ger Blumen Entſpringen,
Um die in Kranz zu flechten bunt,
Der keuſche Minne thäte kund.
„Schön guten Abend, liebe Eiche!“
Sagten ſie mir, ich ſagte das Gleiche,
Nur ſagten ſie's mit Worten, mit frommen,
Mit Rauſchen ich; ſie han's doch vernommen.
Darüber ward ich ein ſchöner Mann,
Der viel der Aeſt' und Zweige gewann.
Ach, ich brauchte nachher der guten Kraft,
Die ſich 'ne feſte Stätte ſchafft,
Denn in den dreißigjähr'gen Kriegeszeiten,
Da ich ſchon alt war, viel gewohnt an's Streiten,
Da ging hier doch ſolch Toſen los,
Daß auch auf mich kam mancher Stoß.
Sie wollten mich oftmals gar umhauen,
Aber meinen Wurzeln, denen durft' ich trauen.
Sie hieben und hieben ſich faſt die Arm' entzwei,
Ich lachte recht innerlich dabei,
Bis ſie an and'res Geſträuch ſich machten,
Und mich lieber gar nicht mehr bedachten.
Ihr Menſchenkinder, jede Fluth

Verrinnt zuletzt, wie keck sie thut.
So war auch der Schwede, so Tilly verronnen;
Man pflügte nun wieder, man grub wieder Brunnen.
Ja man vergaß, daß die Kroaten,
Jemals hier sengen und plündern thaten.
Ich ward denn auch in der Ruhe alt,
Mein Laub nur schwach, meine Kraft nur kalt,
Es rann vom Berg der Sand ganz klar,
Ließ mir meine Wurzeln blos und baar.
Nur manchmal wußt' ich von grossen alten Tagen
In meiner grünsten Zweige Rauschen zu sagen,
Wenn Sturmwind durch sie herüber zog,
Oder die Nacht vom Himmel hoch
Herunter sah mit vielmal hundert tausend Augen,
Und feuchte Wolken den Thau sich ließen entsaugen.
Oder wenn bisweilen die Kinder spielten
In meinem Schatten, und 's ahnend fühlten,
Hier sey noch so ein alter Rest,
Aus ihren Mährchen geblieben fest.
Sie nannten mich ihre alte Burg;
Unter den hohen nackten Wurzeln durch
Rannten sie oft mit heimlichen Schaudern,
Thäten von Rittern und Damen plaudern,
Hießen meine Reste Burgeszinnen,
Dann ward mir's reg' und jung tief innen, —
'S war noch so meine letzte Jugend.
Das letzte taugliche meiner Tugend.
Zuletzt sah' ich gar noch Welsche und Franzen
Als Sieger im Lande schmausen und tanzen.

Sie zogen zwar endlich wieder fort —
'S war doch, als ſey entweiht der Ort.
Und man wird denn auch im Alter wunderlich,
Das Gute gefällt einem nicht mehr ſunderlich,
Aber erlittene Noth und Schmach
Drücken im Kerne noch immer nach. —
Es war im Lenz ein milder Abend,
Der Regen rauſchte vom Himmel labend
Ueber dürren Acker, über lechzende Au,
Blüthen lachten erquickt, gelb, roth und blau.
Mir auch zwiſchen den alten Zweigen
Tanzt' es wie ein ſilberner Reigen,
Und in feierlichen Tönen, im vollen
Kriegsgang hört' ich herüber den Donner rollen.
Wie ward mir wieder das Leben wach,
Wie ſeufzt' ich aus allen Blättern: „ach!
Geh' nicht diesmal ſo fern vorbei,
Du Blitzeslicht! Mach' mich von Nöthen frei.
Du warſt ja ſonſt mein kecker Bekannter.
Dein zuckender Strahl, oftmalen brannt' er
Mir an der Rieſengeſtalt herab,
Aber ich war friſch, er fand ſein Grab,
Verlöſchend ſtarb er an meinem Fuß,
Und galt mir nur wie ein leuchtender Gruß.
Nun komm' recht ernſt herangewettert;
Wenn's heut' durch dürre Glieder mir ſchmettert,
Lode' ich alsbald im Flammenlauf
Als freud'ges Licht zum Himmel auf,
Juble nochmals im heitern Erwarmen,

Verstiebe, vergeh' in Deinen losenden Armen."
Und er kam, der liebegerus'ne Strahl,
Fuhr herab in mich mit ehrender Wahl,
Fing an, mir im tiefsten Leben innen
Mit Gluth und Muth umherzurinnen;
Oben sah' er heraus mit freundlichem Licht,
Wie Kerzenschein aus Schlossesfenstern bricht,
Daß alle meine liebsten Blätter im Wiederschein
Recht jung und festlich sahen d'rein.
O herrlich Verklären! O süsser Tod!
O jugendlich schwindende Alters-Noth!
So rauscht' ich froh, die Zweige flüsterten
Im Flammenhauch, die Gluthen knisterten,
Hieß Alles zusammen Victoria! —
Weh' mir! Da steht ein Dörflein nah
Seit etwa ein lump'gen paar hundert Jahren, —
Gleich kommen die Menschlein d'raus hergefahren,
Kommen gestolpert, kommen gelaufen,
Schleppt Wasser herbei, der tolle Haufen,
Will mich löschen, verkehrt den herrlichen Feuerkampf
In miserablen Kohlendampf.
Und wie ihr Löschen doch nichts gilt,
Die Flamme noch innen fortbraust und schilt,
Da kommen sie her mit Aexten und Beilen,
Beginnen auf mich loszukeilen,
In Mitten der herrlichen Wetternacht,
Daß mir's zuletzt in den Wurzeln kracht,
Denn ich war nicht mehr so stark zum Sieg,
Als einst im dreissigjähr'gen Krieg.

Einer stand eben auch dabei,
Der hatte doch sonst manch Liedlein frei
In meinem Schatten mit deutscher Zungen
Von deutscher Ritterthat gesungen.
Der war nun „der auch so dumm,
Schrie immerfort: „haut um! haut um!“
So mußt' ich denn endlich gar erliegen,
Konnte nun nicht in Flammen aufstiegen,
Schmetterte mich in den Boden tief,
Daß das Menschenvolk aus einander lief.
Nun haucht' ich noch in zürnender Rache,
Grinzte, fauchte sie an, wie ein Drache —
Was half's! — Wasser auf Wasser herbei,
Wüstes Gelaufe, wüstes Geschrei,
Die Flamme schwieg nun aus Verdruß. —
Seht, was ich jetzt erdulden muß:
Gemessen, getheilt, in Klafter zerhakt,
Auf Heerde gelegt, in Oefen gepackt —
Lieber Gott, wie mancher kleinen Noth
Hilft ab mein einz'ger grosser Tod,
Mein einzig groß Zusammenbrechen! —
'S lohnt nicht mehr der Müh' von mir zu sprechen.

XXVIII.

Sinnesart.

So vieles iſt vergangen,
Nun ſo vergeh' auch Du,
Doch ſchaue ſonder Bangen
Dem eig'nen Falle zu.

Laß her die Woge rollen,
Die Jeder, der nicht bebt,
Im göttlichſtarken Wollen
Allſiegend überſtrebt.

Ob ſie an Felſenſpitzen
Den Leib verderbend reißt,
In freien Liebesblitzen
Fleucht auf der kräft'ge Geiſt.

Faßt nur ergrimmt die Leiche,
Ihr Ungeheu'r der Nacht!
Zur Luſt im eig'nen Reiche
Iſt Euer Herr erwacht;

Sieht fröhlich auf Euch nieder
Aus ſeinem Himmelsſchwung,
Und ſpielt im Kreis der Lieder,
Durch Ewigkeiten jung.

XXIX.

Der Dom zu Magdeburg.

In frommen Kaiſers Muth erwogen,
In hohen Meiſters Sinn erdacht,
Durch manch' ein treu Geſchlecht vollzogen,
So ſtand'ſt Du auf in Deiner Pracht.

Und Zeiten gingen, Zeiten kamen:
Und Luther rang, Kalvin, und Rom;
Hell glänzten, ſchwarz verſanken Namen,
Erin, fromm, und kräftig blieb der Dom.

Als Tilly, der ergrimmte Wüther,
Mit Zorn, und wunderlicher Liſt
Bezwang der Stadt getreue Hüter,
Wie Ihr aus alten Büchern wißt:

Da trug der alte Dom wohl Narben
Von mancher Kugel wildem Flug;
Doch die um Rettung bei ihm warben,
Die hegt' er gut, die thaten klug.

Denn Feind und Freund, in wilder Irrung
Befangen zwar, ſtritt doch um Gott,
Und kannte Blut wohl und Verwirrung,
Doch nicht des Heil'gen frechen Spott. — —

Doch als nun and're Feinde kamen,
— Nicht andern Glaubens, glaubensleer, —
Und wollten pflanzen fremde Namen
In deutſchen Grund mit blut'gem Speer:

Wie ward dir's da, du alt Gebäude?
Faſt ſchlugen Deine Pforten zu.
Vorbei ſchien alle Chriſtenfreude,
Gewichen alle Seelenruh.

Ach, Gott ſey Dank, es iſt vorüber!
Des fremden Joches Leiden bricht;
Und ward es jüngſt noch immer trüber,
Strahlt jezt uns immer hell'res Licht.

Du ſieh'ſt die Chriſten all' verbunden,
Du wiederum geweihter Dom,
Des Kreuzes Gegner überwunden,
Errettet Magdeburg und — Rom.

Nun soll durch deine heil'gen Hallen,
So es dem lieben Gott gefällt,
Manch frohes Dankgebet noch schallen,
Dort Ihm sich weih'n manch junger Held.

Und mit entzückten Herzensschlägen,
Wie Christenthum und Deutschland grünt,
Empfinden wir's auf allen Wegen:
Du bist, wir Alle sind gesühnt.

XXX.

Auf Nelsons Tod.

Laut brüllten des Geschützes Lagen,
Wild flog der schwell'nden Segel Ring;
Da hat die Kugel eingeschlagen,
Recht wo das Herz der Flotte schlug.

Doch in des Herzens letztem Krampfe
Regt sich der Riesenleib zum Krieg,
Erobernd aus dem Todeskampfe
Des Herzens letzte Freude: Sieg!

Hurrah, altenglische Matrosen!
Der Held verging in stolzer Lust
Vor Schlacht, der alten Freundin, Rosen,
Und Eures Sieggeschrei's bewußt.

XXXI.

Grenadierlied bei Landshut am 23ten Junius 1760. *)

Nach der Weise des Dessauer Marsches.

Mit Gott!
Mit Gott!
Wir steh'n im heißen Feuer.
Wieder sind gefallen der Kameraden drei.
Fahrt wohl!
Fahrt wohl!
Verkaufet Euch doch theuer,
Fiel's gegenüber doch oft von Eurem Blei.
Frisch geht das Fechten: wir brave Preußen hier,
Dort brave Freunde, aus Ungarn Grenadier.

Schlagt an!
Gebt Feu'r!
Wie kommt's in weißen Streifen,
Kommt von den Bergen ein neuer Feindeszug!

*) Dieses Lied besingt den Tag, an welchem der Großvater des Dichters, nach einem rühmlichen Widerstande, vor Laudons Uebermacht und Heldengeist erlag, und verwundet, unter seinem Pferde liegend, gefangen ward.

Steht fest!
Schließt an!
Ei! wolltet Ihr uns greifen?
Kugeln noch giebt's hier, und Pulver auch genug,
Rasch durch die Reihen rollt fort der Donnerschlag;
Heiß ist der Monat, am heiß'sten dieser Tag.

Landshut!
Landshut!
Wir woll'n dein werth verbleiben,
Hüten das Land mit unserm Preußenblut.
An! An!
Feu'r! Feu'r!
Sie soll'n von uns noch schreiben,
Soll'n von uns noch singen, zu wecken alten Muth,
Singen von uns Braven, und unserm General,
Der trägt wohl fremden Namen, doch deutschen Muth zumal.

Rechts um!
Rechts um!
Da trabt es durch die Gründe,
Woll'n uns gar umzingeln Dragoner und Husar.
Marsch fort!
Halt Tritt!
Laß sprüh'n die Feuerschlünde;
Trifft's einen tüchtig, ist er der Sorgen baar.
Blas't nur ihr Pfeifer, und Trommel wirble drein,
Laßt uns im Tanze noch frisch und lustig seyn.

Halt Front!
Halt Front!
Da ſtäubt's, Trompeten blaſen.
Feſt nun, ihr Brüder, vor Oeſtreichs Reiterei!
Schießt rechts!
Schießt links!
Ei du mein kühl'ger Raſen,
Giebſt uns ein Bette, das Wachen iſt vorbei:
Liegt ſchon und blutet der alte tapfre Held;
Hoch lebe Friedrich! So Preußen, aus der Welt!

XXXII.

Troſt.

Wenn nun immer abwärts geh'n die Stufen
Auf des Erdenlebens dunklem Gange,
Rufen
Hoffnungsſtimmen oft: „o ſey nicht bange!
Eh ſie noch Dich niederlegen
In die Gruft
Thaut auf's Neue Lenzesregen,
Haucht Maienduft."

Habt Ihr Euch verſprochen, liebe Stimmen?
Fortgeſtrömt ja iſt die heitre Gabe.
Glimmen
Lichter zwar, doch jenſeits über'm Grabe.
Täuſcht mich nicht. Ich will es tragen,
Wie ich kann.
Kämpfen will ich, dulden, wagen,
Als ein Rittersmann.

Und zur Leier ſing' ich ſchöne Lieder;
Die geleiten mich, wie helle Kerzen.
Wieder
Tönen ſie in manchem deutſchen Herzen.
Ach und beten kann ich, beten,
Freudiglich!
Will mich Chriſt bei Gott vertreten,
Wer iſt wider mich?

XXXIII.

Die Wünſche.

Quill' in der Saiten Fluthgerinne,
Mein frommer Sang! Du darfſt es wagen,
Ihr jeden ſüßen Wunſch zu ſagen,
Von reiner Luſt durchglüht,
Und jeden Traum von holder Minne,
Der meiner Bruſt entblüht!

Du bebſt? Du fürchteſt, daß ſie zürne?
O thu' mein ganzes Herz ihr offen,
Und laß uns zuverſichtlich hoffen:
Es neigt ſich uns ihr Ohr,
Und ihre engelklare Stirne
Bleibt heiter, wie zuvor.

Könnt' ich nach kühner Ritterweiſe
Noch oft ſiegſtrahlend für ſie fechten!
Mög' ich nach heitern Sangesrechten
Im hellen Liedesglanz
Dem wunderholden Haupte flechten
Unſterblich blüh'nden Kranz!

Und mög' ich einſt durch Ewigkeiten
Auf ſeel'gen Paradieſesauen
Verklärt vor Gottes Throne ſchauen
Ihr ſtilles Angeſicht! —
O Lied, ſie freut ſich unſrer Saiten,
Zürnt ſolchen Wünſchen nicht!

XXXIV.

Das Soldatenliebchen.

Was er mir auch hat gestohlen,
War doch gar zu hold der Raub.
Süß gewonnen, süß verhohlen,
Grün umweht von Siegeslaub!

Endlich zog er gar von hinnen,
Wenig achtend meinen Schmerz,
Neuen Ruhm sich zu gewinnen, —
Ach, gewann noch mehr mein Herz!

XXXV.

Fromme Liebe.

Die Hexe.

Gieb ein Löckchen, gieb ein Siebchen,
Spende mir Dein Gold auch frei,
Und ich zaubre Dir Dein Liebchen,
Noch in dieser Stund' herbei.

Der Knabe.

Ach, ich spende gern mein Leben
Für der Liebe Lust und Schmerz!
Aber kannst Du mir auch geben
Liebchens Minn' und Liebchens Herz?

Die Hexe.

Thor, nicht meistre mein Beginnen,
Sollst in ihrem Arm ja ruh'n.
Doch mit Herzensnoth und Minnen
Hab' ich nimmermehr zu thun.

Der Knabe.

Nein, Du sollst mir nichts bescheeren,
Laß mich hier im Wald allein!
Fließt nur, fließt, ihr lieben Zähren,
Endlos quille, süsse Pein.

XXXVI.

Die Grabstätte.

Vom Lindenhügel führt ein Gang in's Thal,
Wo schattig wallt ein Netz von grünen Träumen;
Und stehst Du drunten, winkt ein heller Saal
Hinauf Dich wieder zu den duft'gen Bäumen.
Drum ist der Hügel meines Herzens Wahl,
Daß dort einst soll der müde Leichnam säumen,
Wenn nach dem Recht der Ewigkeit und Welt,
Auch mir der Geist wird frei, der Staub zerfällt.

Kommst Du alsdann, mein holdes, einz'ges Kind,
Zum Kreis, wo um mein Grab die Linden blühen,
Schlag' nicht des Hügels Bilderschrift in Wind,
Nein, halt' sie fest in Lebens-Lust und Mühen;
Vom Gipfel schau' die Träume, grün und lind,
Vom düstern Grund des ober'n Schein's Erglühen.
So folg' mir nach: erst hoffnungsmild in's Thal,
Dann lichtesfroh zum ewig sonn'gen Saal.

XXXVII.

Verloren.

Ich saß am Frühlingsstrom und sang;
Frau Minne kam, ihr Lied erklang
So schmeichelnd meinen Ohren:
„O gieb Dich mir, mein Knabe, gieb!
Ich pflege Dich hold, ich hege Dich lieb,
Verschenkt ist nicht verloren."

Ich gab ihr treulich Herz und Hand,
Und plötzlich war sie abgewandt,
Versenkt in Wassers Thoren.
Wie sucht' ich angsterfüllt nach ihr!
Halb war ich fort, und halb nur hier, —
Verloren blieb doch verloren.

Im Schlummer sank ich matt und schwer,
Da kam sie lächelnd wieder her:
„Ei seht den murrenden Thoren!
Ich habe so mild mit ihm gekost,
Und wenn er träumt, bring' ich ihm Trost;
Verschwunden ist nicht verloren."

Seit ich von diesem Traum erwacht,
Hab' ich mit besserm Muth gedacht:
„Sie hat Dich ja doch erloren!
Frisch auf durch's Leben ritterlich
Mit preisendem Sang! Einst küßt sie Dich,
Wo nichts mehr geht verloren."

XXXVIII.

Gebet.

1809.

Du Urquell aller Güte,
Du Urquell aller Macht,
Lindhauchend aus der Blüthe,
Hochdonnernd aus der Schlacht,
Allwärts iſt Dir bereitet
Ein Tempel und ein Feſt,
Allwärts von Dir geleitet,
Wer gern ſich leiten läßt.

Du ſiehſt in dies mein Herze,
Kennſt ſeine Luſt und Noth:
Mild winkt der Heimath Kerze,
Kühn ruft glorwürdiger Tod;
Mit mir in eins zuſammen
Schlingt hier ſich Kindleins Huld,
Und draußen leuchten Flammen,
Abbrennend Schmach und Schuld.

Bereit bin ich zu ſterben
Im Kampf, der Ahnen werth,
Nur ſich're vor Verderben
Mir Weib und Kind am Heerd.

Dein iſt in mir die Liebe,
Die dieſen beiden quillt,
Dein auch ſind muth'ge Triebe,
Davon die Bruſt mir ſchwillt.

Kann es ſich mild geſtalten,
So laß es, Herr, geſcheh'n,
Den Frieden fürder walten,
Und Sitt' und Ruh' beſteh'n.
Wo nicht, ſo gieb zum Werke
Uns Licht in Sturmesnacht;
Du ew'ge Lieb' und Stärke,
Dein Wollen ſei vollbracht.

Wohin Du mich willſt haben,
Mein Herr, ich ſteh' bereit,
Zu frommen Liebesgaben,
Wie auch zum wackern Streit.
Dein Bot' in Schlacht und Reiſe,
Dein Bot' im ſtillen Haus,
Ruh' ich auf alle Weiſe
Doch einſt im Himmel aus.

XXXIX.

Sprüche.

1.

Schweigen und entsagen lernen,
Das ist unser Erdenlauf;
Tönend blüh'n in seel'gen Fernen
Einst die stummen Saaten auf.

2.

Oft schlägt das Menschenherz so schwer,
Wenn hell die Lerche schlägt.
Nur frisch mit auf, Du Herz, denn Er
Hat Dich an's Herz gelegt.

3.

Laß Dein Auge nur von Thränen
Quillen wie es mag und kann,
Dennoch in dem weichen Sehnen
Bleibst Du ein recht kräft'ger Mann,
Wenn Dein Geist die ernsten Rechte
Deines Volkes wägt und mißt,
Und zum heiligen Gefechte
Nie die Hand des Schwerdts vergißt.

4.

Krankheit mag den müden Leib umwinden,
Nie das Herz, was es begehrte, finden,
Unter Zwölfen mögen immer Zehn
Dein begeistert Reden klügelnd schmäh'n!
Dennoch frisch und stark in's Leben weiter!
Sey mit Schwerdt und Geissel Gottes Streiter!
Süsser schläft sich's ein nach schwerem Lauf,
Heller wacht's aus bangem Traum sich auf.

5.

Ob Dich an eign' und fremdem Heerde
Manch Irrlicht plagt, betrügt und neckt,
Was thuts, wenn nur einst freie Erde
Dich unbescholt'nen Kämpfer deckt!

6.

Liegt schuldlos Dir ein Spaß im Wege,
O wende nicht den stolzen Tritt!
Nein zu des wunden Herzens Pflege
Nimm kindlich ihn und dankend mit.
Du darfst ihn öffentlich genießen,
Vor aller Welt, im Sonnenschein;
Doch wenn Dir Sehnsuchtsthränen fließen,
Dann, Freund, verschleuß Dein Kämmerlein.

7.

Stummer ſey, und immer ſtummer,
Mein zu lecker Mund!
Immer ſanfter trag' den Kummer,
Du mein Herzensgrund!
Gott will ſtumme Boten haben
Für manch recht erleſ'nes Thun,
Gott läßt ſeine liebſten Himmelsgaben
Nur in ganz ergeb'nen Herzen ruhn.

XL.

Bitte und Wunsch.

Betet für mich, Ihr holden, blauen
Augen, wenn tiefer die Wolken grauen,
Und das Leben mich wilder und wilder faßt.

Ach, und Euch sey immer beschieden,
Was mich so lange schon gemieden:
Süßes Lieben, und holde, blumige Rast!

XLI.

Denksprüche in Erinnerungsblätter.

1.

Das Wort ist Leben aus dem Leben,
Die Schrift nur ein versteinert Bild,
Doch leicht vom Hauche zu beleben,
Der aus verwandtem Herzen quillt.

So sieht denn hier, geschriebne Zeichen,
Ob, wenn ich längst schon ausgestrebt,
Vielleicht ein Herz noch meines Gleichen
Wehmüthig froh Euch neu belebt.

2.

Das Leben ist so leicht,
Das Leben ist so schwer,
Ein Räthsel undurchdrungen,
Ein blüh'nder Wiesenplan,
Ein Irrgang wild verschlungen,
Auf zorn'ger Fluth ein Kahn,
Ein Abgott unerweicht,
Ein Sternbild hoch und hehr.
Wo liegt des Ganzen Einheit, Sinn und Licht? —
In Dem, Der sprach: „es werde!"
Und Der dies heißt: „Werde!"
Noch täglich mahnend in uns spricht.

XLII.

Dichterleiden und Dichterfreuden.

Es giebt der Geſichter,
Es giebt der Tage,
Davor einem Dichter,
In Angſt und Plage
So heiß wird, ach ſo heiß,
Daß er ſich gar nicht zu laſſen weiß.

Ihr holden Geſichter,
Ihr hellen Tage,
Kennt Ihr Euern Dichter
In ſolcher Plage?
Du inn'rer Born, ach quille nur heiß,
Damit man ſich irgend zu laſſen weiß!

Ihr edeln Geſichter,
Ihr dunkeln Tage,
Gott hüte den Dichter,
Daß er keine Plage
Euch wünſche vergeltungsheiß,
Wie er's recht kräftig zu wünſchen weiß.

Ihr holden Gesichter,
Ihr süssen Tage,
Beseelt Euern Dichter,
Veredelt die Plage,
Damit er als schwellende Gluth sie heiß
Der Nachwelt labend zu singen weiß!

XLIII.
Klage des kranken Ritters.

1815.

Wie gerne sprengt' ich Ritter
Ins Feld auf meinem Pferd!
Ich weiß ja, jeder Schnitter
Ist seines Lohnes werth,
Wie freudig klingt die Zither,
Wenn freudig klingt das Schwerdt!

Ach Gott, da spannen Schmerzen
Sich um die kranke Brust;
Und löschen drinn die Kerzen,
Und hemmen drinn die Lust!
Kaum bleib' ich noch im Herzen
Mich früh'rer That bewußt.

Der Herr hat's so beschieden,
Er will, so soll es seyn,
Drum gieb Dich in den Frieden,
Wie sonst in Schlachten ein.
Hast nie ja Kampf gemieden,
Ritt'st fröhlich ja hinein:

So laß die Saiten klingen,
So sprich ein kräftig Wort!
Man kann auch so noch dringen
Feind an ja fort und fort
Mit geistig scharfen Klingen,
Dem Recht zum Schutz Hort.

Und will das nicht mehr g'nügen,
Und kommt der Feind mit Macht,
So weiß ich, daß zum Kriegen
Der Herr mich kräftig macht.
Entgegen dann den Siegen
Brech' ich aus meiner Nacht!

Nun, wie's auch möge kommen,
Der Heiland bleibt mein Licht!
Doch wenn, im Tod verglommen,
Mir einst mein Herze bricht,
Dann, Frau'n, ihr deutschen, frommen,
Vergesset meiner nicht.

Ich hab' Euch treu gedient mit Schwerdt und Zither;
Nennt manchmal noch bei Namen Euern Ritter.

XLIV.

Noch ein Klagelied des kranken Ritters.

Du Bruſt voll Gluth nach Ehre,
Warum, warum ſo ſchwach?
Du ruſt nicht zum Gewehre,
Du hauchſt ein leiſes: Ach!
Sonſt konnteſt Du noch rufen:
„Marſch!“ „Trab!“ und: „Jäger, drauf!“
Nun keuchſt Du matt die Stufen
Der Heimathstrepp' hinauf.

Ich ſehe Roſſe ſpringen
So freudig und ſo kühn,
Ich ſeh' geſchliff'ne Klingen
Im Sonnenſtrahl erglüh'n,
Und weh', ich kann nicht reiten,
Nicht führen recht ein Schwerdt!
Was iſt in ſolchen Zeiten
Doch ſolch ein Ritter werth!

„Sing', ſpricht man, Kriegeslieder!"
Ach Gott, die frommen nicht,
Als wo man, keck und bieder,
Voran den Schaaren ficht.
Herr, laß mich nicht verderben,
Herr, ſchleuß vom Ehrenhaus
Im Leben und im Sterben
Mich nun und nimmer aus!

XLV.

Troſt.

Wenn alles eben käme,
Wie Du gewollt es haſt,
Und Gott Dir gar nichts nähme,
Und gäb' Dir keine Laſt,
Wie wär's da um Dein Sterben,
Du Menſchenkind beſtellt?
Du müßteſt faſt verderben,
So lieb wär' Dir die Welt!

Nun fällt — ein's nach dem andern —
Manch ſüßes Band Dir ab,
Und heiter kannſt Du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen iſt gebrochen,
Und Deine Seele hofft; —
Dies ward ſchon oft geſprochen,
Doch ſpricht man's nie zu oft.

XLVI.
Gebet.

Gieb, Herr, daß heil'ges Sehnen,
Durchglüh' all' meine Sinnen,
Daß seine süssen Thränen
Mir nimmermehr verrinnen!
Laß, rein von Erdenmängeln,
Dereinst auf seel'gen Auen
Mit andern lieben Engeln
Mich deine Wunder schauen.

Die Erd ist wirr und enge,
Der Himmel klar und lichte;
O send in dies Gedränge
Mir himmlische Gesichte!
Laß aufrecht meine Blicke
Sich stets zu Dir erheben,
Und stellt der Feind mir Stricke,
Weil's mich hinüber heben.

Viel sind vorangegangen,
Die mich auf Erden liebten,
Und oft mit treuem Bangen
Sich hier um mich betrübten.
Laß bald ihr Lied erklingen
In feiernden Accorden:
„Wir preisen und lobsingen!
Auch der ist selig worden!“

XLVII.
Mailied im Jahre 1815.

Frank und frei,
Lieber Blüthenkönig Mai,
Kommſt Du in die Welt gezogen,
Wiegend Dich auf duft'gen Wogen,
Reich umtönt von Nachtigallen,
Deinen Troubadoursvaſallen,
Angelacht aus Augen blau,
Ach von mancher ſchönen Frau!

Bote Du
Aller Luſt und ſüſſen Ruh,
Aller Blüth' und Huld Beſcheerung,
Aller Minnegluth Gewährung!
Heilend auch ein kühn'res Schmachten,
Bringſt Du Helden Freiheits-Schlachten,
Weißt noch, wie's bei Lützen war?
Wie Du lachteſt hell und klar?

Unbewehrt
Sitz ich jetzt am stillen Heerd;
Ach es zieh'n die Waffenbrüder
Fern hinaus auf Sieg'sgefieder,
Und ich Kranker bleib' alleine,
Kann nicht wieder mit zum Rheine,
Finde Trost der matten Brust
Nur in Liedes milder Lust.

Frank und frei
Siehst Du doch, o lieber Mai,
Deine lieben deutschen Gauen.
Wer will klagen? Wem will grauen?
Wer nicht streitet, kann doch singen,
Kann manch' and're Gabe bringen,
Geht auf frei entblühtem Hain
Froh dereinst zum Himmel ein.

XLVIII.

Sprüche.

1.

Viele können sich aus grossen Werken
Viel zur kleinen Lebensnothdurft merken;
Wenige können sich an grossen Werken
Geist und Sinn zu grosser Ganzheit stärken.

2.

Jedwedes reine Leid,
Und sei es noch so herbe,
Und ob man d'ran ersterbe,
Hegt viel der Süssigkeit,
Und rein wird jedes Leid
Vor Herzensreinigkeit.
Halt rein, o Mensch, Dein Herz,
Und süß wird jeder Schmerz.

3.

Gilt's nicht gleich, wie Gottes Segen
Strömt in Deine Seele ein? —
Ob mit Krieges Donnerschlägen,
Ob im Freudensonnenschein,
Ob im dunkeln Thränenregen:
Immer bringt er ja Gedeih'n.

L.

Die Greisin.

Auch Du gingst einst, die Myrt' im Haare,
An Braut'gams Arme zum Altare,
Frischblühend wie der Mai;
Auch Du bist unter Blüthenkränzen
Umhergeschwebt in muntern Tänzen,
Von aller Sorge frei.

Ach nun, wie bleich Dir Deine Wangen,
Wie Deiner Augen Licht vergangen,
So müde Seel' und Leib!
Ob Frühling blüh', ob Herbstlaub gelbe,
Dein Sitz am Ofen stets derselbe,
Schon halb entschlummert Weib!

Und doch — ein Hauch! und Deine Mängel
Sind abgefallen! Du ein Engel
Vor Gottes lichtem Thron! —
Mühsam ist hier die Bahn zu wallen,
Schwer das Bestehen, leicht das Fallen,
Doch überreich der Lohn.

LI.

Lebensblumen.

Ach lieber Gott, wie krank und matt
Sehnt sich nach letzter Lagerstatt
Ein Herz, das viel gelitten hat!

Und doch blüh'n viele Blümlein bunt,
Und spricht ihr freudenreicher Mund:
„Sei wieder froh und werd' gesund!"

Ich kann ja nicht, Ihr Blümelein,
Ich kann nicht wieder lustig seyn,
Auch engt viel Schmerz mich zwängend ein.

Ich weiß ja kaum, wohin ich soll,
Ring's dreht sich's um mich wirr und toll,
Von Sehnsucht beb' ich liebevoll.

„Mein Freund, das wird bald anders seyn
Wir blüh'n an Deinem Grabesstein,
Und funkeln hell und duften fein."

Ach Blümchen ja, das wollt doch thun!
Mich dünkt, je mehr ich ringe nun,
Je lieblicher einst werd' ich ruh'n.

„Das kannst Du glauben, lieber Freund,
Ein Auge, das recht viel hier weint,
Besiegt schon hier den ew'gen Feind.

Und wenn uns hier wer pflücken will,
Da halten wir ihm doch nicht still;
Er faßt nur Staub und alt Gerüll.

Mein Freund, hier sind wir Schatten nur!
Dort oben auf der seel'gen Flur
Blüh'n wir in steter Lichtnatur."

LII.

Fromme Minne.

Ja, ich trage Deine Ketten,
Stolz und freudig trag' ich sie.
Niemand kann mich d'raus erretten;
Könnt' es wer, ich wollt' es nie.
Sind sie nicht mein Schmuck der Ehren?
Zwar nur sichtbar mir allein,
Aber mahnend mich, zu mehren
Ehrbar meines Ruhmes Schein,
Aber mahnend mich, zu zügeln
Meinen Geist empor zum Herrn,
Fromm den eig'nen Muth zu zügeln,
Zu entsagen still und gern,
Aus der Sündfluth zu erretten,
Was mir Schönes Gott verlieh!
Ja, ich trage Deine Ketten,
Stolz und freudig trag' ich sie.

LIII.
Dichterschicksal.

Weltlich kluge Leute,
Herren, Frau'n, und Bräute,
Euer Wortgeläute,
Stört mein Glück mir nicht.
Immer blüh'n ja Bäume,
Immer funkeln Träume,
Rauschen Wellenschäume,
Kündend ew'ges Licht.

Laßt mir meine Lieder,
Mir mein Traumgefieder!
Euch zum Danke wieder
Heitr' ich Eure Nacht.
Ja, nach Dichterweise
Lenk' ich doch Euch leise,
Selbst im starren Eise,
Selbst im geiz'gen Schacht.

Dies mein treu Verlangen
Mögt Ihr, grimmbefangen,
Zornentglüht die Wangen,
Immer mißverſteh'n.
Alle Dichterſchaaren,
Gleich verſtog'nen Aaren,
Haben's auch erfahren;
Mag's auch mir geſcheh'n.

Seid gegrüßt, Verbannte,
Du, o großer Dante,
Taſſo, der Verkannte,
Seid gegrüßt zumal!
Einſt in Himmelsreigen
Lächeln wir, und zeigen
Uns im heitern Neigen
Unſ'rer Wunden Zahl.

LIV.

Burglied.

„Wo blieb der Hain, der Bergeshain,
Durchsichtig hell im Sommerschein? —
Die Ebne dehnt sich weit umher;
Ich seh' den Hain nicht mehr.

Wo blieb die Burg, das Heldenhaus,
Durchweht von lieblich ernstem Graus? —
Das liegt so fern, so ungeseh'n,
Und meine Seufzer weh'n.

Wo strahlt, wie süßes Mondenlicht,
Der helden Burgfrau Angesicht? —
Es lächelt über ferne Au'n;
Im Lied nur kann ich's schau'n.

Wo hebt der Burgherr Speer und Schild?
Wo preist er Gott in Liedern mild? —
Ich hört' ihm zu, manch schönen Tag;
Nun tön' ich's fernher nach."

Dies sang der Sänger tändelnd so,
Noch auf der Burg recht frisch und froh;
Doch ahnend drang wehmüth'ge Lust
Ihm schon durch Herz und Brust.

Das muß nun so mit Dichtern seyn;
Rauscht Wehmuth uns der Sommerhain,
Singt man in Herbstes Scheideblick
Herauf entschwund'nes Glück.

LV.

Schwermuth.

1812.

Was rauscht Ihr, grüne Bäume,
So frisch und reich,
Als wehten Jugendträume,
Aus jedem Zweig?

Die Jugend ist verglommen,
Aus Spiel ward Schmerz;
Dazu hat mir entnommen
Mein Lieb ihr Herz.

Ich wollt', Ihr rauschtet alle
Mir um mein Grab.
Die Welt mit jedem Schalle
Ruft doch: hinab!

LVI.

Der verlaſſ'ne Sänger.

Ein Schwanenlied.

Schiltſt du meine Thränen?
Schiltſt mein leiſes Sehnen,
Weil es ringt nach dir?
Zarte Frauenblüthe,
Deine Schönheit glühte,
Einſt als meines Lebens Zier.

Stern, mir abgewendet,
Licht, mir fortgeſendet
Nach beglücktern Au'n!
Iſt dirs ganz entſchwunden,
Daß wir uns gefunden,
Aug' in Aug', ein ſeel'ges Schau'n?

Kehre, kehre wieder!
Alle meine Lieder
Rufen dich allein.
Ach nur Augenblicke,
Hohe Zaubrin, ſtricke
Mich in gold'ne Netze ein.

Noch kein Klang entgegen?
Sanges Minnesegen
Sonder alle Macht?
Lied, du bist verklungen!
Herz, du bist zersprungen!
Süße Feindin, gute Nacht.

LVII.

Dichtertroſt.

„Wilt thou reach stars, because they shine on thee?"
Greifſt Du nach Sternen, weil ſie Dich beſcheinen?

So fragte jüngſt aus ſeinen Feierhallen
Mich Vater Shakſpear's ernſter Warnungslaut;
Da ſchwieg mein Klagen, erſt ſo wirr und laut,
Und meine Thränen fuhlt' ich ſanfter fallen.

O edler Dichterheld, zu dem vor Allen
Ich ſtets aus tiefſter Ehrfurcht aufgeſchaut,
Biſt Du mir denn ſo hold und ſo vertraut,
Zu kümmern Dich um dieſes Buſens Wallen?

Wohlauf, der hohe Meiſter zeigt die Bahn
Durch's wunderliche, vielbewegte Leben,
Er bricht der Thorheit bunten Gaukelwahn.

Und Herz, was Dich wahrhaftig kann erheben,
Nimmt er Dir nicht, nein, hilft Dir's noch erſtreben.
Drum friſch und ſtark im einſam ſchwanken Kahn!

LVIII.

Nachspiel.

Die Pforte geht nun zu, doch unverschlossen,
In Lieb' und Zorn, in Freud' und Sehnsucht sprossen
Gewiß manch kühne Laute noch hervor,
Stets offen haltend dieses Herzens Thor. —
Und Ihr, die Eures Dichters Liedesklagen
Theilnehmend liebt in sanfter Brust zu tragen,
Euch sei und mir der Spruch zum Trost bereit:
„Leid liegt im Lied, doch immer süßes Leid."

Gedichte aus dem Jahre 1813.

I.

Vorspiel.

Ein Jahr voll Schmerz, voll Stolz und Glorie,
Voll heißen, brünstigen Gebet's,
Entstieg der ernsten Welthistorie,
Durchstrahlt, belebt fortan sie stets.

Was jene Heldentage zeugten,
Wenn's nur entglomm auf treuem Heerd,
Ob stark sei oder schwach sein Leuchten,
Es ist und bleibt behaltenswerth.

So hört denn zwischen mächt'gern Stimmen
Auch an, was Euer Dichter sang,
Als er, im frommgemeinten Schwimmen
Durch's blut'ge Meer, die Klinge schwang.

II.

Kriegslied für die freiwilligen Jäger.

(Nach der Weise: Auf, auf zum fröhlichen Jagen.)

Frisch auf, zum fröhlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit;
Es fängt schon an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!
Auf! laßt die Faulen liegen,
Laßt sie in ihrer Ruh!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wak'res Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all' das deutsche Land,
Im frohen Gottvertrauen
Mit rüstig starker Hand.

Schlaft ruhig nun, ihr Lieben
Am väterlichen Heerd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen, keck bewehrt.

O Wonne, die zu ſchützen,
Die uns das Liebſte ſind,
Hei! laßt Kanonen blitzen,
Ein frommer Muth gewinnt.

Die mehrſten zieh'n einſt wieder
Zurück in Sieger-Reih'n;
Dann tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude ſeyn!
Wie glüh'n davor die Herzen
So froh und ſtark und weich!
Wer fällt, der kann's verſchmerzen,
Der hat das Himmelreich.

Ins Feld, in's Feld gezogen,
Zu Roß und auch zu Fuß!
Gott iſt uns wohlgewogen,
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger all' zuſammen
Dringt luſtig in den Feind!
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebensſonne ſcheint.

III.

Ahnung.

Am 8ten Merz 1813.

Was flüstert mir in's Ohr mit leisen Klängen?
Was rührt die Wange mir mit zartem Weh'n?
Ich fühls', es will mich wecken zu Gesängen,
Es will mich hold in seel'ge Wirbel dreh'n,
Wo aus des Busens tiefgeheimsten Engen
Gebilde, reich an Ernst und Lust, ersteh'n.
Doch unter Waffen, fern den Lieben allen,
Wird klar mein Lied, und rein, wie sonst erschallen?

Ja, riefen erst die Führer in der Schlacht,
Und flöge schon Victoria durch die Reihen,
Da wär aus mir manch schöner Klang erwacht,
Die tapfern Brüder freud'ger einzuweihen.
Jedoch es lauscht die Zeit noch, tief bedacht,
Wehrt, stör'ge Pythia, noch das Prophezeien.
Ernst sinnend steh'n wir, harren auf den Helden,
Der ihre Lippe zwing', uns Sieg zu melden.

Derweile ſtockt das Lied in meiner Bruſt,
Und löſ't ſich kaum zu einzelnen Akkorden.
So ſtimmt, der künſt'gen Harmonie bewußt,
Eh' noch der Ruf zum Wettſtreit laut geworden,
Sich das Orcheſter; und vor naher Luſt,
Wie vor der Weihung zu geheimen Orden,
Schwillt hoch in mancher edlen Bruſt der Muth,
Und faſt zum Schmerz wird der Erwartung Glut.

Das zuckt in mir. Doch iſt nur erſt begonnen
Die Heldenſymphonie, groß, ſtark und rein;
Da ſtrömt der gottverlieh'ne Sangesbronnen
Aus meiner Bruſt mit in den Jubel ein.
Und wem mein Lied noch je das Herz gewonnen,
Dem ſoll's nun erſt ein Ruf des Lebens ſeyn,
Und ſoll, wie Funken aus geſchlag'nen Klingen,
Hell, reich und kühn durch finſtre Wolken ſpringen.

IV.

Das Gastmahl. *)

Mit seinen Rittern zu Tafel saß der Held,
So hoch und herrlich wie der Mond vor den Sternen geht,
Und in allen Herzen war der Muth geschwellt,
Wie die Erde von Blumen, wenn die Mailuft weht;

Und aus Trompeten und Hörnern der helle Klang,
Der rief so recht gewaltig und heiter drein,
Und holder Frauen Gespräch hielt leisen Gang
Rings durch den Saal, und golden blinkte der Wein.

Ein Sänger war es, der saß mit bei dem Mahl,
Der hatte so eben auf's neu sein Schwerdt gefaßt,
Mit auszurücken in's Feld nach ernster Wahl,
Gut' Nacht zu sagen süßer blumiger Rast.

Der hat gesungen dies kecke, freudige Lied,
Sich selbst zu rufen zu kecken Thaten auf,
Daß er vollbringe, was er als Dichter rieth,
Und freudig ende den edlen Lebenslauf.

Dann sitzen wir einst zu höher'm Gastmahl frisch,
Wir alle deutsche Ritter, ein seel'ger Rund,
Da droben mit Herrmann und mit Karl zu Tisch,
Und unser König hoch oben an im Bund.

*) Nach einem Mittagsmahl bei des Königs Majestät in Breslau.

V.

An Cyane.

Im Frühling 1813.

Vermöcht' ich es, ein Lied für Dich zu singen,
Hold, wie das Deine tönt, und auch so rein,
Wie sollte hell die Zither mir erklingen,
Und Dir den Kranz des schönsten Lorbeers weih'n!
Jedoch die Hand, bereit, das Schwerdt zu schwingen,
Greift nicht wie sonst in gold'ne Saiten ein.
Nie könnt' ich Dich an frommer Müh' erreichen,
Und vollends jetzt muß ich besiegt Dir weichen.

Drum nimm, was ich vermocht, Dir zu erziehen
An Liedesblumen, sanft und gütig auf.
Die Schlachttrompete schallt, Kriegsfackeln glühen,
Und Helden rüsten sich zum blut'gen Lauf.
Da tönt Dein Lied mich an durch ernste Mühen,
Und freud'ger steigt die Zukunft mir herauf,
Ja, auch Dein Bild ist mir mit holden Mienen
Heilbringend auf des Freundes Brust erschienen.

Nun reit' ich reiner, freher in die Schlacht,
Begeiſterter, mich mit dem Feind zu meſſen;
Ich weiß, daß Dein und Wilhelms Blick mir lacht,
Ich weiß, Ihr könnt des Sängers nie vergeſſen,
Und hüllt mich ein des Tod's ruhmvolle Nacht, —
O nenne nicht den kühnen Wunſch vermeſſen! —
Wird dann vielleicht von Deiner Zither Saiten
Ein holdes Lied zu meinem Nachruf gleiten?

Gern grüßt' ich Dich bei Deinem edlen Namen,
Doch ſolchen Preis verdeut Dein eignes Lied,
Und weil nach leiſem Wink huldvoller Damen
Stets jeder ächte Ritter that und rieth,
Verſchlei'r ich Dich im bunten Blumenrahmen,
Daß Dich mein Blick durch farb'ge Nebel ſieht.
Gern ſpiel' ich ſo im ſüßen Künſtlerwahne,
Nicht kennend Dich, nur ahnend Dich, Cyane.

VI.

Nach der Botschaft vom Siege bei Lüneburg.

(Mel. Hier sitz ich auf Rasen.)

Der Feind ist geschlagen,
Der Dörenberg siegt!
Wir Jäger, wir jagen,
Die Franzen verzagen;
Der Kaiser der Franzen,
Er stutzt und erliegt.

Ihr Jäger, stimmt Alle
Mit ein in den Sang:
Trompete, du schalle!
Du Franze, nun falle!
Der Herrgott ist mit uns,
Die Welt ruft uns Dank.

Der Dörenberg lebe,
Der Wittgenstein auch!
Der Herrgott der gebe,
Daß bald uns umschwebe
Das Rauschen des Sieges
In Knallen und Rauch.

Ihr Feldkammeraden
Ihr früher am Spiel,
Ihr habt uns geladen;
Wir ringen, wir baden,
Durch Blut und durch Wolken
An's fröhliche Ziel.

VII.

Nach der Schlacht bei Lützen.

(Mel. Auf, auf Kameraden.)

Wer reitet so frisch und singt so hell
Dem rühmlichen Kampf entgegen?
Die Krieger, die kenn' ich als keck und schnell
Vor keiner Gefahr verlegen;
Das ist meine reitende Jägerschaar,
Die so kühn und freudig bei Lützen war.

Hurrah, Hurrah! so riefen sie laut,
Und rasch in den Feind geritten,
Den Tod gegrüßt, wie die blühende Braut,
Gejauchzt in der Waffen Mitten;
Dann wieder gerühig den ganzen Tag
Geschaut in der Kugeln Hagelschlag.

Was hat ein Held, ein russischer Mann*),
Von Euch, ihr Jäger, gesprochen?
Der auch seitdem mit blutigem Bann
Am stolzen Feind sich gerochen; —
„Gegrüßt, sprach der, meine Jäger mir,
„Bei Lützen fochtet, wie Engel, ihr!

*) Der General Miloradowitsch, der zu dem jungen M. folgende Worte sagte: Ah vous êtes du Regiment des Cuirassiers de Brandenbourg; vous avez fait des merveilles, vous vous êtes battus comme des anges.

Und Gott hat der jungen fröhlichen Schaar
Auch schützende Engel gesendet,
Und vielen die finstre Todesgefahr
Vom blühenden Haupte gewendet.
Ihr strittet vergnügt im lächelnden Mai,
Und lächelt meist Alle noch frisch dabei.

Frisch auf, du rüstige Jägerschwadron,
Hilf ferner dem Könige siegen;
Der Feind, er staunet, er stutzet schon,
Bald wird er nun ganz erliegen.
Dann herzen Euch Mutter und Schwester und Braut,
Und wir preisen den gütigen Herrgott laut!

VIII.

Dem Andenken Wilhelms Grafen von der Gröben, geblieben in der Schlacht von Lützen.

(Mel. Guter Mond, du gehst so stille.)

Braver Freund, du bist geblieben
In der heißen Heldenschlacht,
Trugst ein Herz voll Muth und Lieben
Mit dir in die Todesnacht;

Und das strahlt nun durch das Dunkel,
Zieht dich hell zu Gott hinauf,
Und in selig'es Sterngefunkel
Führt dich dein entzückter Lauf.

Wo der Engel Waffen glänzen,
Glänzen deine Waffen auch;
Palmen blühen dir zu Kränzen,
Dich umweht ein Siegeshauch.

Selbst die Thränen, die wir weinen,
Funkeln dir im Perlenlicht;
Wo sich Gott und Mensch vereinen,
Wohnt die trübe Sehnsucht nicht.

Muthig wallt ihm nach, ihr Brüder,
In dem ernſten Helden-Chor.
Wird es wem einſt ſchwerer, müder,
O der ſchau' zu ihm empor!

Dann, als ob ihn Flügel höben,
Wird die Bruſt ihm ſtolz und frei.
Milder, tapf'rer Wilhelm Gröben,
Oft ſei unſer Feldgeſchrei!

IX.

Trost der Liebe.

Wenn der Seele hellen Spiegel
Trübt ein feuchter Sehnsuchtshauch,
Wenn, als wie im Wolkenrauch,
Ueber ferne, ferne Hügel
Zieht manch liebes Menschenbild,
Und die Brust bleibt ungestillt,—
Dann, just dann erkenn' das Siegel
Einer nahen höhern Welt,
Wo nur Liebe schwingt die Flügel,
Aller Trennung Band zerfällt!

X.

Das Kind und der Vater.

Waffenruhe lag auf deutschen Landen,
Der noch kaum so heiße Krieg verstummte,
Und bis wieder laut sein Ruf erklänge,
Schliff man fleißig Schwerdter, feilte Lanzen.
Ging ein Ritter in des Abend's Schimmern
Mit dem einz'gen Töchterlein spatzieren;
Fast ward's allzuweich dem braven Degen
Um das Herz, dieweil er's recht bedachte,
Rückgekehrt zur Rast in seine Heimath,
Wie so hold und froh das Kind ihn liebe,
Und wie Kampf ihn bald zurück berufe,
Wohl vielleicht zum Nimmerwiederkommen.
Da hub Kindlein also an zu sprechen:
„Vater weißt ja wohl, wie ich dir gut bin,
Weißt auch aber was ich herzlich wünsche?"
„Nun mein Kind?" „Daß noch nicht Friede würde;
Treiben müßt den Feind bis an den Rhein ihr,
Jauchzen muß ich über Vaters Siege.
Vater, hau' sie ja recht brav zusammen."
Und der Ritter küßte heiß sein Kindlein,
Und ihm glüht' es heiß im treuen Herzen;
Möglich, daß zukünft'ge Lieder melden,
Wie er g'nug that solcher hohen Mahnung.

XI.

Das Mädchen und der Lützow'sche Jäger.

Eine wahre Geschichte *)

Während des Waffenstillstands.

Das Mädchen.

Rose, Veilchen, Nelk' und Lilie
Pflück' ich mir zum luft'gen Strauß,
Aber würz'ge Petersilie
Zieh ich freilich auch mit aus.

*) Berlinische Zeitung Nro. 85 vom 17ten Jul. 1813.
„Von der Cavallerie des Lützow'schen Freikorps kommen noch immer einzelne Jäger hier (in Berlin) an. Den 13ten trafen 8 derselben ein, worunter 5 sich zusammen über Böhmen und Schlesien gerettet hatten. Auch von den Gefangenen sind einige entkommen. Unter andern gelang es einem jungen Jäger, sich mitten aus einer bedeutenden Stadt zu retten. Mit den übrigen im Stadthause eingeschlossen, untersuchte er das Lokale, und kam in einen Keller, aus dem er zu entschlüpfen die Möglichkeit fand. Er sah sich dann in einem Garten, und stieß auf ein junges Frauenzimmer, welches Petersilie pflückte. Der Jäger, in seiner zerlumpten Jacke, in Stiefeln und Sporen, gab sich zu erkennen, und bat um Rettung." Vor der Gartenthür (war die Antwort) steht eine Schildwache. Hier ist ein Blumenstrauß. Wir gehen zusammen heraus. Sie, mit mir im Gespräch begriffen, geben mir den Strauß, und versprechen mir laut, mich Abends zu besuchen. So gehen wir, ohne Verdacht zu erwecken, gerade vor der Schildwache vorüber." — Es gelang; und der junge Mann kam eben so glücklich aus der Stadt. In einem nahen Städtchen nahm ihn ein Schneider auf, versorgte ihn mit Schneiderwerkzeug und einem kleinen Tragbündel, und als herumreisender Schneidergesell kam der Jäger an die Elbe, schwamm durch, und war gerettet."

Denn die Mutter schmählt,
Wenn es daran fehlt,
Spricht: ich thät im ganzen Garten
Immer nichts, als Blumen warten.

Der Jäger.

In des Tages Dämmerfrühe
Brach ich aus dem Keller los.
Ach, wie klar der Morgen blühe,
Ahnt' ich kaum im nächt'gen Schooß!
Und das Mädchen dort,
Schön am schönen Ort!
Sorgsam pflückt es Petersilie,
Doch auch Nelke, Ros' und Lilie.

Das Mädchen.

Ach, wie dunkel aus dem Keller
Schleicht hervor ein schwarzer Mann!
Doch er scheint mir lust'ger heller,
Schau' ich nur erst recht ihn an.
Was er dort gemacht
In der finstern Nacht — ?
Ei, ich glaub', ich dürft' es wagen,
Ihn vertraulich drum zu fragen.

Der Jäger.

Schönes Kind, du holde Blume,
Schöner als dein Blumenstrauß,
In der Deutschen Heil und Ruhme
Zog ich Preuße rettend aus.
Weil im eh'rnen Ring
Der Verrath uns fing,

Fielen wir, viel wackre Reiter;
Ich brach aus: nun hilf mir weiter.

Das Mädchen.

Jäger, lieber deutſcher Fechter,
Gerne hülf' ich freundlich dir,
Aber ſchlaue Franzenwächter
Hüten rings die Mauer hier. —
Wart', ich denk' was aus.
Dieſen Blumenſtrauß
Gieb mir, wandelnd aus dem Garten,
Sag', ich ſolle Dich erwarten.

Schildwacht.

Sieh, wer kommt da aus der Pforte
Mit dem wunderſchönen Kind?

Der Jäger.

Liebchen, treu ſind meine Worte,
Heut' noch kehr' ich her geſchwind.

Das Mädchen.

Woran glaub' ich's Dir?

Der Jäger.

An dem Sträußlein hier.

Beide.

Fahr' denn wohl, ich muß von hinnen,
Süß'res Glück uns zu gewinnen.

Und die Schildwacht ließ ihn ziehen,
Und er kam zur ſchwarzen Schaar.
Was mag künftig d'raus erblühen —
Keiner weiß es noch fürwahr.

Wär's ein Festestanz?
Wär's ein Hochzeitkranz? —
Nun wir woll'n zu guten Dingen
Gutes Glück im voraus singen.

Auf dem Marſche.

In Böhmen in einer ſchönen Gebirgsgegend den 14ten Auguſt 1813.

Nebel auf den Bergen
Spielt im Sonnenglanz,
Hohe Wälder bergen
Keck ſich in die Schleier,
Schau'n dann wieder freier
Durch den luft'gen Tanz.

So, in Siegesahnung,
Steht die Zukunft da:
Hoher Thaten Mahnung,
Ernſte Tod's-Gedanken,
Glückes vielfach Schwanken,
Alles fern und nah.

Laß die Nebel trügen!
Uns iſt Trug ein Spott!
Trotzend allen Lügen
Brechen deutſche Streiter
Ihre Bahnen weiter
Und das Ziel iſt Gott.

XIII.

Der Tod und der Dichter.

(Auf dem Marsche zur Schlacht von Dresden.)

Der Tod.

Ich beuge mich zu Dir hinab
Im nächt'gen Traum, und mahn' an's Grab,
An's nahe, blut'ge, Dich.

Der Dichter.

Noch halt' Dich von mir, ernster Tod;
Manch fernen Sanges Morgenroth
Lockt in das Leben mich.

Der Tod.

Wenn das Dich schirmte vor Gefahr,
Da müßtest leben immerdar,
Kämst nie in's Himmelreich.

Der Dichter.

Mein lieber Tod, da sprichst Du gut;
Denn stets durchquillt mich Sangesmuth
Mit Bildern, stark und weich.

Der Tod.

Drum mache Dich alsbald gefaßt!
Du sehntest Dich nach Ruh und Rast, —

Der Dichter.

Nun gibt sie mir die Schlacht?

Der Tod.

Ja wohl, mein Freund.

Der Dichter.

Dann freudig auf!

Beide.

So fliegen wir im kühnen Lauf
An's Licht aus Traumesnacht!

XIV.

Nach der Schlacht von Dresden.

Auf dem Rückzuge nach Böhmen.

HErr Gott, Dein Wille soll ergʼhn!
Ich sündʼges Menschenkind,
Ich kann ihn leider nicht verstehʼn,
Ich bin zu blödʼ und blind.
Doch hebʼ ich zu Dir auf in Müh'
Das schmerzbeladʼne Haupt,
Und denke spat und denke früh:
Dort schaut, wer dieſſeits glaubt.

XV.

Nach der Schlacht von Kulm.

Der Sieg ſchwang ſeine gold'nen Flügel
Durch's Kampfesthal,
Und wie Altäre glüh'n die Hügel
In ſeinem Strahl.

Der hohen Berge Gipfel wallen
Voll Opfer-Pracht,
Derweil noch einz'le Donner ſchallen,
Echo der Schlacht.

Hart habt Ihr ſchwer und hoch gerungen,
Manch' heißen Tag,
Nun iſt's, Ihr Brüder, iſt's gelungen,
Der Sieg iſt nach!

Herüber tönt's von Schleſiens Höhen,
Her aus der Mark,
Wie Preußens, Schwedens Panner wehen,
An Ehren ſtark.

Wie ſächſiſch-ſcheue Franzenhaufen
Vor deutſchem Schwerdt
Entherzet zittern, ſchwanken, laufen
Von deutſchem Heerd.

Könnt faſſen Ihr den reichen Segen
Von nah' und fern?
Biſt Du nicht faſt davor erlegen,
Du Volk des Herrn?

Vor Dem durchbebt Dich heil'ges Zittern,
Der kann und will;
Knie nieder unter Fruchtgewittern
Und bete ſtill.

Univ.-Bibl. München

XVI.

Auf Wilhelm von Röders Tod.

Major im Königl. Preußischen Generalstabe, geblieben bei Kulm, am 30sten Aug. 1813.

(Mel. Lobt Gott, Ihr Christen allzugleich.)

Es ritt vielleicht so froh wie er
Kein Einz'ger in die Schlacht,
Und hat so ernst doch kaum noch wer
An Gott und Tod gedacht;

Und auch so lieb an Kind und Weib,
Und an die schöne Welt,
Und gab so willig Blut und Leib,
Ein rechter Christenheld.

Drum sandte Gott im Siegeskampf
Ihm milde Boten zu;
Die lächelten durch Pulverdampf,
Da war die ew'ge Ruh'.

Hab' gute Nacht, du lieber Freund,
Du Himmelsbürger nun.
Ihr, die noch wacht, frisch in den Feind!
An Euch kommts auch, zu ruh'n.

XVII.

In einem verfallenen Fenſter der Ruinen des Schloßberges zu Töpliz.

O du ſüße Dame,
Die du hier von innen
Durch das bunte Fenſter
Freundlich ſah'ſt hinaus;
Darf hier ſteh'n mein Name?
Zartes Fleh'n und Minnen
Regt ſich, wo Geſpenſter
Zieh'n durch alten Graus.

Wer um dich gerungen,
War gewiß ein Ritter,
Kühn im finſtern Streiten,
Deine Huld ſein Schild.
Mir iſt auch gelungen
Viel im Kampfgewitter,
Viel auf Sangesſaiten —
Sey mir hold, o Bild.

XVIII.

Preußiſches Marſchlied im October 1813.

(Mel. Geſang erſchallt im Jubelton.)

Friſch auf, du lieber Vater Kleiſt!
Iſt Kampf nun wieder da?
Wir thun ſo froh, was du uns heißt;
Das giebt Victoria.

Du reiteſt freundlich ernſt und ſtill
An der Kolonne hin,
Erwägſt, was unſer Herrgott will,
In deinem ſtarken Sinn.

Dann bricht's in Heldenthaten aus,
In manchen ſchönen Sieg,
Und ſchirmt der Brüder Hof und Haus
Vor Flamm', und Noth, und Krieg.

Wie ging's bei Ardiſſau, mein Held!
Da ſchlugſt du wie ein Blitz.
Das ſah mit Luſt vom Himmelszelt
Gewiß der alte Fritz.

Das ſah dein großer Vater auch,
Der oft die nahen Höh'n
Gefüllt mit heißem Schlachtenrauch
Und frohem Sieg'sgetön.

Ach, mächt'ger Gott! wie denken wir
In rühmlicher Gefahr
So gern als tapf're Enkel hier
Der großen sieben Jahr!

Gott gab uns Kraft, Gott gab uns Muth,
Und wir erröthen nicht,
Wenn von der Väter Heldenblut
Zu uns die Sage spricht.

Ja, fröhlicher noch dringen wir,
Hinan auf unsern Feind;
Sind wir, mein Oest'reich, ja mit dir,
Zu deutschem Bund vereint!

Und Jenen war ihr treues Herz,
Oft recht gewaltig schwer,
Wenn gegen Deutsche flog das Erz.
Gottlob, das gilt nicht mehr!

Damals sang noch der alte Gleim;
In seiner Sieg'smanier
Versucht ein Kamm'rad diesen Reim;
Die Weis' erfindet Ihr.

Und Brüder, Eine Bitte singt
Dem Vater Kleist mir zu,
Daß er nicht selbst so vorwärts dringt,
Es uns zu Liebe thu'!

Singt: lieber tapf'rer Vater Kleist,
Bezwing' den raschen Muth,
Du bist in uns'rer Schaaren Geist,
Bist unser Lebensblut.

Streck' du nur weit uns erst voran
Als deinen starken Arm,
Und wart' bis der sein Recht gethan
Dem frechen Feindesschwarm.

Du sollst durch Rauch und Schlachtgedröhn
Auf blut'gen Thalesau'n,
Uns wie ein Adler von den Höh'n
Sieglenkend überschau'n.

Gewährst du's, lieber Vater Kleist?
Mich dünkt, wir bitten recht;
Dann sollst du seh'n, noch freud'ger reißt
Sich jeder in's Gefecht.

XIX.

Die Siegeslichter.

An die Preußen.

Zwei Sterne, sie strahlen vom Himmel,
Dem sterblichen Auge zwar nicht;
Doch künden durch's Kriegesgewimmel
Den Seelen sie göttliches Licht.

Einst sahst ihr auf Erden sie leuchten
Im milden, im freundlichen Blau;
Doch leider, sie oft auch befeuchten
Vom Kummer der herrlichsten Frau.

Wer schwur da nicht glühend im Herzen:
„Läßt Gott mir die Klinge zur Hand,
„So räch' ich, so lös' ich die Schmerzen,
„So rett' ich das heimische Land!"

Ihr Brüder, die Stund ist gekommen,
Nun grabet dem Elend ein Grab;
Euch winken, unsterblich entglommen,
Die freundlichen Lichter herab.

Was nicht euch auf Erden mehr funkelt,
Das funkelt im himmlischen Saal.
Wen rühmlich das Sterben umdunkelt,
Der naht sich dem seligen Mahl.

XX.

An Napoleon.

Sah'ſt du im ſchönen Wartburgsthal
Der Siechen und der Wunden Qual?
Sah'ſt du Geſchütz und Pulverwagen,
Die Straße ſperrend faſt, zerſchlagen,
Und Roß an Roß dahin geſtreckt,
Und Todte halb mit Schlamm bedeckt? —
Da rieſ'ſt du wohl: „die führt' ich her,
Das war mein Volk, das war mein Heer!“ —
Nein, flüchtend reißt dein wilder Lauf
Dich raſch dem flücht'gen Heer voraus,
Daß fern ſie hinter dir erbleichen
Zu Leichen.

Ach Kaiſer, Kaiſer, nicht mit Gott,
Dem großen Feldherrn, treibe Spott!
Zweimal nun hat ſein ſtarker Arm
Getroffen dich und deinen Schwarm;
O wag' es nicht zum drittenmale!
Denn immer höher ſteigt die Schaale,
Klingt über alle Sterne fort,
Und hörbar wird des Herren Wort:
„Ich ſtrahl', ich ſchau im ew'gen Lichte,
Und richte!“

Und Träume ſchickt er furchtbar aus,
Die ſchweben in dein gold'nes Haus,
Die reihen ſich, die drängen ſich
Wohl um dein Bette ſchauerlich,
Und machen gar entſetzlich nach
Der unbegrab'nen Leichen Schmach,
Das einzeln liegende Gebein,
Zerriſ'ner Krieger Jammerſchrei'n,
Der Todten offen ſtarres Aug' —
Ich zittre, Kaiſer; du wohl auch?
Du nicht? — So ſchenke Gott Erbarmen
Dir Armen! —

XXI.

Kosacken-Erinnerungen.

(Mel. Kommt hervor aus Euren Kemenaten; von Göthe.)

Einer.

Wißt Ihr's noch? Als wir in dichten Schaaren
Hielten auf dem Plan, weit um den Hügel her?
Fern vom Don, vom Ural hergefahren,
Allbereit zum Krieg, ein unabsehlich Heer?

Alle.

Freilich! Und der Platoff ritt,
Der Vater, auf und nieder.
Frischer Glaubensmuth kam mit,
Und fuhr in Herz und Glieder.

Einer.

Wißt Ihr's noch? Wie oben auf den Hügel,
Er die Führer rief, und sprach vom Gall'schen Hahn,
Der ergrimmt mit starkem Sporn und Flügel
Wolle durch das Reich nach Indiens Ozean?

Alle.

Freilich und der Vater schwang
Zum Beten sich vom Pferde,
Und das ganze Feld entlang
Lag alles fromm zur Erde.

Einer.

Wißt Ihr's noch: Nachher, als Moskwa brannte,
Gott zum Sühnaltar, in heil'ger Freiheitsgluth?
Als der Herr uns seinen Winter sandte,
Und wir rückersiegt geraubtes Kirchengut?

Alle.

Freilich! Und des Menschen Hand
Darf nicht mit Heil'gem schalten,
Was sich sonsten Gutes fand,
Das haben wir behalten.

Einer.

Wißt Ihr's noch? Wie dann die braven Preußen
Standen Mann an Mann, zu heiterm Sieg erwac
Nicht umsonst reimt Preußen sich auf Reußen,
Reuß' und Preuße focht wie Eins in mancher Schle

Alle.

Freilich! Und Kosack schwang
Den Speer nach alten Sitten,
Und so sind wir, Gott sei Dank!
Bis nach Paris geritten.

Einer.

Seht Ihr's nun? Durch viel befreite Gränzen
Ziehn wir wieder heim in unser freies Land,
Bräutchen flicht uns Blumen schön zu Kränzen,
Wir, wir bringen ihr manch blankes Siegespfand

Alle.

Freilich! Und die Hochzeitsgift
Hebt man vom Sattel nieder,
Und manch treuer Ulis trift
Nun seine Minka wieder.

XXII.

Des Koſacken Heimritt.

(Mel. Schöne Minka, ich muß ſcheiden.)

Mädchen, liebes deutſches Mädchen,
Komm an's Fenſter, laß dein Rädchen,
Laß die Nadel und das Fädchen,
Seh Koſacki an!
Schlank auf ſchlankem Pferdchen ſitzend,
Hell in Silberwaffen blitzend,
Gute Freunde ſtink beſchützend,
Singt er ſich heran.

Weißt? In vor'gen Jahres Mitten
Kam Koſacki auch geritten,
Und da ward noch heiß geſtritten
Mit entbranntem Muth.
Liebe Mädchen weinten, zagten,
Doch wir ſpäh'ten, doch wir wagten,
Bis wir all' die Feinde jagten:
Hei Franzus kaput!

Ja in mancher Kampfesreiſe
Späht' ich auf Koſackenweiſe
Trabte ſtill zurück und leiſe,
Brachte Kunde fein.
Dann brach Preußens Kavallerja
Rüſtig vor auf Infanterja,

Nahm Gefang'n' und Artillerja, *)
Ich ſtach hinterdrein.

Und nun reit' ich luſtig wieder,
Berg hinauf und Berg hernieder,
In das Land der ſüſſen Lieder,
Nach Tſcherkaskoi's Pracht.
Küß dann, Bräutchen, küß mich heute!
Morgen zeig' ich blanke Beute,
Und da ſtaunt die Hocherfreute,
Nickt mir zu und lacht.

Bald ſoll dich die Hochzeit kränzen,
Bald in Frankenſchmuck du glänzen,
Und da dreh'n wir uns in Tänzen
Zier nach Landesbrauch,
Danken Gott, der Sieg gegeben,
Laſſen hoch den Kaiſer leben,
Friedrich Wilhelm auch daneben,
Und dray Pruſſki auch.

*) Die eigenthümliche Weiſe der Ruſſen, dieſe Truppengattungen auszuſprechen.

XXIII.

Der Nachtwächter.

Hört Ihr Herr'n und laßt Euch sagen:
Der Feind iſt über'n Rhein geſchlagen!
Bewahrt das Feuer in Eurer Bruſt,
Das Euch geholfen zu dieſer Luſt,
Bewahrt das Licht, Ihr holden Frauen,
Das Ehrenlicht der deutſchen Gauen.
Vor allem aber, Ihr Frau'n und Herrn,
Lobt für's Jahr Dreizehn Gott den Herrn,
Singet und preiſt ihn von fern und nah!
Amen, Amen, Victoria!

XXIV.

Nachspiel.

HErr Gott, Dich loben wir!
HErr Gott, wir dank'n Dir!
Was will da noch ein andrer Sang,
Was will da ird'scher Harfenklang,
Wo Cherubim und Seraphim
Lobsingen Dir mit hoher Stimm'
Singen durch alle Ewigkeit
Von Deiner sichtbar'n Herrlichkeit!
Heilig ist unser Gott!
Heilig ist unser Gott!
Heilig ist unser Gott!
Der HErr, HErr Zebaoth!

Liedesgrüsse.

I.

Vorſpiel.

Laßt die Gelegenheitsgedichte
Euch nicht ganz ungelegen ſeyn;
Ich ſchrieb die lächelnde Geſchichte
Von meiner Freudenzeit hinein.

Zwar brach der Sündfluth rächend Schwellen
Auch über meines Lebens Flor,
Daß ich in ihren herben Wellen
Manch theures Herzensgut verlor.

Doch das Verſunk'ne laut bewinſeln, —
Nur ſelten thut's ein ächter Muth.
Ich zeig' Euch meine grünen Inſeln
Inmitten meiner ſalz'gen Fluth.

II.

An Maria,

die ein Blatt Wintergrün vom Grabe ihrer Großmutter in der Bibel fand.

Wenn rauh anstürmt in kalten Finsternissen
Der Winter, daß vergeh'nd vor bangem Schauern
Die Blätter fallen, Hain und Ebne trauern,
Bleibt Wintergrün dem starren Tod' entrissen.

Solch Bild von dem, was heil'ge Bücher wissen:
Daß Lieb' und Demuth sprengt des Grabes Mauern,
Entblüht, gepflegt von zärtlichem Bedauern,
Dem Grab der Theuern, die so Viele missen.

Du spieltest, Kind, im Buch der Offenbarung,
Und hast ein Blatt vom Hügel drin getroffen,
Es küssend mit der Unschuld süßem Lachen.

O, würde solches Ahnen einst Erfahrung!
Sah'st Du aus heil'gen Büchern stilles Hoffen,
Und Liebe, grünend durch den Tod, erwachen!

III.

Für einen Knaben
an seinem Geburtstage,
mit Müllers Geschichte der Eidgenossen.

Am frohen Tag die ernste Gabe
Hat zu verkünden Dir gemeint,
Woran ich gern den Blick erlabe,
Wenn Deine Zukunft mir erscheint.

Fromm und getreu nach alter Sitte,
Vor keinem neuen Lichte Blind,
Rein in der Welt unreiner Mitte,
Im Geiste Mann, im Herzen Kind.

Derselbe stets, und nie ein Andrer,
Wie auch verwor'ne Stürme weh'n;
Zum wohlerkannten Pol ein Wandrer,
So Knabe, hoff' ich Dich zu sehn.

Und will dann Misverstand Dir schmälern
Die Freud', im klaren Sinn entglüht,
So denk', wie nah' in Alpenthälern
Am ew'gen Eis der Frühling blüht.

IV.

Zum Weihnachtsgeſchenk,
mit Flarmann's Ilias und Novalis Schriften.
1 8 0 4.

Unſchuld'ges Lachen, kindliches Erfreuen,
Gewühl und Jauchzen, Flimmern bunter Lichter
Und blankes Spielzeug will uns dicht und dichter
Der heil'ge Chriſt aus ſeinem Mantel ſtreuen.

Doch feiern unter ſolchem Glanz die Treuen
Ein heimlich höh'res Feſt, weil ſich ihr Richter
Verwandelt hat in ihrer Schuld Vernichter,
Und ew'ge Liebe lacht aus Todes Dränen.

Im heitern Saal, im jubelnden Gedränge
Iſt frohes Dir im frohen Chor begegnet:
Der jungen Hellas Kampf und rüſt'ges Scherzen.

Hier, in geheimer Freiſtatt der Geſänge,
Nimm, was des Lebens Sterne lenkt und ſegnet,
Die inn're Sonne auf im innern Herzen.

V.

In Fichte's Reden an die deutsche Nation.

Dies sprach ein vielgetreuer Mund
Aus vielgetreuem Herzensgrund.
Er sprach's in Mitten gift'ger Feinde,
In Mitten der besorgten Freunde;
Fort quoll die Rede stark und wahr,
Gab Licht und Leben offenbar,
Und durft ihm doch von all' den Schlimmen
Kein Einz'ger nur ein Härlein krümmen;
So hoch geht über bösen Rath
Des Deutschen Mann's getreue That.

VI.

In Adelbert v. Chamisso's Stammbuch.

Im Juni 1807.

Trift Frank' und Deutscher jetzt zusammen,
Und Jeder edlen Muth's entbrannt,
So fährt an's tapf're Schwerdt die Hand,
Und Kampf entsprüht in wilden Flammen.

Wir treffen uns auf höherm Feld,
Verklärt wir Zwei in reinerm Feuer.
Heil Dir mein Frommer, mein Getreuer,
Und dem was uns verbunden hält.

VII.

In das Stammbuch eines künftigen Arztes.

Die Menſchen ſind bewegte Wellen,
Ein dunkelflüchtiges Getrieb!
Nun Feinde ſich und nun Geſellen,
Doch auch im Kampf einander lieb.

Sie werden hoffend zu Dir kommen
Um der Geſundheit ſüßes Glück,
Und manch Genes'ner geht im frommen
Gebet und Dank von Dir zurück.

Mög' öfters dann Dein Herz geſunden,
Vor ſolchen heil'gen Spezereï;
Denn ach, der innern, tiefen Wunden
Bleibt keiner von uns Allen frei.

VIII.

Die beiden Hagen.

(An den Herausgeber des Nibelungenliedes.)

Den Treuen zu erschlagen,
Den Helden sonder Gleich,
Das rieth der grimme Hagen
Gunthern, dem Kön'ge reich,
Darnach den Hort der Zwergen,
Des klaren Goldes Schein,
In dunkle Flut zu bergen
Bey Wormes an dem Rhein.

Auch auf der schlimmsten Reise,
Die je ein Held bestand,
Zur schlimmsten Hochzeitspeise
Half Jenes Sinn und Hand.
Verderblich tolles Wagen
Riß sie zum Tod hinan;
Ei Hagen, grimmer Hagen,
Wie arg hast Du gethan!

In Tönen fort zu leben,
Ward Lohn dem treuen Herrn.
Die konnten auch erheben
Des Goldes besten Kern;
Auch davon ward gesungen,
Was man bei'n Heunen rieth,

Wohl in der Nibelungen
Geheimnißreichem Lied.

Manch edler Sinn erquickte
Sich an dem wackern Klang,
D'raus Gold und Waffe blickte,
Die Herzen Lieb' umschlang.
Doch bald erstarb das Sehnen
Im matten Zeitenlauf.
Wollt' Helden wer ermähnen,
So hörte Keiner d'rauf.

Das Lied lag wie erschlagen,
Sah kaum sich selber gleich.
Da kam ein andrer Hagen,
An Kraft und Sinnen reich,
Rief Helden aus den Bergen,
Rief Helden auf am Rhein,
Gewann von klugen Zwergen
Des Hortes gold'nen Schein;

Ward Führer auf der Reise,
Die Gunthers Heer bestand.
Was reiche Hochzeitspeise
Gewann des Tapfern Hand!
Schon darf das Lied es wagen,
Blickt frisch und frei uns an.
Ei Hagen, wack'rer Hagen,
Wie gut hast Du gethan!

IX.

Dem Heldensänger des Nordens.

(Von Theodor Körner.)

(Leipzig, den 7. Dec. 1810.)

Aus dem Tiefsten meiner Seele
Biet' ich Dir den Gruß des Liedes,
Aus der Herzens tiefsten Tiefen
Biet ich Dir der Liebe Gruß!

Hab' Dich nimmer zwar gesehen,
Nie erblickt des Skalden Antlitz,
Der mit grossen heil'gen Worten
Mir Begeist'rung zugeweht.

Aber leicht wollt' ich Dich kennen
In dem weiten Kreis der Menge,
Diese Brust voll Kraft und Liebe,
Diesen liedersüssen Mund,

Der so schön das Schöne webte,
Der so wild das Wilde fasste,
Der so kühn das Kühne löste,
Und die große That so groß!

Ach! in Deines Liedes Tönen,
Wo die kühnen Heldenkinder
Kräftig mit dem Schicksal ringen,
Stand mir neues Leben auf!

Hohe mächtige Gestalten,
Wack're Degen, stolze Recken,
Und der Asen tiefes Walten
Ziehen durch des Skalden Lied.

Und es kommt mit Nordens Größe,
Mit der Deutschen Helden Sage,
Und mit alten kühnen Thaten
Alte Liederkraft herauf. —

Also hast Du kühn begonnen,
In der Zeiten Stolz und Lüge;
Also hast Du schön vollendet,
Edler Skalde, wack'res Herz!

Seit solch Singen mich begeistert,
Zieht mich all' der Seele Streben
Deiner starken Welt entgegen,
In des Nordens Zauberkreis,

Wo der Helden kühnstes Wagen
Auch den kühnsten Skalden weckte,
Daß er zu dem Götterkampfe
Göttlich in die Saiten schlug! —

Drum für diesen neuen Morgen,
Der in meiner Brust erwachte,
Für den Frühling meiner Träume,
Wack'rer Skalde, dank ich Dir.

Biete Dir aus tiefer Seele
Einmal noch den Dank des Liedes,
Biete aus des Herzens Tiefen
Dir noch einmal meinen Gruß.

X.

An Theodor Körner.

Antwort.

Nach der alten Heidenwaldung,
Die da steht auf Nordland's Bergen,
Sah' ich früh, ein zarter Knabe,
Sehnend fort und fort empor.

Wollten Leute zwar berichtgend
Mir zu rechtem Weg verhelfen,
Sprachen: „Seitwärts liegt Athänä,
Südwärts Rom und alle Kunst."

Aber mir im Herzen zog es
Nordwärts wie magnetisch Eisen,
Und vom Gängeln frei geworden,
Trug zur Waldung mich mein Fuß.

Vor den alten Forsteshallen
Stand ein Frau'nbild, ernste Drude,
Willenspäherinn der Götter,
Schön von Leib, doch riesig groß.

Durch die alten Forsteshallen
Sah's wie Feuerblitz herüber,
Prächtiges Nordlicht, Räthsel streuend
Auf der Zweige dunkles Grün.

Und die Druide winkte 'neinwärts,
Und die Tempelwaldung rauschte,
Und der Sturm zog durch die Wipfel,
Ein vielstimm'ger Heldensang.

„Fahre wohl, du Welt dort unten,
Sei gegrüßt mein ernstes Leben!"
Und so drang ich in die Waldung
Schau'rumwehten Muthes ein.

Was ich da geseh'n, erfahren,
Mußt ich laut in Harfen singen, —
Harfen hingen viel an Aesten, —
Singen in die Welt hinaus.

Denn die alten Haingewalten
Lieben tapf'rer Jugend Gluthen;
D'rum, wer Priester dort geworden,
Lockt Verwandte mit Gesang;

Tönt sich nach in seine Lauben,
Nach an seine heil'ge Seefluth,
Nach in seine Felsenthäler,
Manch ein deutsches Sängerherz.

O wie froh die Elfen rauschten,
O wie kühn die Aare flogen,
O wie hell das Nordlicht glühte,
Als mein Lied dich uns gewann!

Als Du trat'ſt in unſ're Hallen,
Dichter, mit dem Gruß der Lieder,
Laub'ge Zweige ſchon ſich neigten,
Ahnend, Deiner Stirn zum Kranz!

Schau'ſt Du dort den alten Burabau?
Drinnen ſind die Heldenbücher,
Edda und viel' and're Sagen,
Komm, und bild're drinn, und lies.

Schau'ſt an Aeſten Du die Harfen?
Nimm Dir eine Harf' herunter!
Sing auch Du mit Heldenliedern
Deines Gleichen uns herein.

XI.

An Julius Eduard Hitzig.

Zum 26. Merz 1811.

Eines Garten's blüh'nde Runde
Stand im Grunde
Finst'rer Thäler eingehegt,
Mannigfach der Blumen Leuchten,
Und vom feuchten
Quellgerieſel mild gepflegt.

Aber fern bewohnte Auen,
Fern das Schauen
Heitern Volk's auf ürp'ger Flur!
Denn es führten zu dem Garten
Zwischen harten
Klippen wenig Pfade nur.

Und die Pfade ganz verſchollen,
Und vom Rollen
Dunkler Fluthen ungangbar;
Selten, daß ſich halb verirrten
Bergeshirten
Thät die Pflanzung offenbar.

Zwar auch Sangeshelden kamen,
Groß von Namen,
Durch der Felsen wilden Bruch;
Haben Preis dem Blüh'n gesungen,
Doch verklungen,
War im dunkeln Thal ihr Spruch.

Bis mit Geist und Kraft und Liebe
Ein Getriebe
Wer im Berg hat angelegt
Und er's schuf mit klugem Maasse,
Daß die Strasse
Jeden leicht zum Garten trägt.

Seit ihm dieses Werk gelungen,
Ist erklungen
Froh hinaus des Gartens Preis.
Ritter kommen, ihn zu schauen,
Edle Frauen
Brechen dort manch duftig Reis.

Und der Garten, Blüthen rankend,
Bildet dankend
Seines Freundes Namenszug,
Brächt' ihm gern an seinem Feste
Heut das Beste,
Was er je an Früchten trug.

Doch es will sich nicht so fügen!
Mög' ihm g'nügen
Diese Blum', in Treu' erglüht,
D'rauf hat Wünsche viel geschrieben
Treues Lieben
Ihm, und was ihn hold umglüht.

XII.

Maria am Geburtstage ihres Königs.

1 8 0 8.

Wißt Ihr's? Es ist Geburtstag heute,
Giebt Blumen, Kuchen, Obst und Wein.
Dem guten König gilt's, Ihr Leute;
Ihr müßt geputzt und artig seyn.

Ach käm' er endlich aus der Ferne
Mit seiner engelschönen Frau!
Dann strahlten uns zwei fromme Sterne,
Der Himmel würde klar und blau.

Das wär' ein Fest! das wär' ein Leben!
Wir brächten Blumen hell und bunt,
Und dürften sie ihm selber geben,
Und freundlich lächelte sein Mund.

Und gäb's denn schon der Blumen minder,
Wär nicht mehr hell genug ihr Glanz,
So faßten wir uns an, wir Kinder,
Und wären all' ein Blumenkranz.

XIII.

Maria.

am 7ten Oct. 1808.

Lieb Mütterchen, viel Glück
Zu diesem lieben Tage!
Er komm' uns ohne Plage
Noch oft und froh zurück.

Sie dachten All' sich aus
Geschenk' an Deinem Feste;
Für mich ist wohl das Beste
Ein Verschen und ein Strauß.

Wir waren beide krank;
Das war ein rechtes Leiden.
Wir mußten manches meiden
Von guter Speis' und Trank.

Jetzt sind wir wieder frisch,
Und können uns beim Essen
Mit andern Gästen messen,
Und sitzen mit am Tisch.

Das freut die Andern auch;
Nichts ging, so lang' wir fehlten,
Wie sie mir selbst erzählten,
Nach altem guten Brauch.

Nun kommt's mir faſt ſo vor,
Als ſäng' auf Zitherſaiten
Von lauter frohen Zeiten
Mir einer was ins' Ohr.

XIV.

An Cornelius in Rom. *)

Im October 1811.

Am nördlich dunkeln Fenster —
Es ziehen wie Gespenster
Schneewolken durch die Luft —
Rühr' ich der Zither Saiten,
Ein Lied dem zu bereiten,
Den meine Seele ruft.

O schwingt Euch rasch, Ihr Klänge!
Durch manche Bergenge,
Bahnt Euch zu ihm den Pfad.
Er wallt in Südens Räumen,
Die ich wohl oft in Träumen,
Im Wachen nie betrat.

Auch hat noch nie uns Beide
Herzfrohe Augenweide
Einander kund gethan.
Doch winkten Freundesworte
Von ein zum andern Orte,
Drinn wir uns spiegelnd sah'n.

*) Siehe dessen Zeichnungen zum Taschenbuch der Sagen und Legenden, herausgegeben von Amalie v. Helwig und L. M. Fouque.

Aus

Aus edlen Griffels Wendung,
Bildner, ward mir die Spendung
Von Deinem Wunderbaum,
Auf dem die Vöglein ſangen,
Die reinen Frücht' entſprangen,
In armer Hütte Raum.

Ich ſah', wie Sanct George
Der armen Mutter Sorge
So mildiglich bedacht,
Wie er des Kindes Leben
Ihr ſiegend rückgegeben,
Heilig in Ritterpracht.

Auch Du vernahmſt hinwieder
Schon manches meiner Lieder,
Das freud'gen Sinn Dir gab,
Und das mit kräft'gem Schildern
Hat neubelebt in Bildern
Dein ſich'rer Zauberſtab.

So ſei der Bund geſchloſſen!
Von Frau'n und Kampfgenoſſen
Sing' ich aus alter Zeit.
Du weiſſeſt die Altvordern
Sichtbar an's Licht zu fordern
In junger Herrlichkeit.

Gegrüßt mir aus der Ferne!
Wohl sieht mein Geist Dich gerne,
Auf Roma's Hügeln hoch,
Die Vater Dürer nimmer
Geschaut, wie Südland's Schimmer
Ihn oft auch dahin zog.

Kühn trink' aus röm'scher Quelle!
Dich läßt gesund die Welle,
Die Du im Becher schwingst.
Du kehrst als fromm und bieder,
Deutschmalend zu uns wieder,
So wie Du von uns gingst.

XV.

Der Bund mit Cornelius.

An Amalie von Helwig.

im Dec. 1811.

Was hat den Sänger also kühn
Doch an des Malers Herz gezwungen?
Kaum ist der Bundeszweig entsprungen
Und Lieder sieht man aus ihm blüh'n.

Es that's ein holdes Frauenbild,
Dem also viel der Herr vertraute,
Daß ihr von Tönen süß die Laute,
Von Farben hell der Pinsel schwillt.

Mich rief die Laut' in Einer Hand,
Ihm strahlt in And'rer die Palette;
Da flog's electrisch durch die Kette,
Und nie läßt los das glüh'nde Band.

XVI.

An Ewald von Kleist.

Im Jahre 1811.

Die Nacht brach ein zu fünft'rer Stunde;
Noch war ich auf,
Noch quoll in meinem Geist die Wunde
Vom Zeitenlauf.

Da flogst Du, preuß'scher Heldendegen
Und Dichterschwan,
Vor meinem Geist im Doppelsiegen
Entlängst die Bahn.

Ich wagt' es, bot Dir meine Rechte,
Halb stolz, halb bang,
Und dachte: „Treu Dir im Gefechte,
Wie im Gesang!"

Da war der Bund mit Dir geschlossen,
Recht ritterlich,
Und weich' ich je von dem Genossen:
Schmach über mich!

XVII.

An ein junges Mädchen.

Mit dem Sommerheft der Jahreszeiten.

Undinchen rann, halb Kind, halb Quelle,
Durch duftig blüh'ndes Frühlingsland,
Und lacht' und weinte, bis als Welle
Sie endlich ganz dem Blick' entschwand.

Dich rührten jene milden Schmerzen,
Dich, selbst ein frommes liebes Kind.
Das hört' ich mit gar freud'gem Herzen,
Weil Kinder halb noch Engel sind.

Nun hat der Sommer Frucht getragen,
Ein feurig ernsteres Geschlecht.
Laß Dir auch das nur gut behagen:
Denn jede Jahr'szeit will ihr Recht.

XVIII.

An eine Freundin.

(Bei Uebersendung des Alboin.)

Die Schlacht, wo blut'ge Panner wehten,
Das Fest, im grimmen Rausche blind,
Das Weib, die Furien hat zu Räthen,
Und Rach' und Todesbuß' ersinnt, —
Wie, daß solch Bild das Heil gewinnt,
Vor holde Augen hinzutreten,
Die aller Sanftmuth Spiegel sind?
Im blüh'nden Garten knie't zum Beten
Die Königstochter Albiswinth.
Die ist's, das fromm getreue Kind,
Nach derem Blick, dem reinen, blauen,
Zwei Schwesteraugen gerne schauen.

XIX.

An Fräulein Julie Mihes in Breslau.

ſt rauſcht und ſtürmt des Lebens trübe Welle
Kühn um das inn're Licht,
Das aus des Geiſtes ſtillen Kammern bricht,
Und dunkelt ſeine ſeel'ge Helle,
Und wie die Bruſt auch tapfer ſchwelle,
Kennt ſie den rechten Strahl in ihrer Mitten nicht.
So ging es mir, als ich viel Jünglingshelden
Zu Fuß und Roß geführt nach jener Stadt,
Von der manch Wunder Schleſiens Sagen melden,
In der manch Wunder jüngſt erſchaut man hat,
Seit Preußens König ſeine Ritter
Und ſeine Mannen hinberief,
Und länger nicht das rettende Gewitter
In dunklen Zweifelswolken ſchlief.
Wie ſchwebten ſchon hochrühmliche Gefahren
Im Ahnungslicht mir vor! Zum künft'gen Schlachtgeſang
Erregte ſich die Zither; doch es drang
Nur leiſ' und einzeln noch, ihr Laut in unſ're Schaaren;
Mich hielt der Zukunft ernſter Gang,
Die ſich erhob aus finſtern Jahren,
Indeſſen räthſelhaft die ernſte Wage klang,
Und fern aus der Erinn'rung Bildern
Sah' manch ein liebes Antlitz drein,
Und ſtrahlte zwiſchen Waffenſchildern
Mich an mit ſtiller Wehmuth Lampenſchein.

Der Dichter konnte nichts mehr schildern,
Er stand vor einem Zauberschrein,
Und war Erwartung ganz, und kaum noch fürder sein.
Da führte treue Freundeshand
Mich wie in leuchtende Kapelle,
Wo von der reichgeschmückten Wand
In künstlerischer Zauberhelle
Viel Bilder grüßten, fremd und doch bekannt,
Und wieder glüht' in mir der Dichtung seel'ger Brand,
Und wieder tönte mir des Liedes freud'ge Welle. —
Und eine edle Jungfrau kam.
Die hatt' in frommer Zauberkraft entfaltet,
Was hier so leicht und herrlich war gestaltet.
Was mir in Lust und süssem Gram
Das ganze Herz gefangen nahm.
Ja, endlich aus dem Kranz der Bilder
Stieg ein's von meinem Zauberring
Belohnend mir herauf, wo in dem Kreise wilder,
Goldgier'ger Araber, der schon die Hold' umfing,
Doch Bertha, an des Kreuzes Stamm gestützet,
Die Hand zum Segnen halb, und halb zum Warnen hob,
Und mehr von ihrem Schau'n durchblitzet,
Als von der Wetternacht, die rohe Schaar zerstob.
Zwar riß die Mohrin sich noch weiter
Zur ungeheuern Freveltat,
Doch sah ein ganzer Himmel warnend heiter
Aus Bertha's Angesicht und strahlte Engelsrath. —
Noch glühte nicht, von Farbenpracht umwoben,
Das wundersam entworf'ne Bild,
Und dennoch ward es mir ein Schild,

In dessen Schrein zur Reinheit sonst erhoben,
Die Seele lächelte, und in der Zellen Oden
Klar und wahrhaftig ward gestillt.
Dies Bild im treuen Ritterherzen,
Flog ich in meines König's deutschen Krieg,
Und oft, bei Rückzug oder Sieg,
Erschien mir, wie entflammt von Himmelskerzen,
Die Lampe, die am Kreuz aus Bertha's Hand
Das Weltgewirr mit Segensstrahlen band.
Und jetzt, da Preußens Banner schweben
Von nie geschautem Licht umglänzt,
Da mich nach wack'rem Streit ein häuslich frommes Leben
Mit seinen schatt'gen Palmen kränzt,
Ja auch vielleicht der Lorbern Wellen
Um meine Stirn erquickend strahlt, —
Da sendet mir nach heimathlichen Hallen
Die Künstlerin das Bild, im frommen Wohlgefallen
Mit lichten Farben ausgemahlt,
Mit Farben, die durch meine Sinne
Gleich frommen Regenbogen zieh'n,
In seel'ger Kraft und seel'ger Minne
Nach ew'gem Himmelsrecht belieh'n! —
Verstumm' o Lied! Nie wird genug von Dir erhoben
Was reich im andern Beet des Künstlergartens blüht.
Doch wenn die Erdgestalten toben,
Wenn Blitz durch wilde Nächte sprüht,
Dann, Seele, wende Dich an Bertha's Licht nach oben,
Und so, vor Juliens Kunst zum Himmelsschein erglüht,
Kannst durch die That vielleicht ihr schönes Thun Du loben.

XX.

Der 7te April 1814.

(Die letzte Geburtstagsfeier der Frau Johanna Hitzig.)

Hellgolden zieht heran und blau
Der schöne Tag im Jahr,
Der eine liebe, holde Frau
Für meinen Freund gebar.

Da regt in meiner Brust sich mild
Ein leises Freudenlied,
Indeß ein glückverheißend Bild
Durch meine Sinne zieht.

Die Taube mit dem Oelblatt bringt
Den Menschen Fried' und Ruh,
Zugleich, wie sie heran sich schwingt,
Uns noch ein Heil dazu.

Denn von des Blattes frischem Grün
Bebt es wie Morgenthau,
Und träufelt der Gesundheit Blüh'n,
Auf's Haupt der holden Frau.

Und Mann und Kind im heitern Muth
Schau'n manch ein frohes Jahr.
Du lieber Gott, Du bist so gut;
Mach' dies Gesicht uns wahr!

XXI.

In Guſtav Schwabs Stammbuch.

Gott im getreuen Herzen,
Und Lieder auf den Lippen,
So blühet Luſt aus Schmerzen,
Und Fried' aus Feindes Erzen,
Aus Nächten Weiheterzen,
Heilkraut aus ſtarren Klippen! —
Sei dieſer Segen immerdar
Mit Dir, wie er's bis heute war.

XXII.

Spinnlied für Mariechen.

Im Arme das Mädchen,
Was klingt an der Thür?
Das iſt ein klein Mädchen,
Mariechen iſt hier.

Bei Väterchen ſpinnen,
Aus fröhlicher Bruſt
Ein Liedchen beginnen,
Das iſt meine Luſt.

Der Abend ſo friedlich,
Das Stübchen ſo klein!
Mein Rädchen ſo niedlich,
Der Faden ſo fein!

Und Vater lieſt fleiſſig
In Büchern für ſich;
Doch blickt er — das weiß ich —
Oft lächelnd auf mich.

Wir Beide wir waren
Einander ſo weit!
Durch Kriegesgefahren
Drang Vater zum Streit.

Nun kam vom Gewimmel
Er siegreich zurück;
Du Vater im Himmel,
Hab Dank für das Glück!

Und rolle, mein Rädchen;
Der Engel des Herrn
Hat fleissige Mädchen
Vor Allen so gern.

XXIII.

Zum dreizehnten Geburtsfeſt meines Kindes.

Nun ſind es dreizehn Jahr, da kam ein Morgen,
Voll Hoffnung zwar, doch auch voll banger Sorgen,
Und jen' und dieſe ſchwebten auf und ab,
Bis Deine Mutter Dich, mein Kind, mir gab.
Heut' ging ich durch den Garten in Gebeten
Des Danks, die mir den heitern Sinn durchwehten,
Denn Du biſt fromm, geſund und liebevoll.
O wie mein Herz nun von der Bitte ſchwoll:
„Nach dreizehn Jahren laß mich auch ſo gehen,
Sonſt, Gott, vom Himmel froh mich niederſehen,
Wie rein Maria wallt und unbethört!“ —
Bleib treu, lieb Kind. Dann werd' ich wohl erhört.

XXIV.

Zwei Schwestern
an der silbernen Hochzeit ihrer Aeltern.

Ein heit'rer Festesmorgen steigt herauf,
In Sommerblüth' und Sonnenlichtern hell,
Und über unser Antlitz fällt ein Strahl
Der süssen, frommen Himmelsfreud' herein.
Denn was ist süsser und was frommer wohl,
Als Kindesfreud' an guter Aeltern Glück? —
Ermuthigt blickten ringsumher wir aus
Nach schönen Blumen, Kränze d'raus zu flechten, —
Ach, streng' und düster blickt' es uns entgegen!
Nicht die Natur; die lächelte, wie immer.
Jedoch die Menschen senkten ihren Blick,
Und zogen ihre Stirn in dunkle Falten.
Sie meinten, Fest und Freude sei dahin;
Dergleichen zieme nur für gold'ne Zeit,
Und gold'ne Zeit sei nur ein Dichtertraum;
Und silbern nicht einmal, nein eisern heiße
Nach Fug und Recht die Zeit, darinn wir steh'n. —
Wir staunten, wandten unser Aug' zurück
Auf unser Fest; — das ist doch wahrlich silbern.
So heiter und so rein und spiegelklar
Strahlt ja nach fünf und zwanzig frohen Jahren
Der Aeltern tugendreicher Ehebund
Viel Segen der Vergangenheit zurück.
Gewiß, die Menschen draussen nur sind irr,

Und wir, in unsres Hauses trauterm Rund,
Wir fassen sich'rer, was die Welt bedeutet.
Treu, fromm und sittig leben, wie die Aeltern,
Das schafft daheim aus eh'rner Zeiten Last
Ein Silberblinken, ja ein Goldlicht gar.
Denn wendet nur den Spiegel! Auch die Zukunft
Schaut froh herein, verheißt uns abermal
Nach fünf und zwanzig Jahren solch ein Fest.
Dann heißt die Hochzeit golden; und die Zeit, —
Wenn's Ehen viel, wie die der Aeltern, giebt,
Im Schirme deutscher Würd' und Ehrbarkeit,
Die Zeit ist auch wohl golden mit geworden,
Und Alles lächelt froh, wie heute wir.

XXV. An

XXV.

An Minona.

Ein Geburtstag klar und freudig
Strahlt uns an mit holdem Schein,
Aber nahe summt und leidig
Schon die Abschiedsglocke drein.

Will denn Alles schnell enteilen,
Was am fröhlichsten uns lacht?
Muß sich Lust mit Wehmuth theilen
Immerdar, und Tag mit Nacht?

Anders sei's in Deinem Leben:
Freude sei Dir, reich und hell,
Wie Du uns sie gabst, gegeben,
Und verrinne nie so schnell.

XXVI.

An Friedrich Freiherrn von Miltitz.

1 8 1 2.

Du junger Edelmann, der Habsburgs Waffen
Voll Tugendfreudigkeit und Liebe schwingt,
Du Rittersmann des heiligen Georg,
Dir ruf' ich trauten Mannesgruß entgegen.
Spornʼ fort Dein Roß, mein froher Küraſſier,
Die Lebensbahn empor in treuer Eil,
Triff ſichern Stoßes, mein Georgenritter,
Den boſen Drachen in und auſſer Dir.
Und Gott beſchere bald Dir ſolche Schlachten,
Dran ſich erfreuen kann Dein deutſches Herz.

XXVII.

An Moriz Retzsch.

Ich zog mir einen Zauberring,
Die alten Helden zu beschauen,
Und sah mit Lust und süssem Grauen,
Wie mich die ernste Schaar umfing.

Auch drang's vernehmlich in mein Ohr,
Wie Sprüch' aus ihrem Munde schallten,
Doch vor den leuchtenden Gestalten
Zog stets ein dunkler Nebelflor.

Bis Einer seinen Griffel schwang,
Ein zaubrisch bildender Genosse;
Da strahlten Frauen, Herrn und Rosse —
Du edler Magier, habe Dank!

XXVIII.

An den Wandsbecker Boten.

In meinen Roman, der Zauberring.

Die Engel sind ja Gottes Boten,
Die zu den sünd'gen Menschen geh'n,
Und Leben in die Geistestodten,
Licht in die Geistesblinden weh'n.

Solch englisches Geschäft zu fördern
Wardst ein getreuer Bote Du,
Kühn warnend uns vor Seelenmördern,
Mild leitend uns zu seel'ger Ruh.

Hab' Dank, und nimm die Ringesgabe,
Aus jüng'rer schwäch'rer Dichterhand;
Stets sei von Dir die süsse Labe
Der Vaterhuld mir zugewandt.

XXIX.

An

Christian und Friedrich Leopold,

Grafen zu Stolberg.

Am 22ten Oct. 1812.

Ich komme heut' vom Tisch des Herrn;
Neu schickt des Glaubens seel'ger Stern
Durch Seel' und Leib mir seinen Schein,
Mein Herz ist frisch, mein Hoffen rein.

Da stimm' ich an den heitern Sang,
Da stimm' ich an den Freudenklang,
Zu grüssen Dich, Du Brüderpaar,
Das meine Lust von früh auf war.

Wie so durch Leben, als durch Lied,
Wohl später manche Wolke zieht,
Erging's auch mir. Die Zuversicht
Blieb jene alte, frohe nicht.

Von manch' ersung'nem Dichterkranz
Blickt' ich oftmals wehmüthig ganz
Nach der zwei Brüder kräft'gem Buch;
Mein Herz schlug treu, wie sonst es schlug;

Doch fiel mir nicht, wie sonst es ein,
Ich könnte wohl so glücklich sein,
Zu treffen auf hellblüh'nder Bahn
Ernstwandelnd die zwei Brüder an;

Die sprächen dann so freudig mild,
Wie reiner Born aus Felsen quillt,
Und hülfen mir zum Pfad des Lichts —
„Nein, seufzt' ich, nein, das wird nun nichts!"

Da tönt's urplötzlich mir herein,
Wie Lerchengruß im Morgenschein.
Die Brüder grüßen. Himmelauf
Schwebt ihnen nach mein freud'ger Lauf.

Hab' Dank, Du edles Dichterpaar!
Ein Deutscher Ritter, treu und wahr,
Mit Gott und Jesu Christ bekannt,
Streckt Dir entgegen seine Hand.

Mir wird mein Dank zum Sangesquell,
Die Freude strömt noch allzuhell;
Doch fliegt manch and're trautes Wort
Wohl mit der Zeit nach Euch mir fort.

Denn, wen Ihr ritterlichen Zwei
Gegrüßet habt so hoch und frei,
Von dem nach ächter Ritterpflicht,
Laßt Ihr gewiß im Leben nicht.

Ich sage meinem Herrgott Dank,
Daß mir so großes Heil gelang,
Und hege meinen Sangestrieb
Noch eins so ernst, noch eins so lieb.

XXX.

In die Stammbücher drei junger Ritterſöhne am Oſtſeeſtrande.

1.

An Eugenius.

Eugenius, auf lichtbraunem Roſſe
Sprengſt muthig Du durch Wald und Thal,
Doch ſtets noch winkt zum Vaterſchloſſe
Zurücke Dich der Abendſtrahl.

O wenn nun bald auf ferne Bahnen
Dich lenkt ein würdiger Beruf,
Dann denk in Demuth Deiner Ahnen,
In Liebe deſſen der Dich ſchuf,

Und wach' ob Deines Buſens Reinheit,
Halt ſtets in ihr Dein Herz getränkt,
Daß weder Gröſſe, weder Kleinheit
Der Welt Dich ab vom Himmel lenkt.

2.

An Gottfried.

Gottes Friede wallt auf heil'gem Meer,
Gottes Sturm brauſt hallend drüber her.
Gottes Frieden wahr' in treuer Bruſt,
Gottes Sturm dann brauſt zu Deiner Luſt.

3.

An Theodor.

Fröhlich, mein Theodor, lacht mir Dein Scherz,
Mailich noch blühend, ins alternde Herz.
Laß mich einst hören manch rühmliche That,
Die Dir gelungen auf ernsterem Pfad.

XXXI.

Der Mutterschwester des Dichters und ihrem Ehemann, zu ihrer goldenen Hochzeit.

Reich sind und mannigfach zu Freudenblüthen
Die Keim' auf Gottes Erden ausgesä't.
Laßt uns mit Lust und Reinheit nur sie hüten,
Uns ihrer freu'n im dankbaren Gebet.
Fällt auch manch' Reis vor dunkler Stürme Wüthen,
Manch' and'res grünt viel Jahre hell und stät,
Und, dünkt bisweilen uns erblaßt sein Schimmer:
Es wechselt ihn, doch leuchtend bleibt es immer.

Denn stets verwandelt blüht das Menschenleben,
Nicht einfach, wie die Pflanz' im Gartenrund.
Als Tausendschönchen wird uns erst gegeben
Der Kindheit Spiel, froh, sehnsuchtslos und bunt.
Dann kommt der dunklen Myrte süß Umweben,
Und Zweie schlingen sich in Einen Bund.
Dann funkeln wir im keuschen Minnekosen
Erglühend auf als helle Liebesrosen.

Bald leuchte nun — das früh're Bild erneuend —
Ringsum der Kinder heit're Blumenzahl,
Und wir, uns an den jungen Lenzen freuend,
Sind wieder jung mit ihnen allzumal.
Den zarten Pflänzchen, noch vor Sturm sich scheuend,
Wölbt unser Zweigdach sich zum festen Saal.
Wir steh'n als Eichen auf, als Buchen, Linden,
Daß Viele Schutz und Labung bei uns finden.

Nun aber — denkt wohl Mancher — sei gewonnen
Des Lebens höchste Lust und Herrlichkeit.
Denn wie vor kalten Wintern, heißen Sonnen,
Langsam der Baum erstirbt im dunkeln Leid,
Sei auch vor höher'm Alter uns verronnen,
Was Blüth' an Blüth' auf unserm Pfad gereih't.
Mit nichten, Treu' und Tugend kann's gewähren,
In Silber und in Gold uns zu verklären.

Nach fünfundzwanzig frommen Ehejahren
Reicht uns die Silberhochzeit ihren Kranz.
Mild prangt er, freundlich über unsern Haaren,
Die schon durchwebt verwandter Silberglanz.
Ein großer Theil des Meer's ist nun durchfahren
Im Wechselglück auf leichter Wogen Tanz,
Doch bleibt noch Vieles, Vieles zu vollbringen;
Und weit ist's hin zum völligen Gelingen.

Das Leben eilt, und manch ein Trauerſchleier
Wallt prüfend, läuternd hin ob unſerm Haupt,
Doch immer reiner ſchlägt das Herz und freier;
Man ahnt im Himmel, was die Welt geraubt.
Da endlich naht der gold'nen Hochzeit Feier.
Sie hat mit neuen Myrten ſich umlaubt,
Mit Myrten, deren Kind und Enkel pflegen,
Und paradieſiſch haucht des Friedens Segen.

Denn ob ein ſolch beglücktes Paar hienieden,
Viel gold'ne Jahre, fromm vereint, noch weilt,
Es weht ringsum ſchon beſſ'rer Welten Frieden,
Nicht wird ihr Sinn verwundet, nicht getheilt.
Wer ihnen naht, iſt wie vom Sturm geſchieden,
Wie von des Lebens wildem Drang geheilt.
Wagt er auch neu auf's Meer, — ihm bleibt im Innern
Von dieſem Bild' ein ſänft'gendes Erinnern.

Wie gern hätt' ich geſchöpft aus ſolcher Quelle,
Wie gern geſtillt mein oft zu kühnes Herz
An Deines heitern Abend's ſeel'ger Helle,
Ehrwürd'ges Paar! wie gerne himmelwärts
Mein Aug' gewandt von Deiner frommen Schwelle,
Wo gaſtlich oft gelacht mir Huld und Scherz!
Doch hält mich mein Geſchick in fernen Welten,
Und ſehnſuchtvoll beſchwing' ich meine Saiten.

Die kündten es in freud'gen Liedesworten,
Was ahnungshell für Euch mein Geist erschaut:
Euch kommt noch frohe Kund' aus manchen Orten,
Die Enkel seht als Bräut'gam Ihr und Braut.
Dann zieht Ihr einst durch schön're Goldespforten
Dahin, wo keines Jammers Zähre thaut,
Und meine Mutter neigt sich Euch entgegen,
Und Allen uns erfleht Ihr Gottes Segen.

XXXII.

An Karl Grafen von der Gröben,

Königlich Preußischen Obristlieutenant.

Im Frühling des Jahres 1815.

Nun liegt die Hand Dir wieder an dem Säbel,
Mein tapfrer Freund, nun späht Dein Blick,
Auf's neu erglüht, durch fünf'ger Tage Nebel
Nach mancher Heldenschlacht entscheidendem Geschick.
O könnt' auch ich jetzt mit Dir reiten,
Wie sonst begeistert Dir zur Seiten,
Den Tod vor'm Aug', im Herzen Gott den Herrn! —
Stolz geht und lieb mir auf vergang'ner Tage Stern.

Du auch gedenkst an Lützens Morgensonne,
Und siehst uns Beide Hand in Hand,
Durchblitzt von naher Feldschlacht ernster Wonne,
Entbrannt zum rüst'gen Sieg für's liebe Vaterland.
Und wohl gelang's den guten Klingen
In dichte Feindesschaar zu dringen;
Ach, daß mit heil'gen Todes strenger Spur
Ein Schuß durch's edle Herz früh Deinem Bruder fuhr! —

Weißt Du noch, wie, manch letzten Wunsch verkündend,
Vor Kulm uns Herz um Herz ging auf?
Dann flog der Sieg heran, die Fackel zündend
An uns'rer Schaaren Muth, der Franze fiel zu Hauf.
Weißt Du, wie durch befreite Städte
Hinging im jubelnden Gebete
Der rüst'ge Zug, und Homburgs Heldenschloß
Zu uns herniederschau'nd, Gluth in die Brust uns goß?

Ach dann, mein Bruder, wirst Du's auch noch wissen
Wie mir ermattet sank die Hand,
Und ich, durch Krankheit von Euch fortgerissen,
Ein trübes Nebelbild, aus Eurem Kreise schwand!
Wie in des Herzbergs alten Mauern
Mit stiller Lust, mit holdem Trauern,
Wir feierten den ernsten Scheidetag,
Und zwischen uns alsbald Strom, Berg und Waldung lag!

Mein Waffenfreund, sie liegen noch dazwischen!
Vergeblich streb' im treuen Sinn
Ich wieder keck, mich Eurer Schaar zu mischen, —
Es engt ein Krampf die Brust, mein Schwert sinkt thatlos hin. —
Das trübe Wort es ist gesprochen,
Mein Lied, mein Herz ist halb gebrochen —
Du richte mit für mich aus, junger Held,
Wovon ein strenger Bann mich trüb zurücke hält.

Und jene alte Münze, die wir brachen
In Böhmens hell erblühtem Thal,
Und gut zu hüten unser Theil versprachen
Jedweder auf der Brust als frommes Bundesmal, —
Mag sie vor eh'rnen Todesblitzen
Das oft zu kecke Herz Dir schützen,
Das sie dereinstens, Hand in Hand ergänzt,
Beim frohen Wiederseh'n uns hell entgegen glänzt.

Freund, hätt' uns Gott die Prüfung aufgeladen,
Daß in Norddeutschlands Feld und Hain
Der freche Feind mit räubrischen Brigaden
Einbräche übern Strom des heilig alten Rhein,
Dann wollt' auf Hermanns Siegerauen
Mit letzter Kraft ich in ihn hauen —
Nun brecht ihr ihm wohl eh'r die üpp'ge Lust:
Doch nicht entsagt durchaus der Schlacht die kranke Brust.

XXXIII.

Rittergruß

an

Friedrich Wilhelm von Bredow,

Königl. Preußischen Major.

Wenn so wie jetzt, von Schnee die Luft erschauert,
Das altgewordne Jahr dergunkerwallt,
Gedenkt man, ob das Herz auch leise trauert,
Gern mancher treuen bleichenden Gestalt.
Man fühlt getrost, daß alles Rechte dauert,
Man wird wehmüthig, doch nicht lebenskalt;
So laß uns heut einander recht im Innern
An einen alten guten Freund erinnern.

Manch eine Lust bei festlich hellen Tagen
Hat er mit Dir sehr freudiglich getheilt;
Auch scheut' er nimmermehr ein kühnes Wagen,
Bis ihn ein rühmlich Todesloos ereilt.
Da hör' ich Dich im heitern Lachen sagen:
„Gilt's keinen Todten, dächt' ich unverweilt,
Du sprächst von Dir, mein lieber Fouque', selber!"
Nein. Der, von dem ich sprech', ist unser Gelber.

Ja:

Ja: unſer Gelber. Weißt Du noch die Stunde,
Wo Du mir ihn in Waffenbrüderſchaft
Froh übergabſt ein Zeichen unſerm Bunde,
Ein Zeichen unſ'rer preußiſchen Ritterkraft?
„Reit' ihn, ſprach'ſt Du, hinein in Tod und Wunde!
Sei kühn voran! Daß er Dir nie erſchlafft,
Verbürg' ich Dir. Ich kenn' den guten Alten,
Und hätt' ihn gern wohl ſelbſt zum Kampf behalten! —

Du ſprachſt es in den ſchönen, ernſten Tagen,
Wo Du uns führteſt an Held Friedrich's Grab,
Um ein Fahr'wohl dem Erdenland zu ſagen;
Und Eylert ſegnete; der Tand fiel ab.
Die Herzen fuhren mir faſt hörbar ſchlagen,
Wir Alle hatten ew'gen Pilgerſtab,
Wir Alle hatten ew'ge Pilgerweihe, —
Dein wackrer Sohn ſtand mit mir in der Reihe.

Dann draußen ward ſich froh aufs Roß geſchwungen,
Und hell erzehlich ſah' die Sonne drein,
Und rings ein jubelnd Rufen war erklungen,
Und jedes Auge ſtrahlt' im Hoffnungsſchein.
Da ward der Gelb' auch rüſtig angeſprungen,
Und fröhlich fühlt' ich's: „der iſt wahrlich mein!
Ich rief ein kräftig „Marſch!“ den jungen Scharen,
Ich ahnte nahe, rühmliche Gefahren.

Es kam, was ich gethan't. In Feindesmitten
Lag unser Gelber blutend über mir.
Nicht hat er Schmerz, nicht Todeskrampf erlitten:
Er fiel, wie ein durchschoss'nes Sieg'spanier.
Du sprach'st nachher: „Freund, hast ihn recht geritten;
So hätt' ich's selbst gethan im Schlachtrevier.“ —
Das zeigtest Du am blut'gen Strand der Elbe.
Du freist, wie ich, warst blutig, wie der Gelbe.

Laß immer uns des mackern Gaul's gedenken,
Und an das schöne, schlachtenreiche Jahr,
Das uns gedroht in Todesgruft zu senken,
Und uns mit Sieg und Orden freundlich war.
Was künftig wird, — das mag der Herrgott lenken.
Doch stets, mein Bredow, bleiben wir ein Paar,
Und finden auf begeistertem Gefieder,
Bei Festen uns, wie unter Waffen wieder.

XXXIV.

Das Lied vom treuen Roſſe.

An Karl Grafen von der Groeben.

Ein Lied vom treuen Roſſe,
Das weht mir durch den Sinn.
Es war ſo rein und ſilberweiß,
Und trug im Kampfe blutigheiß
Als rühmlicher Genoſſe
Den edlen Ritter hin.

Mein trauter Wilhelm Groeben,
Dein war das edle Thier;
Es nahm's, da in der Lützner Schlacht
Du ſankſt in fromme Todesnacht,
Ein and'rer tapf'rer Gröben,
Dein Bruder Karl, von Dir!

Wie Bruſt und Herz mir ſchwollen,
Als ich es wiederſah!
Da hab' ich es auf Karls Gebot::
Zu neuem Kampf auf Sieg und Tod
Mit Namen weihen ſollen;
Ich hieß es: Amala.

Das ist ein alter Name,
Der heisset: fleckenrein.
Und fleckenrein auch ritt fürwahr
Der Karl das Roß vor mancher Schaar,
Ritt' es für Gott und Dame
Tief in den Feind hinein.

Wund ward vor Dresdens Schanzen
Es unter seinem Herrn.
Als Tag's darauf die Schlacht geschah,
War Amala doch wieder da,
Flog' hin durch Schwert und Lanzen;
Das Pferdchen that's so gern.

Zuletzt, als eine Wunde
Bei Meaux den Ritter traf,
Da war's die gute Amala,
Der's eben so wie ihm geschah.
Fort trug aus blut'ger Runde
Sie ihren tapfern Graf.

Nun frisch an Rheines Hügeln
Pflegt' er das edle Thier,
Und ritt es durch die blüh'nde Flur,
Und dacht' im heitern Sinne nur:
„Wie würdest Du Dich fügeln,
Trügst Du mein Liebchen mir!"

Ja, solche Braut zu tragen,
Wärst, Amala, Du werth.
Doch was gewagt kein ehrner Ball,
That Dir ein Stein im sichern Stall,
Hat Dir Dein Bein zerschlagen,
Du gutes, treues Pferd!

Du warst dem Karl so theuer,
Da macht' er's treu und mild:
Er rief nach Schützen und Geschoß,
Zog selbst heraus sein liebes Roß,
Dann kommandirt er: „Feuer!"
Du fielst — die Thräne quillt.

XXXV.

An Altenburg.

Gruß, Altenburg, Du edelgute Stadt,
Du alte Burg der deutschen Treue,
Du, ob auch Krieg verderblich dräue,
Doch sonder Wank' und sonder Furcht noch Scheue,
Zu keinem tücht'gen Werke matt!

Gruß Deinen wunderschönen, reinen Frau'n!
Ganz nah' an Deinen Gränzen sprüh'ten
Schlachtflammen und die Waffen glühten.
Hold blieb und hell Dein Chor von zarten Blüthen;
Dazu half seel'ges Gottvertrau'n.

Gruß Deinen Knaben, unverderbt und stark!
Manch einer ist mit uns gezogen
Hinaus in Kampfes blut'ge Wogen,
Und hat dem Feinde schweres Maß gewogen
Mit rüst'gen Armes Heldenmark.

Gruß Deinem ganzen, freudig blüh'nden Land!
Den Männern in altdeutschen Trachten,
Die der Gefahr entgegen lachten,
Uns Speis' und Trank mit lust'gem Herzen brachten,
Wie nah' der wilde Feind auch stand.

Mein Altenburg, hat unſer deutſches Reich
Viel alte Burgen, die Dir gleichen,
Dann mag der Feind wohl ſpäh'n und ſchleichen,
Doch muß er ſcheu vor unſ'rem Treumuth weichen,
Und Deutſchland bleibt ſich ewig gleich.

Der Sänger fügt noch einen Wunſch hinzu:
Möcht' er auf Deinen heitern Auen
Noch einmal Deine Blüthen ſchauen,
Bevor er einſinkt mit des Abends Thauen
Zu ſeiner edlen Väter Ruh!

XXXVI.

An Christian Grafen zu Stolberg.

Zum 15ten October 1815.

„Muse, wohin doch hebt Dein Flug mich in hallender Schwungkraft?
Welches Maß, o beherrscht, mir ungewöhnlich, den Tanz?
Werd' ich nicht schwindeln, ich, vor althellenischen Reigen,
Sonst an romantischer Form einzig nur übend die Kraft?
Muse, laß' ab. Mir winkt der ernstgeregelten Stanze
Echotönendes Spiel; oder genüget noch nicht
Deinem heutigen Schwung der Heldenschritt Arioste's,
Laß' in den seeligen Hain, lasse mit Dante mich zieh'n,
Ernst umschlungen vom Klang weissagend strenger Terzinen,
Daß ein verkündendes Bild klar den Geweben entsteigt. —
Aber Du flügelst mich fort. Sogar die Bitte gefaltet
Magisch lenkend Dein Stab in den beschiedenen Ton.
Nun ich folge ja gern, gern Dir, geliebteste Freundin,
Ob in entfremdete Welt führt mich die schwindlige Bahn.
Wo Du voranweh'st, blüht's von Blumen, rieselt's von Quellen,
Wird todtdrohender Sturz nur ein noch kühnerer Schwung.“ —
Und sie lächelte hold, und schwebt' in milderer Senkung,
Und dies flüsternde Wort hauchte der rosige Mund:
„Stolberg willst Du ja singen; zu seinem Preise berietst Du
(O wie gewährt' ich so gern!) meine beflügelnde Kraft.
Früh schon weiht' ich mir Den zum Freund altclassischer Weise.
Ihm auch stimm' ich Dein Lied jetzt in hellenischen Klang!

Zwar er neigt sich zu uns mit innigster Seele herüber,
Wo wir besegeln die Fluth uralt nordischer Zeit.
Wenn Guitarren uns tönen von Rittergefechten und Frau'nhuld,
Tritt er — ein adlicher Held — harnischgewaffnet uns nah.
Wiederum hallten ja Dir aus seinen Gesängen so viele,
Stolz in dem rhythmischen Gang Latiums prangend, heran,
Viel' in dem blühenden Reiz der Lenzluft athmenden Hellas;
Auf denn zu solchem Gesang, jüngerer Dichter, für Heut!
Stammelst ein Schüler Du nur in diesen Maßen — was thut es?"
Immer den herrlichen Greis stammelst ein Schüler Du nur. —
Und ich leist' ihr Gebot, und webe den rhythmischen Tanz fort;
Naher Vergangenheit seeliger Schimmer entsteigt
Vor dem Flügelgetön der kühn entzückenden Muse; —
Blick' um Monden auch Du, würdiger Sänger, zurück. —
Feiernd rauschte das Meer an Eckernfoerdes Gestade,
Als ich eilte zu Dir mit heißschlagender Brust.
Ahnend umweht' es mich schon: — die Kund' erst gabst Du mir später —
Hier, wo der Sänger nun haust, edel germannischen Stamms.
Deutsche Thaten hier sah die Urwelt herrlich beginnen,
Und ein werdendes Lied blitzte die Seele mir durch;
Unvernommen doch fast. Nur Stolberg wußt' ich zu denken,
Nur den weihenden Gruß, nur das gefeierte Haupt.
Und bald stieg mir empor, umschirmt von Buchen, umduftet
Reich von Blüthen, von froh weidenden Schaafen umspielt,
Stolbergs gastliche Burg, und doch fast klösterlich ernsthaft;
Freudiges Ritterthum, Eins mit dem frommen Gesetz.
Und Du tratest heraus, Du schlangst um den Jünger die Arme,
Mit demüthigem Stolz ging zu den Pforten ich ein.

Ernſt und freundlich ſtrenge, mit fürſtlich gütiger Sitte,
Nahm Luiſe mich auf, Dein erhabnes Gemahl.
O wie manche der Stunden, der holden, begeiſternd erhuben
Nun den koſenden Reih'n; wenige Stunden, doch viel! —
Jetzt hinwallend durch Hain, und Saatfeld, und an der Meerfluth
Kühn mir erlabend den Blick, leiteteſt Du mich hinaus,
Kündend Vieles zugleich von Dir und dem herrlichen Bruder,
Daß Euch Beid' ich in Dir ſah, dioskuriſches Paar! —
Dann, in der räumlichen Halle vereint am ruhigen Abend,
Ging ein ernſtes Geſpräch, Eines im Wechſel, uns auf.
O wie leuchtete klar Luiſens geiſtiger Lichtſtrahl,
O wie beugt' ich das Haupt gern vor der reinen Geſtalt! —
Aber dem Hohen geſell' ich das Kindliche gern und das Lachen;
Laß mich geſellen dem Ernſt, welcher Luiſen belebt,
Auch den fröhlichen Scherz, als meinem lächelnden Kindlein
Durch die blühende Flur Wagenlenker Du warſt.
Rüſtig brauſten die Schimmel, doch gern dem Zügel gehorchend;
Stolz erzählte mein Kind: „ach, wie ſo gütig beſprach
Sich Graf Chriſtian doch, der edle Greis und der Sänger,
Welchen mein Vater verehrt, ſich mit der Kleinen, mit mir!“ —
Bald von neuem begannen die Schimmel brauſenden Trab nun,
Führten mich weg von der Burg, welche der Sänger bewohnt.
Aber noch zog er mit, mich leitend durch andere Burgen,
Vielfach wendend den Pfad, ſteigernd immer die Luſt.
Oder auch ſteigernd nicht; — denn was vor Allem doch prieſ' ich:
Dich am Meeresgeſtad', ſchattender Sitz, Altenhof?
Dich, du leuchtendes Knoop, wo kühnanſchwellende Segel
Durch bachähnliche Fluth ſchiffen von Meere zu Meer?

'ich, o Emckendorf, mit Deinen erhabenen Bildern,
Allen Zeiten der Kunst sinnig und liebend entführt?
ind, o all' Ihr Bewohner der ächt altdeutschen Burgen,
Männer, Knaben und Frau'n, o mich vernimmt Euer Geist,
Denn mir die Sehnsucht perlt nach Euch an der glühenden Wimpel,
Wenn mir das Lied sich hemmt, überquellender Strom; —
ja, die Wehmuth senkt, sie senkt sich thauend hernieder; —
Ja, fromm glühender Greis, Ahnung schwoll uns empor,
Als im meerumfluteten Ort, in Mitten der Freunde,
Kunde nun drang heran nach unentschiedener Schlacht,
Jener Schlacht, die Blücher und Wellington schlugen dem Weltfeind, —
Ach, ich bebte, denn ach! war ich doch jetzt nicht dabei! —
Du auch blicktest ernst. — Wohl nah war die Seele des Stolberg,
Der, in der Taufe nach Dir, heiligen Namens, genannt,
Christlich sprengte sein Blut zum Sühnungsopfer des Sieges —
Spät erst kam der Bericht, frühe der ahnende Schmerz. —
Nein, reiß' kühn Dich empor, mein Lied! Nein, jetzo nicht weinen!
Hier gilt's Feiergesang. Jubelt, Ihr Saiten mir hell!
Festlich nahet der Tag, an dem in's Leben er eintrat
Mir der geliebteste Greis. Heil, reichspendender Tag!
Du auch riefest in's Leben die Hoffnung muthiger Preussen,
Ihn den leuchtenden Sproß, hold aufblühend zum Thron,
Stark und edel und kühn, gleich dem frommherrschenden Vater,
Huldreich lächelnd, wie Sie, die nun mit Sternen sich kränzt. —
Aber wende Dich, Lied! Nicht Du sollst dieses mir feiern;
Deiner Geschwister Eins hab' ich erkoren dazu.
Laß' Dir gnügen am Gruß, am Hinblick. — Willig gehorchst Du.
Fühlend: nicht mindere Lust ward Dir, als Jenem, beschert.

Feiert Dein Bruder kühn die Freude segnender Völker,
Feierst Du, eben so kühn, Freuden des tönenden Volks,
Welches man Dichter heißt, und heit're Dichtergenossen,
Und das nimmer erstirbt, ob es auch stets sich verzehrt:
Phönix leuchtend und stolz, im Ambraduste der Flamme
Lösend den krankenden Leib, ewig verjüngend den Geist.
Ich auch brenne zum Opfer auf diesem Gluthenaltare,
Funke bin ich daraus, fliege zum Himmel empor.
Ob ich ein Stern dort bin, ob nur entschwindender Nordschein, —
Wer verkündet's? — Genug, daß mir die Muse gebot.
Und wenn ganz im Strahl viel anderer Stern' ich verdämm're,
Denket man meiner wohl doch bei'm Dioskurengestirn,
Christian Stolberg Du und Friedrich Leopold Stolberg,
Wenn im Sphärengesang hold meinen Namen Ihr tönt.
Beiden sing' ich dies Lied, Ihr Beiden Ihr seid ja untrennbar,
Strahletet so mir von je, strahlend so immer der Welt.
Ueber Euch Seegen! Und was Luise mit ernsterem Scherze
Ober-Engelland nennt, — All' uns beseelig' es einst!

XXXVII.

Die Fahrt gen Norden.

Stumm saß ich, waffenlos in meiner Kammer,
Und sann der trüben Schickung nach,
Die mir zum Kampf mit Dir, o Feind, der Zeiten Jammer!
Die Kraft des Armes brach.

Und zogen doch bereits die tapfern Brüder
Mit neugeschliff'nem Heldenschwert,
Im rüst'gen Schlachtensang Berg an und Berg hernieder,
Zu schirmen Deutschlands Herd!

Da haucht' es mir in's Ohr mit leisen Klängen
Wie Zweigesweh'n und Wogendrang:
„Zeuch pilgernd fort, mein Sohn, aus Deiner Heimath Engen,
Die schöne Elb' entlang:

Zeuch hin, wo Hamburgs reiche Segel wallen,
Wo Lübecks heil'ge Thürme stehn,
Wo neu auf Bremens Markt der Freiheit Lieder schallen, —
Du mußt die Dreie sehn;

Die schönen Drei, in ächter alter Sitte
Der frommen Freiheit wieder froh,
Die sie erkämpft mit Blut, erfleht mit heil'ger Bitte:
Die Vorwelt that es so.

Und weiter zeuch, wo nord'sche Heldenbuchen
Beschatten Holsteins edles Land;
Dort sollst Du manch ein Schloß, an Ehren reich, besuchen,
Und auch den Ostseestrand.

Dort sollst Du ihn, den edlen Stolberg finden,
Deß' Lied Dich früh mit Gluth durchdrang,
Und segnend wird sein Arm Dich jüngern Freund umwinden,
Dich weih'n zu neuem Klang.

Dort soll in Kiels meerblauumspielten Mauern
Manch heller Sinn, manch treues Herz
Mit edlem Geistergruß Dich freudiglich durchschauern,
Wegbauchend Deinen Schmerz.

Und was Dir sonst noch Hohes soll begegnen, —
Du kennst mich ja, mein liebes Kind,
Weist wie auf meinen Pfad Hell alle Himmel regnen,
Für die, die treu mir sind." —

Wohl kannt ich sie, die Freundinn meines Lebens,
Die mir manch Zauberland enthüllt;
Ich that wie sie gebot, voll hoffnungsfrischen Strebens,
Und Alles ward erfüllt.

Ja, mehr! Denn Siegesklang von Schlachtgefilden
Scholl donnernd und erquickend drein,
Wie unser'er Brüder Kraft gestürzt den frevlen Wilden,
Geschirmt den alten Rhein!

Auf Jubel Jubel, Sieg auf Sieg durchflogen
Das Land mit heil'ger Trunkenheit,
Und froh berauchten oft des freien Volkes Wogen
Mein preußisch Waffenkleid.

O freud'ge Fahrt, Juwel Du aller Kränze,
Die Gottes Huld mir reich verlieh!
Ob ich zurück auch spähe nach meiner Tage Lenze,
So schön war's damals nie. —

Nun hat es ausgeblüht dies helle Treiben,
Die stille Heimath schließt mich ein,
Doch Euer will ich stets, Ihr fernen Freunde, bleiben,
Und Ihr bleibt ewig mein.

Sind wir nicht Deutsche allzumal geboren?
Nicht all' aus Karol's Heldenreich?
Hat Deutsch nicht unser Mund dem Fürst, der Stadt geschworen,
An treuer Wahrheit gleich?

Laßt uns denn blühn im herrlichen Gebäude,
Verschieden zwar an Sitt' und Art,
Doch einig allesammt, des ew'gen Gärtners Freude,
Der unsers Gartens wahrt.

XXXVIII.

Victoria. *)

Victoria! so scholl's auf Flanderns Ebne,
Als Blücher Wellington umfing,
Und beiden Siegern heiß das gottgegeb'ne
Heil durch die Seele ging.

Kühn schallt ein Nachhall fort durch alle Reiche,
Damit an neuer Babel Thor
Das eitle Frevelvolk' in Schreck erbleiche
Dem nah'nden Heldenchor;

Daß an der Themse, an des Rheins Gestaden,
Und wo die freie Elbe rauscht,
Ein jedes Herz der bangen Sorg' entladen,
Auf Gottes Worte lauscht.

Denn Gottes Worte sind's, die Thaten alle,
Die nie der Herr so deutlich sprach,
Seit er zum erstenmal im Siegesschwalle
Tyrannenmacht zerbrach.

Doch hör' ich fern in Fürstenkammern leise
Noch einen schönern Nachhall weh'n,
Weissagend nach altdeutscher Frauen Weise,
Was künftig soll geschehn.

*) Der 18te Junius des Jahres 1815 war der Siegestag bei Belle-Alliance und zugleich der Geburtstag der Prinzessin Elisabeth Victoria, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preussen.

Victo-

ctoria! In heil'ger Taufe Bunde
Wird ſo ein hohes Kind benannt,
Weil in des Sieg's verhängnißreicher Stunde
Sein Lebenslauf entſtand.

ctoria! die Herrin, die den Krieger,
Den wunden, heilt mit Hülf' und Rath,
Die uns begeiſtert hat als fromme Sieger,
Zu edler Kampfesthat.

ctoria, von ihr biſt Du entſprungen,
Ein Bild des Heiles was geſchah;
Auch künftig tönt's noch oft von unſern Zungen:
Gott hilft! Victoria!

XXXIX.

Der 15te October 1815.

Ihr Preußenjugend, frisch entblüht,
Für edle Zukunft wach,
Stimm' an aus Herzensgrund ein Lied
Auf diesen schönen Tag!

Weil dieser Tag uns Ihn gebar,
Den künft'gen Königsheld,
Der einst in manchem fernen Jahr
Die Bahnen Euch erhellt.

Er wird voran Euch Allen seyn,
Stets Führer Euch zum Sieg;
Weis' in des Friedens heiterm Schein,
Kühn im gerechten Krieg.

Wir sah'n um Seine Kindheit dreh'n
Die prüfungsreichste Nacht:
So hat's mit recht Erkornen schon
Der HErr sehr oft gemacht.

Dann traf der Mutter Tod mit Schmerz
Den jungen kräft'gen Herrn;
Doch desto milder hielt sein Herz
Am ew'gen Glaubensstern.

Hoch, höher schwoll der Zeiten Fluth,
Gefährdend jeden Tritt.
Er sah des Vaters frommen Muth,
Und kämpfte rühmlich mit.

Der Jüngling dieser ernsten Zeit,
Du Jugend, Dein ist Er,
Doch unser auch, die fern erfreut
Schau'n in der Zukunft Meer.

Jedweder, der getreulich rang
Bei jener Aengste Gluth,
Stimm' ein in unser'er Jugend Sang,
Und bleibe jung im Muth.

XL.

Nachspiel.

Und so mit heiterm Jünglingsgruß
Sei dieses Beet beschlossen! —
Was nicht im Leben uns gelang
Mit Schwert und Griffel, Saat und Sang, —
Geling' es den Genossen!

Geling' es denen, die nach uns
Um künft'ges Schöne ringen! —
Soll'n wir noch lang hienieden seyn,
So laß' uns Gott bei Lieb' und Wein
Manch Freudenfest besingen!

Todtenklagen.

I.

Vorspiel.

Kennt Ihr die Lust der Thränen,
In deren Wiederschein
Aufgeht dem stillen Sehnen
Ein Paradieseshain? —
So tretet hier herein.

Gar lieblich ist das Lachen
In Gottes schöner Welt;
Doch weil es oft uns Schwachen
Zu kühn die Seele schwellt,
Wird Schmerz ihm beigesellt.

Mit Pulsen ernster Glocken
Schlägt der an's Herz, und spricht:
„Mußt nicht hier unten stocken,
Hoch oben wohnt das Licht!" —
Drum, Freunde, scheut ihn nicht!

II.

An Hülsens Wittwe *).

Er kam, der Heil'ge, Treue,
Daß er den Bund der alten Lieb' erneue,
Im lieben Vaterlande,
Dahin ihn zogen so viel traute Bande; —
Er kam, und sah sein Kind
Den Blick bei uns erschließen,
Von Lüften es umfließen,
Die auch um ihn als Kind geflossen sind.

Da wollt' er freudig lächeln,
Mit Blüthenduft die Wangen sich umfächeln;
Und im erneuten Leben
Sich weg zur Fahrt nach seinem Norden heben; —
Die Heimath litt es nicht,
Ihn wieder einzubüßen,
Sie zog mit ernsten Grüßen
In ihre stille Rasengruft sein Licht.

*) Hülsen, der tiefsinnige, nur wenig durch Druckschriften bekannt gewordne Denker, dem viele Menschen das Erwachen höhern Lebens in ihrer Brust verdanken, kam von seinem Wohnsitz in Schleswig in seine Heimath, die Mark Brandenburg, zum Besuch. Bald nachdem ihm seine Frau an dieser trauten Stätte ein Kind geboren hatte, starb er.

Er, Vieler Licht und Morgen,
Ward unserm Blick auf lange Zeit verborgen;
Doch, Bild der ew'gen Habe,
Stand'st Du, ein Engel, über seinem Grabe. —
Mit deinem Kind' im Arm,
Goffest in frommer Schöne
Du ew'gen Friedens Töne
Mild, schmerzlich lächelnd, hin durch unsern Harm.

Nun willst Du von uns scheiden,
Das heil'ge Weh' in stiller Heimath weiden;
Und läßt Du seinen Hügel,
Und des von ihm gewecktен Geistes Flügel.
Er soll im Norderland,
Der Fittig, Dich umhauchen,
Auf aus der Ostsee tauchen,
Allgegenwärt'ger Lieb' ein seelig Pfand.

III.

An Heinrich Freiherrn von Welk,
(der im Oeſterreichiſchen Krieg 1809 fiel.)

Du guter Heinrich, tapfrer Ringer,
Gefallen in der heißen Schlacht,
Geh' mir herauf ein Freudenbringer,
Ein heitrer Stern durch ſchwarze Nacht.

Schon früher war's, da hielt umſchleiert
Mich bange Sehnſucht, inn'ger Schmerz;
Rings ward manch heit'res Feſt gefeiert,
Doch drangs verwundend an mein Herz.

Da kamſt Du, glänzend in den Lichtern
Der Unſchuld, Freud' und Jugendkraft,
Aus alten Helden, alten Dichtern
Rückleuchtend Lied und Wiſſenſchaft;

Und hörteſt mild auf meine Klagen,
Die oft Dein heit'rer Blick und Ruf,
Wie noch voll Kraft aus alten Sagen,
Verwandelnd um in Lächeln ſchuf.

Noch ſeh'n mit männlich ernſten Zügen
Mich deine theuren Briefe an;
Noch athmet d'raus Dein nie ſich G'nügen,
Dein Heldenzeiß auf edler Bahn.

Du rangst Du nur in heil'gen Stunden
Der Palme nach, die Weise schmückt;
Nun hat mit heil'gen Todeswunden
Dir Krieg sein Siegel aufgedrückt.

Und mir, mir ward das Schwert entrissen,
Das damals mir am Gürtel klang,
Und in verwoev'nen Finsternissen
Wirds rings um mich verstummt und bang.

Komm wieder, leuchtende Gestaltung,
Steig' vor dem Blick des Freundes auf,
Und bringe Freudigkeit und Haltung
Mir in der Zeit gestörten Lauf!

IV.

Abſchied

von Heinrich von Kleiſt.

Am 27. Oct. 1811.

Zu gleicher Zeit der erſten Waffen froh
An Rheines Ufern zwiſchen Kriegsgewittern
Und blüh'nder Rebenlauben Herrlichkeit, —
In gleichen Tanzgewinden jünglingshell, —
Aufglüh'nd in gleicher Dichterluſt, mein Heinrich,
So ſtanden wir, nun feſt im Männer-Bund
Die Hand uns drückend, unſre Liederklänge,
Einander, gold'nen Wechſelpfellen gleich,
Entgegenſendend in die freud'ge Bruſt.
Nun kommt — nach neuen Klängen ſah' ich aus —
Nun kommt von Dir herüber Todesklang.
Und wie Du oft belebend ſüſſe Zähren
In's Auge mir gelockt, ruft du den Quell,
Den bittern, ſchmerzlichen, des Scheidens auf.
Gut' Nacht! Und Gottes treue Huld mit Dir!
Die Sängerkrone muß Dir Deutſchland flechten,
Die Deinem Hügel ziemt. Den Kriegergruß,
Der ſonſt mit dreimal ernſtem Waffendonner
Verſuchter Kämpfer edle Ruh'ſtatt ehrt,
Den nimm von mir. Ich trockne mir das Auge;

Mit Männerernſt hin tret' ich an die Gruft,
Und rufe dreimal: Feuer! wie ein Kriegsmann,
Wo Du mit Deinen kühnen Heldenbildern,
Du edles Feuer, in die Erde ſankſt.
Fahr' wohl, Du mein Genoß in Kampf und Lied!

V.

Auf den Tod der Frau Johanna Hitzig.

1 8 1 4.

O milde, süsse Blume,
O reine sanfte Frau,
Ins unsichtbare Himmelblau,
Empor zum ew'gen Heiligthume
Vom häuslich blüh'nden Eigenthume
Zieht Dich, wie Sonne zieht den Thau,
Im stillen Lauf
Der Tod hinauf,
O milde süsse Blume,
O reine sanfte Frau!

Du wußtest um Dein Sterben,
Du starbst im vollen Licht,
Und sahst mit süssem Angesicht
Zergehn der Erde Blumenscherben,
Aufleuchten Dir Dein ew'ges Erben,
Und, noch ein ganzer Engel nicht,
Ward Dir die Welt
Schon gotterhellt:
Du wußtest um Dein Sterben,
Du starbst im vollen Licht.

Nun laß uns herzlich weinen,
Daß wir Dich nicht mehr sehn.
Zwar Dein hellfröhliches Erstehn
Weiß Gatt' und Kind und all' die Deinen,
Und wir, die ihnen fromm uns einen,
Und ahnen Deiner Palmen Wehn;
Doch Gott verzeiht
Ein menschlich Leid:
Nun laß uns herzlich weinen,
Daß wir Dich nicht mehr seh'n!

VI.

An Julius Eduard Hitzig,

zum 26ten März, 1815. (In der Charwoche.)

Schon kränzt mit zarten Gräsern, frühen Moosen,
Der Hügel sich, wo sanft in kühlig stiller Nacht
Johanna's Körper schläft. Ach, ist sie nicht erwacht,
Um Dir noch Einmal liebzukosen,
Mit Augensternen, Lippenrosen,
An diesem Tag, wo Lichtes heit're Pracht
Vor manchem Jahre Dir zum erstenmal gelacht? —

Nein, nein! — Sie ist und bleibt von uns geschieden,
Von dieser trüben Sinnenwelt;
Es sei denn, daß mit dem seel'gen Frieden,
Der jetzt ihr eigen ist, sie Dir im Traum hienieden
Den edlen, müden Geist erhellt.
So that sie's wohl vor dem Geburtstagsmorgen,
Dem sie voll süßer Liebessorgen
Im Leben sonst mit zarter Hand
So viel der Freudenkränze wand. —

Was

Was bringt jetzt der Geburtstag? — Perlen bringt er;
Ja, Perlen, die dem glüh'nden Aug' entfließen
In schmerzensreicher Füll' und Lust.
Denn wie auch Kindlein blühend Dich umsprießen,
Dich mannichfach mit lieben Wünschen grüßen,
Ach dieser Morgen, doch bezwingt er
Die heiße Sehnsucht Deiner Brust.
Drum will ich durch mein brüderliches Singen
Dir Perlen auch, und nichts als Perlen bringen.
Doch Perlen, fromm zum Kranz gewunden
In dieser heil'gen Woche Stunden,
Die stillen wundersam den herben Lebensschmerz,
Und ihnen nach sprüht aus des Gottsohn's Wunden
Ein Himmelsbalsam in das Herz.
Laß jetzt uns mit den Jüngern weinen,
Als ihnen barg ein Grab den Herrn im düstern Wahn,
Auf daß wir einst mit All' den Seinen
Der Wahrheit Lebenstrost empfah'n.
Da wird hell leuchtend auch Johanna Dir sich nah'n,
Mit der vorangegang'nen Kleinen,
Und sie und Du und ich, und wen wir scheiden sah'n
Im Herr'n, wir werden uns auf ewig hellem Plan
Zu Gottes Lobgesang vereinen.
O liebe Todten, wie Ihr süß mir winkt!
Wie Eurer Haine seel'ges Funkeln
Durch dies unsich're Erdendunkeln
Aus Gottes Gnadenwort mir hoch verheißend blinkt!
Der Herr, mit den für uns ans Kreuz geschlag'nen Händen,
Er kann's, Er will's, Er wird's vollenden! —

Wenn dieses Blatt mit leisen Klängen
Dich anhaucht, ist der Ostertag,
Wo aus des Grabes dunklen Engen
Der Sieger, unser Heil, ins neue Leben brach,
Und das ist auch der Tag, der Dich geboren!
O nimm die hohe Deutung an,
Und zeuch vertrauend Deine schwere Bahn
Denn Alles ist gewonnen, nichts verloren
Für uns, die wir den Herrn mit Glaubensaugen sah'n.

VII.

Kosackenklage

über Alexander von Blombergs Tod. *)

Mel. Schöne Minka, ich muß scheiden.

Sagt, wer ist der lust'ge Reiter?
Wer der wackre fremde Streiter?
Seht, wie sprengt er frisch und heiter
Unsern Scharen vor!
Horch, die Pforten dröhnen, schallen,
Horch, die Pulverbüchsen knallen, —
Ach, der Reiter ist gefallen,
Liegt zerschellt am Thor.

In der Jugend Lustgefieder,
Vög'lein, schossen sie dich nieder;
Ach, du sangst wohl manche Lieder,
Süß die Brust geschwellt!
Hei, du Zug von list'gen Schützen!
Magst du zielen, magst du blitzen,
Dir soll's eben auch nicht nützen:
Kosack rächt den Held.

*) Dieser treffliche junge Kriegsmann und Dichter ward bei'm ersten Anprellen der Kosacken auf Berlin durch eine Salve der feindlichen Infanterie am Bernauer Thor getödtet.

Kann ich ihn auch nicht beleben,
Sollst, Franzus, mir doch erbeben,
Sollst mir vielfach Sühnung geben;
Weit bis über'n Rhein.
Ich und mancher Held und Sänger
Drängen dich, du wüster Dränger;
Uns wird's freier, dir wird's enger:
Hurrah, hinterdrein!

VIII.

An Cyane.*)

So rührſt Du wieder Deine Saiten?
Und rühreſt ſie zu meinem Gruß?
O, wie vor Deiner Klange Gleiten
Mir Freud' und Wehmuth ſchwillt im ſüßen Streiten,
Und her mit leiſem Geiſterfuß
Verliebte große Tage wieder ſchreiten.
Wieder dringt in meine Seele
Wilhelms Heldenlächeln tief,
Als er mir die ernſte Kunde
Von der nahen Schlachtenſtunde
Siegentbrannt entgegenrief! —

Du weinſt, Cyane? — Weine, weine nur,
Auch meine Thränen fühl' ich quellen,
Und — Du und ich, wir wiſſen's — ſo erhellen
Die Ahnungen aus ſeel'ger Himmelsflur
Uns unſ're Pilgertage nur.
Was kann ich Beſſ'res Dir zu geben wähnen,
Zum Herzensdank
Für Deinen ſüßen Klang,
Als Thränen, milde Thränen? —

*) Der Gemahl der edlen Frau, welcher dieſes Lied gilt, fiel, ein Waffenbruder des Dichters, in der Schlacht bei Lützen. Von ihren beiden Söhnen, Arthur und Sigurd, ward der jüngſte unter dem Kanonendonner der Siegesfeier von Leipzig geboren. Bald nachher rief ihn Gott wieder zu ſich.

Wieder seh' ich, traumentrücket
An das seel'ge Himmelslicht,
Unsern Held auf Seraphschwingen
Botschaft uns'rer Kön'gin bringen,
Daß ihr Volk in Ehren ficht.

O wer ist der neue Engel
Der noch schön're Botschaft sang?
Seines Lebenslauf begonn er,
Als der Freiheit Siegesdonner
Freudiglich die Welt durchdrang.

Und die Kön'gin lächelt milde,
Ihren Knappen Sigurd an,
Der nach kurzen Erdentagen
Eilig flog, um anzusagen,
Was der Herr an uns gethan.

„Junger Bote, junger Knappe,
Triffst so früh beim Ziele ein?
Nimm die Waffen, goldig glühend,
Reinste Morgenschimmer sprühend;
Sollst mein junger Ritter seyn.“—

Da schwinden die Gesichte;— Wolken hüllen
Die Königin mir ein und Sigurd's Waffen,
Doch hell auf Erden funkelt eine Bahn.
Da sollst Du, Arthur, Großes schaffen,
Sollst alles ritterlich erfüllen,
Was Deines Vaters Ahnen strebend sah'n,
Und nur zum Theil sein Ritterarm gethan.

Einſt wirſt Du dieſe Zeilen leſen;
Folg' ihrem Ruf in Fried' und Schlacht,
Und werde, wie manch tapfrer Ahn geweſen,
In frommer Heldenthaten Pracht.

Und Du, Cyane, theure Schweſter, lebe
Im Gottvertrau'n ihn durch, den Prüfungslauf,
Und manch ein Lied aus Deinen Saiten hebe
Noch Dich und mich und Viele himmelauf!

IX.

Brandenburgiſches Aerntelied.

Im Sommer 1810.

Die Halm' und Aehren winken
Uns reich und mild,
Die hellen Senſen blinken,
Die Garbe ſchwillt!

Da wollen wir beginnen
Den Aerntegeſang,
Ach, aber mitten innen
Schallt Glockenklang!

Die Trauerglocke läutet
Vom Dorfe her.
Wir wiſſen was es deutet:
Sie iſt nicht mehr!

Zwei Augen ruhn im Grabe,
So fromm und blau,
Und auf die Gottesgabe
Fällt Thränenthau.

X.

Gespräch.

Im Morgen des 19ten Julius 1811.

„Holdes Mädchen, zarte Kleine,
Wie so früh von Haus?
Lockte Dich zum Tannenhaine
Wohl ein Traum heraus?“

„Geh Du weiter, schweigend weiter,
Halte mich nicht ab.
Blumen hier und würz'ge Kräuter
Trag' ich an ein Grab.“

„An ein Grab? Hier ist das Leben,
Hier ist bräutlich Glück.
Der, dem sich Dein Herz ergeben,
Kehrt getreu zurück.

„Sieh', ich bin's. Vor Deinen Thränen
Kanntest Du mich nicht.
Laß nur ab vom bangen Sehnen,
Denk' an Lebenslicht.“

„Heute nichts von anderm Lieben,
Als von dem allein,
Das wir Alle, rückgeblieben,
Einer Todten weih'n.

„Einen Tag der ſtäten Klage
Bringt dies Morgenroth;
Blieb ja doch an dieſem Tage
Unſre Herrin todt.“

„Unſre Zier, des Landes Blume,
Landes Engel nun.
Laß uns hin zum Heiligthume,
Dort Gebete thun.“

„Und der Jüngling, ſtumm ſich neigend,
Schritt mit ihr hinaus;
Erſt am Abend, weinend, ſchweigend,
Kehrten ſie nach Haus.“

XI.

Nachſpiel.

Viel theure Todte haben wir begraben,
Auf manches Hügelmoos fällt uns're Thräne,
Und wir, die uns einander hier noch haben,
Wer iſt da, der nicht innigtief ſich ſehne:
„Erhalt', o Gott, mir Deine ſchönſten Gaben,
Die Lieben, die noch als geſell'ge Schwäne
Mit mir durchziehn der Fluthen ſonnig Blinken,
Und mich von uns zuerſt laß unterſinken!

Gedichte

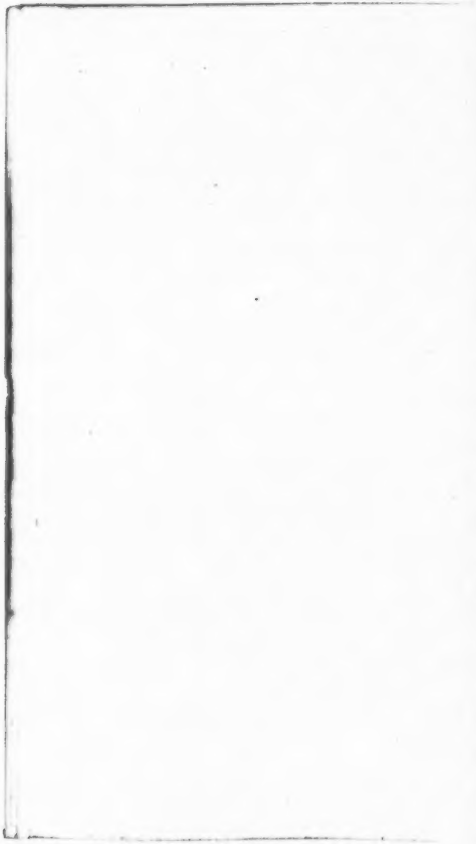
von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Dritter Band.

I. Romanzen.
II. Idyllen.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1818.



Inhalt.

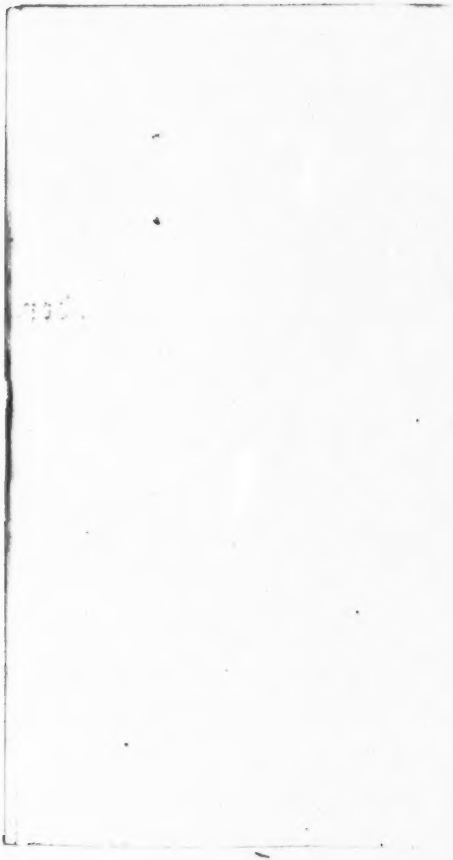
Romanzen und Balladen.

	Seite.
Vorſpiel.	3
Wolf Schlegell.	4
Königslohn.	11
Sängerlohn.	14
Der ſchwediſche Kriegsknecht.	17
Die Eroberung von Norwegen. Eine altnordiſche Geſchichte in Balladen.	23
Das Eiſenkind.	37
Bue und ſein Schatz.	41
Die Stimme des Grabes.	43
Todtenliede. Eine nordiſche Sage des Torfäus.	47
Der kranke Ritter.	58
Die gebrochne Burg. Eine altſächſiſche Geſchichte in Balladen.	60
Des Sachſenritters Ausforderung.	78
Der Mutter Troſt.	78
Sanct Nikolaus Feſt.	84
Eine rheiniſche Sage in Balladen.	91
Walgerß und Hildegunde. Eine polniſche Sage in Balladen.	105
Der Schuß aus der Feldſchlange.	144
Tröſtung.	145
Sängerliebe.	146
Algin und Jucunde. Eine ſchottiſche Geſchichte in Balladen.	148
Nachſpiel.	170

Romantiſche Idyllen.

	Seite
Vorſpiel.	173
Die Hülfe der heiligen Jungfrau.	176
Der erwachte Kriegsmann.	196
Der Abſchied.	200
Die Wegweiſerin.	203
Der Wahnſinnige.	213
Die Heilung des Wahnſinnigen.	215
Die Verſuchung.	219
Die Kämpfer aus Trondheim.	226
Das Siegesfeſt.	230
Graf Wilhelm von der Lippe.	233
Burg Volmarſtein.	237
Falko und Iſula.	241
Die Mutter.	252
Die Belagerung von Ancona.	254
Die Nordlandshelden im Sandmeer.	264
Nachſpiel.	272

Romanzen und Balladen.



I.

Vorſpiel.

„Was blickt der Mann ſo ſtill und ſinnig
In Himmels goldnes Abendthor?
Jetzt lächelt er, — jetzt weint er innig, —
Jetzt glüht ſein Auge kühn empor.“ —

„Mein ſchönes Kind, laß den nur ſinnen;
Er hat's einmal ſo an der Art,
Daß ihm ſich aus der Wolken Rinnen
Manch wunderſam Gemälde ſchaart.

Bald ſind es ſtolze Heldenſchlachten,
Bald ein wehvolles Trauerhaus;
Bald ahnt er ſüßes Minneſchmachten,
Bald finſtrer That geſpenſt'gen Graus.

Und all' die wechſelnden Geſchichten —
Siehſt Du die Laut' auf ſeinem Schooß? —
Pflegt er in Liedern zu berichten,
Und — horch, da bricht ſein Singen los!“

II.

Wolf Schlegel. *)

Es reiten Herr'n und Ritter
Auf grünem Kampfesplan,
Im hellen Waffenflitter
Kriegsfestlich angethan.
Hei in des Feindes Schaaren
Brechen sie ein mit Macht,
Und blutig fall'n zu Paaren
Sie in der herben Schlacht.

Wo Zwele sind gefallen,
Sprengt bald ein Dritter vor;
Im lust'gen Waffenschallen
Geht's durch des Todes Thor.
Sie woll'n den Sieg erzwingen
Für ihren lieben Herrn,
Und sich zu Opfern bringen
Für seinen Glücksstern.

*) Des Dichters Ahnherr von mütterlicher Seite.

Er war ein Herr zu Sachſen,
Und focht auch ſelber gut,
Allein dem Feinde wachſen
Die Schaaren und der Muth.
Stets dichter gezenüber
Drängt Schild ſich feſt an Schild;
Der Glanz dieſſeits wird trüber
Vom Blut, das ihn umquillt.

Da läßt von Sieg'sgedanken
Der Fürſte mehr und mehr:
„Der Feind will mir nicht wanken;
Die Meinen bluten ſehr.
Hauptleute meiner Schaaren,
Gebt Euern Rath mir kund;
Ich bin zur Schlacht gefahren,
Dünkt mich, in böſer Stund.“

Sie halten All' und ſinnen
Auf einem Berg, die Herr'n:
„Was iſt nun zu beginnen?
Wir weichen gar ungern;
Und wird doch wohl ſo kommen,
Der Feind ſteht allzufeſt,
So daß zu unſerm Frommen
Sich kaum was hoffen läßt.

Und unten auf dem Plane,
Da ſchallt des Feindes Sang,
Da weht des Feindes Fahne,
Die heut den Sieg errang.
In Unmuth läßt abſchwenken
Der Herr die Züge ſchon,
Nicht mehr ſein Aug' zu kränken
An Gegners Luſt und Hohn.

Da kommt zu ihm geritten
Wolf, ein ehrbarer Knecht;
Der ſpricht: „Ich möcht' was bitten,
Wär's meinem Herren recht."
„Sag' an, du guter Degen,
Was heut dir geben kann
Ein Fürſt im Streit erlegen,
Ein ſiegverlorner Mann."

„Herr mit dem ſiegverloren,
Das geb' ich noch nicht ein;
Wenn Ihr's nicht habt verſchworen,
Muß noch gefochten ſeyn.
Ich wollt' mich erſt nicht drängen
Vor all' den edlen Herrn,
Doch dürft ich jetzt anſprengen,
Das thät ich herzlich gern.

Kömmt Ein' aus Euern Schaaren
Mir nach, und habt gut Acht,
So mögt Ihr's wohl erfahren,
Wir wenden noch die Schlacht.
Ich hab 'ne gute Klinge,
Und gar 'nen feſten Arm;
Wohin die zwei ich ſchwinge,
Da wird's den Leuten warm.

Zudem auch iſt mein Schimmel
Von tücht'ger Art ein Pferd,
Haut beiſſend in's Gewimmel,
Faſt wie ein zweites Schwert.
Ach, wollt Vergunſt mir geben!
Mich lockt es gar zu ſehr.
Ich bitt' auch all' mein Leben
Euch um nichts And'res mehr."

Der Herr in ſeinem Schmerze
Freut ſich an ihm, und ſpricht:
„Gut; iſt dir's ſo um's Herze,
Reit hin, ich wehr' dir's nicht.
Ihr zwei von den Geſchwadern,
Seid mir des Mannes Schild,
In deſſen ſtarken Adern
Das Blut ſo treulich quillt."

Hei, wer zur Schlacht da hätte
Geseh'n des Wolfen Stoß!
Er läßt zur blut'gen Wette
Den wackern Schimmel los.
Recht wo die Kühnsten dräuen
In feindlich fester Schaar,
Nimmt er sich ohne Scheuen
Ihr Schild zum Ziele wahr.

Und wo nichts konnt' eindrechen,
Da bricht der Wolf nun ein,
Und färbt mit blut'gen Bächen
Feindlicher Rüstung Schein.
Die erst so feste standen,
Die taumeln nun zum Fall;
Gesprengt aus Fug' und Banden
Ist der stahlfeste Wall.

Und auch die zwei Geschwader,
Sie hauen lustig nach,
Im neuen Kampfeshader
Zu rächen ihre Schmach.
Der Herr, die Ritter jagen
Vom Berg her auf den Plan,
Breiter den Riß zu schlagen,
Den erst der Wolf gethan.

Fern sah'n sie schon den Guten
Voran in dem Gewirr;
Der Knecht, der Schimmel bluten,
Doch Beide macht's nicht irr.
Wolf hält, was er verheißen;
Der treue Schimmel auch
Mit Hauen und mit Beißen
Zeigt den gerühmten Brauch.

Wie hat sich's umgeschwungen
Mit dieser Schlacht-Gestalt!
Wer kaum noch Sieg gesungen,
Sprengt flüchtig nach dem Wald.
Wer kaum im stillen Kränken
Auf Rückzug war bedacht,
Laßt hoch die Panner schwenken
Ob der gewonn'nen Schlacht.

Und Wolf kommt hergeritten
Auf blutig weissem Pferd,
Und neigt nach Kriegersitten
Vor seinem Herrn das Schwert.
„Laßt Gott die Ehr' uns schenken!
Hat Euch das Spiel behagt?
Die soll'n an uns wohl denken,
Wir ha'n sie gut gejagt."

Der Fürst blickt freudig sinnend
Nach seinem Sachsenheld,
Des Dankes Fei'r beginnend
Auf dem erfiegten Feld.
Es drängt sich nach den Zweien,
Wer heut noch blieb gesund;
Da spricht zu dem Getreuen
Also des Herren Mund:

„Wie Art und Schlägel schlagen,
So schlugst Du Roß und Mann;
Ich will dich wieder schlagen
Zu einem Rittersmann.
In deinem Schild soll gleissen
Auf blutig rothem Schein
Dein weisses Pferd; geheissen
Sollst du Wolf Schlegell seyn.

Und der dies Lied begonnen,
Der ist dem Wolf verwandt,
Der all' das hat gewonnen
Mit seiner treuen Hand.
Aus lieber Mutter Munde
Hört' ich der Sage Klang,
Die ich zu dieser Stunde
Vor Euch erneuend sang.

III.

Königslohn.

Sie saßen im Schiff bei Meth und Wein,
Und hatten viel Plaudern und Singen;
Ein Jeder gab andre Worte drein
Von lauter ergetzlichen Dingen.

Da sieht vom heiligen Ostseestrand
Ein Berg hinaus in die Wellen,
Und ein Kaufmann starrt empor an das Land,
Und er fühlt den Geist sich erhellen.

„Dort liegt, dort liegt, ihr Gesellen mein!
Uralt ein König begraben;
Der soll um herrlicher Thaten Schein
Bei uns seine Ehr' auch haben."

Drauf rollet die Sag' ihm kühn vom Mund,
Daß alle horchen und schweigen,
Und vor dem gestorbenen Herrn zur Stund
Mit Geist und Leibe sich neigen.

Und lang und vielfarb war die Mähr',
Und kam nicht früher zum Rande,
Als bis schon Nacht lag über'm Meer;
Da warf man Anker am Strande.

Und wie zum Schlafen sich jeder legt,
Sehn sie mit wonnigem Grauen,
Das Grab, so den rühmlichen Helden hegt,
Ganz nah in die Wolken schauen.

Es waren des Kaufmann's Augen kaum
Von Nacht und Schlummer umfangen,
Da kam zu ihm ein gewaltiger Traum;
Der König, der kam gegangen;

Gluth seine Augen, der ganze Held
In flammenden Waffen und Decken.
Man fände wohl auf der weiten Welt
Kein solch erfreuliches Schrecken.

Und er sprach ihn an, und er sang ihm zu,
Die Waffen klirrten dazwischen:
„Du hast gewußt in der dunkeln Ruh'
Mein Herz mit Lob zu erfrischen.

Dem König in seiner stolzen Lust
Vermag man nicht vieles zu geben.
Doch ein schönes Lob freut jegliche Brust,
Das lohnt ich auch reichlich im Leben.

Die Schätz' in den dunkeln Kammern mein,
Die will ich jetzo Dir spenden.
Sie geben dem Todten doch wenig Schein;
Nimm du sie aus bleichenden Händen!

Komm in den Hügel um Mitternacht,
Wann der Nordstern hell ist entglommen!
Ich steh' in Waffen, und halte die Wacht,
Daß Elf und Hexe nicht kommen."

Der Morgen schien auf, der Traum zog fort,
Die andern stießen vom Strande;
Der Kaufmann, vertrauend auf Königswort,
Blieb heimlich wartend am Lande.

Und um die Nacht, um die Mitternacht,
Da ist's ihm zu eigen geworden.
Frod kam er aus tiefem Gradesschacht,
Der reichste Kaufmann im Norden.

IV.

Sängerlohn.

Der Schäfer hütet seine Heerde
Durch frühen Thau, durch Mittagsglut,
Und weiß von keinerlei Beschwerde:
Denn auf was Höh'res sieht sein Muth.

Dort ob den alten Schloßeshalden
Zeigt sich ein Rasengrab und Stein;
Da grub die Urzeit einen Skalden,
Den besten aller Meister, ein.

Und gerne will der Hirt beginnen
Ein Lied zu dessen Preis und Ruhm;
Schon oft saß er im tiefen Sinnen
Auf jenes Grabes Heiligthum.

Doch was er denken mag und ringen,
Es bleibt ihm bei der bloßen Lust;
Viel Vögel hört er ringsum singen,
Kein Lied erwacht aus seiner Brust.

Er geht zu Feld, er geht zu Walde,
Kehrt sinnend wiederum nach Haus;
Oft fängt er an: „hier liegt ein Skalde;"
Und damit ist sein Singen aus.

„Hier liegt ein Skalde!" schwirrt am Abend
Auch einst er ob der Sängergruft.
Er sann und sann — da wiegt ihn labend
In linden Schlaf die Frühlingsluft.

Da kam's ihm vor im ernsten Traume,
Als thu sich auf das Grabesthor,
Und wall' in Spätroths goldnem Saume
Der alte Sänger mild hervor.

Der sang ein Lied in seine Saiten;
„Hier liegt ein Skalde!" fieng es an,
Doch brach es sich im hellen Streiten
Ganz herrlich fort und fort die Bahn.

Der Meister war mit Singen fertig,
Und sprach: „mein Schäfer, bist mir lieb.
Die Treue sey des Lohn's gewärtig,
Wie seiner Blüth' ein Maientrieb.

Kannſt Du, erwacht, dies Lied behalten,
Wie ich vollendend Dir es ſang,
So wirſt fortan als Meiſter ſchalten
Mit herzerfreuendem Geſang.

Und auf der alten Schloſſeshalde
Wacht der entzückte Schäfer auf,
Beginnt bald ſchen: „hier liegt ein Skalde!“
Und fürder ſtrömt ſein Liedeslauf.

Er ſingt, je beſſer ſtets, je länger,
Aus Lied muß Lied ihm neu erſteh'n,
Und höhern, weit geprieſ'nern Sänger
Hat nie das Norderland geſeh'n.

V.

Der ſchwediſche Kriegsknecht.

„Nun iſt die Nacht ſchon weit herauf,
Des Heerdes Feuer ſinkt.
Lebt wohl, Ihr all' mitſammen,
Dieweil das Mondlicht winkt;

Winkt mir auf meiner Fahrt zu Nacht,
Weit nach der Heimath hin.
Wir haben den Tag vergnügt vollbracht,
Nun gehet zurück mein Sinn."

So ſprach der alte Kriegesknecht,
Sonntags zu Nächten ſpat,
Wollt' fort von ſeiner Sippſchaft,
Wie er alle Woche that.

Denn Sonntags Morgen in früher Stund,
Da ſprach er immer ein,
Doch eh' der andre Tag ward kund,
Wollt' er daheime ſeyn.

Und diesmal baten ihn Alle ſehr:
„Ei Vater, bleibt allhier,
Der Froſt liegt auf den Waſſern ſchwer,
Blinkt hell im Waldrevier."

„Blinkt, sprach er: Frost im Wald so helle,
Wohl, heller kann ich schau'n,
Liegt Frost recht schwer auf Mälar's Welle,
Wohl, sich'rer kann ich trau'n.

Ei, lieber Mälar See,
Deinen glatt gebahnten Steigen
Vertraut' ich schon als frischer Knab',
Im lust'gen Schlittschuh-Reigen!

Du trägst auch wohl mich schnee'gen Greis
Zu meiner Heimath über."
Da gingen in der Sippschaft Kreis
Wohl allen die Augen über.

Sie baten, Groß und Kleine:
Lieb Vater, geht heut' nicht!
Wer weiß, (Ihr seid alleine).
Wer weiß, was Euch anficht!"

„Laß kommen was mich anfechten mag,
Ich bin gesund und stark;
Im Herzen ist der Muth mir wach,
In Gliedern fest das Mark.

Hab mich im fernen Land geschlagen
Mit dieser selben Hand,
Und sollt' nun in der Heimath zagen,—
Ihr Leute, 's wär 'ne Schand."

„O Vater, Oheim, Ahn,
Nehmt Heut' nur Euer wahr.
Ihr wißt, 's ist um die Zwölften,
Und schlimm der Wölfe Schaar!"

„Das wär' ein Mann, der Wölfe scheut!
Laßt mir die Thiere kommen.
'S hat Kriegsleut', mir zu steh'n, gereut,
Soll ihnen auch nicht frommen.

Euch All' hab' ich im Arme gewiegt,
So viel Ihr in der Hütte seid,
Auch thät ich Jedem erzählen
Von alter Heldenzeit.

Vergeß't Ihr das, Ihr Leute?
Bedenkt's Euch doch in Eurem Sinn.
Wir sind noch Schweden heute;
Die Helden waren, was ich bin.

Denkt d'rum, ich sei Starkather.
Gut' Nacht. Hell ist die Bahn."
Sie scheuten den Altvater,
Und Keiner hielt ihn an.

Hoch über'n Mälar See
Stand Mond, umher viel Wölkchen weiß,
Hell flinkernd knisterte der Schnee,
Tief krachte d'runter das Eis.

Und fern Geheul vom Buschrevier
Und von den Bergen herab; —
Und ungestalter Wölfe
Geschnaub' und schneller Trab.

Der Alte griff zur Klinge,
Die war gleich blank' und blos. —
Fünf Wölfe standen im Ringe,
Die traf sein Hieb und Stoß.

Das Wolfsgeheul, so wüthig erst,
Ward nun Geheul vor Schmerz.
Sie lagen; der Alte ging fürder,
Als sei's ein lust'ger Scherz.

Und noch der Ungethüme viel
Traf er, ohn' sich zu scheu'n,
So daß manch Wolfsthier vor ihm fiel —
Man spricht, es waren bei Neun!

Nun sah vom Mälars Strande
Sein Dörflein schon herab.
Nah' seines Heerdes Brande,
War nah' er seinem Grab.

Denn sicher hat er sich geacht't,
Steckt ein das Schwerdt mit ruh'gem Muth
Und hat's nicht einmal rein gemacht
Vom vielen Wolfesblut.

Da kommen ihm im Rücken
Noch wohl der Wölfe drei,
Er will die Klinge zücken,
Doch Frost läßt sie nicht frei.

O nun, o nun, wehrloser Held
Faßt Dich der Wölfe Zahn —
Kommst nicht mehr zu den Freunden,
Du alter treuer Ahn.

Sie suchten Dich am Tage d'rauf,
Sie fanden Dich nicht mehr,
Doch spürten sie wohl Deinen Lauf
An todter Wölfe Heer.

Sie fanden todter Wölfe fünf,
Dann todter Wölfe Neun', —
Dann weh! drei Wölfe, zerfleischend
Den Todten sonder Scheu'n.

Zerrissen der Leichnam, halb verloren,
Die gute Klinge noch ganz,
Doch fest in ihre Scheide gefroren,
Blutfarb des Griffes Glanz.

Und hätte nicht tück'scher Frost gehaucht,
Der Held wär' noch am Leben;
So lang ein Mann seine Klinge braucht,
Darf er vor nichts erbeben.

Und der Euch dieses Liedlein sang,
Sang's aus wahrhaft'gem Mund.
Wer's hört, der soll es glauben,
Und thu' es weiter kund.

VI.

Die Eroberung von Norwegen.

Eine altnordische Geschichte in Balladen.

Des Königs Begehr.

Harald, der junge Königs-Sohn,
Hochschlank bei'm Fürstenmale,
Saß freudig auf ererbtem Thron,
Und trank aus goldner Schaale.
Und nach altguter Nordlandsart
Stand rings mit Harfen dichtgeschaart
Ein Heer von Sangeshelden,
Viel reicher Weisen kund;
Die thäten Sagen melden
Aus mannichfachem Mund.

Und einer sang ein Liedlein gut,
Ein Lied von solchen Dingen,
Wie Jugendherz und Jugendmuth
Am liebsten hört erklingen.
Er sang wohl von der schönsten Maid
In allen Marken nah und weit:
„Ein König ist ihr Vater,
Hält Hof, Gericht und Bann,
Ihr Pfleger und Berather
Ein schlichter Bauersmann.

Da wohnt sie auf der gras'gen Flur,
Und liebt's wie and're Hirten,
Zu geh'n auf Morgens thau'ger Spur,
Mit Blumen sich zu gürten;
Doch wenn zuletzt die ernste Nacht
Mit tausend Augen ist erwacht,
Hört Gyda Worte sprühen
Aus ihres Pflegers Mund,
Drin tiefe Kräfte glühen,
Und manch ein Zauberbund.

Dann brennt in Furcht und doch in Lust
Der süßen Augen Bläue,
Dann schmiegt sich um die zarte Brust
Das Goldhaar, wie voll Scheue;
Halb Anmuth ist sie und halb Graus —
Da bricht entflammt der König aus:
„Du sollst nicht länger weilen
Im dunkeln Zauberreich!
Du sollst mein Bette theilen,
O schöner Lilienzweig!

Fort Boten, über's Salzmeer hin,
Mir Gyda zu erwerben."
„Herr, künd' uns deutlich deinen Sinn,
Wie soll'n um sie wir werben?"

„Was werben! Bin ich König nicht?
Der König will's, der König spricht,
Und aller Mädchen Bestes
Als Buhlin kommt in's Haus.“ —
Das war der Schluß des Festes;
Die Boten zogen aus.

Der Jungfrau Antwort.

„Oede Haide! finst're Nacht!
Fremde Küste! —
Niemand hier, der gastlich macht?
Der uns treu zu sagen wüßte,
Wo des Heerdes Flamme lacht?“ —

„Fremde Boten, nächt'ge Schaar,
Ihr Verirrten!
Tretet ein, des Zagens baar.
Moos'ges Hüttendach des Hirten
Nahmt Ihr nicht im Dunkeln wahr.“ —

Und die an der Pforte stand
In der Hütte,
Gold von Haar, und Schnee von Hand,
Schlank von Leib und hold an Sitte,
Strahlte Licht durch's nächt'ge Land.

„Wohnt so heller Kerze Schein
Bei den Hirten?
Unterm Moos der Edelstein?
Du, die mild uns will bewirthen,
Wahrlich, Du mußt Gyda seyn.

„Gyda bin ich, Gyda heißt
Euch willkommen.
Ruht Euch! Ihr seid weit gereist.
Morgen sei von mir vernommen,
Wer Euch her an Gyda weis't.“—

„Königsminne zögert nicht;
Froh erbangend
Hör uns gleich, Du schönes Licht.
Juble, weil zu Dir verlangend
König Harald's Minne spricht.“

„König Harald? König der?
Kleiner Marken
Wen'ge Bauern, schwach an Wehr,
Enger Ströme schmale Barken
Sind ihm Hofhalt, Flott' und Heer.

König? Nein! Ein König heißt,
Wem ergeben
Sich ein ganzes Land erweis't,
Und vor dem die Völker beben,
Wenn er grimm die Lippe beißt.

Norweg's weitgestreckten Gau'n
Muß befehl'gen
Ganz allein durch Berg und Au'n,
Wer sich will als überseel'gen
Herrn von Syda's Reihen schau'n.

Dann erst schließen Gleich und Gleich
Eh'verbindung."—
Und die Boten, zornesbleich,
Schauten nach des Köchers Mündung,
Faßten nach den Schwerdtern gleich;

Wollten dies zu stolze Reis
Keck entführen.
Da begann ein zorn'ger Greis
Hoch am Moosdach sich zu rühren,
Schwang 'nen Feuerbrand im Kreis.

Und alsbald der ganze Strand
Lebt von Flammen,
Hirten kommen rings gerannt,
Ströhmen zahllos wild zusammen,
Hallebart' und Speer zur Hand.

Spöttlich warnend spricht die Maid:
„Auf, Ihr schnellen
Boten. Hier gilt's Hurtigkeit!"
Dunkel fort auf dunkeln Wellen
Schiffen die in Zorn und Leid.

Das Gelübde.

„Und hat die Maid also gesprochen,
Wie jetzt Euch's von den Lippen tönt?"
„Ja Herr, mit übermüth'gem Pochen
Hat sie Dich und Dein Reich verhöhnt.
O send uns wieder an den Strand
Mit einer Schaar von muth'gen Recken,
So thun in ihrer Schmach der Recken
Wir strafend Deine Macht bekannt."

„Was Schmach? Was Strafe? Ruhmeskronen,
Und jede Zier, und Fest und Schmaus,
Das soll den Spruch der Maid belohnen!
So rief der junge König aus.
„O du Walkire mir gesandt,
Mich winkend zu der Ehre Pforten,
Du sprachst es aus mit klaren Worten,
Was längst mir hat im Sinn gebrannt.

So lodr' es dann mit Gluthenwogen
Ein weithestaunter Hekla vor;
Frisch auf, in's Kampfesfeld gezogen,
Und werft mein Banner frisch empor;
Mein Banner, daß mein eig'nes Blut
Ihm purpurroth die Farbe gebe,
Wenn ich's nicht bald so hoch erhebe
Daß Norweg dient dem Harald'smuth.

Und du mein krauſes Haar ſollſt wallen
In wilder Freiheit ſtürm'gem Spiel,
Und ſollſt vor keiner Scheere fallen,
Bis ich erreicht das ſtolze Ziel.
In deinem furchtbar finſtern Dunkel
Schreit' ich, ein Wolkengeiſt, durch's Feld;
Man ſchaut nicht ihn, nur das Gefunkel
Vom Schwerdterblitz, der Heere fällt."

Die Schlachten.

Das Lied rollt 'nen blutigen Teppich auf;
Sind Harald's Siege gewoben d'rauf.
Zuerſt war die Schlacht in Orkadal,
Da hielten die Geier ein reiches Mal,
Und weil der Harald den Sieg gewann,
Ward König Gryting ein Harald'smann. —
Dann ward in Trondheim rüſtig geſtritten;
Achtmal iſt Harald in's Feld geritten,
Und ſtreckte der Könige acht' in den Sand;
Da ward ihm Trondheim ſein eigenes Land. —
Es herrſchten zwei Brüder in Raumedal,
Die hielten allzwei verſchied'ne Wahl,
Denn als der Harald anzog mit Macht,
Und ihn die Beiden zu ſtark geacht't,
Da ging der Ein' in des Hügels Grund,
Ließ hinter ſich ſchließen ihn zur Stund;
Als König ſchritt er in's erdige Haus,
Und kam fortan da nimmer heraus.

Der Andre hat sich dem Harald ergeben,
Dafür ließ der Harald ihm Gut und Leben.
So wählten die Brüder in Raumadal;
Verschiedener Sinn, verschiedene Wahl.—
Bei Solskel dann ward gefochten frei,
Da fielen der wackern Könige zwei;
Des einen Sohn war Sölfi genannt,
Der ist aus der blutigen Schlacht gerannt,
Nicht um des ärmlichen Lebens Lust,
Nein, Rache tragend in heißer Brust.
Wohl rief er zum neuen fährlichen Lauf
Die Fürsten Audbiörn und Arnwied auf;
Was half's? Es stand zu des Harald's Seiten
Fest einmal der Sieg in allem Streiten,
Die Götter hatten geworfen das Loos;
Rings fiel es von seinem gewaltigen Stoß:
Die Tapfern blutig in Well und Sand,
Die Blöden unmuthig in's eh'rne Band. —
Der König Wemund saß Nachts beim Feste,
Um ihn wohl neunzig der tapfern Gäste;
Da traten die Harald'stämpfer an's Thor,
Und lockten die zehrende Flamme hervor,
Und zwischen der Flamme feindlicher Pracht
Verging der König in blut'ger Nacht. —
Was half's Euch Gothen, daß Pfahlesreih'n
Ihr dicht gerammt in das Flußbett ein?
Der Harald stieg von den Schiffen aus,
Trug über das Feld hin Mord und Graus;
Da mußtet Ihr doch mit der Klinge kommen,
Ward Sieg und Freiheit von Euch genommen,

Denn Rani fiel, Euer beſter Degen;
Wo die Wurzel kracht, iſt der Stamm erlegen.
O Gyda, Gyda, Du ſchönes Weib,
Vor Deinen Worten fällt mancher Leib! —
Zuletzt in Hafurs ſalziger Bucht
Ha'n ſie's noch 'mal zu Schiffe verſucht,
Ha'n muthig geſtritten viel Herren und Knechte,
Mit Schwerdtern gefragt nach dem alten Rechte.
Doch es blieb der Sieg ſeinem Schooßkind treu;
Ueber Norweg ſchritt der Herrſcher neu,
Saß hoch und feſt auf dem eh'rnen Throne,
Ob wolligen Locken die güld'ne Krone,
Doch ſtets im Herzen das ſüße Leid
Um die ſtolze, ſchlachtenheiſchende Maid.

Der Verein.

Die Schöne pflückt ſich Blüthen
Am Meeresſtrand,
Flicht ſie zu Schattenhüthen
Mit zarter Hand.
Da kommt auf grünen Wogen,
Vom Wind geſchwellt
Die Segel, hergezogen
Harald der Held.

An Hüttendaches Spitzen
Erscheint ein Greis,
Läßt keine Brände blitzen,
Doch Flaggen weiß.
Und Hirten zieh'n in Heeren
Entlängst die Flur,
Doch diesmal nicht mit Speeren,
Mit Blumen nur.

Sie singen: „sei willkommen,
Du Kronenhaupt!
Hast Dir den Preis genommen,
Wo's blutig staubt,
Hast Dir den Sieg errungen,
Wo schäumt die Fluth;
Nun weile lieb'umschlungen,
Da weilt sich's gut."

Süß Reden statt des herben
Tönt Gyda's Mund:
„Dir ist das Minnewerben,
Das rechte, kund.
Es sind die tapfern Waffen,
Es ist der Streit,
So Rittern Gunst verschaffen
Von zarter Maid."

Tief

Tief neigt der ſtolze Freier
Sich ihrem Wort;
Da wünſcht den Lockenſchleier
Von ihm ſie fort,
Und bringt die ſcharfe Scheere,
Und faßt ſein Haar;
Doch ſpricht der Fürſt der Heere,
'S geht nicht, fürwahr!

Das muß ein Held entſcheiden,
Und keine Maid,
Ob es, mein Haar zu ſchneiden,
Iſt an der Zeit.
Mir allen Kummer wenden,
Kannſt Du, mein Licht;
Doch mein Gelübd' beenden,
Das kannſt Du nicht.

'Nen Thron thät ich erbauen
Um Deine Huld:
Schafft Dir mein Anblick Grauen,
Hab' nun Geduld.
Muß ſeel'n mich hinterm Schilde
Von dieſem Haar."
Treu bot dem finſtern Bilde
Die Hand ſie dar.

Des Gelübdes Lösung.

„Reginwald, Du alter Held,
Sieh', vor Deiner hohen Feste
Haben zwei sich hingestellt,
Zwei verwunderliche Gäste.
Ein' ist himmlisch zartes Weib,
Und ein Ritter ihr Geselle.
Doch der Locken wild Gefälle
Birgt sein Haupt und schier den Leib."—

„Auf, Ihr Pforten allzumal!
Becher her vom reinsten Golde!
Heut' in meinem alten Saal
Führt der Harald seine Holde!" —
Und der Wirth geht hocherfreut
Seinem Königsgast entgegen:
„Hier ist Dein, Du edler Degen,
Was Dein hoher Mund gebeut."

„Held, Du weißt wohl, jungen Frau'n
Iſt man gerne zu Gefallen;
Meiner hier erweckt ein Grau'n
Der Gelübdeslocken Wallen.
Denkſt Du nun, daß meine Hand
That nach meines Mundes Eiden,
Gut, ſo wollſt die Locken ſchneiden,
Drum ich Grimmhaar bin genannt."

„Grimmhaar? Nein, da ſprach man ſchlecht.
Schönhaar ſollſt Du künftig heißen.
Das iſt wohl des Haares Recht,
Drob ſo viel der Kronen gleiſſen.
König Schönhaar, neige Dich,
Daß ich Dir die ſiegbelaubte
Bürde löſe von dem Haupte,
Dir gehorchend, ehrend mich."

Und wie Lock auf Locke fällt,
Strahlt der König wie aus Fluthen
Eine junge Frühlingswelt:
Sternenfunkeln, Roſengluthen.
Hulden blüh'n den Hulden zu,
Bis vor ſüßer Lieb' Erwarmen
Gyda ruft in ſeinen Armen:
„O mein Held, wie ſchön biſt Du!"

Reginwald, der Alte, lacht:
„Ja, die Frauen mögens ahnen,
Daß die Schönheit in der Schlacht
Blüht, und unter blut'gen Fahnen.
Männer, Weiber, schließt den Bund,
Und die Welt gedeiht zum Rechten:
Kühner Degen soll erfechten,
Was gesprochen holder Mund!"

VII.

Das Elfenkind.

„Frisch ist des Morgens Schein,
Und feucht der thau'ge Rasen:
Was, Jüngling, weilst am Stein,
Wo kühlige Lüfte blasen?

Nicht lang' erst zog vorüber
Die alte, finst're Nacht.
Mich dünkt, Du hast, o Trüber,
Sie gänzlich durchgewacht.

Und Thränen gar, Du junger Held,
Sind auf den Stein geflossen.
Wie? Oder hat vom Wolkenzelt
Sie nächt'ger Thau gegossen?"

„Der Thau wollt' Lieb' erzeigen
Auch meinem lieben Stein,
Doch sind im Thränenreigen
Die besten Perlen mein.

„Ein edler Held, und weinen?
Ein Jüngling, und betrübt?
Komm mit, wo Waffen scheinen,
Wo Liebe sich lockend übt."

„Habt lieb, Ihr Menschen allzumal
Der Minne Glanz, der Waffen Licht!
Ich weil' an diesem Steine,
Bis mir das Auge bricht."

„So klage mir denn Dein Herzeleid,
So künd' mir, was am Stein Dich hält."
„Ja, dazu bin ich gern bereit,
Weil Klagen einzig mir gefällt.

Jüngst kam ich zu Nacht vom dunst'gen Moor,
Hinein zog ich den Thalesgrund,
Da kost' es schmeichelnd in mein Ohr,
Da küßt' es glühend meinen Mund.

Es war ein schönes Elfenkind,
Davor sich Wand'rer lang' bewahrt,
Doch mir in süsser Liebe lind,
Zu trautem Bunde mir gepaart.

Es hieß mich seinen Herrn,
Sich hieß es mein herzliebend Weib,
Ergab mir frei und gern
Den wunderholden zarten Leib.

„Und Mond zur selben Stunde
Sah durch das Blätterdach herein,
Dem glüh'nden Liebesbunde
Eine Lampe kühl zu seyn.

Als er vor'm Tag erbleichend
Hinsank zum Meeresport,
Sprach sie, die Hand mir reichend:
„Nun, holder Liebling, fort!

Fort, fort! Mich schau' die Sonne nicht!
Ich darf nicht länger harren.
Mich Eisenkind vor ihrem Licht
Säh'st Du zum Fels erstarren.

Das ist der strengen Sonne Recht;
Uns haßt ihr blendend Glänzen.
Bis Morgenroth herrscht mein Geschlecht,
Hart sind vergönnt die Gränzen."

Da schmeichelt' ich, verweg'ner Knab',
Da spendet' ich Bitten und Küsse warm
Bis sie sich weinend d'rein' ergab,
Noch länger zu weilen mir im Arm.

Wohl sang sie durch die Thränen:
„Ach, manche, manche schöne Nacht
Konnt' ich im Arm Dir lehnen!
Du hast uns Beide d'rum gebracht.

Ich kann ja nicht, ich kann nicht los,
Von Deiner Bitt' umschlungen,
Und sieh', beleuchtend schon das Moos,
Hat Sonne sich aufgeschwungen.

Sie sprechen: vor Minnetrieben
Müß' sich ein Stein erweichen,
Doch ich im süßen Lieben
Muß kalt zu Stein erbleichen.

Fahr' wohl, Du lieber Mörder mein,
Fahr' wohl, beklag' Dein Elfenkind!" —
Schon bat ich: „flieh!" — Da kam der Schein
Da hauchte kühlig der Morgenwind.

Da starrt' in meinen Händen
Ein Stein sie, hart und kalt,
Da mußt' mein Heil sich enden,
Da war meine Jugend alt.

Mein' Lieb', mein Leid, meine Luſt, mein Gram,
Iſt nun fortan der Stein.
Bald wein' ich aus mein Leben,
Dann scharrt bei ihm mich ein."

VIII.

Bue und sein Schatz.

Nordische Sage.

Die Seeschlacht brüllte gar wild am Strand,
Manch' Helm zerbrach und manch' Schildesrand;
Und hinter dem Schildrand manch' ein Herz,
Und manch' ein Haupt unter Helmeserz.
Da waren von Jomsburg die kecken Degen
Vor Feindesmenge schon fast erlegen;
Der Bue allein, der stand noch fest,
Hieb, warf und stieß auf das allerbest'.
Da kommt zu ihm durch die blutigen Haufen
Ein Feindeskämpe gar dreist gelaufen,
Der haut, und spaltet ihm Lippen und Kinn,
Dann schlägt er selber vom Schwunge hin,
Schlägt hin, und liegt in dem schlüpfrigen Blut;
Dazu spricht der Bue: „der Hieb war gut.
Wird unser Antlitz also zerrissen,
Wie mögen uns fürder die Mädchen küssen?
Ich weiß aber auch 'nen guten Schwung,
Den lehr' ich Dich jetzt, Du Recke jung.“ —
Und er haut, und haut ihm durch Platten und Ringe,
Bis an's Herz fährt durch die gewaltige Klinge.
D'rauf thut der Bue 'nen mächtigen Satz
Dahin, wo lag sein gar reicher Schatz;
Den faßt er feste mit Arm und Faust,
Und schaut umher, daß es Allen graust,

Und ruft: „wer gern dem Bue nachtrat,
Dem zeig' ich nun diesen Buenspfad!“ —
Dann schwingt er sich über den Bord hinab,
Hoch über ihm rauscht das Wellengrab,
Und auf ödem Grund, ein grimmiger Drache,
Hält noch bei dem Gold er die schaurige Wache.

„O Bruder mein, wie Du's gedacht,
So denk' ich's auch in meiner Bruſt.
Wo keines Lichtes Goldblick lacht,
Hat Niemand ja zum Singen Luſt,
Und helle Leuchten taugen
In Todtenklauſen nicht;
Man ſagt, geſtorb'nen Augen
Sei herbe Pein das Licht."

„O Bruder mein, Du redeſt gut,
O Bruder mein, wie lebt ſich's ſchön!
Im Leben nur wohnt freud'ger Muth,
Und Alles, was Herzen kann erhöh'n.
Schlimm machten es die Götter,
Daß man in's dunkle Grab
Gar ſonder allen Retter
So ſicher muß hinab."

Und kaum noch war das Wort heraus,
Das lebenshold der Jüngling rief,
Da regte ſich's im Grabeshaus,
Da thäten ſich auf die Kammern tief,
Und d'raus hervor ſah fröhlich,
Das alte Königshaupt;
Man hätte kaum ſo ſelig
'Nen Herrn der Welt geglaubt.

Er saß im Grab, das Schild sein Tisch,
Vier Lichter brannten in Ecken klar,
Und Mond strich ab die Wolken risch,
Und nahm lieb voll des Alten wahr.
Da in die gold'nen Schimmer
Sang froh hinein der Held,
Er sang so freudig nimmer
Eh'mals auf dieser Welt.

So war sein Spruch, so war sein Lied,
Er schlug mit dem Schwerdt dazu das Maaß:
„Weh' dem, der wankt, weh' dem, der flieht,
Weh' dem, der zitternd im Sattel saß!
Ein Vater zweier Söhne
Hielt immer frohlich Stand,
Und hat nun Licht und Töne
Mit sich im dunkeln Land."

Und zu ging wieder das Grabeshaus,
Und d'rinn ward's wieder still und stumm,
Der Kerzen Lichtstrom löschte aus,
Mond nahm den Wolkenmantel um.
Die Brüder sah'n zur Stunde
Den Bildern staunend nach,
Bis, wie aus einem Munde
Jedweder also sprach:

„O Bruder mein, o Bruder gut,
Wir woll'n d'ran denken, was wir sah'n.
Wo's gilt in Schlachten Kriegesmuth,
Und durch Heerschaaren brechen die Bahn.
Hell mag das Leben gleissen
In kühner Jünglingsbrust,
Doch auch, was Tod wir heissen,
Hegt schön geheime Lust."

Sie gingen heim, die Brüder zwei,
Gar kecklich in erneuter Kraft.
Hoch sangen sie, und schwangen frei
Das blanke Schild und den Lanzenschaft.
Sie haben viel errungen
Des Ruhms am Norderstrand,
Seit ihnen ward gesungen
Das Lied vom dunkeln Land.

X.

Todtenliebe.

Eine nordiſche Sage des Torfäus.

Die Klage.

„Wie ſtill in Helge's Hauſe!
Auf ſeinen Waffen ſtarrt's wie Blut,
Vom Horne ſchallt kein luſt'ger Ruf,
Kein Diener beut mir friſchen Trunk,
O Haus der Trauer!

Und biſt Du denn gefallen,
Du preislich ſtarkes Fürſtenkind,
Du ritterlicher Schlachtenblitz,
So laßt ertönen durch's Gefild
Der Helden Klage!

So ziemt's dem edlen Streiter,
So gingen die Altvordern all'
Hinunter ihren letzten Gang.
Vernehm' auch er in ew'ger Nacht
Noch unſ're Feier.

Da kommt es mir entgegen,
Von inn'rer Hall' ein leiſer Tritt.
Der Fürſtin liebſtes Fräulein ſpricht:
„O ſtill, Du lauter Wand'rer, ſtill!
Wir ſind in Thränen.

Laß unſ're Thränen fließen.
Des Heerhorns Laut, der Waffen Ton
Wär' unſ'rer Frau ein neuer Tod.
Sigruna hört ja Helge's Roß
Und Rüſtung nimmer.

Doch willſt Du fromm verſtummen,
Führ ich (Du warſt in Helge's Schaar
Oftmals dem dunkeln Tode nah)
Führ ich Dich hin, daß Du gewahrſt
Den Gram Sigrunens."

Sie ging voran, ich folgte.
Sigruna ſaß, in Thränen bleich,
Der Schleier ſchwarz, und ſchwarz ihr Kleid;
Hinunter drang ihr Klaggeſchrei
Zum lieben Todten:

„O Helge, trauter Helge!
So früh den letzten ſchweren Gang!
So bald geraſtet dieſer Arm!
Die Helden wandeln um Dein Grab,
Die Waffen ſenkend.

Laß

Laß wandeln ſie, und trauern!
Wenn nur beim Mahl, wenn nur am Heerd,
Mein Liebling freundlich nach mir ſäh,
Daß mir mein Licht entſproſſen wär'
Aus lieben Augen.

Die lieben Augen ſchlummern.
Betrüglich lockt' ihn fort der Sieg,
In Schwerdterlärm und Schildgeklirr',
Betrüglich ſelbſt mein Name mir:
Ich hieß Siegrune.

Sieg, hofft' er, brächten Runen,
O weh, die Runen ſprachen Blut,
Sie ſprachen Unheil, ſprachen Trug.
Drum heißt, ihr Jungfrau'n, fürder nur
Mich Todtenrune.

Wer rauſcht dort hinterm Vorhang?
Iſt's Helge, tret' er zu mir ein,
Ihn bin ich zu empfah'n bereit,
Sein freu' ich mich, des Helden bleich,
Und ſeiner Botſchaft.

Wer nicht von dem Getreuen
Mir Botſchaft bringt als ſeiner Braut,
Der fliehe, meide dieſen Bau,
Daß nicht ihn meines Fluches Graus
Von dannen ſcheuche!

Die Erſcheinung.

Gekommen war ſchon der Abendthau,
Auf Wieſen und Feldern lag Nebelgrau.

Für jeglichen Wand'rer ward es ſpat,
Als noch aus der Hall' ein Fräulein trat.

Da ritt's von den nahen Bergen hernieder.
Die Thäler klangen vom Hufſchlag wieder:

Und in des Mondes beginnendem Schein
Fuhr Helge vor aus dem nahen Hain.

„Ach, ſprach ſie, wärſt du nicht längſt gefallen,
Wie ſollt' es hier innen von Liedern ſchallen:

So aber biſt du ein Geiſtergebild,
Und ſieh'ſt auch ſchauerlich drein und wild.

Ja, iſt Dir von Blut der Harniſch roth,
Ganz weiß Dein Antlitz von Todesnoth.

Auch Alle, die reiten hinter dir her,
Traf ſchon des Feindes tödtlicher Speer.

Es waren zuſammen viel wack're Reiter,
Nun bleiche, blutige Grabgeleiter.

O Helge, rühmlich erſchlag'ner Held,
Was kommſt Du zurück auf's heimiſche Feld?

Iſt's an der Zeit, daß die Götter beginnen
Den letzten der Kriege vor Asgard's Zinnen?

Und ſteh'n die Todten faſt alle zu Hauf
Aus Walhall's Sälen zum Scheidetag auf?"

So fragte das Fräulein. Der neblige Schein,
Der duftige Helge ſchüttelte: „Nein!"

„Oder haben ſie dir den Rückweg gewährt,
Und kehrſt Du wieder zum heimiſchen Heerd?

So komm, und lenke ſeitab in das Schloß,
Laß nicht vorüberfliegen dein Roß.

Ich meld' es Sigrunen; ſie trockne die Wangen,
Sie eile, dich bräutlich und froh zu empfangen."

So rief das Fräulein. Der neblige Schein,
Der duftige Helge ſchüttelte: „Nein!"

„Dann ahn' ich's, dann weiß ich's. Mit eitler Geſtalt
Betrügt mich nächtigen Kobold's Gewalt.

Der weiß manch wunderlich Bildniß zu ſchaffen,
Der hüllt ſich in mit dir begrabene Waffen.

E' iſt Kobold, und ſprengt nun im fliegenden Trab
Mit all' ſeinem ſchaurigen Heer in dein Grab."

So rief das Fräulein. Rückblickte der Schein,
Der duftige Helge, und ſchüttelte: „Nein!"

Der Gang zum Grabe.

„Und iſt es wahr, und ſah'ſt du ihn
Im trüben Waſſerſtrahl
Vorbei der öden Halle zieh'n
Nach ſeinem Todtenmal,
Was dann noch warten?
Was dann noch ſäumen?
Hoffnung baut ihren holden Garten
Im ſtillen Raum.
Mich lockt zu tiefen Räumen
Ihr ſüßberedter Mund.

So dunkel ſteht die öde Flur,
Schwarz ſeh'n die Wolken drein,
Doch wandl' ich auf der Geiſter Spur
Getroſten Muth's allein.
Du ſtille Haide,
Du Grabeshügel,
Ihr ſaht mich oft im bittern Leide,
Nun glaub' ich's kühn,
Daß unter finſtrer Nächte Flügel
Mir Liebesflammen neu erglüh'n.

Fall' nur, du Thau! Rausch nur, du Wind!
Tanz nur, du Irrlicht, fort!
Furchtlos bin ich wie Ihr geſinnt,
Grab iſt mein liebſter Port.

Grab meines Helden,
All' meiner Liebe!
Wer will mich dem Bewohner melden?
Ich ſteh' davor.
E' iſt offen, und die ſchönſten Triebe
Geleiten mich durch's enge Thor."

Die Umarmung.

Sie ging verfall'ne Stufen nieder
In's alte Hünengrab hinein,
Und rief ſich ihren Liebling wieder,
Und wollt' ein Weib des Todten ſeyn.

Da kam der bleiche Held gegangen,
Die ſchauerliche Grabgeſtalt,
Und öffnete, ſie zu empfangen,
Die ſtarken Arme ſtarr und kalt.

Sie ſprach: „O Helge, mein Getreuer,
Wie iſt dein Harniſch blutesroth."
Und er: „das iſt ein Purpur theuer,
Gewonnen aus der höchſten Noth."

Sie ſprach: „vom rothen Thau begoſſen
Iſt auch dein Haar, ſo blond und kraus."
Und er: „Aus Heldenlocken ſproſſen
Dergleichen Kronen hier im Haus.

Willſt, Liebchen, nun bei mir verweilen?
Willſt feiern hier die ganze Nacht?
So komm, das Lager mein zu theilen;
S' iſt ſtill und heimlich überdacht.

Wenn draußen zieh'n die Sternenbilder,
Steht hier der Liebe Sternbild feſt,
Was draußen rauh iſt, wird hier milder,
Was draußen Jammer, hier ein Feſt.

Nur ein's kann in die Grüfte bringen:
Der Minneſehnſucht mächt'ger Laut,
Die heißt auch mich noch heiß umſchlingen
Dich wonnigliche Todtenbraut."

Der Abſchied.

„Nun auf, vom Lager auf!
Die Sonn' erſteht vom Lauf,
Beſchaut von Felſenwarten
Meer, See und Bergesquell.
Auch hier im dunkeln, harten
Geſteine wird's ſchon hell.

Schon wird mein Auge blind.
Der laute Hahn beginnt
Als ein getreuer Wächter
Zu rufen ob der Gruft;

„Nach Walhall todter Fechter!
Es weht die Morgenluft.“

Auf, ſchöne Todtenbraut?
Wenn's den Lebend'gen graut,
In dunkler Nacht zu wandeln,
Graut's uns vor'm Morgenlicht,
Weicht unſer luſt'ges Handeln
Und unſ're Stärke bricht.“

Sie ſprach: „In banger Nacht
Hab' ich um dich gewacht
Und kam trotz allen Schauern
Zu deiner Gruft herein,
Nun laß in Tages Trauern
Auch du mich nicht allein.“

Er ſeufzt': „ich muß ja fort,
Mich ruft ein ferner Ort
Ich irres Bild verſtiebe
Wie leichter Staub verweht;
Wenn nicht in deiner Liebe
Dein Liebling noch beſteht.“

Sie traten d'rauf hinaus
Vor's dunkle Todtenhaus.
Gern hätt' ihn noch umwunden
Das liebevolle Weib.
Doch war der Geiſt verſchwunden,
Einſam der ſüſſe Leib.

Das Ende.

„Im düstern Fluge
Die Wolken zieh'n,
Die Sterne funkeln,
Die Bäche murmeln,
Tritt hin und sieh!
Sieh auf die Haide
Ob Helge reitet
Mit seiner düstern Heldenschaar
Den Weg vorbei nach seinem Grab.

„Nein, schöne Herrinn,
Nicht mag ich's schauen.
Der Held ist schrecklich;
Mein Auge wend' ich
Von Todes Graus.
Auch du nicht wandle
Fortan zum Grabe.
Lebend'gen ziemt ein heit'res Thun,
Gestorb'nen ihre stille Gruft."

„Hast's ja gesehen,
Hast's ja erblickt,
Gabst mir Verzehrten
In meinen Thränen
Ja selbst Bericht.
Ugd ich auch glühte
Von seinen Küssen

Die liebe, lange Nacht hindurch,
Schlief ein an seiner trauten Brust."

„S' ist alles eitel
Im Menschengeist,
Für Todtenfeier,
Für Liebesreigen
Allgleich bereit.
Was ich gewahrte,
Was Euch umfangen,
Erschuf uns wohl bethörter Muth,
Und fernhin wohnt das Rechte nur."

„Ich weiß, wo's hauset,
Ich weiß, wo's lacht,
Und wo die Trauer
In Liebeslauten
Wird offenbar.
So sprach Sigrune,
Die Seherstummte.
Bald, wo sie jüngst umfing der Geist,
Begrub man ihren süssen Leib.

XI.

Der kranke Ritter.

„Da draußen hallen die Schilde,
Da draußen wiehert es hell,
Die Kämpfer ſind hart an einander;
Ihr Knappen, waffnet mich ſchnell!

Was ſteht Ihr, und weilet ſo leide?
Zu Sattel, und d'rauf und dran! —
Ach Gott, ich hatt' es vergeſſen;
Ich bin ein verwundeter Mann.

Die Pfeilſchauer ſie trafen
Die Schulter und auch die Bruſt;
Her kommt der Tod mir gezogen,
Und hin mir welket die Luſt.

Und wär' nur der Tod gekommen,
Nach ſeiner geſtrengen Pflicht,
Da ſchlief' ich ſtill bei den ühnen,
Bis an das ewige Licht.

So muß ich leben, ach leben,
Ohn' ab'liche Waffenzier,
Und fernhin brauſet der Schlachtlärm
Und fraget nicht fürder nach mir.

Still neben mir ſitzt mein Falke,
Weil nicht mehr jagen er kann,
Hat auch einen Pfeil im Flügel,
Und ſieht ſo trübe mich an.

XII.

Die gebrochene Burg.

Eine altsächsische Geschichte in Balladen.

Der Ritter und der Wand'rer.

„In jeder Hand 'nen blanken Schild,
Schlag' ich die beiden zusammen.
Die Gegend ist so lieb und wild,
Voll Eichen und Buchenstammen.
Da zieht der Klang
Den Wald entlang
Hernieder;
Der Wiederhall bringt ihn wieder.

In jeder Hand 'nen laub'gen Kranz
Schwing' ich die beiden zusammen.
Der Braut und mir wird grüner Glanz
Daraus zu hoffenden Flammen.
Die Braut zieht bald
Herauf den Wald
In Freuden;
Fahr' wohl dann Leiden und Meiden!"

Ein Wandersmann ging's Thal hindurch,
Und hörte das lust'ge Singen,
Sah steh'n den Herrn auf seiner Burg,
Sah Schilder und Kränz' ihn schwingen.

„Mein Herr, es zieht
Eu'r hübsches Lied
Herunter;
Was macht euch droben so munter?"—

„Mein Wandersmann, in Sachsenland
Kann's nun ein Jeglicher wissen:
Es wird das strenge Knechtesband
Des Königes Karl zerrissen.
Wir woll'n von neu'n
Der Schlacht uns freu'n,
Wir Sachsen
Woll'n zu alter Freiheit erwachsen.

Mein Wandersmann, im Sachsenland
Kann's nun ein Jeglicher wissen,
Mir reicht die schönste Braut die Hand,
Der dienend ich war beflissen.
Sie heißt Mechtild,
Ein Fräulein mild;
Die holde
Macht Wälder zu leuchtendem Golde.

Und willst du wissen, wer dies sang,
So war es Lotger, der Graie,
Dem zugehört Wald, Bergeshang,
Und Rosse, Rinder und Schafe.
Und kommst hier durch
Mal an der Burg,
Soll'st schauen
Die Schönst' hier all' der Frauen.

Und kommst hier wieder durch den Wald
Sollst sehen die Opferflammen,
Zu Preis den Göttern lieb und alt,
Von denen wir Helden stammen.
Ohn' Sakrament
Wird ungetrennt
Verbunden
Mir Lieb' in lust'gen Stunden."

Der Sachsen Heerfahrt.

Sachsenvolk zur gleichen Stunde
Schleift die Kling' und gürter's Roß;
Allwärts strömt zu treuem Bunde
Mannen vor so Dorf als Schloß.
Durch die Eichen ruft's und Buchen:
„D'rauf! wir wolln's noch 'mal versuchen!"

Ritter, Knappen, Armbrustschützen
Wimmeln her durch Wies' und Wald,
Viel uralte Waffen blitzen,
Manch uraltes Lied erschallt;
Und zuletzt in ein'ger Zungen
Haben alle so gesungen:

„Frisch Herzblut hab' ich,
Feste Waffen halt' ich,
Will Krieg beginnen
Mit tapfern Sinnen.

Wir all' zuſammen
Kommen aus Landen,
Welche mit Preiſe
Sachſenland heißen.

Der von der Elbe,
Der von der Weſer,
Der von dem Harzberg,
Der aus dem Marſchfeld.

Mit den Langbarten
Schlägt ſich der Karle,
Schlägt ſich im Welſchland,
Hat ſaure Heerfarth.

Wenn er nun herkommt,
Find't er uns Herr'n ſchon,
Find't ſchon die Völker
Opfernd den Göttern.

Klöſter hui! brennen,
Prieſter hin! rennen;
Bücher und Meßkleid
Schmeißen ſie weg gleich.

Und aus dem Walde
Lachen die alten
Luſtigen Götter,
Helfen's uns fördern:

Und vor dem Lachen
Zagen die Schwachen,
Aber mir grüßen
Gern es im Grünen.

Frisch Herzblut hab' ich,
Feste Waffen halt' ich,
Will Krieg beginnen
Mit tapfern Sinnen."

Und vor Allen laut und helle
Sang Lutger, der kühne Graf,
Als das Heer an ihrer Schwelle
Mechtild, seine Holde, traf.
Ei, von ihr welch' freundlich Winken,
Ei, von ihm welch' Waffenblinken!

Solchen Abschiedsgruß im Herzen
Schlägt sich's froh und rasch, fürwahr!
Das empfand mit harten Schmerzen
Manche kecke Frankenschaar.
Wer so Waffen kennt als Minne,
Merkt das wol im eig'nen Sinne.

Frohe

Frohe Botschaft.

Die Kriegsleut' auf der Lagerwacht
Die riefen just an um Mitternacht.
Da sprach Graf Lotger zum Knappen sein:
„O Knapp', 's ist klarer Mondenschein.
O Knapp, die Nacht ist kühlig und hell,
Frisch auf, und sattle dein Roß dir schnell,
Den silbergrauen mit leichtem Fuß,
Und bring' meinem Liebchen frohen Gruß.
Mein Lieb, das wohnet im Sachsenland,
Und wird die schöne Mechtild genannt.
Mein Lieb, das wohnet im gold'nen Haus,
Und sieht mit lustigen Aeuglein 'raus;
Mein Lieb, das wohnet im Walde grün,
Thut drinnen als wie ein Röslein blüh'n."
„Ja Herr, ich bringe den Silbergrau'n,
Will reiten, um Eu'r sein Lieb zu schau'n;
Doch komm' ich zu ihr in Sachsenland,
Wie thu ich als Bote mich ihr bekannt?
Denn reit' ich zu ihr an's gold'ne Haus,
Denkt sie wohl gar, ich riß hier aus.
Und reit ich zu ihr in den Wald so grün,
Hält sie mich nie für 'nen Frechter kühn."—
„Du sollst ihr sagen die Losung gut:
Hei Sachsensieg, hei Frankenblut!
Sollst künden ihr, wie wir keck gerannt
Mit Sturm und Raub durch das Hessenland;

Und sollst ihr bringen die reiche Gabe,
Die hier in meinen Händen ich habe.
Zuvörderst all' die Guldringelein hier;
Die gab ein Bischof um's Leben mir;
Sodann die lustigen Schleier fein,
Die wurden im Nonnenkloster mein,
Zuletzt den herrlichen Demant klar,
Den nahm ich zu Fuld vom Hauptaltar.
Und sag' nur: kommen nach Aachen wir,
Schick' ich des Karles Goldkron' ihr,
Und kommen wir endlich gar nach Rom,
Bring' ich ihr das beste von Peters Dom.
Das werde mir schön, das werde mir gut.
Du reitest nach Huld, ich reite nach Blut."

Der Lärm im Lager.

Bei den Würfeln sangen Alle,
Heiß von Traubenblut:
„Wie der Pasch auch heute falle,
Gilt's doch fremdes Gut.
Sei's gewonnen, sei's verloren,
Heut ist's einerlei." —
Aber schnell drang in die Ohren
Furchtbarlich Geschrei:
„Waffen, he! Waffen! Und Fackel und Brand!
Sachsen zu Rosse! Der Karl ist im Land!"

Jeder rafft' ſein Gold zuſammen,
Jeder läuft an's Pferd,
Glaubt in blanken Harniſch's-Flammen
Nicht ſich g'nug bewahrt.
Stumpf dünkt manchem ſeine Klinge,
Die er ſonſt gelobt;
Näher rauſcht des Adlers Schwinge,
Während Alles tobt:
„Waffen, he! Waffen! Und Fackel und Brand!
Sachſen zu Roſſe! Der Karl iſt im Land!"

Einer fragt verſtürzt den Andern:
„Sag', wo kam er her?
Kann er mit den Störchen wandern
Ueber Land und Meer?
Kaum noch in Ital'ſchen Marken,
Iſt er nun ſchon hier.
Und die Schwachen, und die Starken,
Alle rufen wir:
„Waffen, he! Waffen! Und Fackel und Brand!
Sachſen zu Roſſe! Der Karl iſt im Land!"

Lotger thät, der Graf, beginnen
Neu ihr Kriegeslied;
Unzehört mußt' es verrinnen,
Wie der Nachhall flieht.
Ruhmeskränze Minnerosen,
Vaterlandes Preis
Sind verſtummt dem wilden Tosen,
Rauſchend um im Kreis:

„Waffen, he! Waffen! Und Fackel und Brand!
Sachsen zu Rosse! Der Karl ist im Land!“

Und die klugen Führer sagen:
„Laßt uns rückwärts zieh'n.
Wenn wir jetzt mit Karl uns schlagen,
Wird's ein schmählich Flieh'n.
Kommt nur, ob in Sachsengränzen
Alter Muth erwacht.“ —
Rückwärts geht's. Im Sternenglänzen
Saus't es durch die Nacht:
„Waffen, he! Waffen! Und Fackel und Brand!
Sachsen zu Rosse! Der Karl ist im Land!“

Die Nacht auf dem Schlachtfelde.

Die Nacht sah hell vom Sternenzelt,
Das Treffen war geschlagen,
Davon auf weitem Ackerfeld
Viel blut'ge Männer lagen:
Die einen in der Todesnoth
Ganz kalt und still vergangen,
Die andern auch vom Blute roth,
Doch wach im Schmerzensbangen.

Der eine Wunde hob sich auf,
Sprach: „Lotger, liebster Graf,

Wir Beide stritten hier zu Hauf,
Liegst Du im letzten Schlafe?
Ich bin dein alter, treuer Knecht,
'S geht an mein Todesleiden;
D'rum, lebst du noch, thu mir mein Recht,
Und grüß mich vor dem Scheiden."

Da ward der junge Graf alsbald
Von tiefer Ohnmacht munter;
Ein Kolbenschlag warf mit Gewalt
Ihn hier vom Hengst herunter.
Er regt die Glieder, blutig matt,
Und spricht: „ich bin am Leben;
Doch sag' vor Allem, Freund, wem hat
Das Glück hier Sieg gegeben?" —

„Ach Herr, mein Herr, was fragst du mich?
Nur Schmach kann ich dir künden.
Der Sachsen Heerbann schwankt' und wich,
Hin flog er nach den Gründen.
Der Frank mit blut'ger Klinge nach;
Ich hört' ihr Siegesschallen
Durch's Haupt, so mir ein Schwerdthieb brach,
Noch eben schmerzend hallen." —

„Und ist die Schlacht, mein alter Knecht,
Auch diese Schlacht verloren,
So ward zu Ketten dies Geschlecht
Des Sachsenvolks geboren.
So muß ich fort in's Dänenland,
Muß meine Burg verlassen,

Und flehend an der Oſtſee Strand
Der Fremden Heerd umfaſſen.

Ich drück Dir Deine Augen zu,
Mein alter Vielgetreuer;
Dann läßt mir's hier nicht fürder Ruh.
Mich brennt's, ein heißes Feuer;
Mich brennt's durch all' mein Leben durch,
Noch heißer als die Wunden,
Und treibt mich bis ich Mechtild's Burg
Umirr'nd hab' aufgefunden.

Ich führe mit mir aus dem Land
Die zarte Wundertaube; —
Werd' immer dann dem Frankenbrand
Burg, Hab' und Gut zum Raube!"
Der Alte ſtöhnt, dem Alten brach
Das Aug' zur ſelben Stunde.
Sein Herr meint' eine Thrän' ihm nach,
Und ſchwankte fort, der Wunde.

Später Beſuch.

Mechtild ſchmückt ſich vor dem Spiegel,
Und den Stürmen und der Nacht
Wehren draußen feſte Riegel,
Wehret drinn der Kerzen Pracht.

Plötzlich klirrt ein kleiner Stein
An das buntgemahlte Fenster;
„Sind es, flüstert sie, Gespenster?
Denn Er kann's doch wohl nicht seyn.“ —

„Bin es, Liebchen, — tönt es wieder, —
Bin Lotzer, dein lieber Graf,
Hol' dich von der Burg hernieder,
Bin noch immer treu und brav,
Will dich schützen mit dem Arm,
Der so manchen Feind erschlagen,
Will dich sanft am Herzen tragen,
Drinn du wohnest lieb und warm.“ —

„Lotzer, nicht als Grafensprosse
Kommst du lösend deinen Eid.
Wo sind deine schönen Rosse?
Wo dein Heerbann, dicht gereiht?“ —
„Meine Rosse liefen gut,
Liefen in des Feindes Speere,
Die Getreu'n aus meinem Heere
Liegen kalt in ihrem Blut.“ —

„Lotzer, wo sind deine Schilder,
Die du keck zusammen schlugst?
Wo die Kränz' als Liebesbilder,
Die Du grün am Helme trugst?“ —
„Meine Schilder sind zerhau'n
Beide mit an meinen Handen,
Meine Kränze welkten, schwanden
In des blut'gen Wetters Grau'n.“ —

„Lotger, wo ist Karles Krone,
Die, als ihr den Streit erhobt,
Sammt noch viel von Peters Throne
Du zu bringen mir gelobt?“ —
„Karle hat das Land besiegt,
Trotz dem Schirm der Ahnengeister,
Peter ist ein Hexenmeister,
Dem der Druden Macht erliegt.“ —

„Lotger, was mit deiner Veste
Die im hohen Walde glänzt?
Sind schon drinn die Hochzeitsgäste?
Ist der Opferheerd umkränzt?“ —
„Meine gute Veste bricht
Bald vor starken Hammerschlägen,
Sind die Sachsenherr'n erlegen,
Schont man ihrer Vesten nicht.

„Lot'ger, konnt'st du überleben
Burg und Gut und Heeresbann?
Hab' ich Huld sonst dir gegeben,
Bist du jetzt für mich kein Mann.“ —
„Sieh' erst meiner Wunden Noth!
Und ich leb', um dich zu retten.
Oder liebst Du Frankenketten
Mehr, als mit mir Wanderns Noth?“ —

„Weder Ketten, weder Wandern,
Nein des Lebens heitern Schein;
Liegt doch Schönheit auch bei Andern,
Nicht bei Sachsen nur allein.“ —

„Nun ich geh', verſchmäht, verlacht,
Hab' als Zeugniß meine Wunden,
Auch iſt ſchon mein Ziel gefunden;
Gute Nacht, ach gute Nacht!"

Die Burg und der Ritter.

Sie ſtanden in der Runde,
Als wie ein kleines Heer,
Krieg'smann und Bau'r im Bunde
Um Lotgers Veſte her.

Die Alle hatte berufen
Des Richters ernſtes Wort;
Thurm, Giebel, Wälle, Stufen,
Das ſollte zuſammen fort;

In Staub ſollt es zerfallen,
Der Erden gleich gemacht,
Weil Graf Lotger vor Allen
Das Volk ermahnt zur Schlacht;

Weil Lot'ger nicht, gleich Andern,
Sich zeigen wollt' und ſteh'n,
Vorziehend unſtetes Wandern,
Und zweifelhaft Ergeh'n.

Der Richter, der schwang den Hammer hoch,
Und that drei Schläg' an's Schloß,
Das war ein böses Zeichen —
Sein Werk begann der Troß.

Die Mauern brachen, krachten,
Die Wälle stäubten umher;
Viel Frankenbuben lachten,
Manch' Sachse weinte sehr.

Und als herschien das Abendroth,
Da war die Veste vergangen;
Nur eines trotzte noch dem Tod,
Fest im uralten Prangen.

Das war der Thurm des Schlosses,
Mit seinem Haupt voll Moos;—
Schon untergraben schwankt er wohl,
Und brach dennoch nicht los.

Die Schaufler schaufelten voll Angst,
Sah'n stets besorgt hinauf;
Zuletzt begann er zu brechen,
Da flohen ihn All' im Lauf.

Und als man sicher sich geglaubt,
Da wandte man den Blick:
Der stein'ge Riese bog' sein Haupt:
Ja, bog schon sein Genick.

Da zeigte sich ganz oben
Ein Held im Waffenglanz,
Das Schwerdt hellblank erhoben,
Um's Haupt 'nen grünen Kranz.

Und mit dem Thurme fallend
Sang er 'nen stolzen Sang,
Und mit den Waffen schallend
Schlug er in's Thal entlang.

Tief unterm Schutt verschwunden
Lag er für lange Zeit.
Niemand hat ihn gefunden,
Noch auch sein stählern Kleid.

XIII.

Des Sachsenritters Ausforderung.

„Ich habe mein Schwerdt recht scharf geschliffen,
Ich führ einen blanken Schild,
Ich habe den Speer recht hart gegriffen,
Und ist mir mein Herze wild.

Ich schaue wohl durch mein Helmesgitter
Die Weser hinab, hinan.
Wo bist Du nun hin, Du Frankenritter,
Der Damen hofiren kann?

Du reitest vorbei an Liuba's Hallen
Und grüßest so zier hinauf;
Das ist mir recht heiß in's Herz gefallen,
Und, Knabe, das Spiel hört auf.

Denn willst Du in Flucht den Gau verlassen,
Da wird Deine Schande kund;
Und kann Dich einmal mein Speerwurf fassen,
Da liegest Du todt im Grund.

„Derweile Du läg'st an Heerdesflammen
Zu Aachen im gold'nen Haus,
Da kos'ten Liuba und ich mitsammen,
Und lachten Dich fröhlich aus.

Und wo Du begraben läg'st im Haine,
Da hielt' ich mit Liuba Tanz,
Und wüchsen Blumen an Deinem Steine,
Da flocht' ich ihr einen Kranz.

XIV.

Der Mutter Troſt.

„Ich Wittwe hatt' ein Knäblein ſchöne
Von Augen hell, von Wangen roth,
Und Töchter nicht noch and're Söhne,
Nun iſt mein ſchönes Knäblein todt.

Nach Sankt Mauritius Münſter ging es,
Dort lernt es Sitt und Chriſtenthum,
Und vor den andern all'n empfing es
Im Leſen wie im Schreiben Ruhm.

Blieb immer freundlich, immer milde,
Vor Gott und Menſchen gern geſeh'n,
Auch von den andern Knaben wilde
War niemals ihm ein Leid geſcheh'n.

Kamm daß tagtäglich mir im Garten
Der Lerche frühes Trillern klang,
So konnt' ich auch nicht länger warten,
Und nach dem Münſter war mein Gang.

Da hört' ich aus den Kirchenhallen
Mein Knäblein mit im Chorgeſang,
Und ſtand und lauſchte ſolchem Schallen,
Und nie ward mir das Lied zu lang.

War dann der Gottesdienſt vollendet,
So kam mein liebes Kind heraus,
Und ſah' was Mutter ihm geſpendet,
Friſch Obſt und manchen friſchen Strauß.

Wie ihm ſo hell die Wangen glühten!
Kein Aepflein je hat ſo gelacht.
Wie munter ihm die Lippen blühten!
Matt blühte dran der Roſen Pracht.

Wie art'ger Tändeleien viele
Mit Obſt und Blumen er begann,
Daß ich, erlabt von ſeinem Spiele,
Den Tag lang einſam drüber ſann!

Der Morgen war mein Freudeleben,
War mein erquicklich Liebesmahl;
Stets guter Botſchaft Gruß zu geben,
Schien mir in's Bett ſein gold'ner Strahl.

Einſt war er auch ſo hell entglommen,
Sah fahrlos und erquicklich drein,
Und ich, zur Kirchenthür gekommen,
Harrt' auf das liebe Knäbchen mein.

Wohl klang der Dom von hohen Weisen,
Doch bänger, klagender, als je,
Scholl in der heil'gen Pfeiler Kreisen
Ein andachtsvolles Kyrie.

Mir drang es schwer durch Herz und Sinne;
Des Kindleins Laut vernahm ich nicht.
Da wünscht' ich: „ernste Zeit, verrinne,
Geh auf, mein einzig Lebenslicht!"

Auf ging die Thür mit bangem Stöhnen,
Die Mönche wallten paarweis' fort,
Und trugen unter Klagetönen
Ein Särglein an den Friedensort.

Hin blickt' ich. Ach, mein süßer Knabe,
Da lagst Du bleich und freundlich drinn,
Und Frucht und Blume, letzte Gabe,
Fiel auf Dein kaltes Lager hin;

Ich nebenbei in meinen Thränen.
Da trugen sie mich still nach Haus,
Stets irr' im wunderlichen Wähnen,
Stets bangend in des Schreckens Graus.

Weh mir, wenn durch das öde Zimmer
Sich Lerchensang vernehmen ließ!
Weh mir, wenn Morgens heller Schimmer
Den andern Menschen Lust verhieß!

Die Aepflein fragten oft: „wer pflückt uns?
Bringt uns in Kloſters heil'gen Rund?“
Die Blumen auch: „wann endlich drückt uns
Das Knäblein koſend an den Mund?“

Und einzig labend rann ein Regen
Von Thränen mir die Wang' herab,
Und täglich war mein Abendſegen:
O nimm mich auf, du finſt'res Grab.

Da trat im Traum der heil'ge Ritter
Mauritius freundlich zu mir ein,
Und ſprach: „o Thränen, wie ſo bitter!
O wie ſo immer noch die Pein!

Dein Knäblein gabſt du mir zur Pflege,
Treu hab' ich es und fromm bewahrt,
Auch, daß ein beſ'rer Hirt es hege
Zu Chriſti eig'ner Huth geſchaart.“

Ich ſprach: „mein Knäblein haſt genommen;
So laß mir meiner Zähren Lauf.
Und mocht' ihm Tod ſo herrlich frommen,
Was ſparſt du mich zum Leben auf?“

Doch er: „wie magſt vom Tode ſprechen?
Geſtorben iſt dein Knäblein nicht.
Es lebt, wo wir uns Palmen brechen,
Daß uns ein ew'ger Schmuck umflicht.

Und schwankst du noch in bangen Sorgen,
Und fesselt noch dich banger Wahn,
So thu' fortan am frühen Morgen
Was du auch vormals hast gethan."

Da schwand Mauritius. Ich erwachte
Von ungewisser Hoffnung matt,
Und Morgen kam herauf und lachte,
Wie sonst, um meine Lagerstatt.

O lieber Morgen, hat ich Arme,
Nur diesmal keinen falschen Gruß!
Fort wankt' ich, noch in bangem Harme,
Noch zögernd mir der matte Fuß.

Doch als die Metten feiernd klangen,
O liebes Kind, da sangst du mir!
O liebes Kind, wie all' mein Bangen
Vom Herzen leicht herniederglitt!

Ich kam dorthin mit jedem Tage,
Fand täglich die erneute Lust,
Trug sonder Zweifel nun und Frage
Mein süß Geheimniß in der Brust.

Nur wenn der Kirche Pforten klingen
Und drinn des Liedes Stimme schweigt,
Dann flücht' ich wie auf leichten Schwingen,
Daß nie der Sarg sich wieder zeigt.

So hab' ich durch die Nacht gesungen
Mein Leid und Glück, mein Weh mein Heil,
Und herrlich ist es mir gelungen,
Der Zeit entrückt ihr banges Theil.

Der Morgen steigt aus gold'nen Betten,
Die Lerche singt mit luft'ger Art.
Still wandelnd zieh' ich nach den Metten,
Zu horchen auf mein Kindlein zart."

XV.

Sanct Nicolaus Fest.

„Still du in dem Winkel dorten!
Still mit deinem Jammerton!
Wecken nicht die klirr'nden Pforten
Täglich uns zu frühe schon?

Nicht der grimme Sklavenmeister,
Grimmer als der Soldan noch,
Treibend uns, wie Satan Geister,
In des harten Frohnes Joch?

Still drum in dem Winkel, Knabe,
Still mit deiner Litanei,
Laß des Schlummers kurze Gabe
Ungestört uns Armen frei."

„Liegt der Schlummer dir am Herzen,
Liegt am Herzen mir der Gram,
Zündend der Erinn'rung Kerzen
Aus dem Land, woher ich kam,

Aus dem trauten Vaterlande,
Der geliebten Normandie;
Sehnsucht löst des Lebens Bande,
Glück die Sklavenbande nie."

„Dennoch hast du still geschwiegen,
Kaum geseufzt am harten Pflug,
Berge schwer bepackt erstiegen,
Ohne Klag' und ohne Fluch.

Was denn hat sich zugetragen,
Daß du nun so kläglich weinst?
Mußt du uns zu stören wagen,
So verkünd auch was du meinst?"

„Nicht so störrig, mein Geselle,
Nicht so feindlich sprich zu mir.
Kommt ja doch aus gleicher Quelle
Thränenstrom so mir als dir.

Sind wir beide doch gefangen,
Beide von der Heimath fern,
Immer wach das gleiche Bangen,
Gleich erloschen unser Stern.

Zwar mich tröstet, daß die Liebe
Meines Gottes nie mich läßt,
Doch der Sehnsucht stärk're Triebe
Weckt in mir das nahe Fest.

An Sanct Nicolaus Feier,
Des verehrten Schutzpatrons,
Denken heut im Thränenschleier
Meine Aeltern ja des Sohn's;

Denken, wie er mit der Sonne
Morgen nicht zur Kirche eilt,
Nicht, wie sonst, der Andacht Wonne
Mit den andern Gläub'gen theilt.

Wie ihn statt der Festgewande
Nun ein Sklavenmantel deckt,
Statt der gold'nen Ketten, Bande,
Mit dem eig'nen Blut befleckt.

Oder auch schon längst gestorben
Wähnen sie ihr armes Kind.
Hätt' ich doch solch Heil erworben,
Wär' am Leibe todt und blind!

Heller blinkte dann die Seele,
Schwebte siegend über's Meer,
Abgebüßt die Erdenfehle,
Rein in and'rer Engel Heer.

Nicht mehr einsam schmachtend litt' ich,
Nicht die Aeltern litten so;
Schmeichelnd weht' um sie mein Fittig,
Und sie würden leicht und froh.

In der trauten Burgkapelle,
Blumenreich zum Fest umkränzt,
Ist es friedlich, still und helle,
Wand, Altar und Decke glänzt;

Glänzt von zierlichem Gewimmel
Schöner Bilder, makelrein,
Und es sieht der blaue Himmel
Zu den Fenstern hoch herein.

Grüner Lindenwipfel Rauschen
Bricht den hellen Sonnenstrahl,
Licht und flücht'ge Schatten tauschen
Oft ihr Reich nach schneller Wahl.

Morgen, wann die Glocken läuten,
Wann der Chorgesang erschallt,
Und geschmückt mit seinen Bräuten
Unser Volk zum Feste wallt,

Schwebt' ich Morgen doch auf Klängen,
Dort als ein entbund'ner Geist!
Rauschte freundlich in den Gängen,
Wo man unsern Heil'gen preis't!

Formt ein Bild aus Sonnenlichtern,
Dann aus Lindenschatten auch,
Wallt' in ahnenden Gesichtern
Nach der Abgeschied'nen Brauch.

Wenn in Nikolans Nähe
Mich der frommen Aeltern Paar
So vertraulich wandeln sähe,
Wüßt' es mich in seel'ger Schaar."

„Schweig nur, schweig! auch ich säh's gerne,
Oder auch du wärst zu Haus,
Oder sonst nur in der Ferne,
Denn ich halt's nicht länger aus,

Nicht dein Winseln, nicht dein Pred'gen,
Von dem heil'gen Nikola's!
Könnt' er dich der Band' entled'gen,
Nun so gält' er doch noch was.

Aber so dich herzulocken,
Dich den Pilger fromm und treu,
Dann sich höhnisch zu verstocken,
Deinem Leiden, täglich neu!

Laß die Heil'gen seyn und schlafe,
Weiß doch Keiner was er will!"—
Also sprach der rohe Sklave
Und der Knabe weinte still,

Bis der Schlaf, auch ihn umdunkelnd,
Linder Freund auch seinen Gram
Von ersehnten Träumen funkelnd
In den Arm ihn schmeichelnd nahm.

Ach wie heimathliche Bilder
Gaukelten ihm tröstend vor,
Immer süßer, immer milder,
Bis erblich der nächt'ge Flor!

Traurig nun die Augen hebend
War der arme Knab' erwacht,
Vor des Tages Gruß erbebend
Auf geduld'gen Muth bedacht.

Wie so friedlich, still und helle!
Welch ein Schein, der ihn umglänzt!
Ist das nicht die Burgkapelle
Blumenreich zum Fest umkränzt?

Um ihn freundliches Gewimmel
All' der Bilder, makelrein,
Und es sieht der blaue Himmel
Zu den Fenstern hoch herein.

Grüner Lindenwipfel Rauschen
Bricht den hellen Sonnenstrahl.
Licht und flücht'ge Schatten tauschen
Oft ihr Reich nach schneller Wahl.

Und des Festes Glocken läuten
Und der Chorgesang erschallt,
Weil mit Frauen, Kindern, Bräuten
Schon das Volk zur Kirche wallt.

Abwärts fern die Sklavenbande,
Abwärts fern der Helden Zorn,
Lieb' und Huld im Vaterlande,
Neu erquill'nder Freudenborn.

Zum Geretteten, den milde
Nun der Aeltern Arm umflicht,
Tönt's von Nikolaus Bilde:
„Treu' und Sehnsucht täuschen nicht."

XVI.

Eine rheinische Sage.

In Balladen.

I.

Es war zu Köln am Rheine,
An einem Frühlingstag,
Daß so im hellen Scheine
Der ganze, liebe grüne Fluß
Recht wie ein Goldband lag.

Da kam ein Schiff geschwommen,
Von Schmuck und Farben hell,
Die Frauen sahen's kommen;
Manch Fräulein und manch Bürgerkind
Stand an den Fenstern schnell.

Im Schiffe stand ein Ritter,
Hochherrlich anzuseh'n,
Der rührte seine Zither,
Und sang „von Lieb und süßer Treu'"
Durch's laue Frühlingsweh'n.

Ein Schwan durchschnitt die Wogen,
Dem hellen Schiff voran,
Und hat es fortgezogen
An einem Silberkettlein blank,
Thalab, thalab die Bahn.

Doch dicht bei Köln am Rheine,
Da fuhr der Schwan zu Land;
Der Ritter sang: „die Eine,
Die such' ich hier, die such' ich hier!"
Und schwang sich an den Strand.

Wohl schien es Vielen süße:
„Möcht' ich die Eine seyn!"
Zwar gab er art'ge Grüße,
Doch schwand er ihnen all' vorbei
Zur alten Stadt hinein.

2.

„Schwesterlein, mein Schwesterlein,
Lösch' die Lampe, laß uns schlafen;
Schlummer ist der beste Hafen,
Schaurig rauscht der alte Rhein." —

„Schwesterlein, schlaf' du nur still!
Ich noch muß die Zither üben,
Weil der Mond vom Berge drüben
Aufgeht, und mich hören will." —

„Elsbeth, wie Du thöricht bist!
Kann denn Mond ein Bräut'gam werden?
Höchstens lockt aus dunkler Erden
Gnomen er zu wilder List.“ —

„Martha, gib dich sacht zur Ruh,
Aber laß' mich ahnend wachen;
Blanke, wunderliche Sachen
Blinkt mir Nacht verheißend zu.“ —

„Gut; was seyn soll, muß geschehn,
Wer nicht hören will, der fühle;
Ob auch nur auf strohnem Pfühle,
Soll mich doch der Schlaf umwehn.“ —

Und es schlief die Martha ein;
Elsbeth sang die Mähr' zur Zither,
Wie einst ihre Ahnenritter
Herrschten längs dem alten Rhein;

Wie als Waise, schwach und arm,
Fast in Dienstbarkeit gesunken,
Sie noch stets die Adelsfunken
Heg' im Busen kühn und warm;

Und, ob klug ein neu Geschlecht
Nichts auf derlei möge geben,
Könne sich ein Geist erheben,
Bräut'gam ihr und ihrem Recht.

Draussen rauscht der Strom und tropft
Regen an das kleine Fenster. —
„Weh, berief mein Lied Gespenster?
Ach fürwahr, es klirrt und klopft!“

3.

Die Zither rauscht, die Zither klingt
Dicht vor dem Fensterlein,
Und durch die hellen Scheiben bringt
Dies leise Lied herein:

„O Fräulein Du von edlem Haus,
Verlaß'nes Waisenkind,
Dir trieb das Glück den Reichthum aus,
Den Muth nicht so geschwind.

Gedenkst Du noch der Sagen grau,
Wie einst vom alten Rhein
Aufstieg ein Prinz, und nahm zur Frau
Die edle Ahnin Dein?

Davon entstammt Dein groß Geschlecht,
Doch sänk es jetzt dahin,
Wenn nicht im Rheine altes Recht
Noch wohnt' und alter Sinn.

Ich Prinz, ich schwamm zu Dir herauf
Aus meinem grünen Fluß,
Und brachte Schätze viel zu Hauf,
Weil ich Dich schmücken muß.

Willſt Du mich frei'n? Ich frage jezt
Bei einſam ſtiller Nacht,
Weil mich zu ſehr das Rein verletzt,
Wenn erſt ich komm' in Pracht.

Da würd' ich allzuwüthig ſeyn,
Und wohl in kurzer Stund
Riß' mir mein lieber Vater Rhein
Das ganze Köln zu Grund.

Doch ſprichſt Du Ja, ſo bin ich da
Zu Morgen froh und treu,
Und was in alter Zeit geſchah,
Geſchieht durch mich auf's Neu.

Erblühen ſoll uns ein Geſchlecht
Von alter Heldenart,
Soll brechen Trug, ſoll üben Recht
Auf mancher Ritterfarth.

Ein Wort jedoch heiſch ich von Dir,
Und darauf halt ich feſt,
Daß Du mein drittes Kind nach mir
Mit Namen taufen läßt.

Und ſprichſt Du Ja?"— Sie ſeufzte: „Ja!"—
Da ſchwieg der Zitherklang,
Doch ſcholl der Rhein ſehr laut und nah
Das blüh'nde Thal entlang.

4.

„Schwester Elsbeth, sieh o sieh,
Dort von weiten
Einen blanken Knappen reiten!
Schön'res sahst Du wahrlich nie.

„Schwester Martha, laß nur sein.
Näher kommen
Wird er bald, und uns zum Frommen,
Wird uns Dienst und Huld'gung weih'n.

„Elsbeth, solch ein herrlich Kind?" —
„Sind wir minder
„Denn, als and're Ritterkinder?" —
„Nein, doch Reichthum nur gewinnt." —

„Wirst es bald viel anders schau'n." —
Und geritten
Kam der Knapp', mit art'gem Bitten,
Neigend sich den beiden Frau'n;

Meldete den Herrn vom Rhein,
Der alsbalde
Komme von der Burgeshalde,
Und um Elsbeth wolle frei'n.

Elsbeth neigte sich mit Huld,
Aber Marthe
Seufzte heimlich: „warte, warte!
Sind beim Bäcker noch in Schuld!

Wovon ſollen wir den Herrn
Nun bewirthen?“ —
„Das bekümmert arme Hirten,
Keinen ſtolzen Ritterſtern.“

Elsbeth ſprach's, und alſogleich
Brachten Wagen
Prunkgeräth und Wein getragen,
Spezi' und Gold ſehr überreich.

Martha bleibt, wie ganz verſteint,
Weiß es nimmer,
Wie für ihre Küch' und Zimmer
Sie das Alles ſtellt und eint.

Elsbeth kämmt ihr gold'nes Haar,
Unbekümmert.
Seht, wie hell alsbald ſie ſchimmert,
Eine Braut, des Tadels baar!

5.

Was ſorgſt Du, arme Martha, für Dein Haus?
Der Herr vom Rhein ſucht ſchon ein and'res aus.
Das fand alsbald ganz dicht er an dem Rhein,
Und führte Elsbeth und auch Dich hinein,
Und hielt dort Hochzeit mit der holden Braut,
Wie man's in Köln ſo fürſtlich nie geſchaut.
Wie ſtaunte das die blöde Martha an!
Doch ſorglos lebten Elsbeth und ihr Mann:

Im Ruhm der Waffen er, sie froh daheim,
Er stark wie Stahl, sie mild wie Honigseim,
Und Fräulein Marthe treu, bei Tag und Nacht,
Auf ihrer Schwester Pflegʼ und Dienst bedacht.
Da kam es denn nach manchem heitern Jahr,
Daß Elsbeth ihrem Herrn ein Kind gebahr,
Ein Knäblein stark wie er, und mild wie sie;
Man sah ein schön'res Kind am Rheine nie.
Dann brachte sie ihm noch ein zweites Kind,
Ein Fräulein zart, wie Maienblüthen sind.
Für Beider Namen ließ er ihr die Wahl,
Sie fragte stets: „wie heißt Du, Eh'gemahl?
Damit nach Dir mein Kind geheißen sei!“
Die Antwort war: noch bleibt die Wahl Dir frei.“
Da sprach man tausend denn die Namen hin,
Wie Elsbeth und auch Marthen stand der Sinn.
Nun kam das dritte Kind, ein Junghерr, nach; —
O halte jetzt die Frau, was sie versprach!

6.

„Mein trautes Schwesterlein,
Du treue Marthe,
Wie pflegst Du doch so emsig mein!
Wohl muß ich und mein Kind gedeih'n,
Denn nirgend mag 'ne Kais'rinn seyn,
Die man so warte.“ —

„Das ist mein Wesen so,
Du weißt es lange.
Es nennet's knechtisch wohl und roh
Jedweder, der die Mühe floh;
Doch, schaff ich viel, so bin ich froh;
Sonst wird mir bange."—

„So sprich, was schenk' ich Dir,
Das Dich erlabe?"
„Eins hätt' ich gern. Ach, gibst Du's mir?"—
„Mein Wort und Handschlag ist schon hier.
Reich ist mein Herr an Putz und Zier
Und jeder Gabe."—

„Ach nichts von Gut und Geld
Und eitlem Gleissen!
Doch wenn mein Dienst Dir so gefällt,
So ehre mich vor aller Welt:
Nach mir laß diesen künft'gen Held
Martinus heissen."

Das überlegt die Frau
Mit stillen Zähren,
Doch denkt sie bald: „nicht harsch und rauh
Ist mein Gemahl, und nicht genau.
Vertrau', Du banger Sinn, vertrau'!
Er wird's gewähren."

7.

„Wolfgram, sprach der Rheinesritter,
Wolfgram heißt mein drittes Kind.“
Und die Marthe sagte bitter:
„Wolfgram? Ei, wie schwach und blind
Doch in so was Männer sind!

Nein, Martinus wird er heißen!
Eure Frau hat's auch gesagt.
„Wolfgram! Seht doch! Soll er heißen
Wie ein Wolf ganz unverzagt,
Daß er Amm' und Leute plagt?“

Schmerzlich blickte da zur Seiten
Seinem Weib der Ritter zu.
Doch, wenn erst 'mal Frauen streiten,
Sieht dies einzige Wörtlein Ruh:
„Kind, nach Deinem Willen thu'.“

Ach, der Ritter sprach mit Thränen
Auch dies einz'ge Wörtlein aus,
Und gestillt war Marthens Sehnen,
Und man hielt im ganzen Haus
Nach der Taufe inst'gen Schmaus.

Und Frau Elsbeth sagte schmeichelnd:
„Mann, wie bist du sanft und gut!“
Ihn mit zarten Händchen streichelnd. —
„Ach, wie weh doch Trennung thut!“
Seufzt' er still im bangen Muth.

8.

Und Morgens d'rauf da spielten am Rhein
Des Ritters Kinder zierlich und fein,
Der Knab' und auch das Jungfräulein.
Da kam ein Schiff geschwommen;
Dem wies die Bahn,
Vom Sonnenlicht umglommen,
Ein edler Schwan.

Der trägt um seinen Hals so schlank
Ein Kettlein niedlich und silberblank;
So zog er das Schiff dem Strom entlang:
Das Schiff so blank und helle
Im Mindesweh'n,
Doch drinn auf keiner Stelle
Ein Mensch zu seh'n.

Froh liefen die Kindlein nach dem Haus:
„O Vater, o Mutter, kommt heraus!
Ein herrliches blankes Wasserhaus!"
Da kamen sie gegangen,
Vergnügt die Frau!
Doch auf des Ritters Wangen
Lag Schmerzensthau.

Die kleinste Lust nicht zu entbehren,
Verspielt Ihr Euer höchstes Glück,
Und ruft es dann mit tausend Zähren
Umsonst, und stets umsonst zurück.

Weißt Du, warum gleich luft'gen Eisen
Ich wieder in der Fluth verschwamm?
Ich Herr vom Rheine bin den Wölfen,
Den fremden Wölfen, ewig gram.

Als solch ein Wolfsgram sollt' auch gelten
Mein liebstes Kind bei Tag und Nacht;
Nun habt Ihr Zwei mit Fleh'n und Schelten
Ihn zum Martinus mir gemacht.

Nun wird er Saint-Martin einst heißen,
Halb Wolf, halb Fuchs von fremder Art,
Und seinen ält'sten Bruder beißen,
Wenn der das Vaterland bewahrt.

O hättet Ihr mein Wort beachtet!
O hättet Ihr auf mich gehört!
Nun wird noch oft mein Fluß umnachtet,
Durch Bruderfehde wild verstört!

Doch nur getrost! Auf dieser Erden
Erlebt man kaum was ganz gelingt.
Laß nur re[illegible] stark den Aelt'sten werden,
Daß er den Saint-Martin bezwingt!"

Der Schwan, der rudert sogleich zu Land,
Zieht leicht sein Schifflein hinauf den Sand,
Thut mit dem Ritter recht wohl bekannt.
Der Herr mit bleichem Munde
Küßt Weib und Kind,
Und schwinget sich zur Stunde
In's Schiff geschwind.

Vergebens rufen die lieben Drei,
Der Schwan fährt weiter so frank und frei,
Setzt seine Fitt'ge wie Segel bei.
Fern hört man ein Gewimmer
Durch Well' und Wind:
„Lebt wohl, lebt wohl auf immer,
Lieb Weib und Kind!"

9.

In ihren Thränen war entschlafen
Frau Elsbeth gegen Mitternacht;
Da war in duft'ger Träume Hafen
Ihr ein sehr ernstlich Bild erwacht.

Aus rheinisch grünen Heldenwogen
Sah sie ein Heldenbild ersteh'n,
Recht wie von Lieb' heraufgezogen;
Sie konnt's nicht ohne Weinen seh'n.

Es war ihr Eh'herr, war ihr Ritter,
Der sprach sie an, betrübt und lind:
„Wohl streng' sind Geisterbannes Gitter,
Weil ach, so schwach die Menschen sind!“

XVII.

Walgerß und Hildegunde.

Eine Polniſche Sage in Balladen.

Liebeshoffnung.

Tanze leicht, mein weiſſes Röſslein,
Du viel Goldes werth!
Glänze blank mir an der Hüfte,
Mein gekrümmtes Schwert!

Klingt mir hell, Ihr gold'nen Schellen,
Dicht um Zaum und Schild!
Flatt're, Waffenrock, im Winde,
Bunt und weit und wild!

Denn die Burg des Frankenkönigs
Thut ſich vor uns auf.
Rings um mich den Polenritter,
Drängt man ſich zu Hauf.

Und nach Ehr' und Preis befahr' ich
Weit den Erdenrund,
Thu' mich Rittern mit Gewaffen,
Frau'n mit Liedern kund.

Anm. Die Polen ſprechen Walgerß: Walgerſch.

Also summte sich auf Polnisch
Durch den Frankenort
Walgerß, zubenamt der Starke,
Leicht sein Liedchen fort;

Bis aus einem gold'nen Fenster
Sah' die schönste Maid.
Da verklang ihm luft'ges Singen
Süß in Liebesleid.

„Sagt, wer ist das holde Fräulein?"—
„Unsers Königs Kind,
Hildegund, von vielen Fürsten
Demuthsvoll gemint."

„Ja, das glaub' ich, kann mir's denken!"
Sprach der Pole sacht,
Hat im zweifelvollen Sinnen
Doch auch so gedacht:

„Sah' ich gleich den schönsten Ritter
Flüsternd bei ihr steh'n,
Dennoch kann sich's anders lenken,
And'res viel geschehn!"

Der Tanz.

Weit ſind die Pforten aufgethan
Zu Frankenkönigs Feſte,
Bewundernd Volk erfüllt den Plan,
Die Hallen edle Gäſte,
Der Kerzen Strahl
Bei Tanz und Mahl
Schwebt an gewölbten Dächern,
Auf ſteugt und ab der Diener Zahl,
Weingold in gold'nen Bechern.

Ein Engelsbild durch blanke Reih'n.
In deutſchen Walzers Runde
Am Arm des Fürſten von dem Rhein
Schwebt Fräulein Hildegunde.
In Liebesmuth,
In zarter Gluth
Schau'n ſich die Zwei' entgegen,
Und unterm Schirm der Töneflut
Darf ihr Geſpräch ſich regen.

Derweile tanzt mit ander'n Frau'n
Walgerß in raſchen Flügen,
Und alle preißen, die ihn ſchau'n,
Sein zierlich Dreh'n und Schmiegen.
Der König ſpricht:
„Fürwahr ein Licht
Des Saal's iſt dieſer Ritter!“ —

Doch ach, die Eine schaut ihn nicht,
Lob wird und Lust ihm bitter.

Und als der Walzer nun verklang,
Tanzt Walgerß mit der Schönen,
Und führt im feierlichen Gang
Sie durch ein Meer von Tönen.
Die hallten weich,
Und doch so reich,
Nach Polnisch edler Sitte;
Man dachte, Gegenminne gleich
Klang' ein in Liebesbitte.

So holdes Grüssen soll Dir nicht,
Du schlanker Pole, nahen!
Was er im zieren Tanze spricht,
Erwirbt kein süß Bejahen.
Unlustig geht
Gezwängt sich dreht
Die Herrinn ihm zur Seiten.
Hin wo der Fürst vom Rheine steht,
Laßt sie die Augen gleiten.

Der holden Blicke schnelle Flucht
Kann alle Späher meiden,
Nur Walgerß list'ge Eifersucht
Zünzt sie zu seinem Leiden.

Er tritt zurück,
Er läßt sein Glück,
Er wagt's nicht mehr, zu werben,
Und meint, er müß' im Augenblick
Vor heißem Leid ersterben.

Die Waffenübung.

Mit hinaus im reis'gen Zug!
Mit hinaus im Volksgewimmel,
Daß Ihr guten Platz gewinnt!
Walgerß tummelt wie im Flug
Schon den leicht gehuften Schimmel
Und sein Kampfesspiel beginnt.

Draußen steh'n auf gras'gem Rund
Schöngeschnitzte Tartarköpfe
Rings auf geld'nen Pfeilern da:
Schmal von Augen, breit von Mund,
Bart und Haupthaar wilde Zöpfe,
Bild an Bild einander nah.

Und der Schimmel hüpft und springt,
Wo sich andr' im Schritt nicht finden,
Schlängelnd durch der Pfeiler Reih'n,
Während Wurf an Wurf erklingt,
Speer auf Speer aus Walgerß Händen,
In die Köpfe grad' hinein.

Und bisweilen hebt sich auch
Der gewandte Pol' im Bügel,
Säbelt einen Kopf herab.
Rößlein hält des Tanzes Brauch,
Sonder Spern und sonder Zügel,
Stets Galopp und nimmer Trab.

Als der Flug zu Ende war,
Sah man jeden Kopf durchschossen,
Oder rollend auf dem Sand.
Staunend hält die Frankenschaar;
Walgerß frägt nach Kampfgenossen,
Keiner thut sich ihm bekannt.

Und schon blickt er stolz hinauf
Wo die schönen Frauen sitzen,
Blickt nach Fräulein Hildegund.
Sieht da kommt's im wilden Lauf,
Kommt in eh'rner Waffenblitzen,
Hoch von Helmesbüschen bunt.

Mit der blanken Ritter Troß
Kommt der Fürst vom Rhein geritten,
Bricht die Pfeiler, wie er naht.
Dann im Stoße, Roß auf Roß,
Wird turniert nach deutschen Sitten,
Land besät mit Speeresaat.

Fröhlich in den Waffenschall
Lachelt Fräulein Hildegunde,
Von des Liebling's Kraft erfreut.
Da hinein zum grimmen Schwall
Will auch Walgerß in die Runde,
Doch sein weißes Roßlein scheut.

Und fürwahr, es that auch klug,
Mann und Roß mit leichtem Springen
Fänden hier nur Todesschmach.
Walgerß jagt im zorn'gen Flug
Zu der Burg, und hört das Klingen
Des Turniers noch ferne nach.

Des Polen Liebesklage.

Durch Forstes Irren
Geht er allein,
Recht tief in der wirren
Gesträuche Dunkel hinein.

„Hier soll mich keiner hören
Hier bricht mein Jammer los,
Hier soll mich keiner stören,
Hin werf' ich mich auf's Moos.
Ich hab' Dich ja im Herzen
Sorgfältig lieb gehegt,
Warum hast Du zu Schmerzen
So feindlich mir's bewegt?"

Die Bäume flüstern
Freundlich dazu,
Doch wiegt es den Düstern
Nicht in des Schlafes Ruh'. —

„Du böser Fürst vom Rheine,
Ich wollt' es könnte seyn,
Daß all' die Welt wär' Deine,
Und Deine Braut wär' mein!
Und könnt' ich nur von hinnen
Wär's noch ein Segen mir
Doch weh! an allen Sinnen
Hält es mich fest bei ihr."

Hoch in den Zweigen
Ein Taubenpaar
Mit Küssen und Reigen
Bot holde Grüße sich dar.

„Wer durft' Euch herbestellen
Zu Spotte mir und Pein?
Es soll kein Lieb's erhellen
Im ganzen Walde sein.
Weil Liebe mir ward dunkel
Mir Gall' in Süßes goß,
Lösch' Eures Blick's Gefunkel
Vor diesem Pfeilgeschoß!"

Und wie der Ritter
Zum Pfeile greift,

Da hat er die Zither
An seiner Schulter gestrift.

„Bist Du mit hergekommen
Und hab' nicht Dein gedacht?
Ich Thor! Wie war vergkommen
Mein Hoffen so in Nacht!
Und hab' doch Deine Saiten,
Und holden Sanges Lauf.
Nun frisch! Noch woll'n wir streiten.
Der Abend thau't. Wohlauf!"

Der Sieg der Lieder.

Ein heimlich Sinnen schwebt, gleichwie ein Flor,
Am Morgen d'rauf um Fräulein Hildegund,
Und immer noch tönt's in ihr wähnend Ohr,
Was nächtlich klang aus unbekanntem Mund:

„Königsperle, Heldenminne,
Hoch in blanken Zimmern,
Träume zieh'n um Deine Sinne,
Bunt mit luft'gem Flimmern;
Einsam geht der arme Singer
Draußen auf dem Zwinger.

Laß Dir was vom Singer träumen,
Mit ihm Träume tauschend;
Horch, wie Liedeswellen schäumen
Dir in's Ohr es rauschend,

Daß er Dich mit heißen Schmerzen
Einzig trägt im Herzen.“ —

„Wer iſt der Singer? und wie ſchwang er nur
Sich auf den Wall mit ſeinem Wunderklang?“
D'rauf forſcht ſie bei dem Wächter nach der Spur
Des kühnen Fremdlings, der am Fenſter ſang.

Der weiß von nichts. Im träumeriſchen Sinn,
Verweilt die Jungfrau ſehnend im Gemach.
Dann ſteigt der Abend auf, der Tag ſinkt hin,
Und mit den Sternen wird das Singen wach.

Und an die Fenſter lauſchend hingebannt
Horcht Hildegund mit ihren Fräulein all'.
Gelöst durch ſüß'res Band iſt Schlummers Band,
Und Worte flüſtern in der Töne Fall:

„Singer iſt ein Zaubermeiſter,
Kann mit Zitherklängen
Jungfrau'ngeiſter, ſpröde Geiſter
In den Garten drängen,
Wo Frau Minn' im holden Spiele
Hegt der Reblein viele!“

„Ja wohl, ein Zaubermeiſter!“ ſeufzt ſie ſchwer
„O allzuſüßer, lieber Schmeichellaut!
Ein Elfe wohl ſchwebt durch die Schatten her,
Und macht mich Königskind zur Elfenbraut.“

Das Frühroth kommt. Der Wächter wird gefragt.
„Nichts schaut' ich, Herrinn, bis zum Morgenstern. —"
Da schließt die Maid sich wieder ein und klagt,
Und scheut den Klang, und hat ihn doch so gern.

Der bebt, sobald der nächt'ge Schleier fiel
Vor Himmels Antlitz, neu sein Locken an,
Besügelt sich mit leisem Zitherspiel,
Schafft zu Gemach und Herz der Maid sich Bahn:

„Rehlein, Du auch sollst zum Garten
Unter Liebesrosen,
Wo vertraulich Deiner warten
Pfleg' und süß'res Kosen.
Saitenklang hält Dich umschlungen,
Sieg ist mir gelungen."

Nicht länger trägt das schaurig süsse Weh'
Die Jungfrau, das mit jeder Nacht ihr naht.
Bezwungen ist das weiß' Königsreh,
Sucht nach dem Zaubergarten selbst den Pfad.

„O Wächter, Wächter, sag' die Wahrheit mir!
Des Elfen Singen bringt mich sehr in Noth.
Wen sah'st Du auf dem Walle nächtig hier?
Dein Läugnen, schwör' ich, schafft Dir bittern Tod."

„Ach Herrinn, Herrinn, seid mir Armen hold!
Der Polenritter hub die Lieder an.
Viel mehr des Zwanges, als sein rothes Gold,
Hat mir sein freundlich Bitten angethan."

„Ach wohl, ach wohl! Sein Wort ist stark und zart
Geh', armer Wächter, hin. Dir sei verzieh'n." —
Stond Walgerß nun mit andern Herrn geschaart,
Sah' Hildegunde nichts hinfort, als ihn.

Des Herrn vom Rheine Fahrt.

Weit weg vom Hofhalt, fort durch's Thal,
Waldaus, bergan, waldein,
Da reitet, im Herzen Liebesqual,
Der edle Herr vom Rhein.
Er reitet so schnell, spornt an sein Roß,
Läßt weit zurücke der Mannen Troß,
Will wieder daheime seyn.

Und als er nun durch die Pforten sprengt,
Und grüßt sein eigenes Haus,
Da hat sich ihm härter die Brust beengt,
Und Thränen brechen ihm aus.
Ihm ist, als frug' nach dem Mägdelein
Das Burggemäuer, der starke Rhein,
Der alten Linden Gesaus.

„Es war ein Hoffen hier angeklirrt
Um Burg und Strom und Baum,
Du hätt'st uns 'ne Hausfrau mitgebracht;
Ei sage, war das ein Traum?"
„O Strom, o Linden, Ihr fragt nicht gut.
Mich trug wohl liebend ein Weib im Muth
Doch Weiberlieben ist Schaum."

Da wird's ihm zu bang in dem Mauerrund,
Sprengt weit hinauf an den Rhein,
Jagt auf und nieder zu mancher Stund
Spricht's jeglichem Fährmann ein:
„Fährmann, willst haben mein Gut und Gold
Da sei mir in rechten Treuen hold.
Und keiner sagte da Nein.

Und fürder sprach er: „wo Ihr gewahrt
'Nen Ritter mit einer Maid,
Da sollt Ihr Euch nicht zur Ueberfahrt
So willig zeigen bereit.
An Gold eine Mark, die heischt Ihr Euch,
Und ist er zu geben die so reich,
Da ruft Ihr mich her in den Streit."

Und wieder lenkte der Herr vom Rhein
Zur heimischen Burg sein Pferd.
Da hat er geharrt auf dem alten Stein,
Geschliffen sein großes Schwerdt,
Geschmiedet Waffen bey diesem Sang:
„War auch die Schönste nicht sonder Wank,
Doch ist sie des Fechtens werth!"

Die Flucht.

Rings um die Veste
Des Frankenherrn
Hält Nacht verschleiert
So Mond als Stern.

Was strahlt am Burgthor
So Silberweiß?
Ist's wohl halbblühend,
Ein schlankes Reis?

Schlank ist's, gelenkig,
Ein Reis doch nicht:
Ein edler Schimmel
Der gibt solch Licht.

Der harrt gehorsam
Auf seinen Herrn,
Und noch auf andern,
Auf schönern Stern.

Schau, wie vom Fenster
Die Leiter schwankt,
Aus seid'nen Stricken
Gar fest gerankt.

Da schweben nieder
Die trauten Zwei,
Sind nun zur Erden,
Und froh und frei;

Und drücken selig
Sich Mund an Mund.
Fort reiten Walgerß
Und Hildegund.

Der Paß am Rhein.

„Mein Fährmann Du vom Rheine,
Auf, löse Deinen Kahn;
Ein guter Lohn wird Deine,
Führst Du uns 'nüber auf den Plan."

„Ich thue nicht desgleichen,
Als nur um hohen Sold;
Da müßt Ihr Zwei mir reichen
Wohl eine Mark an feinem Gold."

„Da nimm; doch sei behende,
Und führ' uns bald hindann."—
Er gab's in seine Hände,
Fort sprang der Fährmann durch den Tann.

„Du Wicht vor allen Wichten,
Was stiehst Du in's Gesträuch?"—
„Dem Herren vom Rhein berichten
Muß ich's nur erst. Dann fahr' ich Euch."

Und gleich war er verschwunden
Im dunkelwald'gen Rund:
Da hat die Hand gewunden
In stummer Angst schön Hildegund.

„Hei, sprach der Polenritter,
Von Deinem Bangen laß!
Ich mach' die Fahrt noch bitter
Dem, der uns wehren will den Paß.

Mein Rößlein kann wohl springen
Im luft'gen Waffentanz,
Mein Säbel kann wohl klingen
Durch Helm und Kopf mit scharfem Glanz."

„Kann denn Dein Rößlein springen
Wohl durch ein ganzes Heer?
Kann denn Dein Säbel klingen
Durch hundertfach gefällten Speer?

Wir sind in Feindes Landen,
Sind rings zu hart bedroht.
Vor seiner Mannen Handen
Mußt Du und ich heut liegen todt."

„Wenn's also ist gemeinet,
Da halt Dich fest an mir;
Uns beide trägt vereinet
Rasch durch den Strom mein treues Thier."

Und in den Fluß zur Stelle
Setzt Rößlein frisch hinein,
Selbst eine weiße Welle,
Und rudert lustig durch den Rhein.

Die hellen Wasser klingen
Vertraut am Sattel hin;
Ritter und Dame singen,
Und kosen mit verliebtem Sinn.

Jenseits auf grüner Halden
Springt Rößlein aus am Strand,
Trägt die vergnügten Beiden
Mit leichtem Traben fern in's Land.

Der Zweikampf.

„Halt an, Du Held, Dein Roß!
Du kannst wohl flüchtig reiten,
Doch kam ich Dir vom Schloß
Bald nach in diese Weiten.

Du führst mit Dir ein Fräulein zart,
Das ist für Dich zu hold,
Hast auch mir um den Rheinpaß
Nicht nach Gebühr gezollt."—

„Ich gab Dir mehr als Dir gezieмt,
Gab Dir an Gold 'ne Mark.
Das Fräulein folgt mir willig,
Und hier mein Arm ist stark.

Doch seh' ich wohl, Du kommst nach Streit,
Den sollst Du g'nugsam finden."
Er hub vom Roß die süße Maid,
Führt sie zu einer Linden.

„Da weil' im kühlen Schatten,
Da weil' in stolzer Ruh,
Und sieh' auf grünen Matten
Dem lust'gen Kämpfen zu.

Ich hüt' Dich im gefeiten Ring
Ich und mein treues Pferd."
D'rauf flog er in den Sattel flink,
Und schwang sein krummes Schwerdt.

Dann spornt er um die Linde
Sein Rößlein schlank und weiß.
Das ging so blitzgeschwinde,
Rings war's ein blanker Kreis. —

„Ich will Dich doch zerbrechen,
Du flüchtig helles Rund,
Mich an dem Polen rächen,
Heimführen Hildegund."

So ruft der deutsche Degen,
Sprengt zu dem Baum mit Macht,
Und keck lich fährt entgegen
Ihm Säbels scharfe Pracht.

Es ward auf dieser heißen Fahrt
Mit rechten Ehren gestritten;
Der Fürst vom Rhein auf deutsche Art,
Walgerß nach Polensitten.

Der Deutsche hieb manch scharfen Schlag
Mit seinem langen Schwerdt,
Dem wußte auszubeugen
Der Pole, leicht bewehrt.

Und war alsbald von Neuem bereit,
Und traf den Deutschen gut,

Doch glitt es ab vom eh'rnen Kleid,
Und ab vom eh'rnen Hut.

Der Eine war ein mächt'ger Stier,
An Brust und Hörnern stark,
Der Andr' ein Hirsch, voll schlanker Zier
Und rüst'gem Heldenmark.

O wem doch wird's gelingen,
Auf diesem grünen Plan!
Wer wird die Braut umschlingen,
Und wen wird Tod umfah'n!

Weichst Du zurück, Du schlankes Pferd,
Läßt Deinem Gegner Raum?
Was thust Du, krummes Sichelschwerdt?
Du schwirrst, doch trifft Du kaum.

Dagegen die deutsche Klinge,
Die rasselt scharf darein,
Zerspellt die Panzerringe,
Sträubt wild um's Haupt der Federn Schein.

Das macht, der deutsche Held
Hat die vor seinen Blicken
Die ihm sein Licht ist in der Welt,
Der Pol' hat sie im Rücken.

Der sieht vor sich nur Todesgraus,
Nur Feind mit harten Streichen,
Und muß im wilden Kampfgebraus
Taumelnd zurücke weichen.

Da hat im raschen Drehen
Sich so der Kampf gewandt,
Daß Jeder kommt zu stehen
Wo jüngst der And're stand.

O Walgerß, kühner Streiter,
Nun schaust Du, was Du liebst,
Nun fühl'st Du wieder heiter,
Und hau'st wie jüngst im Spiel Du hiebst.

Die Sonn' ist aufgestiegen
Ihm dort am Lindensitz,
Da wird sein Fechten Siegen,
Sein Säbel wird ein Blitz.

Der Deutsche ficht im Dunkeln,
Von Liebesblicken fern,
Da löscht des Auges Funkeln,
Da fällt der kühne Stern.

Scheu reißt sein starkes Schlachtroß fort
Sich herrenlos zum Rhein,
Der Anger muß ein Todesort
Dem edlen Fürsten sein.

Und Walgerß pflückt den süßen Dank
Von seiner Huldinn Mund
Schwingt sie in seinen Sattel schlank,
Und läßt den blut'gen Rund.

Des Verliebten Heimkehr.

„Polenritter, Polenfrauen,
Kommt hervor zum Tanze!
Laßt Euch frisch und festlich schauen,
All' im eig'nen Glanze:
Ritter kühn auf Rosse steigend
Frauen zart sich neigend.

Tynicz, hohe Walgerstreste,
Laß die Fahnen wallen!
Kränze grün zum Preis der Gäste
Deine weiten Hallen!
Aus den Pforten laß ein Klingen
Froher Lieder dringen.

Ha sie kommt, sie kommt gezogen,
Süßes Licht dem Schlosse!
Ha er kommt, er kommt geflogen,
Auf schneehellem Rosse!
Rasch nun! Schlingt die bunten Kreise
Flink nach Polenweise.

Wie sie staunt, die schöne Beute,
Vor dem fremden Reigen!
Frage heute, staune heute,
Morgen ist Dirs eigen.
Gern sind art'ge Polensitten
Bei den Frau'n gelitten.

O Die soll's hier gut gefallen,
Soll Dein Herz besiegen,
Glatter Worte zierlich Schallen
Feiner Grüße Schmiegen,
Kleider, östlich reich sich faltend,
Du die Herrschaft haltend.

Bist dem deutschen Grund entronnen,
Eh'rnen Mannstrauen.
Hier ist hell ein Reich begonnen,
Wie sich's Frau'n ersannen:
Frauen spenden Wink und Mienen.
Und die Männer dienen."

Die Feldzüge.

„Wohinaus, wohinaus, Walgerß, mein Held?" —
„In's Feld, schön Hildegund mein, in's Feld." —
„Bist kaum gelangt in's heimische Schloß,
Und wieder umgürtet alsbald zu Roß?" —
„Die Feinde trotzen, die Bauern schrei'n!
Da schlag ich Helfer mit Säbeln drein.
Wislaus, der Herr von Wislicla's Zinnen,
Der will mein Eigen mir abgewinnen,
Ist oft, dieweil in der Fremd' ich ritt,
Hier eingeprengt, viel Gesindel mit,
Und hat geprahlt, ich müßt' ihm die Sassen
Ich müßt' ihm Aecker und Wiesen lassen.
Er rühmt sich der Schönst' im ganzen Land,
Mich hat man ringsum den Starken benannt.

Da soll 'mal, was besser fromme, sich weisen,
Ob Stärk', ob Schönheit vor schneidendem Eisen."
Und er grüßt, und sprenget im Fluge hinaus;
Fern über den Wald her Kampfesgebraus;
Die Hörner klingen, Staub wirbelt empor,
Walgerß kommt heim an Toniez Thor;
Kommt siegesprangend und froh geritten,
Gefangen den Feind in der Schaaren Mitten.
Den heißt in den tiefsten Thurm hinab
Der Walgerß senken: „Da sind' er ein Grab;
Ein Grab, das muß ich ihm freilich lassen,
Doch nimmermehr Aecker und Wiesen und Saaten."—
„Wohinaus, wohinaus, Walgerß, mein Held?"—
„In's Feld, schön Hildegund mein, in's Feld."—
„O weh, hast kaum den Wislaus bezwungen,
„Und wird schon wieder nach Blut gerungen?"—
„Das ist die fröhliche Ritterart,
Mit neuen Tagen auch neue Fahrt,
So bricht unser Ruhm in die Welt hinaus;
Die Frau herrscht derweile zu Haus.
Da mag sie nach vollem Behagen schalten;
Im Feld soll'n Männer die Zügel halten.
Und kehren wir wieder zum heimischen Land,
Da führen wir mit erbeutet Gewand,
Gold, Edelgestein und Seiden bunt;
Dann blüh'n uns Küsse vom süssen Mund. —
Und er grüßt und sprenget den Schimmel an,
Lenkt weit durch ferne Reiche die Bahn,
Zieht um auf vielen gefährlichen Wegen,
Immer der Sonne, dem Morgen entgegen.

...r Russe, der Tartar heulen vor ihm,
Manch türkischer Ali und Ibrahim;
Sie beugen das Knie vor dem siegenden Polen,
Sie heißen Schätze zur Sühne holen,
Und Walgerß lächelt, und streicht den Bart
Und reitet fürder auf selbe Art,
Und läßt nicht ab vom kühnen Beginnen,
Bis ihm der Jahre fast zwei verrinnen.
O Held, im strahlenden Waffenglück
O liebender Held, schau'st nimmer zurück?

Hildegundens Klage.

„Was hilft mir all' das Ehrbezeigen?
Was edle Tracht und reich Gelag?
Was Frauengruß und Ritterneigen?
Stets einsam kommt und geht der Tag.

Denn einsam ist das arme Leben,
Dem keine Liebe Kränze reicht.
Ich bin allstündlich wohl umgeben.
Und finde doch nur Einsamkeit.

O zierlich feine Polensitte,
O zarter anmuthsvoller Kreis,
Was wollt Ihr mir? Aus Eurer Mitte
Fleucht fort mein Sinn, in Sehnsucht heiß.

Ich laß' ihn auf den Lüften wallen,
Die nach dem gold'nen Abend geh'n,

Wo in altväterlichen Hallen
Ernstdeutsche Sitt' und Art besteh'n.

Da hält der Eb'herr seine Traute
Zwar wie ein halb unmündig Kind,
Doch singt er gern zu ihrer Laute,
Ist gern daheim, wie Väter sind.

Sie pflegt ihn Vater auch zu heißen,
Legt mild an seine Brust ihr Herz.
Hier läßt man mich als Herrinn gleißen,
Doch keiner fragt nach meinem Schmerz.

Ich kann zum Leben nicht gesunden,
Von Eis umblitzter Blumenstern!
Viel art'ge Diener hab' ich funden,
Verloren hab' ich einen Herrn."

Der zose Rathschlag.

„Herrinn, Herrinn, laß das Weinen
Weinen trübt der Augen Licht:
Wenn nicht diese Sterne scheinen,
Lebt auch uns're Freude nicht.

Grämt's Dich, daß im wilden Eilen
Kämpfe suchet Walgerß Brust?
Wußt' er doch recht gut zu theilen:
Sich Gefahr, und Dir die Lust!

Hier sind Lauben, Wagen, Schaukeln,
Ruhebetten, kühler Wein,
Bunter Spiele vielfach Gaukeln —
Herrinn, nennst Dich noch allein?

Oder willst was Neues schauen?
Aller Schönheit edlen Herrn?
Merk'! Zu jenes Thurmes Grauen
Birgt sich solch ein blanker Stern.

Laß Wislaus vor Dich rufen
Hat sein Schau'n Dich g'nug erfreut,
Führt man ihn hinab die Stufen
Wieder in die Einsamkeit.

Weit in allen Polengränzen
Ist der schönste dieser Mann.
Prob' es, ob so holdes Glänzen
Nicht Dein Herz ermuth'gen kann."

Und sie ließ ihn vor sich bringen,
Thörinn gab der Thörinn nach,
Und in holden Zauberschlingen
Fing er sie zu ihrer Schmach.

Wohl ward er heraufgerufen
Nimmermehr hinabgesandt;
Lippen, die ihm Freiheit schufen,
Legt' er in ein ros'ges Band.

Die Nachtfahrt.

„Wislaus, ſüßer Räuber,
Laß ſchnell die Roſſe traben,
Denk nicht an Kuß und Sang.
Walgerß, der wüſte Treiber,
Mag nun ſchon Kunde haben,
Und eilt uns nach vom Bergeshang.“

„Süß Liebchen Hildegunde,
Der raſ't mit Klingenſchlägen
Das Türkenland hindurch.
Ich führ' in thau'ger Stunde,
Recht zierlich Dein zu pflegen,
Dich heim nach meiner gold'nen Burg.“

„Wislaus, hör' in Lüften
Die Geier ſchreiend ſauſen;
Die ſchickt er wohl uns nach.
Wislaus, hör' in Klüften
Der Waldgewäſſer Brauſen;
Sie fragen, wer die Treu' zerbrach.“

„Süß Lieb', vernimm das Schwirren
In duft'gen Waldeslauben;
Es lockt die Nachtigall.
Süß Lieb', vernimm das Girren
Verliebter Turteltauben;
Iſt alles Minn' und Hochzeitſchall.“

„Wislans, ſieh die Felſen
Mit ihren langen Schatten
Im bleichen Mondenſchein
Wislans ſieh' die Elfen
An feuchten Wieſenmatten;
Da tanzt man einen Todtenreih'n!"

„Süß Lieb', o ſchau' die Zinnen
Im gold'nen Mondesglänzen
So gaſtlich und ſo nah!
O fröhliches Entrinnen!
O feſtliches Umkränzen!
Schön Hildegund, wir ſind ſchon da!"

Des Siegers Heimkehr.

„Laßt die Roſſe luſtig ſpringen!
Laßt die Helme ſcheinen!
Reich an vielen ſchönen Dingen
Gold und Edelſteinen
Komm' ich, blank im Panzerhemde,
Walgerß aus der Fremde.

Tyniez, hehe Walgerßveſte,
Jubl' in Siegesſtunden!
Schick' mir bald hervor das Beſte,
Schick' mir Hildegunden.
Schau, die Thore dröhnen, ſchallen,
Und die Brücken fallen!

Weh', was kommt Ihr aus dem Schloſſe,
Schwarz im Trauerkleide.
Dunkle Flöre, graue Roſſe,
Alles, tief im Leide!
Sagt, iſt Hildegund geſtorben?"
„Nein, ſie iſt verdorben."—

„Sagt, wer konnte ſie verderben?
Wer mein' Lieb' betrügen?"—
„Weiberworte ſind nur Scherben,
Stark der Buhler Lügen.
Trügend bald, und bald betrogen,
Iſt ſie fort gezogen.

Wo Wislaus Burgen prangen,
Iſt ſie nun zu Hauſe;
Liegt von ſeinem Arm umfangen,
Schenkt ihm ein bei'm Schmauſe."—
„Schweigt mit all' dem wirren Sprechen!
Walgerß wird ſich rächen."

Der Verrath.

Es ſtand am gold'nen Schloſſesfenſter
Schön Hildegunde.
Da rief ſie: „wandeln hier Geſpenſter
Zur Mittagsſtunde?
Ich ſpäh', und ſpäh' mein Auge matt,
Doch wahr bleibt, was erſchaut es hat:

Walgerß, der wilde Walgerß
Gehr trotzend durch die Stadt.

Vor dem könnt' uns ein Herr von Rittern
Nicht Rettung bringen,
Da hilft kein Fleh'n, da hilft kein Zittern,
Doch helfen Schlingen." —
Um's Seidenkleid so hell und blau
Warf sie Gewande schwarz und grau,
Entgegenlief dem Walgerß
Die wundersalsche Frau.

„O Walgerß, trauter Eh'genosse,
Brich diese Zinnen!
Wislaus brach aus Deinem Schlosse,
Riß mich von hinnen.
Krank war mein Herz, der Muth verstört,
Bis nun mein Beten ist erhört."
Da ward der kluge Walgerß
Mit Einmal wie bethört.

Und ließ sich von dem Weibe führen
Zur engen Zelle,
Und ließ verriegeln alle Thüren
Blieb fromm zur Stelle.
„Wislaus, hieß es, ritt zum Hain,
Und kommt er von der Jagd herein,
Soll er, mein süßer Walgerß,
Dir ausgeliefert seyn."

Wislaus kam vom Jagen wieder
In kurzer Stunde,
Da winkt' ihn froh die Stufen nieder
Frau Hildegunde.
„Nimm mit die starken Jäger Dein!
Und rath: wer steckt im Kämmerlein?
Das ist der böse Walgerß,
Der muß Dein Sclave seyn!"

O tap'res Wild, so überfallen
Von böser Rotte!
O Jäger, welch' ein Jubelschallen,
Euch selbst zum Spotte!
Den Feigen wird's ein Zeitvertreib,
Zu schau'n gebund'nes Löwen Leib;
Da knirscht der edle Walgerß,
Da lacht das falsche Weib.

Der Hohn.

„Fesselt mir den Feind mit eh'rnen Schlingen
Schwer an dieses Speisesaales Wand.
Dann, nach Mittag, Sorg' und Müh' verbannt,
Will ich auf dem Rudbert tändeln, singen,
Mit Frau Hildegunden Hand in Hand,
Daß er selbst mag schauen,
Der hochmüth'ge Thor,
Wie den Preis der Frauen
Er durch seine eig'ne Schuld verlor." —

Es geschieht. — Der Tag geht auf und nieder,
Vielesmal, doch nimmer ohne Hohn,
Den Wislaus, wie vom Liebesthron,
Anthut seinem Feind durch Wort und Lieder,
Um zu reizen das ohnmächt'ge Droh'n.
Doch kein Glied bewegend,
Eisern, wie sein Band,
Nie die Zunge regend,
Starrt der Walgerß nieder von der Wand.

Die Verlobung.

Bei nächt'ger Weil'
Im Sternenschein,
Was schleicht sich leis'
In den Saal herein?
Ist es Nachtmohr, ist es Elfe,
Der den Walgerß plagen will?
Eben schlug vom Thurm es zwölfe,
Und die Burg ist schlafesstill.

Es flüstert sacht:
„Mein Ritterheld,
Ich bin zur Wacht
Ueber Dich bestellt.
Herr'n Wislaus Schwester bin ich,
Ich ein ungestaltet Weib!
Männern ganz verhaßt, ersinn' ich,
Männertod zum Zeitvertreib.

Doch giebst Du mir
Das Bräut'gamswerk,
So helf ich Dir
Aus den Banden fort." —
„Lüfte Deines Hauptes Schleier,
Weib, vor dieser Sterne Licht."
Ungern that sie's, und der Freier
Sah ein Furienangesicht.

Er flüstert wild
Von seiner Wand:
„Du dunkles Bild,
Wie bist Du genannt?" —
„Gleich der werthlos schlechten Sache
Gab man keinen Namen mir." —
„Gut, mein Lieb'; ich taus' Dich: Rache,
Und ich bin ein Bräut'gam Dir.

Schaff', dunkle Braut,
Mein Schwerdt herbei;
Kalt Eisen haut
Kalt Eisen entzwei." —
„Mußt nur erst ein Pfand mir geben
Für des Bruders Sicherheit." —
„Gut: Ich schwör's bei meinem Leben,
Nie besteh' ich ihn im Streit." —

Sie ging, sie kam,
Das Schwerdt zur Hand;

Der Bräutigam
Zerschelte sein Band.
Doch als wie in Band und Wache,
Blieb noch an der Wand er steh'n,
Sprach: „gut' Nacht nun, liebe Rache,
Morgen sollst Du weiter seh'n."

Das Gericht.

„Was sieh'st Du heut so finster, schön Hildegund?
Der Tag ist helle, die Wolken licht und bunt."
„Liebster, süßer Freund, manch' ängstlicher Traum
Kam Nächten zu mir auf unsers Lagers Pflaum."
Da lacht' er fröhlich, da kost er sie zur Ruh':
Der Walgerß sah' von der Wand noch stille zu.
Doch plötzlich, wie der Donner durch Felsen bricht,
Klirrt er und ruckt am ehernen Band, und spricht:
„Wie würde Dir seyn, Gesindel, stünd' ich los
Vor Dir, zur Hand mein Waffen auf Hieb und Stoß?"
Da wird die Hildegund bleich, und sagt ganz mild:
„Herr Gott, wie spricht auf einmal dies arge Bild?
Wenn solchen Bildern der strenge Mund geht auf,
Das kündet ein Ziel manch bangem Lebenslauf.
Zudem fand ich sein gewaltig Schwerdt heut' nicht
An unserm Bette." — Da lacht der feige Wicht:
„Und hätt' er Schwerdter zweihundert auch zur Hand,
Das thät uns nichts. Den hält das eiserne Band."
Sie schwatzten noch, sie tändelten fort den Graus,
Da zog sein verborgen Schwerdt der Walgerß aus.

Sie tranken noch leichtsinnig in Völlerey,
Da riß der Walgerß sein eisern Band entzwei.
Sie duckten sich, umschlungen im bangen Sinn,
Da trat vor's Ruhebette der Walgerß hin.
Zum Richter ward er, und hielt 'nen strengen Spruch,
D'rinn war des Grimm's und der bittern Schmach genug.
Zum Rächer ward er; und ließ auf alle Zwei
Hinunterfallen sein Schwerdt. Da war's vorbei.
Hohnlachend sprach er: „Ich stand nicht im Gefecht,
Dir gegenüber, und that Dir doch Dein Recht."
Starr lagen die Buhlen, im Tod sich angetraut.
Walgerß ritt fort, mit Rache, der dunkeln Braut.

Des Rächers Heimkehr.

„Polenritter, Polenfrauen,
Schwebt hervor zum Tanze!
Hei, der Walgerß läßt sich schauen!
Flechtet Grün zum Kranze,
Denn die vor ihm auf dem Rosse
Kommt als Braut zum Schlosse."—

„Polenritter, Polenfrauen,
Starrt in Tanzes Mitten!
Walgerß bin ich, doch mit Grauen
Komm' ich heimgeritten.
Eine Braut bring' ich getragen,
Aller Welt ein Zagen."

Und sie ließ die Schleier fallen.
Von den grimmen Zügen.
Farb' und Lust entwich da Allen,
Wie ein feiges Lügen. —
„Keiner mehr, der sing' und lache? —
Meine Braut heißt Rache."

Schluß.

Nicht lange mehr hat er darnach gelebt.
Seht Ihr den Hügel, der am Wald sich hebt?
Das ist sein hohes, ernstes Heldengrab.
Dort schieden trüb von ihm die Mannen ab.
Nur Rache saß bei Tag' und auch bei Nacht
Treu oben d'rauf, wie eine dunkle Wacht,
Und wenn in's Land nun kam der junge Mai,
Und Hirt und Hirtinn fröhlich zog vorbei,
Da spielten sie für Walgerß Todtenrüh'
Ein Trauerlied, und Rache sang dazu:
„Wer lieben will, der such' ein reines Lieb,
Und werde nicht zum dreisten Minnedieb!
Verrath'ner Treue leiser Klagelaut
Klingt auf zum Herrn, ob Nacht, ob Morgen grau:
Dem frevln Werber wird für Lust und Heil'
Zuletzt die dunkle Rache nur zu Theil."

XVIII.

Der Schuß aus der Feldschlange.

Prospero Colonna, Feldherr,
Du dem heitern Ruhm verbunden,
Du, Italiens starke Säule,
Brechend fremder Heere Fluthen,
Wie daß Dir ums edle Antlitz
Wolken zieh'n so schwer und dunkel?
Ungewohnt sind solche Gäste
Deiner Stirn wie Deinem Muthe. —
Wißt, von Mailands festem Schloßthurm
Schlug die Uhr ihm trübe Stunde,
Als er aus der kecken Franzen
Hand die Burg zu zieh'n versuchte,
Ja sie zuckzog, der Gewalt'ge,
Wie auch viele Zelter schlugen
Rings umher die Schaaren Lautre.s
Zu der Burgbesatzung Schutze,
Daß Colonna, der Belag'rer,
Selbst belagert stand umschlungen.
Damals ritt er eines Morgens,
(Hätt' ihn Krankheit doch gebunden
An dem Einen Unglücksmorgen
Ihm zu retten Heil und Ruhe!)
Ritt hinaus zur Feldesseite
Umzuschau'n mit Blicken munter,
Auf die Weise guter Feldherrn,

Was der Feind wohl denk' und suche.
Und er sah, wie auf dem Anger
Vor den Zeltern hell im bunten
Kriegskleid und im blanken Harnisch
Viel der lust'gen Franzen stunden:
Hohe Führer ihres Heeres,
Und des Adels reiche Jugend.
Und die Constabler Colonna's
Sandten von der hohen Brustwehr
Nach dem fremden Volk hinüber
Aus Feldschlangen manche Kugel.
Doch die Kugeln zischten, flogen,
Blos den frischen Rasen furchend,
Wirkungslos, den fremden Kriegern
Nur den stolzen Muth erlust'gend.
Unzufrieden schaut Colonna
Auf die Constabler herunter:
Das Eu'r Wissen? Das Eu'r Scharfblick?
Schlagt Ihr so dem Feinde Wunden?
Wunden schlagt Ihr uns, Ihr Thoren,
Jene dort zum Krieg ermunternd.
Selbstrechtfertigend ihr Prahlen
Mit dem vielfach irr'nden Schusse."
Sagt's, und steigt herab vom Rosse,
Ladet wohlgemess'nen Pulvers
Selbst in der Feldschlange Mündung,
Setzt dann sorgsam auf die Kugel.
„Seht Ihr jenen stolzen Ritter
In dem goldnen Harnisch funkelnd,

Auf dem Haupt den reichen Helmbusch
Wehend in der Lüfte Zuge?
Den, Conſtabler, den erleg' ich,
Geb' dem Feinde Furcht, Euch Muſter."
Und er richtet, richtet achtſam,
Scharf mit ſcharfem Auge lugend
Tritt zurück dann. — „Nun, Conſtabler,
Hau nur auf mit Deiner Lunte."—
Blitz und Schlag bricht los. — Der gold'ne
Harniſch rollt auf blut'gem Grunde,
Und im Lager wird ein Zulauf,
Hört man laut bedauernd Rufen,
Während ob Colonna's Kunſt
Preiſend die Conſtabler jubeln.
Ein Trompeter von den Feinden
Kam da zu der hohen Bruſtwehr,
Blies und rief von fern herüber,
Zeigt mir Euern kriegesmuth'gen
Feldherrn, Proſpero Colonna.
Zu ihm ſendet trüben Gruſſes
Lautrec mich aus ſeinem Lager."
„Wohl, Trompeter; gieb die Kunde.
Selbſt hier ſteh' ich auf dem Walle,
Bin Colonna, den Du ſuchteſt."
„Herr, ſeht Ihr den gold'nen Harniſch
Dort auf grünem Plan im Blute?
Drinn iſt Eures Neffen Leichnam
Marc Antonio's, des viel jungen
Kriegesmannes, des viel reichen

An jedweder Rittertugend.
Treu den Lilienblüh'nden Fahnen
Focht er stets mit frohem Muthe,
War des ganzen Heeres Liebling,
Hoch in meines Königs Gunsten.
Du auch, selbst in Deinem Abfall,
Hielt'st wohl dem Dich noch verbunden,
Wie auch er im jungen Herzen
Dein erhab'nes Bildniß truge.
Weh, dem allzukunftgeübten
Constabler! Mit bill'gem Fluche
Muß ihn Freund und Feind belasten
Ob so unheilvollem Schusse."—
Still blieb Prospero Colonna,
Nicht ein Wort entfuhr dem Munde,
Doch seitdem schaut Ihr den Feldherrn
Stets gehüllt in eig'nes Dunkel.

XIX.

Tröſtung.

Es war der traurige Ritter,
Der ſaß auf ſeiner Burg,
Und klagte ſo herzensbitter,
So herzensbitter und leiſe,
Wohl Tag' und Nächte durch.

Es war ein Sängerknabe,
Der ſtand auf den Bergen frei,
Mit all' ſeiner ſüßen Habe,
Das war eine Flöte ſüße, —
Und ſang und blies dabei.

Das iſt dem Helden erklungen
Bis in ſein krankes Herz,
Und hat hinein geſchwungen
Auf hellen Schwingen der Lieder
Ein Licht von Freud' und Scherz.

Auf blickt' er da zu den Bergen,
Weg ſchwand das Kind in Luft.
War's einer von den Zwergen?
Das konnt' man nimmer erfahren,
Und fand ihn in keiner Kluft.

XX.

Sängerliebe.

In träumend holden Sinnen zieht
Ein Ritter durch den Hain,
Singt vor sich hin ein Minnelied,
Die Zither klingt darein.

Es wacht um ihn der Wiederhall
Aus Blumenbetten auf,
Und wiederholt des Liedes Schall
Im süssen Wechsellauf.

Da grüßt hervor durch Laub und Zweig
Der Einsiedler vom Wald:
„Warum daß heut Dein Sang so weich,
Du kühner Ritter schallt?

Ach ist es bittre Liebespein,
Die Deinen Sinn umflicht?
Denn die Du liebst, muß ferne seyn,
Sonst gingst so einsam nicht."

„O sprich mir nichts von Liebespein,
Und nichts von Einsamkeit!
Ich sah ein Bild so engelrein,
Sah in die Seligkeit.

Da will ich nichts auf aller Welt
Als von ihm ſingen nur.
Dem reinen Wunſch iſt es geſellt,
Zieht mit durch Wald und Flur.“

XXI.

Alpin und Jucunde.

Eine schottische Geschichte in Balladen.

1.

Knapp' Alpin geht am Inselstrand
Zu mitternächt'ger Stunde.
Er rührt die Saiten und singt darein,
Und seufzt hinauf in den Sternenschein:
„Jucunde!“

Wohl rauscht das Meer durch Nebel auf,
Ringsum in wüster Runde.
Da spricht er: „werde mein Bote Du,
O flust'rer Laut!“ — und haucht ihm zu:
„Jucunde!“

Und heucht dann wieder: „denke mein,
Und halte fest am Bunde,
Wenn's von der Insel, wo Alpin lauscht,
Hinüber an Deine Veste rauscht:“
„Jucunde!“

Heiß tröpfelt ihm sein Blut herab
Aus tiefer Armeswunde.
Das fängt er in seinen Sturmhut ein,
Und schreibt damit an's Felsgestein:
„Jucunde!“

Und als ihn nun der Schlaf umwand
Mit nahen Traumes Kunde,
Da lächelt' er ſo recht mild und ſüß,
Und all ſein freundlich Lächeln hieß:
„Jucunde!“

2.

Seit der Knappe war vertrieben
Aus des Herzogſchloſſes Pracht,
Hielt Jucunde nicht ihr Lieben
Fürder in des Schweigens Nacht.

„Ihr, die ihn mir habt entriſſen,“
Sang ſie in die Zither laut,
„Ja, nun könnt ihr's immer wiſſen,
Ja, ich war des Knappen Braut.

Iſt er nicht aus Ritterſtamme?
Nicht ein ſchönes Heldenkind?
Nicht in Schlachten Feuerflamme?
Nicht bei'm Feſte lieb und lind?

Brach er nicht um unſer Lieben, —
Zwar es floß ſein theures Blut! —
Doch mit ſichern Ritterhieben
Eines frechen Spötters Muth?

Todt nun liegt der freche Ritter,
Knappe irrt im öden Hain
Der Verbannung Kelch ſo bitter,
Aber, Knapp', ich bleibe Dein.

Will mir nicht mein Lied verstören!
Ja, mein Vater geht vorbei,
Aber immer mag er's hören,
Meine Lied' ist frank und frei.

Herzog bald vielleicht erblaß' ich,
Dann verstummt der Zither Laut.
Aber nie den Freund verlaß' ich,
Herzogskind ist seine Braut." —

Und da spricht der Herzog grimmig,
Diesmal nicht ein edler Held:
„Einen goldnen Helm bestimm' ich
Dem, der mir den Knappen fällt."

3.

Der Knappe lag am Lindenbaume,
Süß eingewiegt zu süßem Traume
Wohl in der nächsten Nacht,
Da kam, bemannt mit dunkeln Schaaren,
Ein Fahrzeug durch die Fluth gefahren,
Und landete ganz sacht.

Und ihrer Schwerdter Licht verdeckend,
Und hinter Büschen sich versteckend,
Geh'n Zwei davon herauf.
Die Führer sind's der dunkeln Leute,
Und hätten gern den Helm zur Beute
Um nächt'gen Mordes Kauf.

Sie ſchleichen ſich heran zur Linde,
Sie nah'n bereits dem Ritterkind,
Und nicken wild ſich zu.
Da ſitzt ein Weib zu ſeinen Häupten,
Und droht entgegen den Betäubten:
„O bleibt doch ja in Ruh!“

Ein weißes Kleid wallt von den Hüften
Und liegt wie Mondenſchein auf Grüften,
So weitaus rings umher,
Und ihre weiße Hand, erhoben,
Zeigt, wie ein Stein am Weg, nach oben,
Zu Gottes Sternenheer.

Nichts iſt am ernſten Weib entſetzlich,
Doch wilde Schauer fallen plötzlich
Auf das verruchte Paar.
Die Furcht hält ihre Zung' im Bande,
Sie wanken ſtumm hinab zum Strande,
Zu ihrer dunkeln Schaar.

Und allen theilt ſich mit ein Zittern
Vor dieſen angſtgetroffnen Rittern,
Still rudert man hinaus.
Die weiße Elfenfrau ſingt Lieder
Auf ihres Schützlings Träume nieder
Im duft'gen Lindenhaus.

4.

Der Herzog ſitzt in dem hohen Saal,
Zur Hand den blinkenden Goldpokal.
Und wenn ſich die Thür' in den Angeln dreht,
So meint er, daß der ein Bote geht;
Und fährt in die Höhe ganz feuerroth,
Und murmelt in ſich: „nun iſt er todt!“
Die Thüre dreht ſich wohl auf und zu,
Die Boten bleiben in tiefer Ruh',
Die Nacht geht auf und das Tageslicht,
Doch kommt die blutige Kunde nicht.
So ging der Mai, der Sommer dahin,
Und Zorn durchwirrte des Herzogs Sinn,
Und ließ ihm nicht Ruh' in Wachen und Traum;
Der Knapp' ſchlief draußen am Lindenbaum.

5.

Die Nacht war ſtill und mondenhelle,
Der Knapp' in ſüßen Schlummers Band,
Lag an gewohnter holder Stelle,
Da rührt' ihn eine leiſe Hand.

Und er erwacht mit heit'rem Lächeln,
Und vor ihm ſteht ein lichtes Weib,
Und ſpäte Lindendüft' umfächeln
Noch jetzt, im Herbſt den ſchlanken Leib.

Sie ſpricht: „nun mußt Du ſelbſt Dich hüten!
Ich ſchützte Dich mit linder Macht,
So lange Mai und Sommer blühten;
Jezt kommt die lange Winternacht.

Sieh'ſt Du die Lindenblätter fallen?
Mit jeglichem fällt Kraft mir ab,
Und wenn die ſchneegen Flocken wallen,
Erbau'n ſie mir ein Schlummergrab.

Da muß ich bis zum Frühling ſchlafen,
Und beim Erwachen lag'ſt wohl Du,
Den nächt'ge Mörderdolche trafen,
An meinem Baum in Todesruh.

Dann müßten meine Thränen rinnen,
Und nur zum Jammer wacht' ich auf'
Drum ſüßer Schuzling, fleuch von hinnen,
Bis zu des nächſten Maien Lauf."

„O Frau, ich kann von hier nicht ſcheiden.
Seht Ihr die Veſte dort am Strand?
Da wohnt mein Lieb' in Sehnſuchtsleiden,
Und ſtreckt nach mir die weiße Hand."

„O Jüngling, wenn mit blut'gem Rächen
Ein dunkles Schwerdt Dein Herze brach,
Da muß auch Liebchens Herzlein brechen,
Und zieh'ſt Du in die Gruft ſie nach."

„O Frau, Gott mag Euch gut bewahren,
Euch und das duft'ge Lindenhaus!“
Und in des weiten Meer's Gefahren
Wagt' er auf schwankem Kahn hinaus.

6.

„Es war in nächt'gen Stunden,
Du liebe Zofe mein,
Auf jenem Eiland nah und klein,
Ein Lied erklungen silberrein.
Nun ist es ganz verschwunden;
Wo mag's geblieben seyn?“

„Ach Fräulein, laßt das Fragen;
Ihr wißt es allzugut:
Es war der Knapp' in Liebesmuth,
Doch endlich schwand die heiße Gluth;
Ich sah' ihn vor zwei Tagen
Schon fern auf Meeresfluth.“

„Du hast ihn sehr belogen,
Du kennst den Knappen nicht,
Die so von seinem Lieben spricht,
Als wär's ein Scherzlein, das zerbricht,
Ist er auch fortgezogen:
Sein Lieben bleibt sein Licht.

Sie haben ihn vertrieben,
Viel weiter noch, als eh'.
Nun schüttle frisch Dich, kalter Schnee!
Wenn's draußen schweigt auf Berg und See,
Da thut einsames Lieben
Der Brust nur halb so weh'."

7.

An des blauen Meer's Gestaden
Geh'n lustwandelnd edle Frauen,
Wo Paläste sich beschauen,
In der stillen, weiten Fluth,
Wo sich frisch am Ufer baden
Oleanders fett'ge Zweige,
Stämme von Zitron' und Feige
Steh'n in gold'ner Zäune Huth.

Und heran auf blauen Wogen
Rudert herwärts eine Barke
„Sagt, wer ist, wer ist der Starke,
Der so einsam schifft durch's Meer?"
„Weitaus komm' ich hergezogen,
Aus dem Schottenland', ihr Damen,
Ungefüge Stürme kamen,
Warfen grimm mich hin und her.

Oft an dunkeln Strand verschlagen,
Fern zu unbekannten Inseln,

Hört' ich heulen, hört' ich winseln
Wilder Thiere fremde Schaar.
Nun auf einmal seh' ich's tagen
hier, als wär' mit stätem Leben
Sommer Fürst und Herr geblieben;
Ist das Träumen? Ist es wahr?"

„Bist mein Jüngling, in Granada,
Und des Königs Töchter kamen
Dir vor allen schönen Damen
Gleich am Strand zu Angesicht.
Kämpf' in unser'er Kriegsarmada,
Denn Du scheinst ein edler Fechter."
„Gegen wen, Ihr Königstöchter?
Gegen Christen kämpf' ich nicht." —

„Ein Empörer hat verdorben
Unser'es Vaters liebste Felder,
Unser'es Vaters höchste Wälder,
Dient dem Machmud, wie auch wir."
„Gut, da bin ich gleich geworden,
Will mit Sarazenen reiten,
Gegen Sarazenen streiten,
Unter Eurer Huld Panier."

8.

Es fahren Ritter in Schlitten
Wohl über das blanke Eis,

Es kommen Ritter geritten
Wohl über den Schnee zum Preis.
Sie kämpfen wohl ohne Rast und Ruh,
Sie kämpfen, siegen, erliegen,
Das Fenster, vor dem sie kriegen,
Das Fenster, ach! bleibt zu.

Verschwunden ist ja der Knappe
Mit Zither und Liedesklang,
Was soll nun Schimmel und Rappe,
Was dröhnender Harnischklang!
Was kämpfet ihr ohne Rast und Ruh?
Was kämpfet Ihr um Jucunden?
Das Fenster, zu allen Stunden,
Das Fenster ach! bleibt zu.

9.

Jucunde war sein Feldgeschrei;
Da ging den Feindesmohren
Der blut'ge Tag verloren,
Und war die Schlacht vorbei.

Knapp' Alpin sieht zum Himmel auf,
Und durch die luft'gen Wogen
Ist schon herauf gezogen
Der Sternlein stiller Lauf.

„Ich säh' bei Euch mein Liebchen gern.
Dich, hell im grünen Brennen,
Will ich Jucunde nennen!"
Es war der Venusstern.

Und an die nächt'ge Lagergluth,
In Mitten seiner Krieger,
Legt sich der junge Sieger
Zum Schlaf im stillen Muth.

Und spricht hinauf zur Sternennacht:
„In dieser Siegesstunde
Hab tausendmal, Jucunde,
Süß Liebchen, gute Nacht!"

10.

„Die Zither gieb'. Der Geist der Liede:
Schwellt mir den Muth."
„O holde Herrin, singt Ihr wieder?
Nun wird es gut."

Sie rührte stolz die gold'nen Saiten,
Sie sang entbrannt
Von eines Helden kühnem Streiten
Am fernen Strand.

„Zehntausend, sang sie, sind erschlagen,
Sein Banner fliegt,
Und nie hat wer zu Roland's Tagen
So schön gesiegt!“

Die Zofe staunt mit irren Blicken:
„O Fräulein, sagt,
Welch' eines Heldensieg's Entzücken
Ihr in Euch tragt!“

Jucunde lächelt stolz hernieder:
„Den ihr verbannt,
Der schwebt nun auf des Ruhm's Gefieder,
Durch See und Land.

Und fragst Du, wer mir's hat verkündet?
Die Menschen nicht.
An nächt'gen Sternen ward entzündet
Mein Freudenlicht.“

Auf hohen Wolkenzügen schwammen
Mir Kunden her,
Und meines Herzens Wonnen stammen
Aus tiefem Meer.

Der arme Knappe hat zu Boten
Luft, Well' und Stern;
Sie dienen wie auch Menschlein droh'ten,
Der Liebe gern.

Nun fliegt zurück durch ferne Räume
Im süßen Trieb,
Und flüstert ihm in seine Träume:
„Gut' Nacht, mein Lieb!“

II.

„Mai ist da mit süßen Träumen,
Spielt mit Blumen, spielt mit Bäumen,
Und mit Reh' und Nachtigall.
Mich, wie and'res Sanggefieder,
Lockt er nun zur Heimath wieder,
Zu des Nordens Felsenwall.“

„Edler Held, bleib mir im Lande,
Wähl' in meiner Fürsten Stande,
Welche Stelle Dir behagt.
Reite bei mir, wenn wir fechten,
Sitz' am Fest zu meiner Rechten,
Ford're! Nichts wird Dir versagt.“

„Herr, wenn Dir mein ehrlich Streiten
Was erwarb an Herrlichkeiten,
Wünsch ich nur ganz leichten Dank:
Nur ein kleines Schiffchen fertig,
Mir zur fernen Fahrt gewärtig,
Eh' der Abend niedersank.“

„Kind,

„Kind, ich hege beff're Gaben,
Doch auch diese sollst Du haben,
Weil Du's einzig so begehrst.
Nur versprich mir noch bei'm Scheiden,
Daß von Nordens kalten Haiden
Einst Du freundlich wiederkehrst."

„Herr, mag seyn, ich kehre wieder,
Herr, mag seyn, ich singe Lieder
Bald auf Deiner reichen Flur.
Denn nach meiner Heimath Landen
Zieht mich fort an süßen Banden
Lenz und Lindenblüthe nur."

12.

Schon lag, bestrahlt von Abendgluthen,
Mit weißer Segelwand,
Umspielt von rosig hellen Fluthen,
Das leichte Schiff am Strand.

Knapp' Alpin, von der Hoffnung Feuer
Noch schöner angeglüht,
Stieß ab, und setzte sich an's Steuer,
Und sang ein fröhlich Lied.

Da flog aus der Zitronenlaube
Zu ihm auf's weite Meer
Der Königstochter Zulma Taube
Mit einem Briefchen her.

Oft ward sie schon in leichten Scherzen
Dem Knappen zugesandt,
Jetzt trug sie Klag' um Liebesschmerzen
Mit sich am seid'nen Band.

Auf rosenfarb'nem Blättchen klagten
Die Worte, zart gestellt,
Was oft schon Zulma's Blicke sagten:
„Nicht reis' allein, o Held!

Nach zieh'n mich Deine holden Mienen;
So nimm mich ganz nur mit.
Die Königstochter will Dir dienen,
Dich pflegen Schritt auf Schritt.

Und was Du glaubst als Christenritter,
Glaubt Dir ja Zulma gern.
Aufsteh'n zu Nacht des Gartens Gitter;
Uns winkt der Liebe Stern."

Knapp' Alpin mit erglühten Wangen
Schreibt d'runter dieses Wort:
„Mich hält schon Lieb' und Treu' gefangen,
Und reißt mich herrschend fort."

Dann knüpft er an den Fuß der Taube
Das Blättchen frommbedacht;
Heim fleugt sie zum Zitronenlaube,
Fort er durch See und Nacht.

13.

Die böse Frau vom Walde
Sie ward geheim berufen
In Zulma's Kämmerlein.
Da schlich sie auch alsbalde
Herauf die Marmorstufen,
Und sprach bei'm Lampenschein:
„Hei, wer hat Dir was gethan?
Königskindchen sag mir's an!
Woll'n ihn tüchtig fassen!"

Und Zulma goß die Klagen
Um ihre Herzenswunde
In Wort und Thränen aus.
Und Hexe sonder Zagen
Zog eine Zauberrunde,
Sprach in den nächt'gen Graus:
„Hei, mein Kobold, mach' Dich auf,
Kreuz' ihm seinen Thorenlauf,
Der soll 'mal recht ächzen!"

Da zogen wilde Stürme
Herauf am Himmelsbogen,
Hin über's Wellenreich,
Da bebten fast die Thürme,
Da gingen hoch die Wogen
Und Zulma ward so bleich.

„Hei, mein Kindchen, gräm' Dich nicht!
Mondenlang treibt's um den Wicht,
Viel zu spät nach Hause!

„Ich dacht' er käme wieder
In unſ're Blumengründe,
Das wollt' ich ganz allein.
Doch leider zu Dir nieder,
Sandt' ich in Berges Schlünde,
Nun iſt die Lenkung Dein.“—
„Hei, der Schotte bleich und naß,
Bleibt nun all' ſein Leben blaß;
Kind, nun mußt Du lachen!“

„Mir wird die Bruſt ſo enge,
Das Auge mir ſo ſchattig,
Wohl lach' ich nimmermehr.
Welch weißes Spukgedränge!
Ein leichtes Herzchen hatt' ich,
Nun wird's mir ja ſo ſchwer.“—
„Hei, wer drob nicht lachen kann,
Den erwürgt mein Zauberbann!“—
Zulma war geſtorben.

14.

„Wie ſtieg die Sonne blutroth heraus!
Wie ſinkt ſie blutroth in den Wellenlauf!
Wie ringelt ſich Nebel, ein dräuender Wurm!
Das bedeutet Sturm, und abermal Sturm.“

So sprach der Knappe Tag aus, Tag ein,
Trieb fort bei Mond- und bei Sternenschein,
Trieb fort zu Morgen zu Mittag und Abend,
Mit treuer Liebe das Herz sich erlabend,
Bis wellen landend am öden Strand,
Von rechter Straßen hinweg gebannt.
Lang' mußt' er weilen an schaurigen Küsten,
Auf's neue das Schiff'chen zur Fahrt zu rüsten.
Und schnitt in Wäldern — man kennt sie kaum! —
Jucundens Namen in manchen Baum.
Der Frühling verschwand, der Sommer kam;
Heiß wuchs des Knappen Verlangen und Gram.
Der Herbst ging auf, und der Sommer verschwand.
Wo ach! wo lag nur lieb Schottenland?
In Nebel und Sturm, auf weitem Meer,
Schifft bleich der Knappe bald hin, bald her.

15.

Trübe geht ein Herbsteswetter
Durch der trauten Insel Rund,
Streut der Linde rothe Blätter
Auf den Grund.

Und allnächtlich aus dem Baume
Kam die Else weiß und schlank.
Fischer hörten oft im Traume
Diesen Sang:

„Lenz und Sommer sind vergangen,
Hin ist meine Blüthenzeit,
Ach, was hielt ihn so gefangen
Stumm und weit!

Schätzling, kommst Du nun getrieben
Auf der finstern Meeresfluth,
Kommt Dir nicht mein treues Lieben
Mehr zu gut.

Ja, sie können Dich verwunden,
Tödten Dich in meinem Hain,
Denn bereits zu ganzen Stunden
Schlumm'r' ich ein.

Wieder muß ich Blätter streuen,
Schlaf erkühlt mich durch und durch.
Bleib nur fern, ach, von der treuen
Lindenburg!"

16.

Jucunde sang durch's Fenster
Hinaus in die Sturmesnacht:
„Nun reitet mich, Ihr Gespenster,
Vor meines Vaters Macht.

Viel lieber in Euren Armen
Will ich erbleichen kalt,
Als frisch zum Leben erwarmen
In meines Freiers Gewalt."

Knapp' Alpin war gekommen
In ſtürmiſcher Herbſtesnacht,
War eben an's Land geſchwommen,
Vom ſcheiternden Kiel umkracht.

Der hörte ſein Liebchen ſingen,
Der klomm den Wall empor,
Der ließ drei Steinchen klingen
An Fenſters gläſernes Thor.

Jucunde kannte den Lieben
An ſeinem erſten Laut.
Da ſchlich, von Minne getrieben,
Hinab die flüchtige Braut.

Wohin nun, lieblicher Knappe,
Wo führſt Du mich nun hinaus,
Daß nicht uns der Feind ertappe —
Horch, murmelt's nicht ſchon im Haus?"

„Ich weiß eine treue Linde
Da drüben am Inſelſtrand,
Da rudr' ich Dich hin geſchwinde
Mit dieſer rüſtigen Hand.

Da können wir ſicher raſten
Wie in gefeiter Burg,
Und ſchifften auch tauſend Maſten
Nach uns das Meer hindurch."

Es ſchwamm der Knappe geſchwinde
Mit Liedchen in's Meer hinaus.
Sie ſangen: „gegrüßt Frau Linde,
Gegrüßt, Du luftiges Haus!“

17.

Frau Linde ſchlief
So feſt und tief
Im herbſtlich kalten Baum.
Und reiſematt
An trauter Statt
Sank Alpin in den Traum.

Feucht wehte Luft,
Feucht hauchte Duft
Aus welken Blättern her.
Jucundens Aug'
Es ſenkt ſich auch
In Schlummer tief und ſchwer.

Ein Herzogsknecht
Durch's Zweigegflecht
Macht ſpähend ſich herbei.
Der Bube lacht:
„Wo niemand wacht,
Iſt mir ein Pfeilſchuß frei.“

Er zielt und schnellt,
Auf seufzt der Held,
Alsbald zum Tod versteint.
Jucund' erwacht
In kalter Nacht
Bei ihrem blut'gen Freund.

13.

„Weine nicht, weine doch nicht so sehr
In diesen Morgenschauern!" —
„Wer bist Du, schlanke, weiße Frau?
Weinst roth ja selbst Deiner Augen Blau,
Was wehrst Du denn mir das Trauern?"

„Weine nicht, weine doch nicht so sehr,
Du kannst mit dem Freund ja sterben!" —
„Wer hilft mir dazu, du weiße Frau?
Wo führt ein Weg in das Himmelblau,
Einen Sitz bey ihm zu erwerben?"

„Weine nicht, weine doch nicht so sehr,
Ihr sollt Euch ja bald vereinen!" —
Da hauchte die Elfe ihr herbstlich zu,
Da kam des ewigen Schlummers Ruh;
Da hörte sie auf, zu weinen.

19.

Die Elfe aber lebt noch immer,
Und blüht mit jedem Frühling mehr,

Und lockt mit Duft und grünem Schimmer
Die kleinen Vög'lein zu sich her.

Die lehrt sie solche Lieder singen,
Wie's ihrem Elfensinn gefällt,
Und schenkt für glückliches Gelingen
Den besten Sitz im grünen Zelt.

Und von den Vög'lein lernen's wieder
Die Sänger mit erschloß'nem Ohr.
So sang auch ich Euch diese Lieder
Von Alpin und Jucunden vor.

XXII.

Nachspiel.

„Hat der Mann nun ausgesungen?
Ist die Laute ganz verklungen?" —
„Ja, für diesmal, schöne Maid." —
„Und, nicht wahr, auf Morgen bringt er
Neues Lied von Lieb' und Leid,
Und vom kühnen Ritterstreit?"
„Kind, so lang' er lebt, so singt er.
Hörst Du's nicht mehr hier am Ort,
Klingt's wohl ob den Sternen dort."

Romantiſche Idyllen.

I.
Vorspiel.

Die Muse.

Was sitzt Du denn so träumerisch in der Ecken?
Ich komme, Dich zum Liedesspiel zu wecken.

Der Dichter.

Du holder Gast, Du meines Lebens Zier,
Wo führst Du heut mich hin?

Muse.

Erst sage mir,
Worauf Du sann'st.

Dichter.

Brauchst Du noch erst zu fragen!
Das weißt Du ja.

Muse.

Du sollst mir's aber sagen.

Dichter.

Ich hört's wohl manch' ein And'rer noch als Du,
Da schäm' ich mich ein bischen; —

Muse.

Frisch nur zu.
Sonst spiel' ich nicht mit Dir.

Dichter.

Willst mich erschrecken,
Mein holder Eigensinn?

Muse.

Und Du mich necken?

Mach's nicht zu dreist.

Dichter.

Ich bin ja schon bereit.

Ein Lieblingsspiel aus meiner Knabenzeit —

Muse.

Da kann er nun und nimmer doch von lassen.
Ich soll wohl gar mich selber noch befassen
Mit seiner Kinderei!

Dichter.

Du thatst es oft,
Und sehr viel gütiger noch, als ich gehofft.
Manch längst verlornes Spielzeug bracht'st Du wieder,
Verschönt, verklärt im Klang der süssen Lieder.
Hätt' ich auch das, woran ich jetzt gedacht!
Im Zimmer herrschte rings die tiefste Nacht,
Nur an der Wand ein lichter Kreis beschrieben,
Und d'rin der Bilder still Vorüberschieben;
Ablösend eins das and're hell und bunt:
Kriegsleute, Tänzer, Hexen, Roß und Hund;
Auch sanfter Lichtgestalten freundlich Strahlen,
Zart, wie am Himmel Sonn' und Regen malen, —
Zum mindesten kam's mir als Kind so vor, —

Muse.

Man sieht und hört nicht nur mit Aug' und Ohr;
Was hülfe sonst noch heute Dir mein Singen!

Dichter.

Ach könnt'st Du mir dies Spielwerk wiederbringen!

Muſe.

Nenn' es. — Er ſtockt — er geht mir wirklich nach.
Nun, Freund, man nennt's Laterna magica.

Dichter.

Gottlob, nur, daß Du ſelbſt es wollteſt nennen;
Nun kann ich mich getroſt dazu bekennen.
Das war's; das bringe mir.

Muſe.

Gern, liebes Kind.
Schau' in den Kreis; der Bilderzug beginnt.

II.

Die Hülfe der heiligen Jungfrau.

(Nach einer alten Legende.)

I.

Was leuchtet vom Antoniskloſter dort
Spat durch das Nachtgrau auf den Fluß herab,
Daß wie ein hoffend Sternlein
Es von der Wellenfläche ſtrahlt zurück? —
Das iſt die Lampe, die am Hochaltar
Vor'm Bild der Mutter Gottes brennt.
Von allen ihren Bildern weit und breit
Iſt wohl das allerſchönſte dieſes Bild:
So fromm und freudig, ſo voll Würd' und Demuth,
Magdlich und königlich
Schaut von der Kirchwand unſ're liebe Frau,
Und ſchon der Locken Gold wird ihr zur Glorie. —
Was wankt dort für ein Schatten um das Licht,
Bald eifrig, ſcheint es, hin und her bemüht,
Bald wieder ſtill? —
Das iſt der junge fromme Sacriſtan, —
Albinus heißt er mit dem Kloſternamen, —
Der kennt ſich keine beſſ're Freud' und Luſt
Auf dieſer Welt, als unſ'rer lieben Frau'n
Vor dieſem Bild zu dienen.
Bald räuchert er vom köſtlichen Gedüft,
Wie's nur das Land Arabia ſenden kann, —

Den

Denn reichen Stamm's ist er, und war vordem
Ein hoher Rittersmann, bis ihn allhier
Dies Bildniß abgerufen
Vom Waffendienste zum Mariadienst, —
Bald flicht er Blumen, die er selbst erzog,
In blüh'nde Kränz', und hängt sie um das Bild,
Bald wieder ordnet er in Sträuße sie,
Stellt sie in zieren Krüglein vor die Herrin.
Dann sinkt er staunend
In seine Knie, und starrt zu ihr hinauf,
Und athmet Himmelsluft aus ihrem Lächeln.
Oftmalen strömet auch ein feiernd Lied
Ihm von den Lippen, denn der heitern Gabe
Des Sanges und der Dichtkunst wohlvertraut,
Bringt er der Herrin freudig
Zum Opfer dar, was Gott ihm keimen läßt
Im Geistesgarten; — horch, da hebt er an:

„Bei stillen Lampenscheinen
Zu dienen
Der Einen und der Reinen,
Zu weinen
Nach ihren seel'gen Mienen,
In Hoffen süß erbangend,
Das ist mein Lebenslauf,
So zieht mich's, lind umfangend,
Sacht, sacht zum Himmel auf."

Nun kniet er wieder schweigend im Gebet.
So geht's die ganze Nacht. —
Und tritt er dann frühmorgens aus dem Thor,

Die Wangen bleich, die holden Augen trübe,
Da ſpricht ihn wohl ein Kloſterbruder an: —
Denn allzumal ſind ſie ihm herzlich gut —
„O mein Albine, haſt Du wiederum
Die ganze Nacht in Dienſt und Flehn verlebt?
Du wirſt dich uns noch tödten.“
Jedoch der Sacriſtan, — und Lebenslicht
Schießt neu erquickt aus hellen Augen ihm —
Der Sacriſtan hebt beide Händ empor,
Und kehrt ſich nach dem heil'gen Dom zurück,
Und ruft: „Was iſt ein Leben,
Wenn nicht ein Sterben in der heil'gen Glut!“

2.

Eh' Sonne hinter'm dunkeln Föhrenberge
Von Sanct Antonius's Kloſter ſchlafen geht,
Liebt ſie's, noch einmal über'n Fluß zu ſchauen
Mit einem Strahl voll ſüßer Liebe.
Da jenſeits ſteht an grau'gen Hügels Hang
Ein Frauenklöſterlein, und drinnen wohnt
Ein Fräulein hold, noch als Novize nur,
Doch liebevoller Sehnſucht
Nach Schleiers friedlicher Umſchirmung voll.
Wenn leis' in dieſes Mägdleins Blumenzelle
Das Abendroth
Und mit ihm Luft:shauch und Waſſerduft
Hereingeſchlichen kommt, ſo finden ſie
Palett' und Pinſel, bunte Staffeleien,
Und ſpielen gerne d'rauf.

Weiſt dann zugleich tritt eine junge Nonne —
Sie heißt Brigitta — in den holden Rund,
Fragt demuthsvoll nach Vielem, was die Kunſt
Der Schweſter eingegeben hat, erquickt ſich
An Bildes Leuchten, an der Zeichnung Ernſt,
Und ſtaunt.
„O, ruft ſie aus, ich tändl' auch wohl mit Farben,
Doch malen kannſt, Verena, Du allein!
Wo ſind die ſeel'gen Ströme
Voll Morgenlicht und Himmelsblau' und Gold,
Drinn Du den Pinſel tauchen darfſt? Wo leuchten
Die Spiegelſee'n, ſo ſüßer Bilder voll?
Wie, oder ſah'ſt Du irgend
In einem unbekannt uralten Bau,
Den Meiſtern, die der Welt verloren gingen,
Die Herrlichkeiten Deiner Schöpfung ab?
Vor Allem, wenn Du darfſt, verkünde mir,
Wo Dir dies theure Haupt
Des Ritters und des Geiſtlichen zugleich,
Sebaſtians hohe Bildung, iſt erſchienen.“—
Verena ſinnt, und glüht, und Quellen
Voll freud'ger Wehmuth rinnen ihr vom Aug',
Das hell begeiſtert erſt zum Himmel aufſchaut,
Von dort den Strahl kehrt auf Sebaſtians Bild.
Dann öffnet ſie die roſ'gen Lippen,
Und ſpricht:
„Es war ein Traum, ein engelſchöner Traum,
Drinn mir der heil'ge Ritter iſt erſchienen,
Und bebend nur hat ſich die ſcheue Hand

Der Blödermachten an sein Bild gewagt.
Doch muß' es seyn. Allfeierlich, allkräftig
Trieb ein Gebot aus meinem Herzensgrund
Das furchtbar holde Werk.
Nun steht es fast vollendet vor mir da,
So streng', so lockend, so vertraut, so fremd.
Und wenn ich manchmal furchtsam
Abwende mich von ihm,
Dann dünkt mich's wieder, huldvoll wink' es mir,
Und kühn gemacht faß ich den Pinsel an,
Und muß, o muß Dich Himmelsschein vollenden!"—
Zugleich auch fleugt sie an die Staffelei,
Und malt, und jedem Schwunge
Der zarten Hand entblüht ein neues Licht:
Derweile staunend sitzt davor Brigitta,
Und ihrem Mund entönet
In Freud' und Preis einfältiglich dies Lied:

„Himmelsstrahlen fliegen
Aus geweihtem Sinn
In geweihten Siegen
Auf die Tafel hin.

Was mit holden Mühen
Selbst die Jungfrau schafft,
Wird ihr Herz durchglühen
Oft mit seel'ger Kraft.

Gottes süße Gaben
Bringt sie treu und wahr,

Menschen zum Erlaben,
Ihm zum Opfer dar.

Und das Opfer zündet
Ihr in eig'ner Brust,
Flammt und strahlt, und gründet
Paradiesesluft.

Was sie andern schenkte,
Nimmt sie zwiefach hin,
Was durch sie uns tränkte,
Labt die Geberin."

Und unterm Liede fertig ward das Bild.
Da sinken beide Mägdlein
Entzückt in's Knie,
Lautpreisend Gott und seinen schönen Heil'gen.

3.

Viel heit'rer Menschen freudiges Gewühl,
Im Festschmuck alle bunt, so Frau'n als Ritter,
So Bürgersmann als Bauer, Hirt und Schäfrin,
In Stoff und Seid' und Harnisch, feinem Tuch,
Hellweißem Linnenkittel, buntem Mieder,
Goldhellen Kränzlein, Helmen, blank von Stahl,
Barett, von Federn wall'nd, mit schlichtem Hut,
Mit flatternd hellen Bändern, Wiesenblümlein
Zum einfach flücht'gen Schmuck in's Haar gesteckt, —
Das alles wimmelt jubelnd
Auf gras'gem Hang ums Frauenkloster her.
Und auch entlangs die Wogen

Des sonnenhellen Flusses schwimmt heran
Ein froh Gewimmel reichgeputzter Barken,
Spielleute drinn mit ihren hellen Klängen,
Und unter'm farb'gen Schattendach
Von Tüchern, übers Fahrzeug hingespannt,
Das kühle Gold des Wein's in hellen Flaschen.
Doch eine Barke, grau und schmucklos,
Schwimmt über'n Fluß durch all' die bunten Schaaren:
Zwei Mönch' in einfach weißen Kleidern drinn,
Ihr Haupt gesenkt, gefalten
Die Hände, schweigsam, regungslos ihr Mund.
Das ist der Abt von Sanct Antoniuskloster,
Sammt seinem vielgesel'rten Sacristan,
Dem frommen Dichter und Mariadiener.
Geladen sind sie von der Abbatissin
Des Frauenklosters, zu dem heil'gen Fest,
Wo aus der Welt Verena
In Gottes seel'gen Brautstand übertritt.
Und alle Barken weichen ehrfurchtsvoll
Dem Fahrzeug der zwei frommen Männer aus,
Und so auch das geschmückte Volk am Land,
Als sie in stir'ger Demuth
Den Pfad hinwandeln nach dem Klosterthor.
„Das ist er, hört man flüstern,
Albinus ist's, der junge Sacristan,
Dem Gott und Menschen hold sind allzumal,
Theils seinethalb,
Theils um die schönen Lieder, die er singt."—
Und wie sie noch so sprechen,

Da tönt der Glocke lieblich mächt'ger Schwung
Vom Klosterthurm herab. Die reiche Menge
Strömt in des Domes helle Wölbung ein.
Nun wird's, als trügen all' die schlanken Pfeiler
Mit ihrer vielfach kräft'gen Zweigverschlingung
Von Stammeswurzel bis zur Kron' empor
An hellen Menschenbildern heit're Frucht,
Und blühte von dem Estrich
Ein Blumenbeet geschmückter Fräulein hell.
Wie aber ging in jedem Angesicht
Erst recht ein Strahl der Lenzesfreude auf,
Als nun die junge Sonne
Des Festes leuchtend in die Hallen trat,
Zum letztenmal im glänzendreichen Schmuck
Der Welt,
Zum letztenmal in Schimmern
Des eig'nen goldigwall'nden Lockenhaars!
Sie schaut mit süssem Lächeln rings
Die Menschen an, ein abschiednehmend Lichtlein,
Das fürder blühen wird' auf seel'ger'm Beet.
O warum schautest Du so hold umher!
Du sah'st es nicht, wohin Dein Aug' traf.
In einem treuen Herzen
Weckt feuchte Sehnsucht auf der helle Strahl.
Wer birgt sich in's Gewand?
Wem schwillt von Zähren trüb' der Blick?
Von Seufzern schwer der Busen?
Es ist Albinus. In dem Mädchenbild
Meint er sein Muttergottesbild zu schau'n,

Kann nicht die holde Aehnlichkeit verkennen
An all' den feinen Zügen
Des süßen Angesichts,
Am Goldhaar, das den blum'gen Rund umwallt.
„Wie, denkt er, oder war es gar Vision?
Hat mich die Allerseligste gewürdigt,
In ihrer Locken Glorie mir zu nah'n?"
Er schaut empor.
Da sind die gold'nen Locken schon gefallen,
Umschleiert steht sein theures Bildniß da,
Bewährend, es sei nicht die Kön'ginn selbst,
Es sey der Kön'ginn Magd,
Doch all' des sonn'gen Reizes voll, wie vor.
Und mit Magnetenzwang reißt auf sich her
Der Augenstern des Jünglings
Verena's Blick.
Die seufzt in sich, und schauert heiß zusammen:
„O Gott, was seh' ich? O da steht mein Traum.
Sebastian, trittst Du in das Leben ein?
Du schöner Held, warum mich so verlocken!"
Und die geweihte Kerze
Der Gottesliebe in ihrer zarten Brust
Bebt, flackert,
Vor ird'scher Liebe Qualm und Sturm's gewalt.
Ach, Ihr zwei fromme Herzen, kaum noch lind,
Wie junger Morgen in des Maien Tagen,
Welch' heißer Sommer, an Gewittern schwer,
Ist nun mittäglich in Euch aufgewacht!
Hin ist Eu'r Paradies,

Der Engel schwingt sein Glutschwerdt,
Zu Kampf und Sorg' und Noth müßt Ihr hinaus!

4.

Und fragst Du, was die Liebenden darauf
Begonnen? Ob verhehlt ihr süßes Leid?
Wo nicht, auf welchem Weg sie sich's verkündet?
O, durch Dein Herz hat nie
Der furchtbar schöne Glutensturm geflammt,
Der ird'sche Liebe heißt. Sonst wüßtest Du,
Wie er den Lippen ohne Maaß gebeut,
Zu schweigen vor all' andern Menschen,
Nichts zu verschweigen dem ersehnten Bild;
Wie er zu Boten Lüfte, Wellen, Strahlen,
Zu brauchen weiß und d'rauf sein Leid zu mahlen.
Doch nicht soll der Legende ernster Spruch
Dem glücklich Unerfahr'nen lehren,
Welch' Mittel üpp'ges Lieben hat gebraucht,
Den zwei gefall'nen Engeln kund zu geben,
Daß Eines für das And're Flammen haucht.
Genug' es Euch, daß heller Wiederschein
Der Gegenlieb' in beider Herzen fiel,
Und daß seitdem allnächtlich
Des Flusses Wellen
Auf der verschwieg'nen Bahn
Den Mönch hinüber zu der Nonne schwellen.
Nun wacht der Sacristan nicht fürder
Mit Sang und mit Gebet im heil'gen Dom.
Vielmehr, wenn er die Kirchthür hinter sich

Geschlossen, wie er sonst in ächten Treuen
Gethan, um ungestört
An seeliger Beschauung sich zu freuen,
Schleicht er jezt durch ein and'res Thürlein fort,
Am Muttergottesbild vorbei
Und durch den nächt'gen Föhrenwald hinunter
Wo sein der Nachen am Gestade harrt.
Zwar wenn er im Vorüberwandeln
Das Himmelsbildniß schaut,
Mahnt es ihn oft mit ernsten Mienen
Wie eine höh're Braut,
Und schmerzhaft seufzt er um sein eitles Handeln,
Grüßt auch mit sitt'gem Neigen,
Doch scheu nur hingewandt,
Das heil'ge Bild,
Dem er noch jüngst so freudig war zu eigen.
Er wagt's nicht mehr, aus seinem sünd'gen Leben
Den schwachen Blick
Nach jenen lichten Strahlen zu erheben.
Sangst Du nicht einst, Albinus, in der Nacht,
Die ew'ge Minne ziehe Dich sacht, sacht
Zum Himmel auf? —
Was zieht Dich nun? — Und wohin ziehts Dich? —
Das Wort erstirbt im ernsten Weh' um Dich,
Im tiefen Graus um unser aller Schwäche.

5.

Tiefschattend lag die Nacht auf dunkler Fluth,
Unlustig rauschte, dumpf, der Wogen Gruß

Den nächt'gen Schiffer an aus feuchtem Grund.
Jedoch es flammt die Glut in seiner Bruſt
Als wilde Leucht' empor, ihm trübe Gunſt
Verheißend von der kühnen Meergeburt,
Venus genannt im alten Heidenbund.
O Venus, Venus, ſchlimme Helf'rin Du,
Hilfſt Du zu neuer Sünd' ihm über'n Fluß?
Nein, abgelaufen iſt das ſchnelle Rund
Des Glückesrades, d'raus die freche Luſt
Der ird'ſchen Minne zufiel ſeinem Thun.
Solch' ein Gezücht iſt karg mit ſeinem Gut.
Recht auf des Stromes Mitte dreht im Schwung
Ein dunkler Wirbelwind den Nachen um,
Vergebens kämpft Albinus mit dem Sturm,
Erſchüttert noch in ſeinem ſünd'gen Muth
Durch toller Nachtgeſpenſter gell'nden Ruf,
Und bleicher Nixen grimmverzerrten Mund.
Hintaumelnd ſtürzt er in die feuchte Gruft,
Und vor dem eig'nen Leibe faſſet Furcht
Und Graus den wirren Geiſt — in banger Flucht
Stäubt er — wohl ach! in noch viel tiefern Schlund. —
Die arme Leiche, ſtarr und kalt und ſtumm,
Spült fern von der erſehnten Lippen Kuß
Stromunter bis an eine felſ'ge Bucht.
Da wirrt ſich feſt ein zack'ger Dornenbuſch
In des Gewandes vielgefaltet Tuch,
Und widerſteht dem Zug der eil'gen Fluth,
Der hin will mit der Beut' in Meeresſchlund,
Sie zu begraben in endloſem Wuſt,

Auf altem moos'gen Grund urlängst verdumpft. —
Noch kämpften in des Morgens kalter Luft
Um ihren bleichen Fang Dornzweig und Fluß,
Da ward der Streit 'nem frommen Fischer kund;
Der sagte: „Laß den Todten los, Du Brut!“
Und trug ihn nach des Klosters heil'gem Rund.

6.

In des Antoniklosters Dom
Liegt auf der Bahr' in langen, weißen Kleidern
Des Sacristanes Leichnam weiß und lang;
Geweihte Kerzen brennen
Ring'sum, erhell'nd die stille Mitternacht,
Und alle Klosterbrüder sieh'n umher
Und weinen.
Doch Tropfen, wie kein Auge sie vergießt
Aus all' der frommen Schaar, entrieseln still
Dem Aug' des greisen Abtes auf den Sohn,
Denn wie ein Sohn galt der Albinus ihm.
Des holden Sängers Leben
War wie ein Blumenbeet im Tannenwald,
Das die hochernsten Wipfel
Mit Duft und Farben anlacht.
Nun hat's der Schnee umhüllt, nun trauern sie,
Vor allen trau'rt die ält'ste Tann' im Forst. —
Was blitzt da auf den Zügen
Des todten Angesicht's?
War es der Kerzen Schimmer, angeweht
Vom Seufzerhauch? War es ein schmerzlich Lächeln,

Das ernſt belebend zog um Aug' und Mund? —
Noch nennt's der Eine dies, der And're jenes,
Da richtet ſich
Der Todt' empor, und ſchlägt die Augen auf.
Und eh' noch, ſtarr in Freuden und in Furcht,
Ein Mund befragt ihn hat, eh' noch ein Fuß
Sich ihm genaht, iſt er ſchon von der Bahre
Herabgeſtiegen, und mit ſitt'gem Schritt,
Geſenkten Hauptes, vor das Bild
Der heil'gen Gottesmutter hingewallt.
Dort ſinkt er in das Knie,
Will beten, und ein heißer Thränenſtrom
Hemmt ihm das Wort, hüllt ihm der Augen Glanz.
Die doch mit ſeel'gen Lichtern
Der Andacht, Buße, Reue, Dankbarkeit,
Wie Sonnenſtrahlen durch den Regen ſchimmern.
Mit ihm ſinkt die geſammte fromme Schaar
Im Preis zu Gott für ſein hochherrlich Wunder
Vor das Maria Bildniß hin,
Und betet ſchweigend, wie Albinus,
Andächtig glühend auch, wie er,
Die Geiſter an des ſeinen Glut entzündet.
Als nun der erſten Quellen Frühlingsguß
In der vom ſtarren Winter freien Seele
Gelindern Laufes rann,
Da ſieht Albinus auf, mit ihm die Brüder;
Doch gleich vor ihnen wieder hingeſunken, ,
Strömt er die Beichte ſeiner Sünden fort,
Verkündet dann, wie ſich, ein banger Funken,

Die Seel' ihm schon entrang aus finsterm Ort,
Und in viel tief're Finsternisse fallend
Aus grimmer Fluth gelangt in grimmern Port.
„Ein schwarzes Paar, mit mächt'gen Flügeln wallend,
Riß, spricht er, mich davon in Sturmeseile
Durch finst're Nacht, von lauten Klagen schallend.
Im Dunkel flimmerten, wie gift'ge Pfeile,
Glührothe Blicke her aus tiefen Grotten.
Und dazu schrie's mir nach: „Ho, Bruder, weile!
Wirst Zeit genug im Schwefelsee verrotten!"
So schärfte diese Brut den ew'gen Schmerz
Sich selbst und Andern noch im grausen Spotten.
Schon griff Verzweiflung mit der Faust von Erz
Mir durch die Seele; da erklang ein Tönen
Wie Flötenlaut; ich blickte himmelwärts.
„Halt! rief der seel'ge Klang: verirrten Söhnen
Ist meine Huld auf ewig nicht entnommen."
Und aus den Wolken sah' das Aug' der Schönen,
Der Einzigschönen, Einzigreinen, Frommen,
Vor allen Erdentöchtern allzumal.
Ein süßes Licht war rings umher entglommen.
Das blendete die Schergen ew'ger Quaal,
Sie taumelten, sie schwanden, und das Auge
Zog sanft mich an sich aus dem tiefen Thal.
„Nun tauch' Dich in der Erdenbuße Lauge,
So hub das Flötenklingen wieder an,
Daß einst Dein Mund die Milch des Lebens sauge,"
Und wie ich rückwärts flog die dunkle Bahn,
Strahlt' immer noch von Mitleid hold gefeuchtet,

Der Augenstern wie Lyra oder Schwan,
Bis ich, von wo ihr Sünden jüngst mich scheuchtet,
Im Erdenleben wieder mich gefunden,
Um, in der Himmelsliebe Huld erleuchtet,
Durch Erdennoth von ew'ger zu gesunden.
Er irrichts, und Alle schaudern;
Er aber schreitet in ein Bußgemach,
Und hebt ein strenges Siedlerleben an,
Und ringt den Feind in sich, —
Nicht mehr Maria's holder Sangesdiener,
Nein, jetzt Maria's strenger Rittersmann, —
Allstündlich hart und sonder Wank zu Boden.

7.

Verena's thränenvolles Auge
Um ihres ird'schen Lieblings frühem Tod,
Wie ward es plötzlich im heilsamen Schreck
Starr, trocken, des Entsetzens voll,
Als ihr der Rückgekehrt' aus Todesarmen
Dies strenge Blatt zu Handen hat gebracht:

„Ich bin zurück von entsetzlicher Fahrt,
Ich bin den Lebenden wieder geschaart.
Ich hab' geschaut in die ewige Nacht,
Ich hab' geschaut in der Höllen Pracht.
Mich hat gefristet Maria's Huld,
Nun steig' ich auf, bedräuend die Schuld;
Bedräuend die Schuld, den Menschen nicht,
Wenn er mit Buße die Schuld zerbricht.

Thu' Buße, thu' Buße, Du sündhaft Kind,
Daß Dich der Himmel auf's neu gewinnt.
Ich hab' Dich gelockt auf falschen Weg,
Nun dräu' ich Dich ab vom Höllensteg.
Ich dräue Dich in die Buße hinein,
Dein Liebstes bleibe nicht fürder Dein.
Die Pinsel fort! die Palette fort!
Für die ist nun fürder bei Dir kein Ort.
Wem Gott bescheert die heilige Kunst,
Der soll sie üben in Gottes Gunst.
Wir beide haben auf argen Tand
Vom heiligen ab die Gabe gewandt,
Drum thu' ich die süsse Zither von mir,
Unwerth geworden so holder Zier;
Auch ist hier dieser mein letzter Reim,
Der soll Dir wecken der Buße Keim:
Die Hölle lauert auf jedem Schritt,
Auf jedem Schritte zieh'n Engel mit;
Wohin Du Dich kehrest, da bauest Dein Haus,
Es richten Dir zweie den Willkommschmaus,
Der Satan im Feuer und Gott im Licht;
Rasch küre! die Stunde zögert nicht.

8.

Sie hat gewählt, hat bestes Theil erkoren,
Die holde Sünderin.
Erst drang ein Schwerdt aus jenen harten Worten —
Wie anders die, als wenn ein süß verlockend
Geschmeichel glüh'nder Minne

Vor-

Vormals Adin in weichen Weisen sang! —
Ein Schwerdt drang durch Verena's zarte Brust,
Und hielt des Lebens scheuen Athem an,
Daß sie gleich einer Leiche
Gestreckt auf ihrer Zelle Boden lag.
Als nun das Herz von Neuem wieder schlug,
War es ein and'res Herz;
Die Thränen quollen wieder
Voll innig heißer Liebe,
Doch andre Thränen waren's, andre Liebe. —
„Brigitta, sprach sie, nimm Palett' und Pinsel,
Die ich geführet;
In Dir auch blüht das Himmelslichtlein Kunst.
Wahr' es auf reinerm Herd, als ichs vermocht."
Die weicht in blöder Scheue
Zurück vor der zu hohen Gab', und spricht:
„Wie ziemt doch mir, Du mächt'ge Künstlerinn,
Was Dir nicht ziemen darf?" — Verena drauf:
„Der Hand schuldloser Einfalt
Gehört, was kühner Hochsinn hat verscherzt."
Dann winkt sie schweigend abwärts nach der Thür,
Ernstvoll und königlich, Brigitta geht,
Und in verschloßner Zelle
Hebt nun der Buße strenge Feier an. —
Vergebens spielte Sonne fürderhin
An den gewohnten Scheiben
Des einst so blühend lieblichen Gemachs.
Ein schwarzes Tuch wies nun die Strahlen ab.
Vergebens drang zu Nacht in Träumen

Manch schönes Bild
Zum Sinn der Künstlerinn, und lockte mild:
„Auf zu Palett' und Pinsel! Darfst nicht säumen!"
„Weit ab! weit ab von mir! du holdes Licht!
Sprach weinend sie zurück,
Der Sünderinn gebührt dieß Schaffen nicht."
Bisweilen, daß vertrieben
Aus dem gewohnten holden Aufenthalt
Die bildliche Gestalt
Zum Klange ward, und übern Strom hinflog,
Und tönend durch Albinus Sinne zog, —
Dann sprach der bleiche Jüngling:
„Zeuch fort, und such' Dir einen reinen Dichter;
Verscherzt hab' ich so süßes Engelsspiel." —
O Ihr, in deren Geist des Himmels Gunst
Den sel'gen Funken senkte,
Der als Gemälde bald, und bald als Lied,
Und in viel andern mannichfachen Weisen
Gestaltung nimmt,
Ihr fühlt der Buße Strenge,
Die so entsagend sich die Zwei' erwählt!

9.

Die beiden holden Blumen sind erblichen,
Ihr sterblich Theil in heil'gen Grund begraben;
Da, bei Gebet und Thränen hat Erlaben
Des Gottgesandten Schlaf's den Arm beschlichen.
Er sah im Paradies' auf blumigichen
Anhöh'n die heil'ge Jungfrau hoch erhaben,

Und ihr zu Fuß, auf's Neu mit holden Gaben
Belieh'n, die Zwei, die jüngst der Erd entwichen.
Hell greift Albinus in die gold'nen Saiten,
Ein Lied entlodert ihm in neuen Zungen,
Indeß Verena's Hände Sonnen malen.
Und selbst noch in des sel'gen Traums Entgleiten
War vom Gesang des Altes Ohr umklungen,
Sein Blick umleuchtet von der Bilder Strahlen.

III.

Der erwachte Kriegsmann.

„Wo Trompeten klangen,
Wo die Roſſe ſprangen,
Iſt es nun ſo ſchweigend,
Lieg' ich blutesrotd.
Und die Wunden ſchmerzen
Dicht am kranken Herzen;
Seine Larve zeigend
Kommt der alte Tod.
Und das nächtliche Gefügel
Rauſcht vertraulich an mir hin;
Raben warten dort am Hügel,
Bis ich erſt geſtorben bin.

Hat in Kindestagen
Schmeichelnd doch getragen
Mich auf treuen Armen
Holdes Mütterlein!
Hat doch Jünglings Sinne
Liebgekoſt die Minne,
Und er durft' erwarmen
So bei Kuß als Wein!
Und nun heißt es einſam ſterben,
Aller Huld und Labung fern,
Heißt in öder Nacht verderben
Ohne Mond und ohne Stern!"

Schmerzenshände faßten
Hart nach dem Erblaßten,
Griffen ihm ſein Leben,
Brachen's ihm entzwei.
Recht im Herzen brannt' es,
Durch die Adern rannt' es,
Wie ein kaltes Beben,
Und da war's vorbei.
Und er lag im Schlaf vergraben
Mit geſtilltem Muthe da.
Plötzlich kam ein mild Erlaben,
Und er wacht' und hört' und ſah.

„Mutter, linde, treue,
Willſt du mich aufs Neue
In den Armen halten,
Drücken an dein Herz?"
„Kind ich ließ dich nimmer
Doch verſtörten immer
Wilde Traumgeſtalten
Dich zu rauhem Schmerz."
„Mutter, biſt du nicht vergangen?
Blühſt ja wieder friſch und roth?"
„Kind, laß ab vom thör'gen Bangen,
Weder du noch ich ſind todt."

„Focht ich denn nicht muthig?
Ward's um mich nicht blutig?
Stürzte nicht mein Schimmel
Unter mir dahin?"

„Kecker Schlachtenspieler,
Munterer Bogenzieler,
Kühnliches Gewimmel
Wünschte sich dein Sinn.
Und da goß in Purpurringen
Blut herab die Wolke dir,
Und von jenen Schmetterlingen
Schien ein Rost der schönste dir.

Und der Vögel Singen,
Ward Trompetenklingen,
Und des Baches Rauschen
Ward ein Schlachtruf dir.
Doch in den Gefilden
Hier sollst du die wilden
Spiele nun vertauschen
Mit des Friedens Zier.
Schau, mein Kind, den holden Garten,
Sieh der Spielgefährten Kreis,
Die befreundet auf dich warten,
All' in Kleidern hell und weiß."

„Mutter, wie so stille,
Ward mein rascher Wille!
Mutter, welche Bilder
Schweben um mich her!
Ich bin selbst ein Andrer,
Und viel schön're Wand'rer

Schwingen gold'ne Schilder,
Sind ein klingend Heer! —
Mutter, blieb' ich vom Gewimmel
Meines Traum's nur immer frey!"
„Ja, mein Kind; wir sind im Himmel,
Und das Elend ist vorbei."

IV.

Der Abschied.

Hell reitet in den ersten Ritterwaffen,
Am Abend seiner erstgefocht'nen Schlacht,
Ein junger Kämpfer durch den grünen Wald.
Da leuchtet's ihm entgegen von der Erden!
„Daß Gott, wie goldig und wie gres!
Ach, wenn es nur nicht Vaters Schildrand ist!“ —
Er springt vom Rosse, fleugt hinzu —
Im hohen Grase liegt der alte Held,
Sein gold'nes Schild weit über sich gedeckt,
Und Blut quillt vor aus vielen edlen Wunden.
Der Jüngling seufzt, erhebt das Schildesdach,
Und sucht des Helmes Band zu lösen.
Da wacht der Alt' aus tiefer Ohnmacht auf,
Und spricht:
Wer wagt an mein Gewaffen sich? Laß ab,
Du Wandersmann! Dieß ist geweihter Schutz.“ —
„Ach, Vater, seht doch nur, ich bin's!
Laßt Euch erleichtern von der riesigen Wucht.“ —
„Laß liegen, Kind, laß liegen! S'ist mein Denkmal,
Wie ich in Ehren fiel.
Wenn ich verschieden bin, nimm mir den Helm,
Den gold'nen Schild, und auch dieß gute Schwerdt.
So lang' ich aber lebe,
Darf ich's nicht lassen. — Unser ist der Sieg!“

„Ja Vater!“ — „Gott sey Dank!
Wen er lieb hat, ruft er an solchem Tage.
Hast jetzt in den Geschwadern was zu thun?“ —
„Nein Vater!“ — „Wohl; da sey mir zu Gefallen,
Und singe mir — der Wald ist grün und frisch
Und abendsonnig, wie als ich zuerst
Im grünen Laubsaal Deine Mutter fand,
Die liebe, selige Mutter! — singe mir
Das Lied, das sie so gern zu singen pflag;
Vom lieben Himmel und des Angers Schafen.
Der Jüngling trocknet still sein feuchtes Aug'
Und hebt einfältiglich die Weise an:

„Im Maien,
Im grünen Wald im Freien,
Da ist der Schäflein Haus,
Thut eines mit dem andern
So recht verträglich wandern,
Gehn friedlich ein und aus.

Im Himmel
Weitab vom Weltgewimmel,
Da ist der Englein Haus.
Da hört man Liedesweisen,
Die Liebe Gottes preisen,
Da ist all' Streiten aus.“

„Ja, ja im Himmel!“
So unterbricht der alte Held sein Kind.
„Doch hier auf Erden sicht sich's noch recht munter.
Hörst? Auf dem linken Flügel?

Der Feind hat sich gesetzt.
Frisch auf Dein Roß, und hau' nur herzhaft drein!
Leb' wohl! Ich will die Mutter von Dir grüßen." —
Der junge Degen küßt ihn, springt in Sattel.
Da ruft der Alt' ihm noch versorglich nach
Mit letzter Kraft:
„Brauch scharf den linken Schenkel, wenn Du einhaußt!
Vorhin ging Dir der Schreck' ja beinah' durch.
Ich kenn' ihn wohl. Man darf das nicht versäumen.
Dann birgt er sein erbleichend Angesicht
In's Gras, empfiehlt sich Gott und allen Heil'gen,
Und murmelt, leise singend:
„Da ist all' Streiten aus."
Und froh beflügelt schwebt der tapfre Geist
Zu seinen frommen Heldenahnen,
Und zu den alten Kaisern hoch im Himmel.
Der Jüngling läßt den Helmsturz niederfallen
Vor das bethränte Angesicht,
Spornt an sein freudig Roß, braucht scharf den Schenkel,
Schärfer das Schwerdt, und bricht des Feindes Reih'n.

V.

Die Wegweiserin.

„Abenddunkel, Waldesstille,
Grasgeflüster um mich her,
Fern anwogend Nebelmeer! —
Und der eh'mals kecke Wille,
Der mich früh hat fortgetrieben
Von der Heimath, von den Lieben,
Spricht nun mit ganz andern Zungen,
Hat sich selbsten friedlich eingesungen." —

So denkt ein Wand'rer, der von Weiten
Zum herzensliebsten Herde kehrt,
Und den, im raschen Vorwärtsschreiten,
Das Leben oftmals hat versehrt.
Es that ihm weh. Er kommt, von solchen Wunden
Im Arm der alten Freunde zu gesunden. —

„Mond am Himmel!
Rings umher das Sterngewimmel!
Ob sie wohl noch alle leben,
Die mir sonst ihr Herz gegeben?
Ob sie heut wohl freundlich denken,
Bei des stillen Lichtes Schein,
Gern vergessend alles Kränken,
Wo ich Flüchtling möchte seyn?

Nehmt mich auf! Ich komme treu und einsam,
Bin schon nah' der lieben, lieben Heimath!" —

„Schön guten Abend, junger Herr!" —
„Sieh da!
Wie siehst du Alte mir so plötzlich nah?" —
„Nehmt's nicht vor Uebel! ist so meine Weise." —
„Schon gut, halt mich nicht ab! bin auf der Reise." —
„Ich geh' mit euch denselben Gang,
Und gönnt mir das. Mir ist im Dunkel bang.
Zudem, so weiß ich hier Bescheid,
Schütz' euch vor Schreck, warn' euch vor Leid." —

„Ach es war mit mir gezogen
Manch ein liebliches Gebild
Auf des innern Sehnens Wogen,
Das mir hold im Herzen schwillt.
Und nun willst du mit mir wandeln,
Schwatzen, plaudern um und um!
Und mir wird vor dem Verhandeln
All' das liebe Sinnen stumm."
„Ich künde dir Geschichten wundervoll,
Mährlein, gar seltner Art, du guter Sohn!"
„Wenn's seyn muß, magst du denn erzählen,
Doch daß wir nicht den Weg verfehlen!"
„Sorg du! Wo ich der Führer bin,
Geht man ganz unvermerkt, kommt unvermuthet hin.
Nun hör hübsch zu!" —
Da sprach sie fort im wunderlichen Sinne,

Von Berges holder Minne,
Von ſchöner Elſe zart und lind,
Die junge Helden liebt, Wand'rern iſt treu geſinnt.
Auch ſey ihr Einer juſt erſchienen
Von ſchlankem Wuchs, von milden Mienen,
Und oben ſitze ſie und weine,
Von Bergwald's höchſter Höh' herab,
Und wiſſe nicht, wie ſie ſich ihm vereine,
Und Beider Sehnſucht werde Beider Grab.
„Heran, heran!
Du meiner Liebe Mann!"
So ſinge ſie durch feuchten Buſch und Tann!

„Alte Mutter," ſprach der Wand'rer,
„Laß mit Reden jetzt mich los!
Bergesminne lieb' ein And'rer,
Mein ſei linder Heimath Schooß."
„Soll dein auch ſein, ſoll dich umfangen
Noch heut mit ſtillem, frommen Muth,
Als trügſt noch friſche Kinderwangen
Und Kinderſcherz und Kinderhut."
„Ach ja! Und gehr's nicht dort ſeitweges ab
Zum heimathlichen Lampenſchimmer?"
„Behüt dich, junger Mann! das wär dein Grab!
Dort wandeln Menſchen nun und nimmer."
„Sah ganz wie Vaters Hütte aus." —
„Und iſt doch nichts, als Spuck und Graus.
Da ſitzen Zwerge, ſchief geſtaltet,
Und kochen ſich den Zauberbrei;

Was längſt im Leben iſt veraltet,
Ja ſelbſt im Grabe tief erkaltet,
Und hin und ab und ganz vorbei,
Das ſchafft ihr Spruch auf's Neu herbei.
Sie gaukeln mit den alten Bildern
Aus einer abgeſtorbnen Zeit,
Doch wird vor ihren tollen Schildern
Das Rothe bleich, das Schlanke breit,
Alles verkehrt in Häßlichkeit.
Du dächtest erſt, es wären Prinzen
Und ſchöne Frau'n — geh' näher hin:
Gleich blinkt das zwergenhafte Grinzen
Hervor, verzerrend Aug' und Kinn,
Zu Wahnwitz wirrend dir den Sinn.
Ja, meinen ſie's recht ernſtlich übel:
So borgen ſie vom Zauberkübel
Sich eine Bildung, die du liebſt,
Der du in Sehnſucht dich ergiebſt,
Dich ihr ergabſt ſeit frühſten Jahren,
Und nehmen tolles Necken vor!
Der Haß ſteht an der Liebe Thor,
Grauß muß ſich dem Verlangen paaren." —

„Laß uns laufen weit und weiter,
Alte! Wahnwitz packt mich ſchon!
Als abſcheulichen Begleiter
Ahn' ich nah' den wilden Hohn.
Hörſt du's raſcheln, hörſt du's rauſchen?
Hinter uns ſchon ſind ſie her.

Was noch zaudern? Was noch lauschen?
Fort! Und ging es durch das Meer!“ —

„Nah sind wir an des Berg's geheimsten Schluften,
Die Kräuter duften,
Die Gräser prangen; —
Hin, vor den Zwergen Rettung zu erlangen!
Nie wagt auf solchen Pfad sich ihr Verlangen.“

„Wär's nicht besser, zur Kapelle
Lenkten wir den Schritt alsbald:
Dorther leuchtet durch den Wald
Ihrer ew'gen Ampel Helle.
Dort hat mich dem Götterkunde
Fromm ein Priester zugeführet;
Und man wird im heil'gen Munde
Nie von Zauberei berührt. —

„Ach wie die Jugend doch so gröblich irrt,
Und nimmer glaubt, daß manches anders wird!
Ich möchte mit dir keifen, thör'ger Jüngling!
Bist lang' ja weg und weißt, die Zeit ist flüchtig!
Wie soll denn hier zu Lande
Die All's geblieben sein im alten Stande?“ —

„Schilt nicht, wunderliche Alte,
Richt' dich nicht so hoch empor!
Wenn's nicht so ist, wie ich's halte,
Sag' mir's doch in Mitte vor!“ —

„Leer starrt schon die Kapelle längst und wüst!
Kein Landmann, der dort kniet,
Kein Zug, der dahin zieht,
Kein Pilger, der sie grüßt.
Dein frommer Priester ist gestorben,
Und eines todten Mönch's Gebild,
Im Leben geizig, frech und mild,
Hat im Gebäu sich Macht erworben.
Dort geht er nächtig durch die Hallen um,
Und winkt und ficht mit beiden Händen,
Als wär' er stumm,
Und könnte durch den Mund nicht Fluch aussenden.
Ach, leider, leider kann er sprechen!
Er heult und schreit
Durch all die Gegend weit,
Daß Glück und Schlaf davor zusammen krechen." —

„Nach den Bergen, nach den Bergen
Führ' mich Alte nur hinauf!
Flügle, flügle noch den Lauf!
Schutz vor'm Bösen! Schutz vor Zwergen!
Doch wie eilst du durch die Schatten?
Wie so weit hinaus dein Schritt?
Nein, ich muß bereits ermatten;
Alte sacht'; ich kann nicht mit!" —

„Wie bist du denn so klein?
Wie kurz und strauchelnd dir die müden Beine?

Dünst

Dünkſt doch ein junger dich und kecker Mann,
Und reichſt nur kaum zu meiner Hand heran?“ —

„Alte, ja, du biſt gewachſen,
Seit ich eben mit dir ging,
Und du eilſt ſo keck und flink,
Wie geführt auf ſchnellen Achſen;
Weh'! du biſt ein ſchaurig Ding!“ —

„Laß dich's nicht irren!
Den Liebling deren, die da oben wohnt,
Darf nichts verwirren,
Weil bald er hoch ob allen Geiſtern thront.
O wie ſo ſchön in ihren Thränen
Sie nach dir ſchaut durch thau'ge Nacht!
Und du verweilſt im blöden Wähnen,
Haſt auf das blöde Thal noch Acht.
Gedenkſt du noch der Liebesflamme,
Die ſengend durch dein Inn'res flog,
Als eine Maid aus Königsſtamme
Im Pompe dir vorüberzog?
Es war an Napolk's Geſtaden,
Du durfteſt dich ihr nimmer nah'n,
Und wußteſt wohl, ſie ging zum Baden,
Beſtieg den zeltumſchlei'ten Kahn.
Wohl an des weiten Zeltes Schwingung
War dir der heiße Geiſt gebannt,
Wohl in der Wellen Lieb'sumſchlingung
Die ganze Seele dir entbrannt!

Doch in viel holder'n Reizen leuchtend,
Erwartet hoch die Elfe dich,
Hell ihre roj'ge Wange feuchtend
Mit Thränenperlen all' um dich
Hinauf! die zarten Arme breiten
Sich nach dir aus zum Liebesgruß.
Begegnend schon will niedergleiten
Der schlanke, unbeschuhte Fuß.". —

„Alte, Alte, du bist häßlich,
Doch sind deine Worte Gluth!
Alte, Alte, du bist gräßlich,
Labst mir himmlisch doch den Muth!
Sind wir bald am Gipfel oben?
Schwindelnd bin ich, matt und krank;
Doch im Busen heißes Toben
Reißt mich fort zum süßen Dank." —

Nun standen sie hoch auf des Felsens Platte,
Nun in die Knie sank der Erschöpfte, Matte,
Da schlang das neblige, gewalt'ge Weib.
Die Riesenarm' ihm höhnend um den Leib;
Und dem Sprachlosen in das Ohr erscholl
Also ihr Lied, vielfachen Grausens voll:

„Hör' zu, hör' zu, du bist schon bleich!
Hoch sind des Felsens Stufen,
Und mein bist du, wirst blutig mein,
Der alt-gespenst'gen Drude.
Ich bin ein böser Spuk,
Leck' junger Knaben Blut.

Das deine rinnt nun bald herab
Aus dieses Felsens Ritzen,
Das kost' ich dann für dieses Jahr
Mit meinen todten Lippen.
Und ist das Jahr vorbei,
Lock' ich 'nen Andern 'rein.

Ich wieg' dich wie ein kleines Kind
In meinen kalten Armen,
Ich halt' dich über'n Abgrund hin
Und laß' dich endlich fallen,
Doch hör' erst noch, halb todt,
Wie dich verlockt mein Wort!

Hoho! Es war ein toller Scherz!
Du warst ganz nah' der Hütte,
Der Vater saß am frommen Herd,
Bei ihm die Tochter blühend,
Und beider Ahnung sprach,
Du seyst der Heimath nah.

Die Ahnung trog, die Ahnung log,
Du liefst mir nach, du Blöder
Warst vor den Zwergen bang' und toll,
All' durch mein lust'ges Höhnen.
Nun bist in meinem Haus,
Wirst nie den Vater schau'n.

Hoho! Es war ein toller Scherz,
Nach der Kapelle kamst du,
Der Priester wachte, betend sehr
Für seines Zöglings Wand'rung,
Und seine Hoffnung sprach,
Du seyst der Heimath nah.

Die Hoffnung trog, die Hoffnung log,
Du liefst mir nach, du Bläder,
Warst vor dem Mönche bang' und toll,
All' durch mein lust'ges Höhnen.
Nun bist in meinem Haus,
Wirst keine Kirche schau'n."

Sie schlenkert' ihn, sie schleudert ihn hinab;
Zerschmettert lag er drunten an dem Quell,
Sah' noch, aus weitem Thalesgrab,
Die riesige Drud', im Mondesstrahle hell,
Hohnlachend schreiten überhin
Nach andern Höh'n. Mit halb verwirrtem Sinne,
Hat er's den Hirten, die ihn dort gefunden,
Sterbend erzählt in Morgens kühl'gen Stunden.

VI.

Der Wahnſinnige.

„Mach' auf die Thüre, Mütterlein,
Mach' auf! Bin heimgekommen aus dem Krieg;
Hätt' gern ein Frühſtück, lieber deinen Kuß!"
Die Thür geht ſchwer in ihren Angeln auf,
Still iſt's im Haus.
„Vielleicht im Garten ſitzen ſie, und plaudern."
So denkt der junge Burſch, läuft hin und her,
Trifft nichts was Mutter, was den Andern gleicht.
„Doch ja, da leuchtet's durch die Büſche,
Leuchtet ſchön weiß und freundlich her; iſt Mutter,
So lächelt Mutter. Mutter gieb mir 'n Kuß."
Er küßt; o weh! war alles Stein und kalt,
Nur ſeiner Mutter Bildniß.
Das ſchießt ihm ins verwilderte Gemüth,
Er rennt in's Haus zurück, ſucht auf und ab,
Nun wird's gar ſchlimmer —
Vorher doch traf er keinen Menſchen an,
Nun trifft er Fremde gar, trifft ungewohnte
Geſichter, die zum Ort nicht paſſen woll'n.
Er ſtarrt betrübt umher.
Da ſagen ſie einander ſich in's Ohr:
„Es iſt der arme wahnſinnstrunkne Kriegsknecht,
Der ehmals hat in dieſes Haus gehört,
Und nun noch immer hier die Lieben ſucht.

Wir wollen gut seyn gegen ihn,
Woll'n Speis' und Trank ihm reichen, so ist Gott
Ein andermal auch gegen uns barmherzig."
Ach, was er fordert, lieben Leute,
Das habt Ihr nicht!
Ihr tretet freundlich um den Armen her,
Er aber seufzt nur um so lauter auf,
Rennt in den fernen Wald hinaus, und weint.

VII.

Die Heilung des Wahnſinnigen.

Durch die nächt'gen Waldesſchatten,
Rüſtig, rüſtig zieht mein Schritt:
Weilen nie, und nie Ermatten,
Denn mein Dämon kommt ja mit.

In der hellen Burg da droben
Wachten ſie recht ſorgſamlich —
War't ihr bleich von meinem Toben,
He, warum behalten mich?

Aus dem Fenſter kühn geſchwungen, —
Schrie'n ſie nicht ob meines Fall's? —
Riſch dann wieder aufgeſprungen, —
Ach, ich breche nicht den Hals!

Ach nein, ach nein! Seht ihr den Mantel nicht,
Den über'm Haupt zuſammen
Von zuckend rothen Flammen
Mir mein gewalt'ger Dämon flicht?

Das iſt 'ne Nebelkappe
Da bin ich drinn ſo ſtark,
So voller Heldenmark;
Und wie ein ſchwarzer Rappe
Kommt's wolkig dann im Lauf,
Und hockt mich auf.

Hurrah, hurrah, durch fliegende Wälder!
Hurrah, hurrah, durch tönende Felder!
Halt an, mein Roß! Wir ſind weit von der Burg.
Halt an. Mich ſchwindelt's! — Da geht er mir durch.
O wo fliegen wir hin?
Geht's hoch um den blutigen Mond herum?
Mir ſchwankt, mir dreht ſich der Sinn.
Da fall' ich! — Halt! — Liege nun kalt und ſtumm. —

Hab' ich lange ſo gelegen?
Ja, der Morgen ſteigt empor;
Hell an Bächleins Silberwegen
Lacht ein holder Blumenflor.

Ach, das Thal ſo Frühlingsmilde!
Und Erinn'rung kommt zurück,
Deckt mich, wie mit blum'gem Schilde,
Ruft herauf mein altes Glück.

War ich nicht ein edler Ritter,
Wohl mit Schild und Speer vertraut?
Und — da ſteht das ſtarre Gitter! —
Hatt' auch eine ſüße Braut.

Die iſt untreu mir geworden —
Wehe nun kann ich nur rauben und morden,
Daß vor mir ſelber, mir ſelber nun graut!

Du da, geh fort, ſchön Jungfräulein,
So hell im roſigen Morgenſchein.
Ich bin der tolle Rittersmann,
Thät' wohl noch gar ein Leid dir an.

Was iſt denn das? Sie kommt mir näher,
Sie ſtreichelt mein verwirrtes Haar.
O Augen, nun ſeid treue Späher,
Nun bringt mir Kunde ſtill und wahr.

Sie iſt es, die ich lieb' und ſcheue,
Sie beut mir ihre zarte Hand;
Sie ſpricht von holder Lieb' und Reue,
Spricht auch von böſem Mißverſtand.

Sie will mich heilen, will mich pflegen, —
Das iſt kein Wahnſinn, iſt kein Spott.
O reich und linde ſtrömt der Segen,
O habe Dank, du milder Gott! —

Und mit ſeinen Nebelkappen
Macht ſich Dämon ſcheidend auf,
Setzt ſich auf den Wolkenrappen
Und zerſtäubt im Sonnenlauf.

Süß in Thränen ringt der Kummer
Sich von meinem Herzen los,
Und es ſinkt zum erſten Schlummer
Mild mein Haupt in Laura's Schooß.

VIII.

Die Verſuchung.

Vor ſeines Hofs umlaubter Pforte ſaß
Der alte Rittersmann, Herr Hildebrand,
Den ſie in Bern den weiſen Meiſter nennen.
Er hatte ſeine Luſt d'ran, wie der Abend
So mild herab auf müde Felder ſank.
Im Feiergeläut der Klöſter und der Kirchen,
Im Abendruf der Hirten und der Lämmer,
Von heitrer Dörfer Herdesrauch durchwallt.
Da ſetzt es friſch heran,
Durch's ſtille Thal ein flücht'ger Hufesſchlag,
Die Höh' der Burg herauf, und ſchweißbedeckt
Hält vor dem Thor ein königliches Roß;
Von deſſen Rücken ſpringt ein ſchlanker Jüngling,
Und kniet tiefſeufzend vor dem alten Helden,
Der in dem Reiter ſeinen Liebling bald,
Den jungen Horſt, erkennt, und zu ihm ſpricht:
„Woher, mein Knab', ſo trüb' und ungeſtüm?"
Darauf vernahm er dieſer Kunde Laut:
„Ach Vater, mich beſitzt ein böſer Geiſt,
Ein mächt'ger, heißbegehrender!
Mir thät es Noth, daß unſer Heiland noch
Auf Erden wandelte, mit Segenshänden
Von mir austreibend den unſaubern Geiſt."

Hildebrand.

Das thut anjetzt er noch durch seinen Geist.

Horst.

So bin ich wohl nicht werth des hohen Helfers:
Denn in gewalt'gen Nöthen läßt er mich.
Zwei Monden sind es, daß zum Hochzeitfest
Des reichen Kuno, meines Freundes, ich zog.
Ach Gott, mein lieber Meister Hildebrand,
Habt Ihr die Braut gesehn?

Hildebrand.

Hätt' ich es auch, mein Blick ist alt geworden.

Horst.

Er würde wieder jung, wenn Ihr sie säh't.
Und doch ging anfangs Alles mit mir gut, —
Ich freute mich an ihr, als sey's ein Bildniß,
Das schönste freylich, das mir je erschien; —
Doch als der Kuno nun, — warum doch that er's! —
Beim Reigen sie als meine Täny'rin mir
Entgegenführte, als die warme Hand
So weiß und weich in meiner Rechten lag,
Als ich des Leibes zarte Säul' umschlang,
Und Auge mir in Aug' einander blitzten, —
Seitdem bin ich verloren!

Hildebrand.

Verriethst du deinen Freund?

Horſt.

Nicht Thaten und nicht Worte ließ ich frei;
Doch wozu hilft's? Im Herzen brennt mir fort
Die Flamme meiner Luſt und meines Weh's.
Und mir am Ohre ſummt ein böſer Geiſt,
Der ſagt beſtändig, ſagt im Schlaf und Wachen:
Du jagſt mit Kuno oft und ſeinem Weib,
Scharf iſt dein Pfeil, dein junges Roß iſt ſchnell,
Die Gränze deiner ſichern Burgen nah! —
Um Gott, wie ſoll ich meine Seele retten?

Hildebrand.

Ring' im Gebete den Verſucher matt.

Horſt.

Ich fürchte Herr, ich bin ſchon ganz verſtoßen
Von Gottes Lieb' und ſeiner ſel'gen Kraft.
Wem ſolche Mächte nah'n, als mein Verſucher;
Der iſt wohl allbereits ein Höllenkind,
Verlaſſen von der Engel güldnen Schaar.

Hildebrand.

Nicht alſo. Bruſt geſtärkt, und Haupt empor!
Auf welchem Pfad der alte Erbfeind uns
Angreifen will, das ſteht bei ihm;
Bei uns ſteht's allerwärts uns brav zu wehren.
Nicht, daß wir der Verſuchung fähig ſind,
Nein, daß wir unterliegen, iſt Verdammniß.
Du zweifle nicht an dir, und minder noch
An unſerm lieben, allgewalt'gen Gott.

Ficht ritterlich, erlege Deinen Feind;
Wie schwarz er sey, das kann dich nicht besudeln,
Dafern Du rüstig seinen Nacken trittst.

Der alte Meister küßte seinen Liebling,
Und sinnend ritt der Kämpfer durch das Thal.

* * *

Als in des Mittags sonn'ger Himmelsbläue
Der Meister Hildebrand Tag's drauf
Im Eichholz sich erging,
Da fand er — neben ihm sein weidend Roß —
Den Liebling an des Bachs Gemurmel schlafen.
Der fromme Meister pries den lieben Gott,
Daß er so reicher Labung Huld gelegt
In Schlaf und Traum.
Denn sorglos lächelte des Jünglings Antlitz,
In seinen goldnen Locken hell und frisch
Wie eine Frühlingssonne anzuschau'n.
Vorüber ging der Meister leisen Trittes,
Nicht aufzuschrecken seinen jungen Freund,
Gedenkend bei sich selbst:
„Wohl nöthig hast du, allzunöthig nur
Für deines Lebenswegs heiße Kämpfe
Die Stärkung, so dich schmeichelnd jetzt umgeußt." —
Doch kaum noch hat er's ausgedacht, da hob
Der Schläfer seine langen Wimpern auf,
Und blickte freud'gen Auges drauf hervor,
Als sey er eben erst geboren,

Und lieg' in einer ſchönen Mutter Armi.
Das wunderte den alten guten Meiſter,
Und er befragte ſeinen Liebling drum.
Der gab ihm dieſe Wort' alsbald zurück:
„Was ſtaunt der Gärtner ob der Blume Lächeln,
Die er mit aller Sorgfalt erſt gehegt?“

Hildebrand.

Ja, eine Blume wollt' ich mir erziehn,
Doch andrer Art, nicht alſo hellen Lichts,
Als die mir unverſehns entgegenfunkelt.

Horſt.

Ein treues Pflegen ſchafft wohl öfters mehr,
Als es zu Anfang ſelbſten hat erhofft.

Hildebrand.

Nur treib' mir nicht zu ſchnell, du holdes Blümlein.
Sag' an, mein Knab', wie iſt es dir zu Muth?

Horſt.

Frei, froh und ſelig, alles Bangens los;
Dein Wort hat Wunder an mir ausgerichtet.

Hildebrand.

Das ſollt' es nicht. Es kam von einem Menſchen,
Von einem ſchwachen, ſünd'gen Menſchen her,
Und, that es Wunder, muß ich ihm mißtrau'n.

Horſt.

Was ſoll das Zagen
In gottgeweihter, tapfrer Menſchenbruſt?

Hildebrand.

Was ſoll der Teufel in der Menſchenbruſt?
So lang' ſie der bewohnt, ziemt ihr das Zagen.

Horſt.

Ihn ſcheucht ein feſter Will' alsbald hinaus;
Ich wollt' es, und er ſchwand. Fahr hin, du Teufel!
Nun lächelt mir die Gotteswelt ſo klar,
Nun weiß ich, daß ich nichts, als Gutes kann.
Ich ſaß bei Kuno's ſchönem Weib,
Ich trank vom Becher, draus zuerſt ſie nippte,
Und was Gott will, iſt heilig mir und klar.
Nun iſt vom Kampf die Rede fürder nicht,
Nun iſt die Rede von des Sieges Feier.

Hildebrand.

Wo Schlacht ſtill wird, da iſt ein Sieg erfochten;
Jedoch auf welcher Part? Das fragt ſich erſt.
Man irrt in ſolchen Dingen ſich gar leicht,
Und um den Sieg recht ſicher zu begründen,
Frag' bei erneuten Kämpfen lieber an.

Horſt.

Ich brauch' es nicht. Es geht anjetzt zur Jagd,
Denn Kuno wartet, und ſein ſchönes Weib.

Der

Der treue Meiſter weint um ſeinen Liebling,
Und jubelnd ritt der Kämpfer durch das Thal.

* * *

Und noch war nicht die Nacht in's Thal herab,
Da lag am Bache Kuno blutig, todt,
Da floh, im Arme das entführte Weib,
Ein Kain, Horſt nach ſeinen Burgen hin.

IX.

Die Kämpfer aus Trondheim.

Idylle.

Nach einem ausgefochtnen heißen Strauß
Mit grimmen Mohren, die im schönen Eiland
Sicilia sich gesetzt,
Ritt langsam durch der Lorberwipfel Schatten
Herr Thiodolf, ein gewaltiger Norwegerkämpfer,
Auf seinem Grauroß hin.
Den Meeresstrand und seine kühlern Lüfte
Sucht' er, um zu erquicken d'ran die Brust,
Vielleicht auch, in tiefblauer, sonniger Fluth
Ein Schwimmerspiel zu halten,
Die See bezähmend, wie noch jüngst den Feind.
Und schon durch schlanke Stämme leuchtet
Das blühende Gestad, die mächt'ge Fluth,
Da klingt ein Norwegerlied in Thiodolf's Ohr,
Und zeigt ein Kämpfer sich, erst angelangt
Am Bord der Insel, kaum dem Schiff entstiegen
Und ruhend auf 'nes alten Griechentempels
Gestürzter Säule. Also klang sein Lied:

„Und bei Nidaros hielten sie Tanz,
Schön Ingerlill trug den grünen Kranz.
Und der Bräutigam sah' so lustig drein,
Und schenkte den Gästen Meth und Wein.
Doch viele Gäste, die saßen still;
Das macht, sie liebten schön Ingerlill.
Es wehten die Segel so hoch im Port,
Schön Ingerlill schiffte von Trondheim fort.
Schön Ingerlill schiffte nach Island zu:
Da hatte zu Trondheim kein Jüngling Ruh.
Wir luden die Schiffe mit Waffen und Wehr,
Wir streiften wild an Küsten umher.
Du Bräutigam magst in Freuden leben,
Wir ha'n uns der salzigen Fluth ergeben."

„Daß Gott, mein Landsmann, ruft Herr Thiodolf aus,
Wie bringt mir Euer Sang so schwere Kunde!
Hat sich schön Ingerlill den Mann erwählt?" —
„Wie sing' ich sonst — spricht Jener trüb' zurück —
Ein also traurig Lied mir selbsten vor!
Die schöne Maid war meines Lebens Licht,
Als noch mein Hoffen mir nicht ganz vergangen." —
„Da hätten wir all' zwei —
Entgegnet Thiodolf, steigt von seinem Roß,
Und setzt sich zu dem Landsmann auf die Trümmer, —
Da hätten wir all' zwei wohl heißen Kampf
Mitsammen halten können. Nun ist's aus,
Denn Euch, wie mir, verlosch der Freude Stern.

Kehr' ich einst heim
Auf Nidaros, ei Gott, wie wird mein Norweg
So trüb' mich anseh'n, grau und wittwengleich
In seinen Nebelschleiern. Sagt, wer ist
Der Bräutigam?" — „Der weise Friedleif ist's,
Der alle Säng' und alle Sprüche weiß,
Und fern auf Island seine Wohnung hält." —
Da seufzet Thorleif, blickt zum Aetna auf,
Und spricht: wenn der nun künftig sprüht und schilt,
Wie wird er mich an Islands Hella mahnen! —
Ich möchte grollen fast
Mit meiner guten Klinge,
Daß sie kein Runenstab voll weiser Sprüch' ist,
Dieweil schön Ingerlill nach denen fragt." —
„So ists einmal, Genoß, spricht Jener drauf,
Und viel zu spät ist's nun, sich umzudrehn,
Den Ingerlill hat ausgewählt,
Und wir sind Kriegsvolk, taugen zu nichts andrem."
— Da stäubt es flüchtig aus dem Busch hervor, —
Daphnis und Korydon und ihre Mädchen
Und ihre Herden flieh'n in banger Eil
Dem Strande zu. — Was gibt's, Ihr scheue Hirten?" —
„Ach Herr, die Araber von jener Seite
Der Insel brechen vor, und Brand und Raub
Flammt dräuend auf, und naht sich unsern Hütten." —
Da glüh'n die Norwegskämpfer
In alter Lust,
Und zäumen ihre Ross', und springen auf,

Lautstoßend in das Horn; die Wälder dröhnen,
Der Sarazen' erschrickt,
Siciliens Schäfer hofft, die Herden rasten.

Es hat's am Abend dieses selben Tag's
Noch manch ein Mohr empfunden,
Daß den Isländer nahm schön Ingerlill.

X.

Das Siegesfest.

Eine nordische Sage.

Es hatt' in Schiff und Barken
Seeschlacht gehalten an des Reiches Marken
Ein König, und vom Strande
Mit Schuß und Klingenschlägen
Als ein erprobter Degen
Zurückgesprengt die grimme Feindesbande.
Als nun zum Siegesmahle
Sie füllten die Pokale,
Frei von der Rüstung Wuchten,
In einer von den nahen grünen Buchten,
Sieht man alsbald erbleichen
Den theuern Herrn, an Stirne, Wang und Munde.
Gar freundlich-lächelnd spricht er: „eine Wunde
Trägt meine Brust; bald zieht's mich zu den Leichen."
Da hebt sich solch ein Klagen,
Wie's nur vermag zu sagen,
Wer Helden sah gefallen,
Hort, Zier und Licht den Waffenbrüdern allen.
Doch es ermannt sich
Der kranke Held in Eile,

Und ruft: „Nicht laſſet mich
Von hinnen alſo zieh'n mit Klaggeheule.
Ihr ſeid hier Siegesgäſte;
Ich bin hinauf geladen
Zu Wallhall's beſſerm Feſte:
Das iſt ja weder mein noch Euer Schaden.
Und daß auch dieſen Gliedern
Der Tod nicht möge widern,
Will ich in heller Flamm' und Fluth ſie baden.
Auf, rüſtet mir ein gutes Schiff zur Stunde,
Darinnen legt die Feinde,
Die heut' ich ſelber traf mit Todeswunde; —
(Wahrlich nicht wird geringe die Gemeinde!) —
Hoch auf's Verdeck thürmt mir den Scheiterhaufen,
Lebendig noch mich droben;
Dann ſollen Flammen hell auflaufen
An's Schiff, und laßt's in's weite Meer hinloben.
Ihr, Schlachtgefährten, müßt erheben
Krieg's freud'ge Lieder.
Wer mich zu meiſt geliebt im Leben,
Der ſchwing' am laut'ſten nun des Sang's Gefieder!" —
Und nach des König's Wort
Lud man in's Schiff den Wunden;
Hin ſchoß es aus dem Port,
Von Flammen feierlich ringsher umwunden.
Am Ufer klangen
Die Waffen laut zuſammen:
Die Helden ſangen,

Indeß aus ihren Augen Thränen drangen,
Und fern in Flammen,
In Meeres ſtürm'gen Wettern
Zog auf der Sieger leuchtend zu den Göttern.

XI.

Graf Wilhelm von der Lippe.

Volksſage.

Im Norden unſ'res Land's, des lieben, alten,
Das ſie vor langer Zeit Germania hießen,
Weil's brüderlich zuſammen hat gehalten,
Dem Ort nicht allzufern, wo ſich ergießen
Der Weſer Fluten durch's weſtphäl'ſche Thor,
Um friedlich durch ein blühend Land zu fließen,
Steigt ehrenwerth ein alter Wald empor,
Groß, ſchattig, friſch, an Büſchen reich und Bäumen,
Sie alleſammt ein feierliches Chor,
Und mitten drinn auf kaum behau'nen Räumen
Ein ſchönes Haus, doch nun beinah verfallen,
Bewohnt nur von vergang'ner Tage Träumen.
Weit durch hört man die Tritte wiederhallen,
Die Thüren auf, am Boden Gräſer ſchwankend,
Und oben Einſturz drohend ſchon die Hallen,
Epheu ſich kühn empor die Mauern rankend,
Des Garten Pflanzen all' ein wild Geſtrippe,
Nicht mehr der einſt genoſſ'nen Pflege dankend.
Graf Wilhelm wohnte hier, der von der Lippe,
Nachdem er, Lenker krieggeübter Schaaren,
Vordeigeſchifft im Leben mancher Klippe.
Nicht konnt' ihn Einſamkeit vor Leid bewahren,
(Wer ſcheitern ſoll, der ſcheitert noch im Hafen!)
Der ſüßen Gattin Tod mußt' er erfahren.

Drauf, nur bedacht, geruhig einſt zu ſchlafen
Als Leiche bei dem heißgeliebten Leib,
Sah man verwelken ſtill den edlen Grafen.

Ein Grab zu bauen war ſein Zeitvertreib,
Dort brannt unausgelöſchter Lampenſchimmer,
Dort blühten Blumen für ſein holdes Weib.

Und bei der Sterne trüblichem Geſtimmer,
Wo alle Welt des Schlafes Duft umweh'n,
Fand ihn die Mitternacht ein Denkmal immer.

Was dort ihm einſt in Einſamkeit geſcheh'n,
Erzählen Jäger, und wie ich's vernommen,
Laß ich vor Euch auch das Gebild' erſteh'n.

In tiefem Dunkel faſt dahin gekommen,
Wo all' ſein Lieben lag, auf ödem Wege,
War's ihm, als ſei'n zwei Lichter dort entglommen.

Ein's ſtill herſtrahlend aus dem Buſchgehege,
Das in der Gruft ſchon lang' ihm wohlbekannte,
Das andr' im weiten Kreis beſtändig rege.

Wie ward Dir, tapfre Bruſt? Ob Schauer ſandte
Dir wohl der Geiſterwelt geheimer Bund,
Der ewig fremd und ewig wohl bekannte?

Ob Schau'r, ob nicht. Mit eig'ner Kraft im Bund,
Gewiß, daß eig'ner Klarheit ſie entſtamme,
Trat'ſt Du heran zu ungewiſſem Fund.

Und plötzlich war dir nah die Wandelflamme,
Nicht Flamme mehr; in menſchlicher Erſcheinung
Stand's trüb gelehnt am alten Buchenſtamme.

Laut rief der Graf: „Wer Du? Was Deine Meinung?
Mensch oder Geist, wer kömmt zu meinen Klagen?
Wer sucht mit mir im tiefen Schmerz Vereinung?"

Wie aus entfernter Waldkluft hergetragen
Auf Windesflügeln, klang's in leisem Laute:
„Dir soll dein eig'nes Aug' die Antwort sagen."

Und langsam, fast als ob sie niederthaute,
Sank ab des Hauptes feuchte Nebelhülle,
Daß frei der Graf ins bleiche Antlitz schaute.

„Wie nun? Wie faßt dich nun des Grausens Fülle?"
Sprach ihn der Todte an: „Du, froh im Krieg,
Achtlos, ob rings Kanonendonner brüllte!

Sonst labte dich mein Blick. O, wie der Sieg
Nach manches Tages wetterschwangerm Dräuen
Begeisternd uns am Abend niederstieg!

Du Fürst, ich dein Gefährt'. Es mußt uns scheuen
Der Frank', auf den westphälischen Gefilden,
Sich deutscher Muth an unserm Muth erneuen.

Wie dann wir südlich zogen, nach den wilden
Provinzen Portugall's, und seiner wahrten,
Bemüht, sein Volk zu wack'rer That zu bilden, —

Weh' mir, daß wir zum Rückweg je uns schaarten!
Die Fahrt, den andern Brüdern all' erfreulich,
War die unseel'ge mir vor allen Fahrten.

Sei Tod im Kriege schwer, im Meer abscheulich,
Doch gleicht er seinem Bruder nicht, dem grassen,
Den uns die eig'ne Brust gebiert untreulich.

Es kam Dein ſüßes Weib Dich zu umfaſſen, —
Da klang's im glüh'nden Herzen mir: Entbehrung!
Und nimmer konnt' ich nun vom Grame laſſen.

Verderben ward mir Deines Glücks Gewährung,
Doch ſchwieg ich, wie's der Gott in mir gebot,
Nur froh an eig'ner nahender Verzehrung.

Es ſchwand der Augen Gluth, der Wangen Roth,
Die ſüße Mörd'rin nah, mitleidig immer,
Und ſein gejagtes Wild ergriff der Tod.

Wenn andre Geiſter nun mit Klaggewimmer
Des eig'nen Lebens Ruheſtell umwanken,
Lockt hieher mich der Lampe bleicher Schimmer.

Selbſt abgezehrt zum trauernden Gedanken,
Wo ſollt' ich lieber ſeufzen, lieber flüſtern,
Als wo hinab auch Deine Freuden ſanken!

Da rauſchten windbewegt die Buchen, Rüſtern,
Der Luftgeſtalt zerſtoß ihr bleiches Scheinen,
Einſam, verlaſſen blieb der Graf im Düſtern.

So muß fortan ich — rief er — Zwei beweinen;
Mehr hat des Gram's mir ihre Gruft erworben,
Mehr Sehnſucht nach unendlichem Vereinen!"
Bald drauf iſt fromm und ſeelig er geſtorben.

XII.

Burg Volmarſtein.

I.

Ich will Euch eine deutſche Mähr' verkünden,
Des freundlichen und ernſten Sinnes voll,
Es ſteigt in der weſtphäl'ſchen Grafſchaft Mark
Von kühner Höh' ein Burggetrümmer auf,
Drinn gern des ſinn'gen Wanderers Tritt verweilt.
Sie heißen's Volmarſtein,
Den Grafen nach, die einſtens dort gehauſ't.
Nun ſteh'n die Thürme leer, durch ihre Fenſter
Glüht Abendroth und wandelt Zuglnft frei,
Wenn nicht ein wucherndes Geſträuch
Die üpp'gen Sitter dräber hin verzweig't,
Hoch rauſcht das Gras im Schloßhof,
Die Mauern nicken ein, und ihre Steine
Seh'n gräbergleich aus den Gebüſchen vor.
Im Thal derweile rauſchet fort und fort
Der Strom dahin, mit unverſtand'nen Lauten
Erzählend noch von mancher alten That,
Und hohe Buchen flüſtern mit darein.
Wir Deutſche raſten gern auf ſolchen Trümmern,
Drum thut ſich vor dem Bild des Volmarſteins
Das Herz mir auf,
Und zweifl' ich, liebe Land'sgenoſſen, nicht,
Manch' edlem Herzen noch geht's eben ſo.

2.

Wer hat in seiner stolzen Ritterpracht
Den großen Grafen Volmarstein geseh'n,
Wenn er zum Waidwerk ritt von seiner Burg?
Zwölf weiße Rosse, Hörner goldhell klingen,
Und sieben Koppeln grauer, flücht'ger Doggen,
Die Jäger silberblank an Wehr und Kleid.
Wer sah ihn, wenn er auszog in die Schlacht?
Gold seine Rüstung, hundert Lanzen starrend
Um des gewalt'gen Herrn gekrönten Helm.
Und wie sein Schlachthorn rief,
Stand's rings aus reichen Dörfern wimmelnd auf,
Aus Städten auch, ein kräft'ges Mannenheer,
Und tos'te übermächtig durch das Land,
Bis Siegesfest scholl auf Burg Volmarstein.
Dann ging ein süßes Licht auf
Beim Heldenmahl:
Des Grafen einzig Kind, Fräulein Lud'mille,
Noch überglänzend all' des Vaters Glanz,
Und doch demüthig, wie ein Reis am Thalstrom.
Glücklicher Graf,
Hüt' Dich! Das Glück schwingt überhoch den Fittig,
Und droben weilt es nicht. Schon grollt der Kaiser
Ob mancher allzukecken Ritterthat;
Schon lauert grimmig manches Neidhard's Blick.
Graf, hüte Dich! Hüte Burg Volmarstein!

3.

Im grünen, sonndurchblickten Bergforst
Hebt sich ein freudiglich's Ballspiel an;

Fräulein Lud'mille ist's mit ihren Jungfrau'n,
So hold und frisch, wie schön're Waldesblumen,
Und durch die Zweige weht ein mild'rer Lufthauch,
Und heller singen Frühlingsvögel drein.
Von jener Seite steht an Baches Rand
'Ne Mädchenreih' auf schatt'gem Erdenhügel,
Von dieser auch auf schroffem Buchenfels,
Und hin und her,
In mannigfach verschlung'nen Flug und Maß,
Schwingen sich golddurchwirkte, bunte Bälle.
Da aus Lud'millens zarter Hand
Fliegt einer hoch empor in blaue Luft,
Zu hoch, denn streifend an das Buchengrün,
Fehlt er die Bahn, stürzt in des Baches Fluth.
„O Schad', o Schade! seufzt das Fräulein auf;
„Er war der liebste mir von all' den Bällen." —
Kaum noch entflog dem ros'gen Mund das Wort,
So fliegt ein Jüngling aus dem Busch hervor,
Im grünen Pirschgewand, schlank, hirschesschnell,
Taucht in die rasche Wage, taucht empor,
Und bringt, anklimmend auf den Buchenfelsen,
Den schönen Ball der schönen Magd zurück.
Die steht erröthend und erschreckt.
Der Jüngling aber schaut aus hellen Augen
Sie freundlich an, und spricht: „so nehmt doch hin!
Ihr habt ja so verlangt nach Euerm Spielzeug,
Daß mir es recht bis an die Seele ging.
Da ist es ja." — Sie nimmt und dankt.
Er aber sagt: „nach Wölfen zog ich aus,

Und fing 'nen Ball. Ei wunderliches Waldwerk!"
Und lacht recht herzlich; auch die Jungfrau lächelt.
Wie sie ihm aber mehr ins Antlitz schaut,
Erkennt sie staunend
Den hochgewalt'gen Freiherrn von der Reck,
Den sie wohl sonst in Ritterprunk geseh'n
Beim festlichen Turnier. „Ach Himmel! — spricht sie, —
Wer hätt' an Euch gedacht, als aus der Fluth
So leicht und lachend aufklomm dieser Waldmann,
Ihr mächt'ger Ritterheld! Ihr ernster Kämpfer!"
„Das ist einmal die Art in unserm Stamm, —
Lächelt zurück der Freiherr —
Wir halten's mit dem Leben leicht und froh.
Doch freilich, wo es Ernst und Hoheit gilt,
Und strenge Kraft, wird jeder deutsche Ritter
Ein leuchtend Erz, mit seinem Harnisch eins."
Da ruft ein Hifthorn aus den Bergen her;
Die Waldgenossen suchen nach dem Freiherrn.
Er grüßt, und wendet sich zu seiner Burg,
Das Fräulein sich zum hohen Volmarstein.
Doch mit ihr wandelt
Des Waidmann's leuchtende Gestalt im Sinne,
Das holde Frau'ngebild
Im Sinn des Freiherrn lieblich funkelnd mit.
Nicht er, nicht sie schau'n rückwärts,
Doch Jedes schaut das And're licht und klar.
Das sind Frau Minne's blanke Wunderspiegel!

4.

Als in die Burg eintrat der große Freiherr,
Da ſtand vor ihm ein Mann im Wappenrock,
Des heil'gen, röm'ſchen Reiches Adlerbild
Auf ſeiner Bruſt.
Er kannt' ihn wohl den kaiſerlichen Herold,
Und flog die Treppʼ hinan,
Um abzuthun das leichte Jagdgewand,
Zu rüſten ſich in volle Ritterpracht,
Daß er den Boten nach Gebühr empfange.
Schon ſaß er ſtahlblank in dem Saal, es trat
Der Herold vor ihn, und begann die Kunde.
Die ſchnitt verletzend ein in tapfre Bruſt,
Denn gegen Volmarſtein Acht, ſtrenge Reichsacht
Sprach aus der ſtrenge Bote,
Und lud es auf des Freiherrn gutes Schwert,
Den Kampf zu führen auf den ſtolzen Grafen,
Zu treiben ihn aus ſeiner Burg mit Heer'smacht,
Und dann zu brechen dies verfehmte Haus.
Der Freiherr drängt zurück
Ludmillens holdes Bildniß.
Auf ſpringt er, läßt vom Thurm das Heerhorn blaſen,
Sagt ab dem Grafen, Namens deutſchen Reichs,
Und bald ins Feld rückt ſeine Mannenſchaar.

5.

Ein guter Hauptmann war Graf Volmarſtein,
Ein beſſ'rer war der Freiherr von der Reck.

Vom Feld getrieben in zwei heißen Treffen
Hat schon der junge Kriegesherr
Den alten Degen in die starke Veste;
Rings breitet die Belag'rung sich umher.
Einsmals am Abend reitet
Der Freiherr um den stolzen Bau, zu spähn,
Wo er den Sturm am besten mag beginnen.
Da singen seine Reiter in dem Lager,
Und ihm zu Ohren kommt dies alte Lied:

„Schön Alda stand auf dem Schloßeswall,
Ritter Roland zog an mit Waffenschall.
Ritter Roland war der beste Held,
Frau Alda's Mannen die flohen durch's Feld.
Da sah Ritter Roland in die Höh'. —
„Ritter Roland, wird dir krank und weh?
Ritter Roland, traf dein Haupt ein Pfeil?
Oder deine Brust ein geschwungen Beil?"
„Mich traf keine Waffe zu dieser Stund',
Aber dennoch bin ich todeswund.
Was mich getroffen, das rathet Ihr nicht.
Es kam durch die Luft, wie Sonnenlicht;
Schoß unter zwei schönen Bogen hervor,
Drang aus einem himmelblauen Thor;
Und soll ich jemals werden gesund,
So ist mein Arzt ein Weibermund."
Sie riethen es nicht, die Schlacht war aus,
Herr Roland zog still und krank nach Haus."

„Ich rath' es freilich wohl!“ so sprach zu sich
Der Freiherr von der Reck, und seufzte tief,
Denn von des Schlosses Zinnen
Sah in das Thal Ludmille just herab,
So goldig schön in Abends hellen Lichtern,
Daß sie fast schöner war, als jüngst im Wald.
Ein Weilchen schweigt der Freiherr, senkt das Haupt, —
Dann sprengt er frisch sein Roß an,
Und denkt: „Herr Roland ritt wohl krank nach Haus;
Der Freiherr von der Reck thut, was sein Amt ist.“ —
Hell freudig trabt er durch die Schaaren hin,
Und ruft sie an mit heiterm Feldherrnwort,
Verheißt auf Morgen Sturm,
Und alle Mannen jubeln muthig auf,
Schild klirrt an Schild, weithin ertönt
Der Waffen lust'ger Gruß das Thal entlang.

6.

Was flattert von den Thürmen
Des hohen Volmarsteins?
Ei Gott, es ist ein Zeichen, unerhört,
Man hätte meinen sollen, ewig fremd
Auf dieser Mauern trotzigem Gebäu!
Es ist die weisse Fahne,
Die Unterhandlung heischt, Ergebung kündet.
„Halt!“ ruft der Freiherr, und die erznen Schaaren,
Von allen Seiten kühn heran gerückt,
Sie steh'n. Zum Schlosse trabt des Reiches Hauptmann,

Und auf dem Wallgang zeigt der Graf sich,
Hoch, bleich, auch noch in seinem Falle groß.
„Was willst du mir, du tapfrer Volmarstein?“ —
„Die weiße Fahne sagt's. Spar' mir das Wort.“ —
„Den freien Abzug, Graf, vergönn' ich Dir.“ —
„Mit allem Gut?“ — „Nein, das verwehrt das Reich.“ —
„So hülflos treibst Du fort den Volmarstein?“ —
„Mir blutet drob das Herz, Du alter Held!
Hör an, was mir des Krieges Recht vergönnt:
Zieh aus mit all' der Habe,
Die du, sammt deinem ganzen Hausgesind
Fortttragen kannst durch meiner Schaaren Reihe,
Soweit sich die vom Thor der Veste dehnt.“ —
„Und diese Burg? — „Spar' du auch mir das Wort.
Du weißt, was der Reichsfeinde Häuser trifft.“ —
Da fallen große Thränen
Dem Grafen in den Bart.
„Es gilt!“ so spricht er dann. „Stell deine Schaaren,
Daß wir beginnen unsern trüben Zug!“

7.

So zogen all'sammt aus dem Thorgewölb:
Graf, Mannen, Frauen, Knappen, schwer belastet
Mit reichem Gut,
Und lauernd standen in zwei engen Reih'n,
Die Sieger da, ob irgend wem die Bürde
Von seiner Schulter sänke, sie alsdann
Zur wohlverdienten Beute zu empfahn.

Wo aber sich das Lichtlein
Des ganzen langen Zug's, Fräulein Ludmille,
Sehn ließ, da blieben all' die Augen starr,
Und dachte Keiner mehr an Geld und Gut,
Die süße Magd allein, allein beachtend.
Die schreitet engelhold
Ins Thal hinab, als trügen sie zwei Flügel,
Und sei für sie der Erdball nichts, als Staub,
Und all' sein Gut ein thöricht Puppenspiel;
Bis sie dahin kam, wo in Heraldspracht,
Den Helmschmuck auf, mit leuchtendem Gesicht,
Der große Freiherr stand vor den Geschwadern.
Vor seinen hehren hellen Flammenaugen
Kehrt sie das holde Antlitz schaamroth ab —
Da gleitet auf dem Bergpfad
Ihr zarter Fuß.
Sie sinkt — und gleich in seinen starken Arm
Faßt sie der Freiherr von der Reck, und ruft:
„Was fällt ist mein!"
Staunend blickt nun und trüb der hohe Graf,
Doch edler Werbung süß'ste Worte breiten
Bald einen Strahl der Freud' auf seine Stirn.
Süßlächelnd steht die Jungfrau,
Und ehrne Hand in ehrne Hand gefügt,
Beschließen holden Bund die Herrn allzwei,
Derweil die Botschaft durch die Schaaren fleugt
Und die zwei langen Reih'n
Mit lautem Ruf' und freud'gem Waffenklirren
Hochleben lassen Bräutigam und Braut. —

Wohl brach der wackre Schwiegersohn seitdem
Burg Volmarstein nach deutschen Reichs Gebot,
Daß noch die Trümmer zeugen
Von seiner Kraft und strengen Rittersitte,
Doch and're schön're Burgen bauk' er auf,
Und Heldenkinder lächelten den Gram
Um die gebroch'ne Veste
Von ihres großen Ahnherrn Brauen fort.
Noch heutzutage prangt das edle Wappen
Der Volmarsteins
Im Wappenschild der Freiherrn von der Reck.

XIII.

Folko und Isula.

Lieder eines Troubadours.

Vorspiel.

Der Maien kommt! — Da blüht es an den Bäumen,
Da spielt das Reh, da singt die Nachtigall.
Isula kommt! Da lebt aus süßen Träumen
Das Lied des Troubadours zum Saitenschall.
Und fragt Ihr was er hofft? Und was er sich ersehne?
Ach nichts, als schön'res Leid und süß'rer Wehmuth Thräne.

Sie naht heran, sie weiß nicht, welch ein Leben
Vor ihrem Blick in meinem Busen quillt.
Was kann der arme Troubadour ihr geben?
Er hat sein Schwert sein adlich Wappenschild,
Sein rühmlich Zitherspiel und heitres Dichtersinnen;
All' and'res riß im Sturm das Schicksal ihm von hinnen.

Mag Sturm und Schicksal mit der Beute spielen,
Mag hülflos stehn und arm der Rittersohn,
Er darf mit Sangespfeilen fröhlich zielen,
Und trifft sein Ziel, und Kränze sind sein Lohn.
Und sprach' Isulas Mund: „Dein Lied hat mir gefallen;"
Das wär' der schönste Kranz von seinen Kränzen allen.

Der Festschmuck.

Mein art'ger Page, bringe mir
Das Kleid von Linnen weiß und fein,
Den Mantel grün im Silberschein,
Und meiner gold'nen Kette Zier;
Auch schnüre die beros'ten Schuh
Sorgsam mit gold'nem Bande zu;
Kurz, nimm hübsch Alles wohl in Acht,
Was einen blank und zierlich macht.

Und du, mein liebes Saitenspiel,
Komm, stimme rein Dich, klar und hell,
Ich weiß, mein freundlicher Gesell,
Du hegst der art'gen Lieder viel.
Sieh von den besten heut' ein Chor.
Ich sag' dir froh und heimlich vor,
Was mehr mich labt, als Sang und Wein:
Isula wird beim Feste seyn.

Ein Lied von der Herrin.

Wie durch die Saiten fliegt mein Finger,
Und Lieder strömen ohne Zahl,
Denkt mancher hier beim Freudenmahl,
„Ei Singer!
Dir weckt die Liebessonne Schall;
Verliebt nur schlägt so Nachtigall."

Du riethest recht in deinem Sinne,
Wenn also du gerathen hast.
Drum preise, mein verständ'ger Gast,
Die Minne!
Die zieht so rein durch Sängerbrust,
Darf bergen nicht die keusche Lust.

Ach, wohl ist meine Liebessonne
Mit hier in edler Frauen Reih'n,
Und ahnt, ich meine sie allein —
O Wonne!
Zwei holde Lippen lächeln mild;
Da schweigt das Lied, das Herze schwillt.

Aufforderung.

An Montalto, den Baron,
Der — als gestern mein Gesang
Keuschen Lächelns Minnelohn
Von der Herrin sich errang —
Seinen Mund verzog zum Hohn:
Ist dieß ernste Blatt gestellt,
Fordernd ihn hinaus ins Feld.
Schwert an Schwert, und Blut an Blut,
So wird Schlimmes wieder gut.

Der Hingang.

Willkommen junges frisches Licht,
Das zwischen grünen Maienzweigen
Thauhell auf meine Pfade bricht,
Und mich umtanzt im blanken Reigen
Zu dieser Morgenstunde!
Mich locken Lieb' und Ehr und Mai;
Ach Gott, wie spielt sich's froh und frei,
Mit Hieb und Stoß und Wunde!
Isula ist mein Feldgeschrei;
Mir ist, als wär' sie mit dabei.

Glück auf! Montalto zögert nicht.
Durch schlanker Bäume Weh'n und Neigen,
Das ihm den Harnisch grün umflicht,
Seh' ich herauf ihn eilig steigen
In diese Waldesrunde.
Willkommen, edler Gegner, sey!
Nun geh'n wir frisch an's Werk all' Zwei
Im hohen Ritterbunde.
Ich sprech' in mir mein Feldgeschrei,
Und rufe laut: Zum Kampf herbei!

Der Heimweg.

Auf laub'ger Bahre trägt man mich von hinnen;
Ich fühle Blut von meiner Stirne rinnen,
Das tröpfelt spielend auf der Blätter Grün,
Und macht, daß sie schön purpurröthlich blüh'n;

Die Knappen schreiten leise mit mir fort,
Als wie zum stillen, sel'gen Friedenshort;
Der Herrin Bild lacht freundlich mir im Innern,
Ein ewig süßes, himmlisches Erinnern;
Wird's Tod, wird's Leben, mir ist's einerlei;
Doch schöner sah ich nie als heut', den Mai.

Rückblick.

Mit silberweißem Haar, die Augen halb geschlossen,
Sitz' ich in stiller Burg, ein alter Troubadour.
Umsonst erneut sich mir die bunte Maienflur,
Umsonst hat Strom und Bach krystallhell sich ergossen.
Wohin, o Freudigkeit, aus Lieb' und Leid entsprossen,
Wohin entschwandest du? Irr such ich deine Spur.
Ein farbig wirres Meer, zeigt mir Erinn'rung nur,
Und aller Blumen Bild ist formlos drinn zerflossen.
Vergeblich sinnend Haupt, laß ab von solchem Tand,
Auch die Vergangenheit will nicht mehr Rosen bringen;
Zum Schlummer stütze dich, auf diese welke Hand.
O Gott, was fühl ich da! der Narbe tiefes Band!
Montalto habe Dank! Nun kann ich wieder singen;
Isula ist mein Lied, auch noch an Grabes Rand.

XIV.

Die Mutter.

„Wie willst Du nun weg,
In die weite Welt,
Von Island, unsrer lieben Insel, fort!
Ach Kind, mir klopft
In klagender Brust
Das Mutterherz, das arme Mutterherz."
„Laß Du mich nur los,
Lieb Mütterlein,
Da draußen in das deutsche Land hinaus.
Sind Sänger dort
Hochselt'ner Art;
Auf Rheinischen Bergen rauscht ihr Heldensang."
„Was soll dir der Sang
Wenn du sieh'st nicht mehr
Der Heimath Wald und Anger und Herdesrauch?
Und ich Arme, allein
Auf dem Abendberg,
Soll weinend sehn, wie Sonne zur Ruhe geht!"
„Wirst weinen nicht lang,
Wirst lächeln gar lieb,
Wenn kunstreich, kühn und frisch der Sohn dir kehrt.
Der Himmel ist hell,
Der Frühling haucht;
O weine Dir nicht die holden Augen weh."
Und er schritt in's Schiff,
Und es schwankte fort,

Und die Mutter ging hinein und schloß ihr Gemach.
Und sie weinte sehr,
Bis die sanfte Nacht
Des Schlafes Hülle über das Haupt ihr zog.
Kam da die Königinn
Gekrönter Götter,
Kam da die Frigga im Traum zur edlen Frau.
„Mußt nicht weinen, Mutter,
Du Menschenmutter;
Ich schütze sorgend Dir den holden Sohn."
„Du hohe Herrin,
Ich habe das Weinen
Mir nicht erkoren; doch muß ich weinen, ich muß.
Nimm Opfer und Dank Du
Für Deinen Schutz an;
Mir laß das Weinen; es läßt ja doch nicht nach."
„Wehvolles Weinen
War mir geziemend,
Als Baldur lag, mein göttlich Kind, erblaßt.
Du darfst nicht weinen,
Dir kehrt er wieder,
Dein lieber Sohn, in leuchtender Jugendlust." —
Und der tröstende Traum
Im Morgenthau
Entschwand, und wachend sah die Mutter umher.
Hell blieb in der Brust
Der Göttinn Bild,
Aber der Sohn war fern, und die Mutter weinte doch.

XV.

Die Belagerung von Ancona.

1.

Dicht vor Ancona liegt ein laub'ger Garten,
Wo's vielfach duftet, blüht und rauscht und singt,
In aller Herrlichkeit des lieben Frühlings.
Dort kamen vor sehr alter Zeit
Ein Ritter und ein Fräulein oft zusammen,
Die reines Minnen zu einander zwang,
Und die ihr süßes Spiel
In Heimlichkeit vor Beider Aeltern hielten,
Dieweil der Ritter arm war, reich die Magd.
Guiscardo hieß der Held, und sie Guiscarda,
Als hätt' es schon ihr Taufest ausgesprochen:
„Die Zwei sind Eins."
Doch ward's viel anders durch den Lauf der Welt,
Denn als der Ritter seiner Herrin einst
Entgegen kam mit frunderothen Wangen,
Da war sie bleich und still,
Und hatte Thränenperlen in den Augen.
„Um Gott, mein schönes Lieb, was weinst du?" —
„Ach süßer Freund, wir müssen uns nun trennen,
Und seh'n uns heut' allhier zum letzten Mal." —
„Wer darf uns das gebieten,
So, daß wir's thun?"

Die Aeltern, welche steh'n an Gottes Statt.
Sie haben dem Anselmo mich verlobt,
Und nicht mehr darf zum Abschied
Die Braut Anselmo's einen Kuß dir spenden,
Denn heilig Ding ist meines Vaters Wort."
Dem Ritter wird's im Herzen
So wundereng' und weh',
Daß er fast bleicher aussieht als das Fänlein.
Die rührt ihn sanft mit ihrer zarten Hand,
Und spricht: „mein süßer Freund, du bist ja fromm,
Und hast den lieben Gott
Recht lieb aus treuem Herzen.
Da sag' in Demuth Amen
Zu dem, was er gebeut, und bleib' mir gut."
Und: „Amen, Amen! sprach der bleiche Ritter,
Und Beide wankten, er nach Westen hin,
Und sie nach Osten, aus dem Garten fort,
Und trafen nimmermehr sich dorten wieder. —
Blüh', lieber Garten,
Der frommen Minnefreude Kirchhof, blüh'!

2.

Wie war Dir, o Guiscards,
Als nun der Glocken heller Feierklang
Des mächtigen Anselmo Hochzeitfest
Von allen Thürmen anhub zu verkünden? —
Du sprengtest wild hinaus
Dein schäumend Roß in die tiefdunkle Waldung,

Und erſt um Mitternacht
Kamſt Du von irrer Fahrt in's Haus zurück,
Bleich und verſtört. —
Wie war Dir, o Guiscardo,
Als abermals nach Jahresfriſt die Glocken
Erhoben freudig ihren Chorgeſang,
Verkündend, daß dem glücklichen Anſelmo
Die edle Hausfrau einen Sohn gebar? —
Wie Engelsfrieden kam es über Dich,
In Traum und Wachen ſahſt Du ſtets das Bild
Der ſchönen Herrin, die ihr ſchönes Kind
In Armen trug,
Und heiße, brünſtige Gebete
Für die geliebten Beiden quollen Dir
Aus der verſchwieg'nen Seele fort und fort.

3.

„Mein Herr Guiscardo, grüß' Euch Sanct Georg!
Ich bring' Euch einen ſchönen guten Morgen.“
So grüßt den Ritter einſt ſein alter Knappe,
Der ihn gepflegt von ſeiner Kindheit an,
Und bringt in das Gemach
Den Silberhelm mit ſchwarzem Federbuſch,
Den blanken Küras, die gelenkten Schienen;
Den bunt gemalten Heerſchild,
Daß das Geräth ihn faſt zur Erden zieht;
Doch läßt er's luſtiglich zuſammen klirren,
Und lacht.

„Welch

„Welch eine Botschaft giebt's mein guter Knappe?“
„Gottlob, mein edler Herr, 'nen guten Krieg,
Drin Ihr erproben und kund geben sollt,
Was ich vorlängst Euch lehrte
An Fechterstücklein und an Reitersitten.
Die Stadt wird sehr bedroht von vielen Feinden,
Das giebt für Euresgleichen lust'ges Mahl.“ —
Welch eine Kunde dringt wohl froher
In ein verliebtes frommes Herz,
Als die von naher rühmlicher Gefahr?
Zumal, wenn's der Geliebten Rettung gilt!
Rasch fuhr in seiner Harnisch
Der junge Rittersmann,
Und kaum noch, daß der nächste Morgen schien,
Zog singend er mit seiner Schaar zu Feld.

4.

So oft nach einer kühnen Waffenthat
Mit reicher Ehr' und Beute —
Und das war oft! — Guiscardo seinen Zug
Heimwandte nach Ancona's alten Mauern,
Und ihm entgegenscholl der Jubelruf
Der Bürger und der Frauen,
Wußt' er zu lenken so der Schaaren Weg,
Daß Harnischklirr'n, Roßgang, Trompetenschmettern
Vorüber Herr'n Anselmo's Pallast scholl.
Und viele Fenster gingen auf,
Und viele Angesichter schauten nieder, —

Das Eine Antlitz, das er suchte, nicht.
„Geduld! Geduld!“ so dacht' er dann in sich.
„Sie hört doch wohl den freud'gen Siegesmarsch,
Vernimmt auch aus Gesprächen,
Was dem Guiscarda abermals gelang.“ —
So blieb er frisch und fröhlich immerdar,
Und galt ihm Feldwach, Ausfall, Rückzug, Schlacht
Für ein recht himmlisch, immer neues Spiel.

5.

Wer mit dem Krieg' ein Spiel zu halten denkt,
Erwäge vor doch ernstlich, was er thut.
Krieg ist ein schöner, glüh'nder Gottesengel,
Doch seine Botschaft donnert furchtbarlich,
Und Feuerflamme heißt sein fressend Schwert.
Ancona, weh, Ancona,
Wie bleichst du unter seinem Rächertritt,
Wirst dürres Gras auf sommerlicher Haide! —
Kennt ihr die Sage von geseilten Ringen,
Die enger, enger stäts zusammenpressen
Den Finger, der sie einmal an sich nahm?
So drückt der mächt'gen Widersacher Heer
Von allen Seiten auf Ancona zu.
Vergeblich, kecker Muth,
Vergeblich, schlaue Listen!
Bald athmet in der Mauern Umkreis nur,
Nur dort allein der starke Bürgersinn,
Der mindestens auf eignem freien Boden

In Ehren zu erliegen hat beſchloſſen.
Den Hafen dämmt ein halber Mond von Schiffen,
Jedweden Pfad zu Lande Schaar an Schaar,
In Ruhe ſchmauſend von dem üpp'gen Segen
Der Felder und der Gärten,
Und einen einz'gen, einen einz'gen Würger
Durch die verhaßte Stadt Ancona ſendend.
Der hieß der fahle Hunger. —
Da ſtreckt ſein Wiederſchein ſich häßlich aus,
Faſt wie ein Todtentuch, daß Alt und Jung
Verwandelt ſtehn in bleiche, trübe Larven,
Und Leben ſich auf Leben
Unwillig niederkrümmt in's frühe Grab.
Doch faſt noch ſchrecklicher, als das Erliegen
Vor dieſem herben Feind,
Geſtaltet ſich das Ringen wider ihn,
Zur Speiſe wandelnd, was dem Menſchenſinn,
Dem zarten, edlen, Speiſe immer hieß:
Gras ohne Duft und Kraft und Baumesrinde,
Und ach! ſogar manch gift'ges Meeresthier,
Das grau'nvoll in des Hafens Klippe hauste. —
Wo iſt in dieſem Wogenſturm des Jammers
Dein heitres Minneleben hingeweht,
Guiscardo? —
Vergebens ſuch' ich Dich. —
Nur dann noch tauchſt Du freudig wieder auf,
Wenn etwa der zu ſtolze Gegner meint
Schon lieg' Anconas ganze Kraft am Boden,
Und anrückt, um die Mauern zu beſetzen.

Gebietend einer gleichgesinnten Schaar,
Brichst vor Du aus den Thoren,
Und schlägst und trifft.
Die Jünglingshelden, bleich wie Todesengel,
Tragen den Schreck des Todes in den Feind,
Und als vor einer himmlischen Erscheinung,
Eilt schaudernd er in seine Zelte heim.

6.

Ancona's Jugendgarten, Jünglingsschaar,
Wie senkt doch eine Lilie nach der andern
Aus Dir das blasse Haupt,
Und wenig mehr der hohen Blumen blüh'n!
Was lebt, das rafft sich noch
Bei'm Schalle der Trompeten kühn zusammen,
Doch weit die Mehrzahl schläft im dunkeln Bette,
Und kommt nie mehr zum Tanz, nie mehr zur Schlacht,
Für den Posaunenhall, den letzten, nur
Dienstpflichtig noch allein. —
Da wagt's der Feind von neuem eines Tages
Und auf das Thor Balista rückt er an.
Wohl eine Jünglingswache stand darinn,
Doch matt und krank, beinah im Todesringen;
Und ruhig schon bereitet
Man aussen Leiter, Beil, und schwere Balken. —
Aus einer nahen Kirche Hallen tritt
Ein hohes, edles Weib, ihr Kind im Arm,
Bleich sie und auch das Söhnlein,

Weil Beide ja Anconas Kinder sind,
Doch reich umwallt von köstlichen Gewanden.
So schaut von alten Bildertafeln her
Bisweilen still und blaß die heil'ge Jungfrau,
Denn vor der Jahre Schwung verstob das Dasein
Auf ihren und des Kindes Wangen,
Die dreist're Farb' auf Schmuck und Kleidung nicht. —
Ernst schreitet nun die edle Frau herab,
Matt, langsam, von der Kirche Marmortreppen,
Und stellt sich vor den Ritterhauptmann hin,
Der krank, wie seine Schaar, am Thore liegt.
„Wach' auf, mein Held, wach' auf! der Feind ist draussen!" —
„Ich wache, edle Frau." —
„Und sieh'st nicht aufrecht? schützest nicht die Stadt?" —
„Mir sind die Augen dunkel
Die eh'mals rüst'gen Glieder welk und todt." —
Sie faltet ihre Hände, schaut empor
Zum Himmel,
Und näher rauscht das feindliche Getos, —
Nun beugt sie ihren müden, schönen Leib,
Kniet an den Boden,
Legt neben sich ihr holdes Kind, und spricht:
„Der arme Säugling kann sein Vaterland
Noch nicht verfechten. Dir gebührt die Nahrung;
Trink, armer Krieg'smann, und vertreib' den Feind."
Die keusche, reine Brust entschleiert sie,
Fromm wie es Mutter ihrem Knäblein thut.
Da starrt der Ritter auf,
Schaut ihr in's bleiche Antlitz,

Und er erkennt Guiscarda, sie Guiscardo.
Nicht kostend von dem süßen Labequell,
Fühlt dennoch Labung er im Geist und Sinn,
Und kühn empor sich reißend
In seiner Waffen Rasseln,
In seines Muthes Pracht,
Ruft er, als wie mit zauberkräft'gem Wort,
Die schlummernden Gefährten all' empor,
Neigt sich der edlen Frauen,
Und stürmt hinaus auf den entsetzten Feind.

7.

Erstritten war der Sieg; des Sieges Hauptmann
Lag zwischen vier erschlag'nen Feinden todt —
Und scheu vor dem so kühn entbrannten Muth
Zog der Belag'rer weiter sich zurück,
Und Wein und Speise führte man zur Stadt.
Zuletzt mit treuer Hülfe
Der Bundsverwandten ward Ancona frei. —
Da sah' man in dem laub'gen schönen Garten,
Von welchem wir zu Anfang Euch gesagt,
Ein herrlich Marmorgrab
Erstehn durch Hand und Meißel großer Künstler,
Nach Frau Guiscarda's Willen;
Hinein dann ward Guiscardo's Leib gelegt.
Oft saß im lauen Frühlingswehn
Die Herrin und ihr Kindlein an der Gruft;
Des Helden Thaten, der sein Vaterland

Durch eig'nen Tod entriß der herben Noth,
Erzählte Mutter ihrem frischen Knaben,
Daß der davon ein großer Ritter ward,
In seiner Zeit Ancona's Ruhm und Heil,

XVI.

Die Nordlandshelden im Sandmeer.

Nuthert.

Mein Adelhard, von allen Nordlandsrecken wohl,
Die durch die Welt nach Abentheuern ziehn und Ruhm,
Ward uns das allerschwerste Loos zu Theil:
Hier in der afrikanisch wilden Sommerglut
Die Wüste zu durchstreifen unter Harnischlast,
Ganz wunderböses Thiervolk unsrer Lanzen Ziel,
Bisweilen auch (viel gräulicher!) ein Zaubermensch,
Der häßlich blutend in den Sand dann niederstürzt! —
Fürwahr, die Andern haben's ganz ausnehmend gut.
Ob sie um eisbestarrte Klippen dreh'n ihr Schiff,
Ob mühsam Asia's Heiden zwingen im Gefecht, —
Jedwedem fiel, mit uns verglichen, herrlich Loos.

Adelhard.

Erwählten wir's ja selber so, mein wack'rer Freund!
Und nur was fremde Willkühr von uns heischet, preßt,
Nicht was in eig'nen Sinnes Kraft man frisch begann.

Nuthert.

Wohl wahr! Doch sieht nicht immerdar der Mensch sich gleich
Zu jeder Stunde. Stunden wechseln wunderlich.
Was uns in jener kraftvoll zu den Sternen hob,

Drückt uns in einer andern auf den Grund beinah, —
Beinah nur, freilich. Wahrhaft bleibt je stets ein Held.

Adelhard.

Ja, oder war niemalen je ein rechter Held.

Rutbert.

Und dieß Elendigliche denkst Du nicht von mir;
Das will ich hoffen wenigstens, mein Adelhard.

Adelhard.

Laß immer rasten deine Lanz' im Grase dort
Der blühenden Oasis, denn ich mein' es gut,
Und brauchst Du wider Adelhard kein Waffenspiel.

Rutbert.

Ist mir auch lieb! Aus meiner ganzen Seelen lieb!
Sehr Schade wär's, wenn Fehde würde zwischen uns,
Den beiden gottbegabten Recken, starken Arm's,
Die jeder, der durch dieses Sandmeer wandelt, sucht,
Als tücht'ge Felsensäulen, dran zu halten sich;
Auf die man auch im blum'gen Küstenlande hofft,
Daß wir bezähmend halten, wie im Bannkreis, fest
All' dieser staub'gen Herenöde schlimmes Volk;
Ja, die man wie mit Einer Zungen hat benannt:
Das wunderliche, freundlich starke Riesenpaar!

Adelhard.

Und dennoch, o mein Rutbert, dennoch klagest Du?

Ruthert.

'S ist nur, daß unser mühsam viel gewalt'ges Thun
Zwar Frucht bringt, aber dennoch wenig nur der Frucht,
Und im Vergleiche nimmermehr mit unsrer Müh!

Adelhard.

Wo ist auf dieser Erdenwelt ein Gärtner wohl,
Der nicht die gleiche trübe Klag' anstimmen kann!
Mag er mit Schaufel oder Griffel oder Schwert
Sein Tagwerk treiben, — immer bleibt ihm Eins gewiß:
Daß nimmer ihn vollkomm'ne Frucht erfreuen wird.
Das macht, weil abgefallen ist von Gott die Welt,
Ein armes, sündhaftträumendes, sehr schwaches Ding.
Doch Niemand lege müßig d'rum die Händ' in Schoos.

Ruthert.

Sieh den gefällten Löwenkönig hier am Bach!
Dort die furchtbare todte Schlange fern im Staub!

Adelhard.

Ich weiß, von deinem tapfern Arm sind Beide starr.

Ruthert.

Legt man die Hände müßigträumend so in Schoos?

Adelhard.

Nein. Lachen muß ich deiner seltnen Frage schier. —
Doch Niemand auch vergönn' es trüblichem Gewölk,
In seinem sonst gar tapfern Busen aufzuziehn,
D'raus fortzudrängen Zuversicht und Freudigkeit.
Ein jedes Mühsal, frischen Muthes angefaßt,

Wird leicht alsbald, zur Herzensluſt wohl gar zuletzt. —
Was blickſt Du nur ſo ſtaunend in mein Angeſicht?

Ruthert.

Weiß nicht, ob das derſelbe Adelhard noch iſt,
Der früher oftmals haderte mit dem Geſchick,
Wenn's auf den ſtolzen Nacken eine Laſt ihm warf.
Nun vollend's, — dacht' ich jüngſthin, als auf Ritterfahrt
Nach Welſchland Dich hinwegrief ein gegebnes Wort
Von unſerm ſand'gen Mühſalspoſten, — vollends nun
Wenn er rückkehrt aus jener heitern Blüthenpracht,
Wird ſeines Murr'ns und Scheltens gar kein Ende ſeyn.
Rückkehrſt du, — predigſt heiter Frohſinn und Geduld! —
Wie geht das zu, Du vordem ungeduld'ger Held?

Adelhard.

Sehr gern will ich Dir's künden; doch wenn's recht dir iſt —
Am liebſten in der heitern Sprache des Geſang's.

Ruthert.

Ei wohl. Iſt ja die alte Nordlandsſitte ſo.
Sing' an, mein trauter Adelhard, aus rüſt'ger Bruſt.

Adelhard.

Zwiſchen Bergen
Rollt ein Thalſtrom,
Viel milder, gold'ner, als Nordlands Ströme ſind;
Sanfter die Berge,
Baumumlockter,
Grüner die Matten, am freundlichen Hügelhang.

Aber dazwiſchen
Raget manch ſchroffes
Felſengeklipp in den blauen Himmel hinauf;
Manch eine Steinburg
Sieht ernſt beſchützend
Herab auf die Hütten an des Fluſſes Rand.

Ruthert.

Mit Gunſt, wie heißt man, trauter Freund, ſolch ſchönen Fluß?

Adelhard.

Wir Nordlandsritter pflegen Etſch zu nennen ihn,
Doch ſpricht es der Italer etwas anders aus. —
Nun, bitt' Dich, ſtör' mich fürderhin mit Fragen nicht
In meinem Lied. An theurem Ort hin flügelt's mich,
Und überhaupt, dieß Stören leid' ich ungern nur.

Ruthert.

Freund, nichts für ungut. Fragen iſt ja wohl erlaubt,
Und that ich's ja aus großer Luſt an deinem Lied.
Doch ſing getroſt nur weiter. 'S ſoll nicht mehr geſcheh'n.

Adelhard.

Und zu der Burgen
Aelteſter, mooſigſter,
Trug mein Roß mich den ſteilen Lindenpfad auf;
Finſter die Abendluft,
Dunkel die Lindennacht, —
Hier, dacht' ich, hauſen Geiſter im öden Gemäu'r.

Grau

Grau mir entgegen
An ſchlüpfrigſter Wendung
Des Felſenſteigens trat ein geſpenſtiger Mann, —
Huſchte vorüber; —
Faſt wäre mein Rothroß
Schreckblind hinunter geſetzt den ſchwindlichen Hang.
Aber es zügelnd,
Trieb ich es vorwärts,
Trieb es an's Thor des rieſig verwitternden Bau's.
Einzelne Lichtlein
Hoch aus den Fenſtern —
Dumpf hallte mein Klopfen zurück aus dem Thorgewölb.
Du willſt, o Ruthert, wieder etwas fragen. Nicht?
So ſprich es denn, herzlieber Freund, nur friſch heraus.

Ruthert.

Nicht eben war's ein Fragen nur. Ich dachte ſo:
Wenn von dem trübgeſpenſt'gen Graus in jener Burg,
Bei wen'ger, einzlen Kammern mattem Kerzenlicht, —
Wenn davon jetzt der Adelhard erzählen will, —
Da weiß ich nicht, — die Strauße hüpfen wildiglich
Im Staubes- und im Abenddunkel rieſig hin, —
Nachtvögel ſchrei'n, und zorn'ge Rachelöwen brüll'n
Aus wüſter Ferne heiſer, todverlangend auf, —
Da weiß ich nicht, ob's gute Stund' iſt, von dem Graus
Der Burg viel zu berichten, — doch begonnen iſt's. —
Nun ſinge nur, was gräßlich im Gemäuer Dir
Entgegen trat, denn Gräßliches gewiß erſchien.

Adelhard.

Dunkle Steintreppen, —
Hallende Säle, —
So ging es nun fort, — ein Knapp mit der Leuchte voran,
Ein schweigender Knapp, —
Treppʼ auf und Treppʼ nieder
Da standen wir vor ʼner Thür, und drinnen sah Licht —
Sah Licht durch die Spalten,
Ganz heimlich, ganz stille, —
Aufging die Thür, — o grünes, halbrundes Gemach! —
O lächelnde Hausfrau,
Blondlockig umwallte!
O blühendes, fröhliches Kindlein auf ihrem Schooß!
Und entgegen mir trat
Mild adlichen Grußes
Der Burgherr, sahe mir freundlich scharf in's Aug';
Lud dʼrauf an den Ehrensitz
Mich zu dem Rundtisch,
Und edel perlte der Wein im geschliffenen Glas.
Fern draußen der Geister
Nächtiges Walten, —
Hier um die drei Glücklichen Frieden und Segen und Licht.
So heimlich, so helle
Das freundliche Thurmgemach, —
Darf nun und nimmer ein dräuender Spuck heran;
Es sei denn in Liedern,
In schaurigen Mährlein, —
Manch ernste Nordlandskunde da sang ich vor.
Dann rührte der Burgherr

Gewaltig die Harfe,
Denn mächtige Gabe der Saiten verlieh ihm Gott.
Oft aber auch faßt er,
Goldhelmiger Ritter,
Großmächt'ge Speere, zeucht in den Bergwald aus,
Bei Waidmanns Thaten
Gedenkend der Schlachten,
Die er noch jüngst im Frankland rühmlich schlug.
Heimkehrend begrüßt dann
Von zarter Hausherrin,
Grüßend den Himmel in ihrer Augen Licht,
Mit dem Kinde spielend, —
Wie mit blühendem Englein, —
Sprich, ob ihm nicht lacht hienieden ein Paradies?

Ruthert.

O ja, ihm lacht's, und beinah Freudenthränen stehn
Mir vor dem lieblichhellen Glücksbild im Aug'.
Nur sage, wie uns Wüstenmänner eben das
Erquicken soll. Vielmehr ein Nagen in der Brust
Wacht vor so fernem Glück auf dem Entbehrenden.

Adelhard.

Du bist um sehr viel besser, Ruthert, als dein Wort. —
Wenn wir umziehn durch jenes sengende Gefild,
Von Staub erstickt beinahe, durstgequält und matt, —
Ist Dir's nicht Trost und Freude, daß Du weißt wie hier
(Ob fern!) im Sandmeer schattend die Oasen blühn,
Die fruchtbelebten Inseln, aller Labung reich?

Ruthert.

Ja wohl, schon in Gedanken hat's mich oft erquickt.

Adelhard.

Und ich soll nicht mich freuen, daß ein Schwertgenoß,
Ein Lied'sgenoß, in Mitten dieser staub'gen Welt
Auf einer seligblühenden Oasis wohnt!
Nicht freud'ger deshalb ringen mit Berufesmüh'n,
Sieghaft'ger auch, da fern's der liebe Gott verleiht!

Ruthert.

Du hast das Herz im Busen ganz mir frisch gemacht.

Adelhard.

Und eben reitet wieder dort ein Zaubermensch.
Auf 'nem verherten Strauße dräuend her. Frisch d'ran!

Ruthert.

Frisch d'ran! Nie griff ich siegesfreud'ger je zum Speer!

XVII.

Nachspiel.

Die Muse.

Nun laß die Lampe wieder uns verschließen.
Wir haben mehr zu thun und zu genießen,
Als mit dem kleinen Bildchen hier allein.

Der Dichter.

Sie gaben wirklich doch recht hübschen Schein.

Die Muse.

Nur jetzt, mein Freund, zur Fahrt durch ferne Zeiten
Sollst Du im stolzern Schwunge mich begleiten.
Es geht hinaus zum alten Eichenwald,
D'rin Waidmannshorn und freies Kriegslied schallt,
Und Adler sinken, Heldenbäume splittern
Vor rächenden und rettenden Gewittern, —
Still jetzt; — es wächst des Sanges mächtiger Braus
Uns über dieß Gemach zu dreist hinaus.
Doch magst, erschöpft von meinen kühnern Gaben,
Du manchmal noch an solchem Spiel dich laben.